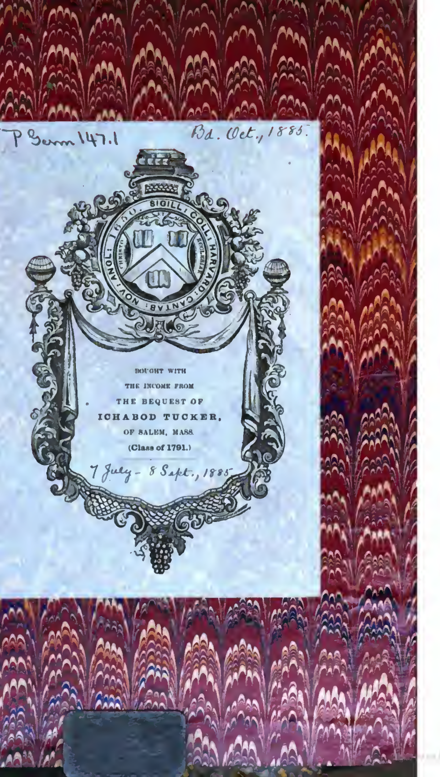






Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Zehnter Jahrgang. — Dritter Band.
(Juli bis September 1885.)



Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Dritten Quartal-Bandes des Jahrgangs X.

(Juli bis September 1885.)

Berichte aus allen Wissenschaften:

Kleine Revuen:

Kunstbeigabe zum III. Quartal 1885.

Zehnter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1885. Juli.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in Folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau Expedition: Tauenzienstraße 60. **Berlin** Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichnis.

Juli 1885.

Seite

Die Finanzbarone.

Darwin lehrt uns im Tier- und Pflanzenreich die äußeren Verhältnisse als Ursache der Gestaltung der Varietäten, die Entstehung der Arten aus dem Kampfe ums Dasein kennen; aber auch im menschlichen Leben zeigt sich dieser selbe Kampf als Bildner der verschiedenen Typen der Gesellschaft; auch hier läßt sich das Darwinsche System voll und ganz anwenden, und es finden sich oft die aufs wunderbarste übereinstimmenden Züge.

So ist bekannt, daß alle Haustaubenarten in ihren verschiedenen Variationen und Rassen von einer einzigen Art ursprünglich abstammen, der columba livia, der Felsentaube; eine Thatsache, zu deren Beweise nur angeführt werden mag, wie bei allen Tauben-Variationen immer und immer wieder ein Ei vorkommt, aus dem die schlichte Felsentaube ausgebrütet wird.

Die Urspezies der Nebengattung Finanzbarone in der Hauptklasse homo sapiens, die Muttertaube, ist der Frankfurter Bankier.

Nach allen Himmelsrichtungen ist unsere Frankfurter Felsentaube geflattert und hat sich zum größten Vorteil, zum Segen und Wohl des Landes eingenistet, in welchem sie sich niederließ. Sie hat Dynastien gegründet, welche durch weittragende Verwandtschaftsverbindungen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung des Wohlstandes und der Zivilisation der Völker gewonnen haben, denn wenn sie in ihrem Urbezirke eine absolute Teilnahmlosigkeit gegenüber den nationalen und politischen Fragen zeigte, so kehrte sich dies nach ihrer Versetzung in ein anderes Land in glühende Begeisterung für ihr Adoptivvaterland um. Betrachten wir nun einmal die Taubenarten in ihren verschiedenen Niederlassungen.

Frankfurt.

Der Frankfurter Finanzbaron lebt in einer einfachen Umgebung, die sich in geistiger Beziehung nicht sonderlich von ihm selbst unterscheidet. Sie spricht,

gleich wie er, einen und denselben gemütlichen Dialekt und verbirgt ebenso wie er ihre angeborene Schlauheit hinter dieser naiven Ausdrucksweise; sie weiß, ebenso wie er, die größte Rücksichtslosigkeit, den bodenlosesten Egoismus hinter einer gewissen gemütlichen, naiven Unbeholfenheit zu verbergen.

Der Grundcharakterzug des Frankfurter Geldmannes ist, daß er sich durch keinerlei Nebenrücksichten, weder durch geistige noch durch soziale oder politische Interessen, aus dem Gleichmut der Beobachtung herausbringen läßt. Sein einfacher, gesunder Verstand, sein geschäftlicher Instinkt gilt ihm allein als Wegweiser.

Beobachten wir ihn in seinem eleganten Kontor, welches stets ein Repositorium gut gebundener neuer Gesetzsammlungen, Diktionäre, Statistiken, Atlanten und ähnlicher Bücher aufzuweisen hat, wie er mit seinem vertrauten Hülfsarbeiter redet. Einen solchen mit Konversationslexikonsbildung ausgestatteten Mann, der auf allen Gebieten versiert ist, besitzt jeder Frankfurter Finanzbaron. Doch läßt er diesen Hülfsarbeiter, so viel Einfluß er ihm auch einräumt, nie selbständig disponieren. Die umfassende Bildung, die Beschäftigung mit anderen Sachen hat ihn am Erwerb der für Frankfurter Geschäftsverhältnisse nötigen Taktik gehindert.

Da heißt es denn in der lakonisch diminutiven Redeweise: „Die Kurse sind e bische zu tief, da könnt mer was kaufe."

Das Faktotum macht in gehaltvoller Rede seine Einwendungen, er spricht von den Verwickelungen im Orient, von ihren Folgen für Europa; zuletzt heißt es aber doch: „Rede Sie nit!" und der Chef entscheidet selbst.

Ein Wort wie: „das Amerika ist doch nit zu Grunde gerichtet durch den Bürgerkrieg" hat Finanzgrößen erschaffen; und das Bewußtsein, „daß die Welt nit mit Schiene gepflastert zu werde braucht," schützte vor den Folgen des furchtbaren Krachs der siebziger Jahre.

Unglücklich ist der Frankfurter Finanzier durch die Einrichtung des Einjährig-Freiwilligen-Examens. Nun bringt man seinen Söhnen unnöthige Sachen in den Kopf, die sich höchstens für Frauen, „die nix zu thun haben," eignen und eigentlich lernen die Kinder „gelt doch nix rechts".

Viel einfacher und besser scheint ihm doch die Erziehung durch eine französische und englische Bonne zu sein. Da lernen die Jungen parlieren, und wenn ihnen später noch das Schreiben und Lesen der fremden Sprachen beigebracht wird, so genügt das vollständig für den bereits mit dem 14. Lebensjahr in Dressur genommenen jungen Finanzmann. — Denn in diesem Alter beginnt man ihm die elementare Technik des Bankgeschäftes beizubringen und die Geschäftsprinzipien anzuerziehen. Von diesen wesentlichen Prinzipien besteht eins darin, daß er sich mit allen Leuten gut vertragen lernt, mit allen höflich umgeht, aber im geschäftlichen Leben durch keine sozialen oder politischen, Familien- oder gar Gemütsrücksichten sich leiten läßt und daß er sich mit denjenigen Personen,

die er in Wirklichkeit mit der bodenlosesten Rücksichtslosigkeit und Roheit behandelt, nie wirklich überwirft.

Der Frankfurter Finanzbaron liebt weder soziale Renegaten noch politische. Am liebsten verheiratet er seine Töchter wieder mit seinesgleichen; am liebsten verkehrt er auch mit seinesgleichen; für arme Verwandte hat er, wenn es seine geschäftlichen Verhältnisse nicht stört, ein warmes und auch wohlthätiges Herz; er stellt sie selbst in Bädern dritten Personen als zu seiner Familie gehörig vor, eine Eigenschaft, die fast nur ihm eigen ist. In anderen Städten kennen die Finanzleute von dieser Eigenschaft nichts mehr; sie verleugnen ihren Ursprung ganz und gar.

So nüchtern wie im Geschäft lebt der Frankfurter auch in seinem schön gebauten Hause. Er fährt in elegantem Wagen mit guten Pferden, besitzt seine Loge im Theater; Zeitungen liest er, Bücher selten oder nie; Rennpferde hält er nicht, wenn er wirklich in oder bei Frankfurt geboren und erzogen ist. Seine Frau steht ihm im allgemeinen an Bildung und Lebensanschauung gleich; sie kommt oft nach Paris, hat dort auch Verwandte und kleidet sich wie eine Pariserin; sie ist meistens hübsch, gut gepflegt und macht dem Äußeren nach einen ganz distinguierten Eindruck. Da sie nicht mehr Bildung und auch nicht mehr Gemütseigenschaften besitzt als ihr Ehegemahl, so kann sie auch nicht, wie in Berlin, eine geistige Bildungs- und Gemütsüberlegenheit über ihn dritten gegenüber zur Geltung bringen und ihn zu einer komischen Figur herabdrücken. Die Frankfurter Finanzfrau ist eine gute, einfache Hausfrau, von deren Hausbackenheit man sich nur durch die Unterhaltung überzeugt, da das Äußere meistens eine höhere geistige Entwickelung zu verraten scheint; sie ist eine gute, kurzsichtige Mutter, sie erzieht ihre Töchter in demselben Geistesniveau, in dem sie selbst trotz des entgegengesetzten Bestrebens ihrer Gouvernanten geblieben ist. Sie bringt jeden Menschen unter in einer einfachen Hochachtungsskala, welche sie im Laufe der letzten Jahrzehnte allerdings zweimal umrechnen mußte, — bei dem Übergang von der Gulden- zur Thaler-, von der Thaler- zur Markwährung. Die Frage, welche Mitgift dieser oder jener seinen Töchtern bewilligen kann, ist ihr eine Angelegenheit von der allerhöchsten Bedeutung.

Dieser Frankfurter Finanzbaron ist selten Parvenü. Denn Mann und Frau gehen nie auf das Glatteis, sich durch Äußerungen zu blamieren, und im Gegensatz zu anderen Abarten hört man häufig bei ihnen das ehrliche Wort: „Davon versteh' ich nix."

Die Frankfurter Felsentaube ist mit ihrem Gefieder zufrieden; sie geht nicht auf bunte Federn in Gestalt von Orden und Titeln aus; mit vornehmer Verwandtschaft renommiert sie, aber nur, wenn diese in ihrer Sphäre liegt.

In dieser schlichten Farbe bleibt die Frankfurter Felsentaube ihr Leben lang. Nur ihre Jungen versendet sie in aller Herren Länder zur weiteren Aufzucht, das beste Material, großes und bedeutendes zu leisten. Das Frankfurter Junge akklimatisiert sich vortrefflich, wohin es auch verschleudert wird. Es giebt den Ein-

drücken der äußeren Verhältnisse nach, es ändert seine Physiognomie in jedem Lande, aber der Forscher erkennt doch seinen Ursprung.

Paris.

Unsere Taube ist auch nach Paris geflattert. Hier erhielt sie sich in einer verhältnismäßigen Reinheit und kreuzte sich wenig mit andern. Der Frankfurter Finanzmann beschränkt sich mit geringen Ausnahmen darauf, an dem mit zu naschen, was andere geschaffen haben. Er erwirbt seinen Reichtum durch richtige Diagnose der vorliegenden und Prognose der kommenden Verhältnisse; in Paris mußte er in das geschäftliche Leben, in Industrie, Handel und Verkehr mit eingreifen. Dazu mußte er aber mehr lernen, und — aussehen, als ob er mehr gelernt hätte; und damit beginnt auch schon das Parvenütum. Aber seine Unarten bleiben noch naiv und belästigen seine Mitmenschen nicht.

Seine Töchter verheiratet er an hohe Aristokraten, seine Söhne lassen rennen und reiten Steeplechase. Aus dem in Frankfurt recht vereinzelt aufgetretenen Antiquitätensammler ist hier schon der eigentümliche Typus des Sammlers entstanden; man ist Kunstkenner geworden, man kennt in seinen Zimmereinrichtungen die verschiedenen Stile, und wer nicht so neugierig ist, bei der Nomenklatur der Könige zu fragen, in welchem Zeitalter sie gelebt haben, würde den Hausherrn in dieser Richtung für recht gebildet halten. Zu seinen Gesellschaften kauft er sich schon Künstler und Schriftsteller, er bleibt aber (und das ist charakteristisch) Kunstmäcen und bildet sich nicht, wie der Berliner, ein, damit selbst etwas vom Künstler und Dichter an sich zu haben. Er und seine Familie sprechen, trotzdem ihr mittel-deutscher Ursprung nicht verheimlicht werden kann, nur französisch. Sie sind Franzosen im Herzen und, zu ihrer Freude, auch dem Äußeren nach. Ihre hohen Verdienste für das nationale Wohl und für die Zivilisation (letzteres vielleicht indirekt und unbewußt) sind anerkannt. Ihre Schwächen werden ertragen. So gestaltet, gilt der Frankfurter dann, und das mit Recht, für den Typus eines ehrlichen und braven Geschäftsmannes, der seinen Vorteil natürlich versteht.

Er bildet eine selbständige Finanzaristokratie, und zwar in einem Lande, wo diese Plutokratie vielleicht bestimmt ist, die Aristokratie dereinst ganz zu ersetzen; denn diese leitet zu vielfach ihren Stammbaum aus einem Schäferstündchen eines ihrer Könige her, als daß sie mit großem Erfolg gegen den neuen Eindringling zu Felde ziehen könnte.

Von den Frauen ist die in Frankfurt geborene frankfurterisch geblieben. Anders der Nachwuchs.

Die Familien des Quartier St. Germain schicken ihre Töchter aus der oft frivolen Umgebung der Mutter in das Kloster. Hier, an diesem stillen poetischen Ort, wird das Kind fern vom Getriebe der Welt erzogen und bewahrt sich einen Schatz des Gemüts, der in allen schweren Stunden, die ihm das fernere Leben bietet, wunderthätig wirkt, eine poetische Welt, zu der es immer wieder zurückkehrt, sobald es sich in der wirklichen verlassen fühlt. Das Mädchen lernt weder vom Leben

noch von der Wissenschaft recht viel. So kommt sie mit sechzehn, siebenzehn Jahren aus dem Kloster in die Familie zurück, eine herrlich aufblühende Knospe, welche dem Manne, der sie zu pflücken kommt, mit einem so wunderbaren Reiz entgegenduftet, daß er ihre Naivität gern mit in den Kauf nimmt. Durch diese Erziehung wird die junge Frau, vorausgesetzt, daß sie durch das Leben nicht frivol gestaltet wird, ein vortreffliches Glied der französischen Gesellschaft. Wohlthätig, gut, rechtschaffen, mit feinem Gefühl für Anstand und Geschmack, erzieht sie ihre Kinder in den Traditionen einer früheren Zeit, die durch die modernen Verhältnisse Frankreichs fast verdrängt zu werden drohen.

Ebenso möchte der Pariser Finanzbaron seine Töchter erziehen. Aber er giebt das Kind nicht fort, und doch soll es mit 17 Jahren dieselben Eigenschaften besitzen wie das Klosterkind. Es ist ohne dessen Schatz an innerer Reinheit aufgezogen, äußerlich dagegen diesem gleichgebildet; d. h. gleich naiv und unwissend. Ihre Lektüre ist so unbedeutend und so albern, wie sie kein Quartaner bei uns zu Lande aufgetischt bekommt. Ins Theater darf sie nur gehen, wenn „ihr zuträgliche" Stücke gegeben werden; mit Herren darf sie nie sprechen, dabei entbehrt sie aber in der Familie jeglicher Art von Anregung. Die Eltern können sie ihr nicht geben, die Gouvernanten sollen nichts als ihr eine geistig naive Dressur beibringen. Was ist also das Produkt? Ein schlecht unterrichtetes, nur mit etwas Sprachkenntnissen versehenes Putzäffchen, das ebenso dumm reden muß wie das Klosterkind, dem aber deren poetischer Hauch gebricht.

Durch diese falsche Erziehung fehlt ihr die Innigkeit und Hingebung, auch als altes Mädchen glücklich zu werden; der Vater muß sie, sobald ihr die kleinen glatten Kleidchen und das unschuldig machende Kinderhütchen nicht mehr stehen, um jeden Preis an den Mindestfordernden losschlagen; und doch hat sie natürliche Anlagen, die bei richtiger Ausbildung eine sinnige, geist- und herzvolle Frau in edelster Form aus ihr gemacht hätten.

Es giebt natürlich Ausnahmen, es giebt auch hier Frauen, welche ihren Männern, besonders solchen, welche einen geistigen Beruf verfolgen, als vortreffliche Gehülfinnen und Mitarbeiterinnen zur Seite stehen; es giebt junge Mädchen, die ein angeborenes malerisches oder musikalisches Talent zu einer bedeutenden Vollkommenheit entwickelt haben; aber es sind doch sehr seltene Ausnahmen, und im ganzen zeigt sich die Uniformität der französischen Gesellschaft bei der Erziehung der Finanztöchter besonders charakteristisch.

Unzweifelhaft ist der moralische Einfluß, den die Erziehung im Elternhause auf das junge Mädchen haben muß; eine Garantie der Treue, welche die unter den Augen ihrer Mutter aufgewachsene Gattin ihrem Manne bieten wird. Aber den Zweck ihres Daseins sucht die Frau in der Sorge, daß das Haus möglichst schablonenhaft nach dem unverstandenen Vorbilde des Quartier St. Germain geführt wird. Der Kutscher trägt in dem einen Jahre Stiefel, in dem andern Gamaschen; der Groom hat seine Weste das eine Jahr an den Frack genäht, das nächste Jahr lose. Der Firnißtag, die Eröffnung des Salons, wird das eine Mal mitgemacht und, je nach der Mode, das nächste Mal verschmäht.

Eine solche Frau ist unfähig, sich mit einem Manne zu unterhalten, wenn sie (und das ist ja ihr Verdienst) nicht frivol geworden ist. Daher die Erscheinung, daß in den Salons der französischen Finanzbarone die Frauen untereinander sitzen und sich über ihre Babies, Dienstboten und Toiletten unterhalten. Jede dieser Damen hat, da es Mode ist, einen jour de reception, an dem man sich gegenseitig besucht; aber nur die Damen unter sich. Und wirklich, wer von dem verderbten und frivolen Paris gehört hat und dann in einen solchen Salon versetzt wird, möchte auf die Kniee fallen und Paris Abbitte thun, daß er es so verkannt hat. Er wird aber einen gewissen Schauder vor diesen Frauen bekommen, welche mit ihrer so geschmackvollen Kleidung, mit ihrem so geistvollen Aussehen doch solche leeren Hülsen bilden.

Naiv komisch wirkt in diesen Salons, in welchen nur französisch geredet wird, das Hineinschneien eines deutschen Wortes. Wenn den Damen in ihrer Unterhaltung einmal der französische Wortvorrat ausgeht, wenn auch die englischen Ausdrücke nicht mehr reichen, dann wird zur Muttersprache gegriffen; und vielleicht mögen die älteren Frauen innerlich darüber lachen, daß sie nicht ganz gemütlich bei ihrem Frankfurt-Sachsenhäuser Dialekt geblieben sind.

Die Söhne vieler reicher Finanzbarone betreiben das Börsenspiel in einer Höhe, welche oft in die Millionen geht und die Verhältnisse ihrer Familien übersteigt; der Grund hiervon ist nicht Geschäftseifer oder Geldsucht, sondern das Verlangen nach aufregenden Reizmitteln für das erschlaffte Nervensystem der geborenen Millionäre.

Neben diesen Wahlfranzosen giebt es einige wenige Finanzbarone, welche ihre ursprüngliche Nationalität nicht verleugnen. Diesen lassen sich aber die guten Eigenschaften der anderen nicht nachsagen. Der Abbé, der Erzieher ihrer Kinder, der Duc, der Freund des Hauses, vermögen sie nicht davor zu schützen, daß man ihnen Geschäfte nachsagt, welche nicht mehr zweifelhaft sind. Mit den Gesetzen des Aufenthaltslandes lebt diese Art von Finanzleuten beständig im Kampfe, sie besolden ein Heer von Revolver-Journalisten. Für jeden Dienst, den die heimische Vertretung ihnen gewährt, leisten sie eine milde Stiftung für ihr Vaterland; wenn er diese Vertretung nicht brauchte, wäre er schon längst das Muster eines Renegaten.

London.

In London sind die Finanzbarone wirkliche Mitglieder der Gesellschaft. Die englische Geburts-Aristokratie ist so bedeutend, so groß und mächtig, ihr Ansehen so anerkannt und unerschütterlich, daß sie die Einschiebung der geistigen Aristokratie wohl vertragen kann, falls sie sich ihren Lebens-Bedingungen fügt, auch wenn sie die geistige Befähigung nur auf den materiellen Gebieten zur Geltung bringt. Auch die englische Industrie, der Handel und Verkehr nehmen jeden Gehülfen freudig auf, England weiß, daß es durch fremde Elemente nie verschlungen werden kann. Aber dafür verschließt auch Englands Aristokratie jedem die Thür, der ungebildet im Gemüt, in Benehmen und Geist ist.

Zum Eintritt in die Gesellschaft ist der unbedingte Anschluß an die Gewohnheiten des englischen Handels und Wandels nötig. Der Humbug gilt nur auf der Straße und bei dem shop keeper, bei dem großen Finanzmann ist er etwas Undenkbares. Ist aber der Finanzbaron, der in wohlhabenden Verhältnissen seit Generationen dem Lande angehört hat, in die Aristokratie eingetreten, zur columba britannica geworden, so sieht man ihm nicht mehr die fremde Abstammung an. Er ist dem High life vollständig assimiliert, und seine Töchter und Söhne verbinden sich mit dessen Kindern.

Aus der Frankfurter hausbackenen Frau ist die vornehme, englische Lady entstanden; aus dem unbeholfenen, körperlichen Übungen feindlich gesinnten Frankfurter Jüngling ist ein schneidiger englischer Ruderer, Reiter und Lawntennisser geworden, nirgendwo ist die Akklimatisationsfähigkeit so sichtbar wie hier.

Nord-Amerika.

Fast ebenso vollständig amalgamiert sich unsere columba livia jenseit des Meeres mit der dortigen Umgebung; sie nimmt alle guten und bösen Eigenschaften der neuen Landsleute an; in die Heimat kehrt sie reich beladen mit Schätzen zurück und führt auf allen Reisegegenden Europas den Yankee in optima forma vor. Herrliche Hotels in Paris, wunderbare Villen längs des Rheins, Paläste in Florenz zeugen von der Energie, von dem Fleiß, von der Intelligenz und der Kraft der Besitzer, die sofort die Eigenarten des fremden Bodens verstanden und gelernt haben, ihn richtig zu beackern. Aber die Gasthöfe, die feinen Restaurants zeugen auch von Ungezogenheiten, von Roheiten, die der nicht in Amerika Geborene, aber dort Erzogene in bei weitem höheren Maße angenommen hat als die Amerikaner selbst. In Amerika ist ja alles mehr oder weniger Finanzbaron, aber der Finanzbaron Frankfurter Abkunft zeichnet sich durch große Intelligenz vor allen anderen besonders aus. Es ist bekannt, daß seine Geschäfte stets einen reellen Hintergrund haben, daß er neue, reiche Erwerbsquellen schafft und einführt. Man weiß, daß er auch mit den nötigen amerikanischen Reklamen seiner Arbeit Bahn brechen hilft, aber man kann sich darauf verlassen, daß er keinen Humbug, keine Schwindel-Reklame treiben wird, noch daß er auf den Gimpelfang ausgeht. Bleibt die Frankfurter Taube in Amerika, so verschwindet sie mit der Zeit in der Umgebung und behält keine charakteristischen Merkmale mehr für sich.

Berlin.

Recht schwer fällt uns der Abschied vom Westen; mit einem gewissen Widerstreben setzen wir unsere Beobachtungen im Osten fort. Wir fliegen allein nach Berlin; denn eine Frankfurter „Felsentaube“ begleitet uns direkten Weges nur selten dorthin. Wenn sie sich da findet, ist sie meistens nur auf dem indirekten Wege, vom fernen Osten zurückkehrend, in die Metropole der Intelligenz eingedrungen. Im Gegensatz zu den übrigen großen Plätzen rekrutiert sich die Berliner Finanzwelt aus den verschiedenartigsten Elementen, so daß man von einem eigenen, typischen Charakter in demselben Sinne wie an den anderen Orten nicht reden

kann. Die verschiedenen Kategorien bilden Gruppen mit ganz anderen Lebensanschauungen und Lebensverhältnissen; während sonst die Finanzbarone meist eine und dieselbe soziale, politische und geschäftliche Richtung annehmen, blicken wir in Berlin in ein Kaleidoskop der wirrsten Strömungen. Die eigentümliche, schnelle Entwickelungsart Berlins, der eilige Wechsel der Lebensformen der Großstadt, die chamäleonhafte Umbildung der sie umgebenden Elemente bringen die verschiedensten Gruppen hervor; denn die Familien der Finanzbarone sind im besten wie im schlechtesten Sinne die konservativen Erhalter der Ideen derjenigen Entwickelungsperioden, in denen sie zu Ansehen gekommen sind.

Wenn es uns auch unmöglich ist, alle diese verschiedenen Typengruppen zu schildern, so wollen wir doch einige der charakteristischsten herausgreifen.

Treten wir in eines der hocheleganten, villenartig gebauten Häuser der westlichen Stadt ein, so belehrt uns ein flüchtiger Blick in das Innere, daß wir in einer mit vielem Verständnis, mit vielem Geschmack eingerichteten Wohnung sind. Die Wirtin ist eine hübsche, oft schöne, stets aber elegant und geschmackvoll gekleidete Frau, die bereits in zweiter, wo möglich dritter Generation wohlhabend ist, jedenfalls aber wohlhabend gelebt hat; der Gatte ist dem Kommisstande Schlesiens entsprungen und verdankt seine geschäftliche und soziale Stellung seiner Energie, seiner Intelligenz, seiner Tüchtigkeit, aber vor allem seinem Glück.

In ihrem eleganten Boudoir sehen wir die liebenswürdige, heiter angeregte Dame des Hauses, umringt von einem Kreise von Männern mit geistvollen Mienen, Schriftstellern, Künstlern, Gelehrten, in lebhafter Unterhaltung vereinigt. Was ist wohl der Gegenstand ihrer Gespräche? Ist es Theater, Kunst, Litteratur, ist es Politik, sind es Wissenschaften? Lieber Leser und liebe Leserin, wenn du nicht aus Berlin stammst, so errätst du es nicht. Man redet von der sozialen Stellung der unter genau denselben Lebensbedingungen existierenden Nachbarin, über die komische Position, die der Ehegatte der Frau Nachbarin in der Gesellschaft einnimmt, der genau dieselbe Entwickelungsgeschichte des eigenen Ehegatten durchgemacht hat.

„X. hat sich seine gesellschaftliche Position durch sein großes Kunstverständnis gemacht," beginnt einer das beliebte Konversationsthema.

„Nein, nein, seine Frau ist sehr liebenswürdig und distinguiert." —

„O Gott bewahre!" repliziert die Hausfrau, „Alles das ist nicht der Fall. Graf So und So, den sie im Bade kennen lernte, hat ihr den Weg gemacht." —

„Pst, pst!" ruft ein anderer dazwischen, „er soll den Mann furchtbar angepumpt haben." — Allgemeines Lächeln. —

„Kein anderer als auch unser Bekannter N., der witzige Schriftsteller, der Späßemacher der Gesellschaft, und sein Verwandter haben ihm geholfen."

„Aber, meine verehrteste Gnädige, Frau v. U. verkehrt doch schon seit Jahren im Hause."

„Wer ist denn eigentlich Frau v. U.?"

„— Pst, pst“ — —

„Was nennt Ihr denn eigentlich gesellschaftliche Position? Kommen außer Frau von U., außer General T. dem Witwer, dem Junggesellen Baron P. und den Damen A., B., C. noch andere? Es ist ja die reine Herrengesellschaft!“

Und so geht dieses höchst interessante und pikante Thema ad infinitum fort, man macht mehr oder weniger geistreiche Bemerkungen über die Gefallsüchtigkeit, Langeweile oder das Geistreichthun der Frau Nachbarin und moquiert sich nach Herzenslust darüber. Nehmen wir unsere Tarnkappe und fliegen wir in ein anderes Haus, so sehen wir dieselben Personen wieder. Nur unterscheidet sich der eine Hausherr von dem anderen dadurch, daß der eine etwas gutmütiger, der andere etwas boshafter, der eine etwas mehr Kunstkenner ist, der andere dafür etwas mehr Mutterwitz besitzt; die Frauen, daß die eine etwas stiller, dafür schöner, die andere etwas geistvoller, dafür nervöser, die dritte etwas pikant-frivoler und dafür älter ist.

Der Herr und Gebieter dieser Häuser besucht die Börse wie der Arzt die ansteckenden Kranken; alles, was an seinen Beruf erinnern könnte, wird nach der Rückkunft abgelegt, damit er nicht mit der Giftluft infiziert in seine Familie eintritt. In seinem Hause ist er — freilich nur nach seiner eigenen Ansicht — reiner Gentleman von tip to toe und bildet sich auch ein, daß seine Freunde, die seinen Rotwein trinken und seine Zigarren rauchen, der gleichen Ansicht huldigen und kaum wissen, daß er zur Börse geht; und wenn sie es wissen, so finden sie, daß man ihm absolut nichts davon anmerkt. Aber kaum ist er von seinem Tische aufgestanden und hat seine Gäste einen Moment sich selbst überlassen, vielleicht um ihnen eine neue Marke Havanna zu holen, so schwirrt über den einen sofort eine böse Depeschengeschichte durch die Luft, bei dem anderen wird die Gewohnheit, auf der Börse bei dem Leben seiner Frau und seiner Kinder zu schwören, verspottet; bei dem dritten die Vorgeschichte seiner Frau und seiner Eltern unter den längst Eingeweihten noch einmal vorgebracht. Kommt der Hausherr zurück, so nimmt er sofort an dem Gespräch, das sich nunmehr nicht um ihn, sondern seinen Nächsten dreht, regen Anteil und würzt vielleicht die Geschichten mit irgend welchen kleinen erfundenen Malieen und Bosheiten. Aber zu hübsch und amüsant ist es, wenn der Herr sein Urteil über seine Mitmenschen damit schließt, daß ihm Parvenüs wie Y. und Z. greulich sind.

Die Künstler- und Schriftstellerkreise verschmelzen sich mit diesen Finanzkreisen auf die sonderbarste Art. Die Finanzbarone bilden sich, da sie glauben, eigentlich nur dem geistigen Leben anzugehören, ein, Kritiker von Beruf, ja Mitkünstler zu sein. Dafür glaubt aber auch der Schriftsteller zuweilen, seine Kasse gliche der seines Freundes N. N., und diese Fata morgana bringt ihm mehr als eine Ungelegenheit. Kommunistischer Natur ist unser Finanzbaron nicht, er will für sein Geld etwas haben, und es gehört mit geringen Ausnahmen zu den elendesten Verleumdungen, wenn man wirklich glaubt, die Schriftsteller- und Künstlerkreise hätten in materieller Beziehung von ihren pekuniär besser situierten Freunden irgend welche Vorteile. Unser Finanzbaron

unterstützt seinen Freund, den Schriftsteller und Spaßmacher seiner Gesellschaft, der ihm so und so viele exotische Gesandtschaftsexemplare eingeführt, auch vielleicht einmal einen ausgewachsenen, veritablen Kammerherrn ohne Frau zugeführt hat, nur dadurch, daß er in den Premieren seiner Stücke applaudiert und höchstens im allerintimsten Freundeskreise über das schlechte Stück schimpft. Dritten Personen gegenüber erklärt er, wenn über dasselbe gesprochen wird, der Autor sei sein Freund, und daher könne er darüber kein Urteil fällen.

Die Schriftsteller und Künstler aber geben Gesellschaften über Gesellschaften, um die Verbrüderung der verschiedenartigsten Stände und Klassen zu ermöglichen. Sie geben Dejeuners, bei denen Herzöge, Professoren, Bankiers, Makler und solche, die dazu vereidigt werden möchten, Maler, Gelehrte, Zahnärzte, Offiziere und (Freude über Freude!) wirkliche, echte, großjährige Anverwandte des hohen Beamten X. X. zu treffen sind. Unsere Finanzbarone aber verteilen sich populär unter die Menge, der eine setzt sich zum Herzog X., der andere zum Grafen Y., der dritte zum Prinzen Z. Sie beklagen sich bitterlich bei dem neuen Freunde, dem sie eben vorgestellt sind, daß sie gezwungen sind, mit der Finanzgröße R. zusammen zu sein, der sich eben in so zudringlicher Weise an den Grafen Y., den Prinzen Z. gemacht hat. Der Andere spricht wieder von der Zudringlichkeit des Parvenüs, der sich ohne irgend welche Veranlassung an den Herzog X. gedrängt, da er selbst ja den Herzog X. anzureden viel eher berechtigt sei als jener, daß aber seine Bescheidenheit ihm gebiete, erst zu warten, bis X. ihn angeredet. Innerlich aber ärgert er sich, daß N. den Stuhl neben dem Herzoge schneller ergattert hat und ihm so im Wettrennen zuvor gekommen ist. Im allgemeinen aber geht die Konversation der Finanzgröße mit dem Majoratsherrn dahin, daß es doch komisch ist, daß man ein paar Leute wie sie beide gesellschaftlich zwingt, mit den Finanzleuten N. O. und dem Zahnarzt und dem Schauspieler und, Gott weiß wem, zusammen zu sein. Diese Leute gewännen dadurch das Recht, einen auf der Straße zu grüßen.

Nun glaube man aber nicht, daß diese verschiedenen Finanzmännerfamilien nicht unter einander verkehren, im Gegenteil recht häufig, recht intim, nur daß sie sich zu den Diners ihrer zweiten und dritten Kategorie gegenseitig einladen. Auch glaube man nicht, daß die Schriftsteller und Künstler, welche den Familien zu ihrer sozialen Position verholfen haben, nach vollbrachter That noch oft zur ersten Serie geladen werden; o nein, auch sie werden zur zweiten degradiert, und „Spaßmacher" und seine Sippe haben sich schon oft genug über derartige Zurücksetzungen bitter geärgert.

(Schluß folgt.)



Russisch.

Von

Peter Boborykin.

Autorisierte Übersetzung von Agnes Grebst.

I.

Gestern fragte mich Elsa:

„Mama, lohnt es sich überhaupt zu leben?"

„Wie kommst du auf eine so sonderbare Frage?" antwortete ich ihr.

Ich versuchte dabei zu lächeln, doch war mir gar nicht lächerlich zu Mute. Seit einiger Zeit begann meine Tochter sich von mir fern zu halten; das war allmählich so gekommen. Ich habe sie wirklich nie beschränkt, seit ihrer Kindheit war sie stets daran gewöhnt über Tag und Stunden, über ihre Lektüre wie über ihre Spaziergänge frei zu verfügen. So erzog sie der Vater; zwar wollte ich mich anfangs einmischen und etwas mehr Ordnung hineinbringen, aber er sagte mir einmal:

„Mascha, du bist zu nervös, du verlangst zu viel, deine übertriebene Liebe kann dem Kinde schaden, du beschränkst es zu sehr."

So begann die Verziehung. Er bewunderte sie als sein Ebenbild, die Ähnlichkeit zwischen ihnen war auffallend, selbst ihre Stimme glich der seinigen, als sie jung war. Als sechsjähriges Kind setzte sie sich auf den Rand des Teppichs ins Kabinet des Vaters und erwartete in dieser Stellung die Gäste; wenn jemand eintrat, fragte sie mit wichtiger Miene, mit französischem Accent, schnarrend — das Schnarren hatte sie von Michel —

„Was giebt's neues in der politischen Welt?"

„Was für ein geniales Kind!" riefen alle unsere Freunde aus und sie spielten mit ihr wie mit einem Drahtpüppchen.

Es war mir oft widerwärtig zu hören, wie das siebenjährige Kind von Erwachsenen Worte aufschnappte und ein wahres Kauderwälsch zusammensprach, indem es französische, russische, deutsche und englische Worte durcheinanderwarf und die Männer durch ihr Geplapper in Erstaunen setzte.

Wie häufig machte ich Michel darauf aufmerksam, daß solch' eine Erziehung dem Kinde schade, er lachte stets dazu. Ich versuchte, es weder in den Saal noch ins Kabinet zu lassen, wenn Gäste da waren, doch das führte jedesmal zu Szenen. Elsa weinte und lief zum Vater, welcher dieses lebenden Spielzeugs nicht entbehren konnte. Er fand zu großes Gefallen daran das Miniaturbild seiner Begabung stets vor Augen zu haben, sich der Erinnerung hinzugeben, daß auch er als Knabe philosophische Schriften gelesen und ganze Tiraden Mirabeauscher Reden auswendig gekonnt hatte.

So ging es fort bis zu Michels Tode. Als Elsa zehn Jahre alt war, hielt sie förmlich ihren Salon, Spielsachen und Puppen kannte sie fast garnicht, sprechen

konnte sie dagegen über alles. Lebhafte Unterhaltungsgabe in drei Sprachen hatte sie sich in ganz merkwürdigem Grade angeeignet, auch wollten es die Ausländer, Franzosen und Engländer, nicht glauben, daß sie eine Russin sei, ihrer guten Aussprache wegen. Das Lesen hatte sie im sechsten Jahre begonnen, im Schreiben aber machte sie die drolligsten Fehler. So erinnere ich mich, daß sie aus Lausanne nach Leipzig einem russischen Kandidaten, der sich in Paris kurze Zeit mit ihr beschäftigt hatte, folgendes schrieb:

Geerter Herr. Ich mache immer mer Vortschriete.

Sie hatte damals ihr dreizehntes Jahr angetreten und trug bereits lange Kleider.

II.

„Doch wer trägt die Schuld daran?" — werden mir alle sagen: — „Sie sind ja die Mutter!"

Es ist leicht so zu urteilen, das Leben aber geht seinen eigenen Weg. Elsa vergötterte ihren Vater und hörte ihm bis zur Ermüdung zu, wenn sie selbst nicht sprach. Man konnte sich auch nicht darüber wundern, denn Michel riß alle Erwachsenen durch seine Beredsamkeit hin; einen gewandteren und feurigeren Menschen habe ich selbst unter den Franzosen nicht gefunden. Für Elsa war der Vater die Hauptquelle des geistigen Vermögens, sie entlieh ihm die Worte, die Gedanken, die Wendungen, Anekdoten, ja selbst die Laute seiner Stimme. So vergingen die Tage bis zum späten Abend, das Kind blieb oft bis um ein Uhr nachts im Kabinet (immer in Gegenwart von Gästen). Wenn ich sie schlafen schickte, legte sie sich aufs Bitten und Schmeicheln, dann gab der Vater natürlich nach, und ihrem Willen wurde willfahren.

War bei einer solchen Lebensart die Schule möglich? Es überfiel sie die Lust, bald dieses, bald jenes zu lernen; nachdem sie Musik, Geographie, Arithmetik und russische Grammatik getrieben, warf sie sich plötzlich mit Eifer aufs Zeichnen. Dann trat eine Unterbrechung von vier bis fünf Monaten ein, und da wir nie lange an einem Orte weilten, so konnte sie auch nicht regelmäßig die Schule besuchen.

Elsa hatte nie Gesellschaft von Altersgenossen, sie war nur unter Erwachsenen und inmitten beständiger Gespräche über Politik, diverser Theorien und heißer Debatten aufgewachsen. Ihre Kindheit machte sich höchstens in einigen mädchenhaften Instinkten geltend, wie z. B. im Anstecken eines Schleifchens, im Tragen eines Körbchens, eines Bildchens oder eines Hündchens, aber auch dies geschah selten.

Ich benutzte jede günstige Gelegenheit, sie beiseite zu nehmen und ihr eindringlich vorzustellen, daß man das Leben einteilen, etwas Ordentliches lernen müsse und worauf man am meisten Sorgfalt zu verwenden habe.

Ich teilte ihr dies in der sanftesten Art und Weise mit, sie faßte aber alles von der scherzhaften Seite auf und sagte:



„Das ist bloß Routine, Mama! Du urteilst wie eine russische Generalin, dann ist's besser, du giebst mich in ein Institut oder sperrst mich ins Sacré-coeur."

Ich muß gestehen, daß ich bisweilen sehr reizbar war, mich ärgerte, schalt und weinte! Aber sie schmollte nie, und als sie älter wurde, beklagte sie sich auch nicht mehr beim Vater, doch kam sie immer mit Späßen zu mir:

„Bist du noch wißbegierig etwas zu erfahren?"

Solche Ausdrücke gebrauchte sie im neunten Jahre.

Michel starb plötzlich. Elsa ertrug diesen Verlust wie eine Erwachsene, ich befürchtete eine Erschütterung, doch ihre lebhafte Natur überwand diesen Schlag. Nach einem halben Jahre sprach sie bereits ganz heiter von ihrem Vater und kehrte zu ihren kleinen Wunderlichkeiten zurück. Sie hatte z. B. ihren Vater bei Lebzeiten immer „Michael Petrowitsch" genannt, gleichviel ob sie zu ihm oder von ihm sprach; jetzt nannte sie ihn ebenso und begann seine Worte, seine Urteile über Menschen und Bücher, so wie seine persönlichen Eigenschaften anzuführen.

„Michael Petrowitsch hat immer über sich gelacht und nichts verheimlicht, ich will es ebenso thun!"

Das wiederholte sie sehr häufig und wirklich machte sie sich auf Schritt und Tritt über sich selbst lustig. Sie fühlte sich nie beleidigt, wenn ich oder der Lehrer oder sonst ein Bekannter ihr eine Bemerkung machte, diese mußte nur scherzhaft und witzig sein. Belehrung duldete sie nicht, sie hielt sich alsdann die Ohren zu und wiederholte mit komischer Grimasse, indem sie den Pariser Straßenjungen nachahmte:

„Des navets, des navets, des navets! . . ."

In der Lust sich über sich selbst zu moquieren entdeckte ich eine Art frühentwickelter Eitelkeit. Elsa konnte nicht anders als sich mit sich selbst beschäftigen, das hatte schon ihr ganzes Wesen durchdrungen, und heimlich quälten sie viele Dinge. Als wir uns nach dem Tode Michels auf einige Zeit in Dresden niederließen, nagte bereits der Wurm des Ehrgeizes an ihr.

Anfangs lernte sie leidenschaftlich und saß ganze Nächte hindurch, ich mußte sie davon zurückhalten, aber auch hierbei ging es nicht ohne Szenen ab. Sie wurde jedoch bald gewahr, daß sie bloß in der Unterhaltung ein kleines Wunder sei und daß ihre Kenntnisse sehr mangelhaft wären. Die stumpfen deutschen Mädchen, die jünger waren als sie, wirkten oft bedrückend auf sie durch die Überlegenheit ihres Wissens.

III.

Volle anderthalb Jahre verbrachte Elsa im inneren Kampf mit sich. Sie hörte nicht auf, sich über die Lücken ihres Wissens zu moquieren, spottete aber dabei auch über ihre Freundinnen und betonte ihre Beschränktheit und Talentlosigkeit. Eine Woche lang war sie eine eifrige Schülerin, die darauffolgende eine scharfe Kritikerin. Zudem schoß sie schrecklich empor, nahm ab und glich einem siebenzehnjährigen Mädchen, den Manieren und der Kleidung nach schien sie eine

Erwachsene; dabei durchwachte sie die Nächte über Dezimalbrüchen. Länger als anderthalb Jahre hielt sie es nicht aus, sie erklärte mir offen:

„Mama! Das ist zu abgeschmackt. Ich komme unter diesen rothändigen Mädchen um!"

„Rothändig" hatte sie dieselben sofort benannt, als sie die Schule betrat.

„Elsa," versetzte ich, „sieh zu: du wirst nur halb gebildet sein, später wirst du dich in den Finger beißen. Bereite dich ernstlich für ein thätiges Leben vor."

„Ach, das sind alles nur Phrasen, Mama! Was ist denn dabei, wenn ich im Deutschen orthographische Fehler machen werde! Und wenn es auch im Russischen wäre!"

„Michael Petrowitsch war ein seltener Mann, wer war klüger als er? Was wußte er nicht . . . Fehler machte er aber doch . . ."

„Wer hat dir das gesagt?"

„Aber Mama, schämst du dich nicht? Warum willst du das denn verheimlichen? Als ob ich seine Manuskripte und Briefe nicht gelesen hätte! Er schrieb „Tir" statt Tier, wier schrieb er mit „e". Willst du, daß ich dir's zeige? Daraus sieht man, daß die Orthographie — Nebensache ist."

Streiten konnte ich nicht mit ihr. Michel hatte in der That Fehler gemacht und häufig selbst geäußert:

„Die Orthographie ist immer meine schwache Seite gewesen in allen Sprachen."

Elsa sagte sogar einmal, das sei bei ihr „erblich" und sie sei stolz darauf.

Was sollte ich thun?

Das war übrigens nicht alles. Sie nahm sich ihren Vater auch darin zum Vorbild, daß er, obgleich er ein ungemein belesener, höchst begabter Mann gewesen, der sein ganzes Leben hindurch gearbeitet, gelitten und sich gegrämt, doch nichts erreicht, nichts vor sich gebracht, kein Lebensgut errungen hatte. —

„Du wirst mich nicht davon überzeugen," sagte Elsa (sie war damals noch nicht vierzehn Jahre alt), „daß des Gelehrten und Fähigen Leben glücklich verlaufe. Ich bemerkte jetzt das strikte Gegenteil, und hast du nicht selbst wiederholt geäußert, es sei ein Unglück, über der Menge zu stehen . . . Ja oder nein?"

Für solche Dinge hatte sie ein merkwürdiges Gedächtnis, sie wußte sich immer ganz genau dessen zu erinnern, wann und in wessen Gegenwart eine Äußerung gethan worden war.

Mir blieb nichts übrig als stillzuschweigen.

Bald darauf begann sie zu kränkeln. Wir siedelten nach Oberitalien über und lebten im Gebirge. Dort war erst vollends nicht an ein regelmäßiges Lernen zu denken. Elsa erholte sich, sie liebte die Berge und spazierte täglich gegen zwanzig Werst, besuchte dabei die Bauern und Hirten; manchmal überfiel sie eine Leidenschaft für Botanik und Naturwissenschaften, auch las sie viel, im Zimmer sowohl wie im Freien. Ihre Vorliebe für Scherze war in etwas Anderes übergegangen, in bitteren Spott über das Leben im allgemeinen.

Es fehlte ihr an Gesellschaft. In den Pensionen war sie der jungen und

alten Engländerinnen, ja, der Frauen überhaupt, satt geworden und machte sich schonungslos über sie lustig.

„Hühnerköpfe und Hühnerverstand", das waren die Worte, mit welchen sie letztere zu titulieren pflegte. So ging es fort bis zum vorigen Jahr. In der französischen Schweiz, zwischen Lausanne und Vevey, machten wir die Bekanntschaft eines Deutschen, er schien ein jüdischer Zeitungskorrespondent zu sein, unansehnlich, etwas komisch, dabei ziemlich bescheiden, sogar schüchtern.

Eines Tages überreichte er Elsa einen dicken Band. Auf meine Frage, was es sei, antwortete sie:

„Irgend eine tiefe Weisheit . . . ich will versuchen zu lesen, vielleicht verstehe ich etwas davon."

IV.

Für die deutsche Sprache hatte Elsa nie eine besondere Vorliebe gehabt. In der Schule fing sie natürlich ganz fix zu sprechen an und hatte auch eine gute Aussprache, die deutschen Bücher aber liebte sie nicht, ich glaube, sie las bloß Heine, die ernste Sprache war ihr wohl kaum verständlich. Nun ließ sie sich plötzlich das Wörterbuch von Pavlovskij aus Petersburg kommen. Da sie sich nicht gern ausfragen ließ, so beachtete ich es auch nicht weiter; zudem muß ich gestehen, daß ich keine Freundin der deutschen Sprache war.

Der Litterat reiste ab, Elsa war viel mit ihm in den Bergen umhergestreift, doch hatte sich kein Roman zwischen ihnen entsponnen. Wenn sie sich des Abends im Gastzimmer unterhielten, gab Elsa ihm meistens das Wort zu verschiedenen Erklärungen, trug Bücher herbei, zeigte ihm gewisse Stellen und übersetzte sie ins Französische. Sie mochte es nicht leiden, wenn die Mutter dabei saß, selbst in einer entfernten Ecke mit einer Handarbeit. Sie nannte das: Polizeimanöver.

Ich ging nie ins Gastzimmer. Zum Teil war ich übrigens mit diesen philosophischen Unterhaltungen sehr zufrieden, da diese sie vor ihrem häufigen Mißmut schützten; ernste, schwierige Bücher lenken von anderen Ideen ab. Elsa glich ganz dem Vater, mit ihren jetzigen Anschauungen wäre es sogar gefährlich gewesen nach Rußland zurückzukehren. In Zürich, Bern, Genf und Oberitalien war sie vielen, jungen Russen begegnet, sie hatte auch schon viele der hier verlegten Schriften gelesen, doch waren dieselben bisher ohne Einfluß auf sie geblieben. Ich fürchtete, daß solches in Rußland leichter geschehen könne, in Petersburg hätte sie sich kopfüber ins Unheil gestürzt, und dann wär's aus gewesen mit meinem Mädel. Halb unternahm sie nie etwas, wenn es auch nicht lange andauerte, in Petersburg reichte eine Woche hin, um sie zu Grunde zu richten. Darum war mir auch unser jetziger Aufenthalt lieber.

In dieser Zeit dachte ich viel über das Schicksal meines Töchterchens nach, und indem ich ihr Äußeres betrachtete, kam mir unwillkürlich der Gedanke: „Sie muß eine Künstlerin werden, das ist das Beste." Aber welcher Kunst soll sie sich widmen? Die Musik hatte sie aus Mangel an Talent längst vernachlässigt, in der Malerei war sie nur bis zum Aquarell gekommen. Die Bühne — das

wäre etwas für sie; ihre Figur war schon jetzt sehr schön; sie war schlank und hatte einen stolzen, sicheren Gang, die Hauptsache aber war ihr Gesicht — Ich kann mich der Rachel erinnern, das Profil, die Stirn, die Haltung des Kopfes glichen ihr, denselben Typus hatte auch Michel, bei Elsa war nur alles feiner, ich hatte gar nicht erwartet, daß sie so aussehen würde, sie war keine absolute Schönheit, ihr Kopf aber mußte jedem Künstler gefallen. Ihre Stimme (das kindliche Schnarren hatte sich verloren) glich der Rachel, sie war tief und, wenn auch etwas hohl klingend, so doch zur Seele sprechend.

Sie hätte auf der französischen Bühne mit ihrer Aussprache Erfolg haben können, doch seltsamer Weise, trotz ihrer Natur, die ganz fürs Theater geeignet schien (denn sie besaß Sicherheit, Geist und Leidenschaft), sprach Elsa nie über die Bühne; Schauspiele liebte sie, doch besuchte sie selten das Theater, man ersah daraus, daß die Phantasie nicht auf diese Seite hin gerichtet war. Ich fürchtete mich als erste mit ihr darüber zu sprechen, das Theater war ja für ein Wesen wie Elsa voll Verführungen. Sogar vor dem Debut, wo sie auch studiert hätte, in Paris, Petersburg oder Moskau (im Russischen hatte sie einen etwas ausländischen Accent) konnte Elsa die verderblichen Eindrücke in sich aufnehmen. Naiv war sie nicht, sie analysierte alles zu sehr, in ihren Augen waren die Menschen und hauptsächlich die Frauen nur solange tugendhaft, bis sich die Gelegenheit zum Gegenteile darbot. Sie hatte mir es mehr als einmal gesagt. Zum Herbst aber machte sich das dicke deutsche Buch bemerkbar. Einst, als das Wetter sehr schlecht war, saßen wir im Zimmer und wärmten uns am Kamine.

Da sagte sie zu mir:

„Mama, glaubst du wirklich noch immer daran, daß im Leben alles zum Besten geht?"

Ich antwortete ihr, daß man selbst nach dem Besten streben müsse.

Da lachte Elsa laut auf, es klang so hart und schneidend, daß ich zu zittern anfing und ganz traurig wurde. Sie bemerkte es jedoch nicht, sondern erhob sich und begann hinter mir im Zimmer auf und ab zu gehen, indem sie laut raisonnierte, nicht gerade im Tone der Predigt, sie moquierte sich vielmehr über mich.

„Das *scheint* nur so," sagte sie, „daß wir nach unserem Willen handeln, vorwärts streben und unsere Ziele zu erreichen suchen. Das ist Betrug! Man macht sich über uns lustig."

„Wer denn!" schrie ich beinahe auf.

„Die Natur! Sie ist's, die uns lenkt, und wir bilden uns in unserer Dummheit ein, daß wir ihr gebieten. Sie bedarf der Vervielfältigung der Pflanzen, Tiere und Menschen, wir aber glauben, daß uns die Liebe den freien Willen giebt, ha, ha!"

Und sie fing wieder an zu lachen. In meinen Augen aber standen Thränen: doch wollte ich sie weder unterbrechen noch ihr einen mütterlichen Vorwurf machen; mir klangen ihre Worte neu.

Was ist das? Woher hat sie das? wiederholte ich in Gedanken . . . Ist es nicht am Ende aus dem dicken Buche des Deutschen?

„Es existiert gar kein hohes Ziel in der Natur," fuhr Elsa fort, alles gereicht uns zum Schlimmen, Böses giebt es zehnmal mehr auf der Welt als Gutes. —"

„Jetzt," fügte ich hinzu.

„Es wird immer so sein! Der Mensch wird sich stets plagen und quälen, nur aus Feigheit und Dummheit fährt er fort zu leben. Wenn die gesamte Menschheit wollte . . ."

Hier hielt ich es nicht länger aus.

„Woher hast du alle diese neuen Ideen," fragte ich sie und fühlte dabei, wie meine Stimme zitterte, „aus welchen Büchern kramst du sie heraus?"

„Aus dem deutschen," erklärte Elsa scherzend.

Sie sah jedoch Thränen an meinen Wimpern, und da sie von Herzen nicht böse war, so ergriff sie meine beiden Hände.

„Meine liebe Mama . . . du bist eine Idealistin . . . dir ist das schmerzlich. — Vergieb. Man muß aber doch über das Leben und das große Welträtsel nachdenken."

Drei Tage später erfuhr ich, was meine Tochter gelesen hatte, welche Deutschen sie durch ihre Philosophie so angezogen hatten. Zum Verbieten war es zu spät, es schien mir vernünftiger, dieselben ebenfalls kennen zu lernen. Da kam es, daß auch ich den Pavlovskij zu Hilfe nehmen mußte.

Herrgott! Wie ging das zu? Dieselben Deutschen hatten ja vor dreißig bis vierzig Jahren etwas ganz Anderes gesagt. Hatte denn Michel und seine Freunde und ihr ganzer Kreis das auch gelehrt? Sie haben sich ihr ganzes Leben hindurch dagegen empört, sie wollten das Böse nicht anerkennen und grämten sich über die Volksnot in allen Ländern. Sie hatten immer ein klares Ziel vor Augen, sie glaubten an das Beste und starben in diesem Glauben. Als Michel im letzten Augenblicke vor seinem Tode zu sich kam, — da flüsterte er mir zu: „Mascha . . . lebe . . . es wird besser, besser werden . . . für alle" . . .

Auch Elsa hatte das gehört, sie fing jeden seiner Laute auf. Sind denn seine Worte weniger wert als die künstlich gefügten des deutschen Griesgrams? . . . Ja, dieser Griesgram hat nie geliebt; ich verstehe ihn zwar nicht ganz, aber ich verstehe, daß dieser Mensch hauptsächlich sich selbst mit seiner Weisheit berauschen wollte: „Seht, wie ich weise bin, die Natur führt euch alle an der Nase herum, ich allein habe sie erkannt."

Natürlich begann Elsa, die die Fähigkeit besaß, alles anzunehmen, in einem neuen Hochtone zu sprechen, mehrmals bereits hatte sie wiederholt: „Ach Mama, das hat dein unbewußter Wille gethan!"

Alles geschah „unbewußt", und sie rechtfertigte alles damit. Ich hörte sie länger als einen Monat ruhig mit an, endlich wollte und konnte ich mich nicht mehr beherrschen. Mit Thränen schüttete ich ihr mein gramerfülltes Herz aus, doch das machte keinen Eindruck auf sie, sie beruhigte mich wie ein kleines Kind, und was sagte sie mir noch? —

„Mama, diese Lebensanschauung hat von jeher existiert; willst du, daß ich dir beweise, daß dein Lieblingsdichter, — an dem du dich herangebildet hast, ebenfalls glaubte . . . trotzdem er sich in den Himmel schwang . . .“

„Zudem ist es beinahe eines seiner besten Werke.“ —

„Es ist nicht möglich!“ rief ich aus.

„Streite lieber nicht“ . . .

Sie lief in mein Zimmer und brachte mir einen Band von Lamartine, sie fand sogleich die Seite, schlug sie auf und zeigte sie mir lächelnd.

„Da siehst du . . . das Gedicht heißt „Novissima verba“. Weißt du, was das bedeutet? Das heißt: ganz neue Worte, es waren Worte, die auf seiner Seele lagen, die er nicht wie eine Elster ausplauderte. Er sagte auch, wenn man sich ins Leben, wie sich's gehört, hineindenkt, so fühlt man unwillkürlich . . höre . .

Sie fing an zu lesen, und ihre Bruststimme fand ein Echo in meinem Innern:

„Alors je suis tenté de prendre l'existence,
Pour un sarcasme amer d'une aveugle puissance,
De lui parler sa langue et semblable au mourant
Qui trompe l'agonie et rit en expirant
D'abimer ma raison dans un dernier délire
Et finir ainsi dans un éclat de rire.“

„Das ist doch deutlich, nicht wahr? Und das hat dein Alphonse Lamartine geschrieben,“ sagte sie, indem sie einen deutschen Knix machte.

„Aber er hat ja nachher seine Meinung geändert“ . . rief ich aus.

„Du hast recht. — Alles Übrige von ihm ist unbedeutend. Also auch zu seiner Zeit waren die Menschen nicht immer zufrieden mit dem Leben. — Was nützt es noch darüber zu sprechen.“

Seit dieser Zeit floh sie jegliche Unterhaltung und begann sich von mir fern zu halten. Der Winter zog sich einsam für sie hin. Der Doktor bestand darauf denselben im südlichen Frankreich zu verbringen, Elsa hatte keine rechte Beschäftigung; nach Rußland zurückzukehren, fürchtete ich mich ihrer Gesundheit und anderer Ursachen wegen. Aber besser wäre es gewesen, das zu riskieren als sie ohne Thätigkeit zu lassen mit, Gott weiß welchen, Ideen im Kopfe. Auf alles blickte sie spöttisch herab, früher lachte sie wenigstens über andere und regte ihre Lästerzunge, jetzt hatte auch das aufgehört. Ihre sonderbare Frage:

„Mama lohnt es sich überhaupt zu leben?“ versetzte mich in große Unruhe. Sie erörterte dieselbe jedoch nicht weiter, es war klar — sie gönnte mir weiter keinen Anteil an ihrem Gemütsleben.

VI.

— Warum willst du dich nicht mit etwas Nützlichem beschäftigen, sagte ich zu ihr, — man kann doch nicht immer lesen, man muß sich auch den Menschen nähern. Mir erlauben es zwar meine Kräfte nicht, aber du könntest das hiesige Leben kennen lernen. Geh' doch in die Schule und frage, ob sich hier nicht eine gemeinnützige Gesellschaft befindet.“

„Ach Mama, das sieht so nach Vornehmthun aus, so ohne Ziel herumzugehen und zu suchen — das gleicht einer Dame-patronesse."

„Nun, so verfolge die Zeitungen wenigstens." Sie schnitt eine Grimasse. Schon vom Vater hatte sie genugsam gehört, daß die Politik reiner Betrug sei, daß in den Parlamenten reiche Bürger säßen, die fürs Volk nichts thäten. Mehr als einmal sagte sie:

„Tout ça c'est une balançoire!"

Ich war geradezu in Verzweiflung. Ich wollte nach Hause reisen, was uns auch dort erwarten mochte. Für das gesellschaftliche Leben war Elsa nie vorbereitet worden; sobald ich darauf angespielt hätte, daß es besser wäre, Vergnügungen nachzugehen als sich fruchtlosen Gedanken hinzugeben, hätte Elsa nicht gesäumt mir vorzuwerfen, daß ich sie verheiraten, ihr einen Bräutigam suchen will, was unerhört sei.

Eine Natur wie die ihre konnte aber nicht ohne ein tieferes Interesse leben; im Auslande hingen die Bekanntschaften und Annäherungen vom Zufall ab; Franzosen liebte sie nicht, obgleich sie sich selbst oft für eine Französin ausgab und die Fremden, besonders die Russinnen, zum Besten hielt. Freundinnen hatte sie nicht, eben so wenig stand sie im Briefverkehr mit jemand, es war durchaus notwendig, daß sie unter einen männlichen Einfluß geriete. Ich muß gestehen, daß ich leider für sie nur die „Mama" war, von mir ließ sie sich nicht beeinflussen, sie wurde immer verschlossener und bewies mir dadurch, daß meine Besorgnis sie nur reizte.

Ich mußte also warten — doch worauf?

In einer Pension mit uns mietete sich ein Ausländer ein, ich erkannte in ihm sofort den Russen. Für welche Krankheit aber wollte er hier Heilung finden? Es war ein dicker, vierzigjähriger Mann mit grauem Bart, ich konnte nicht gleich mit Bestimmtheit angeben, wer er war, da ich dem Russentum fremd geworden, früher hätte ich ihn für einen Kaufmann gehalten, jetzt hätte er auch für einen Schriftsteller oder Professor gelten können.

Bei Tisch sprach ich immer leise russisch mit Elsa, der Fremde spitzte die Ohren, die Wirtin hatte ihm wahrscheinlich mitgeteilt, daß wir Russen seien. Er war der erste, der sich zu mir mit der Frage nach den hiesigen Ärzten wandte.

„Woran leiden Sie denn?" fragte ich neugierig und nicht ohne dabei zu lächeln.

„Ich habe einen Herzfehler," erwiderte er bekümmert, „man hat mich in den Süden geschickt, bis zum Frühjahr soll ich hier bleiben."

Elsa verhielt sich anfangs schweigend. Ich war fest überzeugt, daß dieser Russe sie nicht interessieren würde.

„Wer könnte es sein?" versetzte ich.

„Frage ihn doch," antwortete sie und fügte hinzu: „wahrscheinlich irgend ein Intendant."

Er entpuppte sich aber nicht als solcher, sondern als Pädagoge, wie er sich selbst nannte — er sagte nicht Professor oder Direktor eines Gymnasiums. Er

hieß Proskurjakow; sein Name war ebenso wenig einnehmend wie sein Äußeres, er lebte in einer Universitätsstadt der Provinz. Als er sich in die Unterhaltung mit mir einließ, wurde er freundlicher; ein kluger Mann weiß vieles und hat seine eigenen Anschauungen, Elsa hörte ihm zu und machte mehrere Mal ihre bissigen Bemerkungen, nicht gerade über ihn, aber im allgemeinen; er antwortete ihr jedes Mal im Tone des Pädagogen, sehr höflich zwar — doch nicht so, wie sie es wünschte.

„Du bist eben noch ein kleines Mädchen und hast also nicht zu witzeln," schien er bei sich zu denken.

Das intrigierte Elsa, ich bemerkte sogar, daß sie errötete. Am Abend war sie die erste, die mit ihm zu sprechen anfing. Obgleich ich an der Unterhaltung nicht teil nahm, flogen doch einige Worte zu mir herüber. Mir schien es, als werfe sie ihm vor, daß die russischen Herren zu frei mit den jungen Mädchen umgingen. Ich hörte den Ausdruck Elsas:

„Ich bin keine Musselindame!"

VII.

Der Pädagoge nahm nicht gerade meine Tochter in seine Obhut, aber er beeinflußte sie in seiner Art. Sie führten heftigen Streit, er beschämte sie fortwährend:

„Wie können Sie, als erwachsenes Mädchen, das Bildung genossen und im Auslande erzogen worden ist, so gleichgiltig gegen alles sein? Das ist eine Sünde! Jeder findet eine Thätigkeit bei sich zu Hause — man muß sich dem Vaterlande nützlich zu machen suchen!" —

Elsa scherzte anfangs darüber; er spielte aber die Unterhaltung auf ein Gebiet hinüber, wo sie dieselbe nicht mehr in dem früheren Tone fortsetzen konnten, sie mußten aufrichtig gegen einander sein. Nach einigen Tagen brachte Elsa Entschuldigungen und Rechtfertigungen hervor, und indem sie auf mich zeigte, sagte sie:

„Das ist die Mama, die um meine Gesundheit so sehr besorgt ist und mich nicht nach Rußland bringt, sie hegt Befürchtungen . . ."

Der Pädagoge unterhielt sich auch längere Zeit mit mir, er erkannte Elsas Begabung an und sagte, es thäte ihm leid diese beanlagte Natur im Kreise von Laien zu sehen. Ich teilte ihm meine Besorgnisse mit, auf einige derselben ging er ein, doch wiederholte er immer:

„Genug der Kontrolle, Sie beschränken das Mädchen zu sehr." . . . Es war, als ob er vom seligen Michel diesen Ausdruck abgelauscht hätte.

„Sie verkommt geistig," fügte er noch hinzu, „ihr fehlt's an dem gehörigen Leben."

„Wer steht ihr denn im Wege? Sie kann ja werden, was sie will." —

„Im Auslande ist das unmöglich, es würde nur so nebenbei betrieben werden. Wenn Sie nicht für immer hier bleiben wollen, so müssen Sie sich doch an unser

Klima gewöhnen, lassen Sie sich in irgend einer Universitätsstadt im Süden nieder, dort ist es milder." —

Als er vom Süden Rußlands zu sprechen anfing, fragte ich ihn, wo er im Amte sei, er antwortete mir nicht gleich darauf, was mir mißfiel; überhaupt vermied er es, über seine Person zu sprechen. Es ist natürlich einerseits besser, wir erzählen sonst viel zu rasch einem jeden alles — doch hat auch die Zurückhaltung ihre Grenzen."

„Sie sind doch kein Emigrant?" fragte ich ihn.

„Aber ich bitte Sie . . . ich bin Kollegienassessor."

Warum thut er denn so geheimnisvoll, dachte ich und machte auf jeden Fall hin Elsa gegenüber die Bemerkung:

„Hältst du ihn nicht am Ende für einen Emigranten?"

„Wie kommst du darauf?" brauste sie auf. „Ich weiß, daß er zur Herstellung seiner Gesundheit Urlaub genommen hat, auf mich hat das auch gar keinen Einfluß, ich habe Emigranten genug gesehen."

Ich war aber doch zufrieden, daß ich es Elsa gesagt hatte. Die Phantasie hatte durchaus keinen Spielraum Herrn Proskurjakow gegenüber, am meisten glich er einem Diakon, wahrscheinlich gehörte er dem geistlichen Stande an, natürlich wollte ich ihn nicht darüber fragen.

An Elsa bemerkte ich jedoch eine Veränderung, sie war viel zurückhaltender geworden, ihr früheres Lachen war verstummt und der Ton ihrer Unterhaltung mit Proskurjakow sanft und würdevoll. Sie hörte ihm oft mit gebeugtem Kopfe zu, eine Haltung, die ich nie früher an ihr wahrgenommen. Der Kollegienassessor schien von sich lieber mit den Töchtern zu sprechen als mit den Müttern. Daß er von sich sprach, sah und fühlte ich, sein Gesicht nahm sogar oft eine traurige Miene an. Diese tête-à-tête's gefielen mir durchaus nicht.

VIII.

Elsa hatte ein neues Gesprächsthema gefunden — die Ehe. Sie empörte sich plötzlich über die Sklaverei im ehelichen Leben.

„Mir thun die Männer mehr leid als die Frauen. Jetzt bedauert man immer die Weiber und stellt sie als unglücklich hin, wenn man aber so recht bedenkt, so ist der Mann der eigentliche Sklave."

„Ein schöner Sklave!" entgegnete ich.

„Wieso denn nicht, Mama? Da sieht man einen Menschen, der von seiner Arbeit lebt, er ernährt die Frau, sie ist aber zu nichts fähig, sie ruiniert ihn bloß; sie können sich nicht einleben und gehen auseinander — der Mann muß sie doch unterhalten?

„Natürlich!"

„Das gefällt mir — natürlich!"

„Wenn sie aber keine Mittel besitzt?"

„Das ist schön! Also weil ich dumm, faul und zu allem unfähig bin, so

soll ein kluger, ehrlicher Mann verpflichtet sein, mich zu kleiden und zu ernähren. Wo ist denn hier die Gerechtigkeit? Wenn man Gutes thun will — so wäre es besser, arme Kinder zu erziehen oder den notleidenden Bauern Hilfe zu leisten, — besonders in Rußland! Das empört mich!"

Sie errötete sogar und biß die Lippen zusammen. Woher stammten diese Urteile? Dieses Mitleid für die Männer, die unglücklich in der Ehe sind?

Am darauffolgenden Tage, als ich mich mit Proskurjakow allein befand, lenkte ich das Gespräch auf die Ehe und warf so halb die Frage hin:

„Sie sind doch verheiratet?"

Er fuhr auf und erwiderte halb beleidigt:

„Warum sprechen Sie das so mit Bestimmtheit aus — oder wissen Sie schon?"

Die letzten Worte klangen beinahe vorwurfsvoll ich erklärte sie mir sofort folgendermaßen: also Elsa gegenüber hat er sich ausgesprochen und fürchtet nun, daß sie es mir wiedererzählt hat.

„Nein," antwortete ich mit Nachdruck, „ich weiß nichts von Ihnen, Sie haben so ein Äußeres . . ."

„Was soll ich machen," seufzte er, „ich will keinen Helden vorstellen; daß ich einem Familienvater gleiche, ist wahr. Die Kinder sind noch das Beste in der Ehe — und auch das nicht immer!"

Ah! Das war's! Daher stammte also Elsa's Empörung! Herrgott! Ich und der Vater, wir waren schuld daran, daß wir diese Empfindsamkeit auf sie vererbt haben. Doch was ging sie das an, daß ein gewisser Kollegienassessor Proskurjakow unglücklich mit seiner Frau lebte? Vielleicht war er im Hause — ein Despot. Dem Anscheine nach hatte er durchaus nichts Verführerisches, wahrscheinlich war er verdrießlich, brummte, schulmeisterte die Kinder, verbrachte die Abende im Klub, spielte unglücklich und kehrte benebelt nach Hause zurück . . . Da war es kein Wunder . . .

Meine Elsa kannte ich — mit ihr wollte ich nicht streiten, doch konnte ich mich nicht ganz beherrschen und bemerkte so nebenbei:

In früheren Zeiten waren die Männer auch grob, führten sich schlecht auf, tyrannisierten die Weiber, doch klagten sie wenigstens nicht über ihr Schicksal und daß sie Opferlämmer seien.

Sie sah mich von der Seite an und schwieg. In dem, was sie vorher sagte, lag natürlich viel Wahres; doch wozu hatte ein Vierzigjähriger es nötig, solche Bekenntnisse einem siebenzehnjährigen Mädchen zu machen? War sie denn imstande, über solche Dinge zu urteilen? Hier lag etwas Anderes vor, und ich mußte dahinter kommen.

IX.

Doch das war nicht so leicht — sie waren schon in einem gewissen Einverständnis miteinander. Elsa sprach fast gar nicht über ihren neuen Freund mit mir — er floh ebenfalls jegliche Unterhaltung. Daß er verheiratet, war

zweifellos, doch war entschieden noch etwas in seiner Vergangenheit . . . Es war mir auch unangenehm, daß sich Elsa von ihm hatte anstecken lassen, alles Ausländische zu tadeln. Ich begreife wirklich unsere heutigen Russen nicht! Sie geben sich für Liberale aus, kaum kommen sie hierher, so geht das Tadeln los. Auch Elsa besaß diese Eigenheit von jeher, nun waren sie ihrer zwei, die über die Franzosen loszogen und sie „hartgesottene Narren und Dummköpfe" schalten.

Sie sprachen russisch und genierten sich nicht, über die Ausländer in ihrer Gegenwart zu raisonnieren; ich machte die Bemerkung, daß das gar nicht edel sei.

„Mögen sie von uns lernen, dann werden wir aufhören! . . ."

Eine so grobe und unkluge Antwort hatte ich von Elsa nicht erwartet; in der Gesellschaft des Herrn Proskurjakow wird sie natürlich bedeutende Fortschritte in der Taktlosigkeit machen.

Die Russen von dem Schlage dieses Pädagogen empören mich durch ihre entsetzliche Selbstzufriedenheit, die sich unter einer mürrischen Hülle birgt, es ist, als besäßen sie eine „Kabbala" oder ein Geheimbuch, aus welchem sie alles das herauslesen, wovon sich die Anderen keine Vorstellung machen können. Gott weiß, was das für ein Buch sein könnte, vielleicht hat es auch irgend ein Deutscher geschrieben, doch ist mir keine Philosophie bekannt, die eine solche Selbstüberhebung zuläßt, das ist nichts Anderes als Hochmut, von dem auch der Fanatismus nicht weit entfernt ist."

„Höre, Elsa," sagte ich ihr gestern Abend, als ich in ihr Zimmer trat und sie im Begriff war, sich auszukleiden.

„Ist's möglich, daß dir deine Mutter eine Fremde geworden?"

„Wie kommst du darauf, Mama?"

„Für dumm habe ich nie gegolten . . . ich sehe . . ."

„Was willst du denn?"

„Ich weiß nicht, was in dir vorgeht . . ."

„Wozu denn diese fortwährende Beaufsichtigung?"

„Ich denke, du kannst dich nicht beklagen . . . Ich fordere Freundschaft und du sprichst von Aufsicht . . ."

„Siehst du, Mama," sagte sie nachdenklich, „zwischen Mutter und Tochter kann große Liebe herrschen, aber sie sind doch immer zusammen. Es wird ihnen schwer fallen, sich zu vertragen, sobald die eine von ihnen anfängt nach ihrer Art zu leben und zu denken."

„Du sprichst von der Tochter . . . Warum kann sie denn der Mutter ihre neuen Ideen nicht mitteilen? Du hältst sie doch für richtig, warum willst du ihr keinen Anteil daran gönnen?"

„Warum, warum! . . . In deinen Jahren ändern sich die Leute nicht, außer Streitigkeiten und Szenen wird nichts herauskommen. Ich weiß . . ."

„Also," erwiderte ich heftig, „hat so — ein dicker, schmachtender Herr, Gott weiß woher, allein das Glück, mit dir Ideen auszutauschen?"

Sie lachte verächtlich und begann sich auszukleiden.

„Ich schäme mich für dich," sagte sie rauh und beißend, „das ist schon das Allerletzte, Mama, wenn man seine Galle hinter dem Rücken über jemand ausgießt, — ihm fehlt doch die Möglichkeit — sich zu verteidigen . . ."

„Ich will es auch nicht! . . ." rief ich aus.

Thränen erstickten meine Worte. Am folgenden Tage, zur selben Stunde, hörte ich, wie Elsa vor dem Schlafengehen den Riegel vorschob, früher hatte sie es nie gethan. Sie gab mir zu verstehen, daß sie meine Besuche nicht mehr wünschte.

X.

Endlich erfuhr ich doch einiges. Dieser Ardalion Iwanowitsch war nicht allein verheiratet, sondern er hatte sogar zwei Familien. Ja, zwei Familien! Von der ersten Frau hatte er sich ohne gerichtliche Scheidung getrennt . . . ich erfuhr es von Elsa.

Zum erstenmal in meinem Leben mußte ich schlau zu Werke gehen, ich änderte meinen Ton vollkommen, ich that mir Gewalt an, Elsa ergab sich. Es war ihr unmöglich, mit niemandem über das zu sprechen, was sie so ganz erfüllte; außer mir aber hatte sie keinen. Sie war voll Mitleid für den Unglücklichen, der mit zwei Frauen belastet war.

„Wie ist denn das?" fragte ich sie, „er ist also Bigamist? Das Gesetz wird ihn verfolgen. Daher irrt er wohl auch umher?"

„Es ist gar nicht das! . . . Zwei Frauen . . . Mit der einen war er getraut . . . es ist schon lange her . . . Mit der zweiten so . . . du verstehst . . ."

Ich hätte so etwas gar nicht von einem jungen Mädchen, und noch dazu von meiner Tochter, anhören sollen, doch heutzutage geht es ohne dergleichen Gespräche nicht ab.

„Er hat sie also verführt?"

„Mama! Was sind das für vorsündflutliche Ausdrücke? Verführt . . . Kann man mich denn z. B. verführen, und ich bin nicht einmal neunzehn Jahre alt . . ."

„Wer war sie denn? Wahrscheinlich eine Witwe oder eine vom Mann verlassene Frau, oder ein Mädchen, das von irgend einem Taugenichts im Stich gelassen war? . . ."

„Nein . . . weder eine Witwe . . . noch eine Verheiratete . . . noch eine Verlassene . . . Warum denn grade eine solche? . . . Du hast das alles aus alten Romanen. Mir scheint, daß ein Mädchen vollständig glücklich und frei sein kann; niemand hat sie verlassen, sie hat einfach einen Menschen zu lieben angefangen, der älter war als sie und unglücklich dazu . . ."

„Unglücklich?"

„Unglücklich in der Ehe! . . ."

„Als sich aber dieses ereignete . . . lebte er da noch mit seiner Frau?"

„Ich glaube ja . . . Aber er war schon entschlossen . . ."

„Sie zu verlassen!"

„Sie hatten es beide beschlossen . . . Ist das denn nicht besser, als sich gegenseitig zu betrügen?“

„Natürlich, besser.“

„Du hast mir selbst erzählt, daß man sich in Rußland schwer scheiden lassen kann . . . daß sich das nur reiche Leute erlauben könnten . . . Daher gingen sie eben . . . so . . . auseinander . . . Es ist wahr, daß er die Bekanntschaft des jungen Mädchens machte, als er noch mit der Frau lebte . . .

„Dieses Mädchen sympatisierte mit ihm?“

„Natürlich.“

„Und schwärmte für ihn?“

„Warum gebrauchst du das Wort „schwärmen?“ Ich liebe es nicht . . . Sie fanden sich.“

„Nun gut, sie fanden sich.“

„Sie lebten wie Mann und Frau, und viele haben sie bis jetzt für verheiratet gehalten. Liebe, gute Mama, wie sollte man es anders machen?“

„Wie lange ist er denn . . . so . . . verheiratet? . . .“

„Ungefähr seit acht Jahren . . .“

„Und sie haben Kinder?“

„Ja, drei . . .“

Sie sagte das und wurde nachdenklich.

Es schien mir lächerlich von meiner Tochter, es war, als ob sie sich vorgenommen hätte für die Zukunft der Kinder dieses Herrn Ardalion Iwanowitsch zu sorgen.

„Vielleicht hat er auch aus erster Ehe Kinder?“

Elsa verfärbte sich, als sie antwortete:

„Ja.“

„Siehst du wohl!“

„Gieb doch zu Mama, daß er unglücklich ist, er liebt seine zweite Frau nicht mehr.

XI.

Ein schöner „Pädagoge!“ Ein schöner Kollegienassessor!“ — Das sind Menschen! Sie haben alles Schamgefühl verloren! Wenn er sich so leichtsinnige Lebensgefährtinnen wählt und jedesmal Kinder zeugt, so mag er auch sein Schicksal würdig tragen und nicht darüber klagen, daß er sie aufgehört hat zu lieben und sie ihm lästig geworden.

Er fühlt sich elend! Vielleicht hat er schon wieder jemand im Sinn? Es thut nichts, daß er alt, dick, grau und mürrisch ist, heutzutage ist ein jeder bereit von neuem zu genießen und zu verführen. Bin ich denn nicht im Auslande den Predigern dieser neuen Moral begegnet? Sie gleichen, Gott weiß, wem, aber sie verlangen eine Schönheit, sie nennen das: „ehrlich handeln.“ Die Frau hat ihn vielleicht über alles geliebt, ihm Kinder geschenkt, ist entstellt worden, hat Krankheiten durchgemacht, und er sagt ihr ohne weiteres:

„Geh! Kind, ich will dich nicht betrügen, ich bin deiner überdrüssig geworden!"

Nun verbrachte er ganze Abende in sentimentalen Ergüssen mit meiner Tochter. Sie war bereits ganz auf seiner Seite, sie empfand so viel Mitleid für ihn, daß sie nie ohne Thränen über sein „Unglück" mit mir sprach. Lachen konnte ich nicht darüber, sie hätte sich verletzt gefühlt und geschwiegen, es zu befördern vermochte ich aber auch nicht.

Ich bemerkte, wie Proskurjakow anfing mehr Aufmerksamkeit auf seine Toilette zu verwenden; Elsa hatte ihre Heftigkeit ganz abgelegt, sie wurde ernst, ihren Manieren nach glich sie einer jungen Dame, auch sie wurde besorglicher für ihr Äußeres. Wenn sie ihn erwartete ging sie häufig im Speisezimmer auf und nieder, hielt die Hände auf dem Rücken und dachte natürlich — an ihn! . . .

Mein Gott ist's möglich, daß ein Proskurjakow mir meine Tochter rauben sollte? Tagelang konnte ich ihn nicht sehen, ja, ich war eifersüchtig, schrecklich, unaussprechlich eifersüchtig, ich ahnte, daß er meine Elsa zu Grunde richten würde. Sie liebte ihn.

„Ich habe ein Lebensziel gefunden!" sagte sie plötzlich.

„Was für eins?"

„Bitte, frage mich nicht, liebe Mama! Ich finde, daß die Männer . . . die russischen wenigstens, ehrlich sind."

„In welcher Hinsicht? Du meinst es in Betreff deines Ardalion Iwanowitsch?"

Elsa blieb stehen und sah mich an.

„Der Name ist wohl nicht ästhetisch, Mama, doch wozu darauf hindeuten? Auch ist er noch garnicht der meinige."

„Ist's möglich, daß du . . ."

Ich sprach es nicht aus. Sie begriff meinen Gedanken und errötete.

„Er ist sehr sympathisch."

„Und über alle Maßen ehrenhaft?"

„Ja, über alle Maßen ehrenhaft. Warum soll man der Sklave alter Vorurteile werden?"

„Er kann doch nicht die zweite Familie verlassen?"

„Verlassen! . . . Verlassen! . . . Nun unterstützen und . . ."

„Ein jeder würde so handeln. Was ich aber nicht begreife, das sind diese fortwährenden Auseinandersetzungen."

Sie zog die Brauen zusammen.

„Natürlich, fuhr sie etwas sanfter fort, geschieht das alles aus übertriebenem Ehrgefühl."

„Oder . . . Schwäche."

Elsa sah mich fragend an.

„Schwäche, sagst du — das wäre eine Schande!"

Sie wandte sich schnell um und begann wieder im Speisezimmer auf und abzugehen.

Am darauffolgenden Tage fand eine heftige Auseinandersetzung zwischen ihnen statt. Ich saß im Gastzimmer, doch flogen einzelne Worte zu mir herüber.

Es war als beschämte ihn Elsa fortwährend.

„Man muß handeln und nicht jammern!" sagte sie.

Dieses Wort „jammern" freute mich, das hatte er verdient. Die ganze Angelegenheit erschien mir in einem andern Licht. Es hatte dem kleinen Mädchen gefallen als Freundin aufzutreten und einem solchen Herrn gegenüber die Fortuna zu spielen, ihn von der Sklaverei zu befreien. Sein Köpfchen phantasierte und wiegte sich in angenehmen Gedanken. Es sah, daß Proskurjakow sich zu ihm hingezogen fühlte, mir schien es sogar, daß er mit jedem Tage sanfter wurde und süßer lächelte. — Sie hatten ihre Rollen getauscht.

„Das geschieht ihm recht," dachte ich, doch besann ich mich sogleich. Das ist sie ja, die ihn beschämt und ihm zuredet, sich von der zweiten Frau zu trennen, da er sie nicht liebt . . . Das beweist also, daß er auf ein neues Verhältnis angespielt . . .

Zu wem? Zu Elsa?

Wie durfte er das? Dem muß ein Ende gemacht werden. Es länger zu dulden wäre ein Verbrechen . . . Ich bin die Mutter!

XII.

Ich spioniere! Ich horche! Ich besitze keine anderen Mittel.

Sie saßen im Garten auf der Terrasse ganz nahe der Salonthür. Im letzteren befand sich niemand, ich trat ein, erblickte sie und setzte mich in eine Ecke hinter die Gardine; sie sprachen laut, besonders Elsa.

„Mit Worten sind Sie immer schnell bei der Hand, sagte er, wird aber die Sache ernst, dann kommt das russische Fräulein zum Vorschein.

„Wer sagt Ihnen das?"

„Mama wird's nicht erlauben."

„Sie schweifen ab."

Die Stimme Elsas begann zu zittern.

Ich sah von meiner Ecke aus, daß sie ganz dunkelrot da saß.

„Wie das?" fragte er.

„Sehr einfach. Sie schwanken selbst fortwährend, wozu sich selbst belügen?"

„Ich lüge nicht."

„Sie werden nach Rußland zurückkehren und von neuem dasselbe Leben beginnen. Das ist eine Schande! Mit einer gleichgültig gewordenen Frau zu leben, weil man sie fürchtet . . ."

„Sie können das nicht behaupten."

„Ja, Sie fürchten sich! Rechtfertigen Sie sich, bitte, nicht. Sie fürchten einen Skandal, er könnte Ihrer Stellung schaden. Quelle misère! Was, wird sie Ihnen denn öffentlich einen Schlag versetzen — ja? . . . Und Sie wollen ein Mann sein!"

Elsa bewegte sich nervös auf ihrem Stuhle hin und her. Er aber saß mit gebücktem Kopfe und rauchte; auch seine Stimme klang hohler, ganz, als wenn er sich Gewalt anthäte.

„Elisaweta Michailowna," versetzte er noch immer dumpf — „spielen Sie nicht mit mir."

Plötzlich drang ein Schluchzen zu mir herüber, ich erhob mich vom Sessel und hielt den Atem an.

Er, Proskurjakow, schluchzte, er warf die Papyros von sich und neigte sein Haupt auf die beiden Hände, weinte und schluchzte; es kam mir lächerlich vor.

Elsa beugte sich zu ihm nieder, sie verlor ihre Fassung.

„Ardalion Iwanowitsch," flüsterte sie, „hören Sie auf. „Warum weinen Sie? Habe ich Sie denn so beleidigt? Sie müssen doch begreifen, was mich so zu sprechen veranlaßt."

Er ergreift ihre Hände und küßte sie, ich hörte den Schall dieser Küsse, ich fühlte innerlich einen Stich, ich stand auf und erfaßte die Gardine.

„Niemand," sagte er lauter, „niemand habe ich so geliebt. Sie Elsa, Sie . . ."

Weiter konnte ich nicht hören. Wieder tönte ein Kuß zu mir herüber, sie hatte seine Stirn berührt.

„Ich bin alt," sagte er mit gebrochener Stimme, „ich schäme mich . . ."

„Aber weinen ist keine Schande!"

„Was?" ertönte Elsas Ruf.

Sie brach in ein Gelächter aus. Dieses Lachen barg das Gefühl des Sieges in sich. Gleich darauf fing sie ruhig an zu sprechen, so daß ich nur mit Mühe einige Worte erhaschen konnte. In solch' rührendem Ton konnte nur ein Mädchen im Augenblick heftiger Empfindungen sprechen.

„Reisen Sie," hörte ich heraus, „ich werde warten. Schütteln Sie dieses Joch von sich ab."

„Du mein Leben! mein alles!" schrie er auf und sank, wie es schien, in die Knie.

Ich konnte nicht weiter horchen, mir wurde bange um sie und um mich. Ich erhob mich mit Absicht geräuschvoll, doch entfernte ich mich so, daß sie mich nicht erblicken konnten. Ich weiß nicht, ob sie diese Szene abbrachen . . . Außer mir lief ich in mein Zimmer, doch fehlte es mir an Kraft wieder hinunter zu gehen und Elsa zu rufen. Ich schämte mich, ihr zu gestehen, daß ich ihr Gespräch belauscht hatte, lügen oder etwas Anderes erdenken wollte ich nicht.

Ich lag von unsäglicher Trauer erfüllt, mit geschlossenen Augen auf meinem Bett und lauschte auf die Schritte im Korridor. Am meisten fürchtete ich, Elsa könnte zu mir hereingestürzt kommen. Wie sollte ich sie empfangen? Was ihr sagen?" . . .

Ich war nicht imstande ihr Vorwürfe zu machen. So lag ich zwei Stunden lang, es wurde ganz dunkel . . . Während dieser Zeit konnte sich meine Tochter auf der Terrasse mit ihm küssen.

Was ist er? Ein Wüstling! Und alt und dick dazu! . . . Woher wissen wir, daß er ein Pädagoge ist? Vielleicht sind das alles Lügen; und wenn es auch

wahr ist, was soll daraus entstehen? Heiraten kann er sie nicht, er hat zwei Frauen. Diese zweite illegitime Frau, die er samt den Kindern sitzen läßt, kann Elsa mit Blausäure das Gesicht begießen, sie entstellen, sie aus dem Hinterhalte ermorden. Heutzutage ist alles möglich, zudem wird man sie freisprechen, auch dieser Ardalion Iwanowitsch wird mit heiler Haut davonkommen und sich eine neue Trösterin suchen.

XIII.

Ich klopfte eines Morgens vor dem Frühstück an seiner Thür, er öffnete mir im Schlafrock, in einem russisch-bucharischen und schmutzigen dazu. Er wurde verlegen.

Ich sagte ihm:

„Sie können so bleiben wie Sie sind, ich habe mit Ihnen zu sprechen."

Er begriff sofort, worum es sich handle und erbleichte. Ich deutete ihm auf einen Sessel hin.

Wir setzten uns. In seinem Zimmer roch es nach einem lüderlichen Junggesellen, mir wurde sogar übel zu Mute.

Er war ungewaschen, im Nachthemde und hatte ein fettes Gesicht; wie hat Elsa ihn nur küssen können!

„Es ist unehrenhaft," sagte ich ihm rundweg.

Er schwieg.

„Es ist nicht ehrenhaft!" rief ich aus. In Ihren Jahren mit Ihrer Vergangenheit ein Mädchen zu verführen . . ."

Er hatte Zeit gewonnen zu sich zu kommen und unterbrach mich.

„Sie haben kein Recht so zu sprechen."

„Ich? Als Mutter?"

„Ja, wenn auch als Mutter. Ich habe nicht daran gedacht Ihre Tochter zu verführen, die Annäherung hat unter Ihren Augen stattgefunden. Daß ich sie liebe, ist wahr, und wenn sie mir Teilnahme bewiesen, was wäre dabei?"

Ich brach in ein hysterisches Lachen aus, doch ermannte ich mich bald.

„Dabei?" wiederholte ich. „Sie schämen sich also nicht! Sie haben zwei Familien, eine legitime und eine illegitime Frau, Sie rufen Gefühle in einem Mädchen, einem Kinde mit lebhafter Phantasie, wach, weil Sie wissen, daß es sich langweilt und daß sein Herz frei ist! Und Sie wollen Pädagoge sein?"

Er geriet in Zorn.

„Meine Vergangenheit geht Sie nichts an, meine Gnädige. Ich verzeihe Ihnen nur in Anbetracht Ihres Affekts!"

„Affekt"! das nennt er „Affekt"! das Verderben meiner Tochter!

„Wenn es so steht," antwortete ich ihm, indem ich am ganzen Körper zitterte, „so verlange ich von Ihnen, daß Sie augenblicklich abreisen."

„Das hängt ganz von meinem Willen ab."

„Ich verlange es!" schrie ich. „Ich stehe nicht für mich, ich werde Ihr schändliches Benehmen nicht mehr dulden, meine Tochter ist mir teuer. Nun,

sagen Sie, fuhr ich ruhiger fort, was kann aus Ihrer Annäherung entstehen? Sie werden sie nicht heiraten?

„Ich habe auch nie daran gedacht," antwortete er dumpf.

„Wie! Sie haben nie daran gedacht und sich erlaubt es zu einer Szene zu bringen wie gestern?"

„Sie haben also gehorcht?"

Das Weiße seiner Augen rötete sich.

„Ja, ich habe gehorcht. Ich habe alles gehört, — mir stockte der Atem — ich habe nachher wie eine Tote auf meinem Bett gelegen . . . Sie sind doppelt gebunden und fliehen nicht . . ."

„Lisaweta Michailowna schickt mich nach Rußland, sie hat Recht, meine Lage ist eine unerträgliche."

„Was geht das sie aber an? Sie hat noch nicht gelebt. Statt mit einem jungen sympatischen Menschen . . . soll sie ihr junges Leben vertrauern . . . Mit wem? . . . Mit wem? . . ."

„Warum sprechen Sie denn so?" unterbrach er mich. „Vielleicht werde ich selbst ein solches Opfer nicht annehmen wollen . . ."

„Sie werden es nicht wollen? Warum weinen Sie denn und fallen auf die Knie und erregen das Mädchen in einem Grade . . ."

„Ich liebe sie, das ist wahr," unterbrach er mich wieder. „Diese Liebe wird mir eben die Kraft verleihen, alle Bande zu zerreißen."

„Sie Wüstling Sie? Sie Jammermensch Sie? Wie viel Kinder haben Sie? Zwei Familien . . . Sie wollen die dritte? Jedesmal werfen Sie sie wie die jungen Hunde von sich."

Er fing plötzlich an zu weinen.

„Es ist schlecht, schlecht," wiederholte er, „wie kann ich aber meine Natur ändern . . . Ich werde damit enden, daß ich mir die Kehle durchschneide."

„Thun Sie, was Sie wollen, unterstehen Sie sich aber nicht meine Elsa zu Grunde zu richten."

Er wurde ruhig und sagte leise:

„Ich werde abreisen . . Verzeihen Sie . . . Haben Sie Mitleid . . ."

„Ich kann kein Mitleid für Sie empfinden, Sie sind mein ärgster Feind."

„Ich werde reisen," wiederholte er.

„Sie darf nichts von unserem Gespräch erfahren, hören Sie?"

Er antwortete:

„Ich höre."

Er that mir beinahe leid.

„Wann reisen Sie?"

„Ich wollte . . . Sie selbst . . . Ich kann übermorgen . . ."

„Warum denn nicht morgen?" hätte ich beinahe aufgeschrien.

XIV.

Elsa hatte nichts erfahren. Proskurjakow war anständig genug ihr nichts auszuplaudern.

Wahrscheinlich hatte er schon den Tag seiner Abreise bestimmt, ich sah es an ihrem Gesicht . . . Elsa betrug sich so, als wenn sie sich selbst zu etwas entschlossen hätte: entweder weit wegzureisen oder ein neues Leben zu beginnen und die letzten Tage am selben Ort zu verbringen. Gegen mich war sie viel freundlicher und zärtlicher: sie näherte sich mir öfter, umfaßte meine Taille ein paarmal und seufzte dabei.

Ich fragte sie über nichts aus.

Seine Abreise schrieb sie natürlich ihrem Einfluß zu, das schmeichelte ihr. Auch auf ihn blickte sie jetzt wie auf einen Mann mit Charakter.

War es aber so, dann rechnete sie gewiß auf seine Rückkehr, nachdem er sich von seiner zweiten Frau befreit. Sie dachte darüber nach, wie sie selbst seine Frau werden sollte.

Was für eine Frau?

Sie hatte mir doch gesagt, daß die Scheidung bei uns viel kostete, wie wollte er es denn möglich machen? Was konnte er für Mittel haben? Er hatte so oft über die Teuerung im Auslande geklagt, folglich lebte er schon jetzt über seine Kräfte.

Elsa fragte mich plötzlich:

„Mama, wie viel verleben wir?

Sie hatte sich nie danach erkundigt, es war so eine Art point d'honneur von ihr die Geldfrage nicht zu erörtern.

Ich sagte ihr, wie viel wir verlebten, sie wollte noch etwas fragen, doch genierte sie sich.

„Du möchtest vielleicht wissen, wie viel du selbst besitzest?"

„Nein, wozu . . ."

„Du erfuhrst es sofort nach dem Tode deines Vaters, du hast es nur vergessen!"

„Ach nein, liebe Mama . . ."

Sie wurde ganz rot, an ihren Augen sah ich, daß sie gerade das wissen wollte.

„Du kannst so und so viel ausgeben, doch geht es nicht für dich auf."

„Ich habe also Ersparnisse?"

„Natürlich," antwortete ich.

„Ist es viel?"

Hier errötete sie noch mehr. Ich sagte ihr, wie viel sie hätte, außer dem Vermögen, das ihr als der einzigen Tochter zukam.

Sie ließ nicht gleich ihre Absicht durchschauen, es kostete ihr zu viel Mühe.

„Siehst du, Mama, ich möchte wenigstens diese Ersparnisse . . . zu meiner Verfügung haben."

„Du kannst über alles verfügen, wenn du wünschest."

„Nein, nein. Nur diese kleine Summe."

„Nimm sie doch gleich.“

„Du wirst nicht böse sein?“

„Warum denn?“

Ich mußte mir Gewalt anthun um meine Frage zurückzuhalten. „Und wozu brauchst du diese Summe?“

Elsa schwieg.

„Denke nicht, Mama,“ begann sie in einem anderem Tone, „daß ich aus irgend welchen unreinen Motiven . . . Jetzt,“ — sie betonte das Wort — „jetzt,“ — brauche ich das Geld nicht.“

„Wann wirst du es denn brauchen?“

Ich fühlte mich im Recht diese Frage zu stellen.

„Vielleicht bald.“

Ihre Verlegenheit schwand nicht. Es schien, als wollte sie aufrichtig gegen mich sein und fürchtete sich.

Mir begann alles klar zu werden. Sie schickte ihn nach Rußland, damit er sich von seiner Geliebten trenne, nachdem es geschehen, wollte sie ihm die Mittel geben, sie samt den Kindern sicher zu stellen oder auch vielleicht die Scheidung von der ersten Frau zu ermöglichen.

Das Blut stieg mir zu Kopfe. Dieser Mensch hatte ausspioniert, daß Elsa Vermögen besaß und war nun so niedrig sie als Werkzeug seiner Liebesspekulation zu benutzen! Gemeineres konnte es nicht geben . . . Es braunte mir eine Erwiderung auf der Zunge.

Elsa hatte mich wahrscheinlich verstanden.

„Nur bitte ich dich, Mama, — kein Mißtrauen!“ schrie sie beinahe. „Beschuldige niemand! Mache auch keine Anspielungen, wenn du mir einmal das Geld gegeben, es würde nicht gut sein.“

„Frage ich dich denn aus?“ — unterbrach ich sie nervös.

„Nein, aber im Geiste beschuldigst du vielleicht jemand. Das ist ungerecht! . . .“

Ihre Augen glühten.

Liebte sie ihn denn?! . . . Oder war es die äußerste Grenze einer unbegreiflichen Mädchen-Kühnheit, die es sich zur Aufgabe gemacht, ihn von seinem traurigen Los zu befreien und die daran ihre ganze Seele gesetzt hatte? Aber der Kuß auf dem Balkon? Ohne Liebe konnte so etwas nicht geschehen.

Was war hier zu thun?!

XV.

Ich konnte nicht anders als eine zweite Unterredung mit Proskurjakow herbeiführen.

Er hatte schon alles zur Abreise vorbereitet, am Tage vorher sah ich, wie er ins Büreau zur Wirtin ging und zwei Rechnungen bezahlte.

Ich hielt ihn im Vorhaus an und bat ihn, mit mir ein wenig auf die Straße hinauszugehen, das gefiel ihm nicht; ich sagte ihm ohne weiteres:

„Sie reisen ab — aber Sie wollen sich zum drittenmal frei machen, Sie

hören nicht auf meine Tochter aufzuregen. Sie darf und kann nicht Ihre Frau werden . . ."

„Ich verstehe Sie nicht," — unterbrach er mich.

Das brachte mich auf.

„Ohne Ausflüchte, Herr Proskurjakow!" — schrie ich beinahe auf. — „Sie machen Ihnen keine Ehre. Sie werden mir sagen: mit welchem Recht ich mich in Ihre Angelegenheiten mische? Ich werde mein Recht bis zum letzten Augenblick verfechten, Sie können mir nicht verbieten mit Ihnen zu kämpfen. Ich habe Ihr Ehrenwort."

„Ich gab Ihnen nicht mein Wort."

„Einerlei, Sie sagten, Sie reisen, folglich — für immer. Jetzt aber sehe ich, daß Elsa darüber nachdenkt Ihre Zukunft zu gründen. Wozu? Sie will Ihre Frau werden, — das ist klar."

„Erlauben Sie," — unterbrach er mich wieder, — „Sie beleidigen mich. Sie stellen die Sache so hin, als wenn ich auf die Hilfe Ihrer Tochter rechnete."

„Es ist auch so, obgleich Sie später Ihre Hände in Unschuld waschen werden."

Ich brach das Wort, das ich Elsa gegeben, doch schien es mir das einzige Mittel. Je tiefer er sich beleidigt fühlte, desto besser."

„Allein Ihre Worte beweisen mir deutlich daß Sie mich in Verdacht haben, dasselbe kann auch Ihre Tochter denken. Nicht gleich, nicht jetzt, aber später unter dem Einfluß Ihrer Insinuationen . . . Wenn ich nicht mehr hier sein werde." Zum erstenmal bemerkte ich, daß er hochrot war.

„Wenn dieser Gedanke Sie beunruhigt," erwiderte ich, „so wäre es doch besser, mir jegliches Mißtrauen zu benehmen."

„Ich kann Ihnen durchaus kein Versprechen geben," erwiderte er kurz. Niemand hat das Recht, mein Gewissen zu zwingen, Sie kennen weder mein Leben noch meine Seelenqualen. Das Herz Ihrer Tochter schlägt höher und wärmer. Erlauben Sie mir noch zu bemerken, daß Sie sie zu Grunde richten werden durch Ihre unvernünftige Beaufsichtigung und die Armseligkeit der Interessen, die Sie ihr bieten. Sie wird es nicht aushalten . . nehmen Sie sich in acht" . .

„Gut, gut," wiederholte ich und zitterte am ganzen Körper — „es liegt nicht Ihnen ob, mir Vorwürfe zu machen" . . .

„Warum denn nicht mir?" unterbrach er mich beinahe drohend. Warum denn nicht mir? Jeder ehrliche Mensch, der das Leben und die Menschen kennt, kann dreist das aussprechen, was er für Wahrheit hält. Wenn sie allein wäre, hätte Lisaweta Michailowna längst eine fruchtbringende Thätigkeit gefunden und lebte in der Fülle ihrer intellektuellen Kräfte. Sie haben sie beschränkt, sie im Treibhause gehalten, ihr weder Kenntnisse noch praktischen Sinn beigebracht. Sie ist ein halbgebildetes Fräulein, das als kleines Wunder den Eltern zum Zeitvertreib gedient, jetzt fühlt sie selbst, daß sie ein zwitterhaftes Wesen ist."

Seine Worte thaten mir weh. War es denn nicht so? Er schien sich auch plötzlich zu besinnen und schwieg still.

„Sie wünschen nichts weiter?“ fragte er endlich trocken und kurz, — indem er den Hut lüftete. „Ich reise heute Nacht.“

Mir brannte die Frage auf der Zunge:

„Sie werden aber heimlich korrespondieren.“

„Gut,“ antwortete ich laut, „Sie werfen mir den Fehdehandschuh hin. Sie wollen mir nichts versprechen. Ich werde aber meinen Posten nicht verlassen, weder Despotismus noch Beschränktheit sprechen aus mir, Herr Proskurjakow; aber ich glaube Ihnen nicht, ich glaube nicht dem Manne, der zwei Familien, zwei Frauen verläßt und ein achtzehnjähriges Mädchen erringen will! Thun Sie, was Ihnen beliebt. Vielleicht hält Sie Ihr Gewissen zurück.“ —

Es kann nicht sein, daß er Elsa nicht wenigstens die Hälfte unseres Gesprächs mitgeteilt. Mir ist es einerlei! Lieber einen offenen Krieg führen. Ich bin zu keiner Gewaltthat fähig, aber ich werde sie solch' einem Menschen nicht geben.

Ich werde sie nicht geben! Das ist leicht hingesagt, doch wie auszuführen? Sie hat Vermögen, sie hat ihr neunzehntes Jahr angetreten! Das ist ihre Sache. Ich kann weinen, bitten, flehen, quälen, aber hindern kann ich nicht . . ich darf es nicht, kraft der Prinzipien, die ich selbst Elsa eingeimpft. Noch zwei, drei Szenen, und meine Tochter hört auf, mich zu achten, dann geht sie fort. — Sie wird nicht fortgehen, aber nach Rußland reisen, — zu ihm, mir wird sie sagen: „Ich wünsche nicht, daß du mit mir reisest!“

XVI.

Sie begleitete ihn zur Bahn. Ich saß in meinem Zimmer und zählte die Minuten. Das Feuer war beinahe ausgebrannt, mir wurde unaussprechlich bange. Wenn Elsa nicht zurückkehrte?

Mit welchem Gelde aber? beruhigte ich mich. Sie hat nur einige Zehnfrankenstücke Taschengeld, auch ist ein Paß notwendig. Er wird für sie bezahlen und den Paß irgendwo verschaffen, heutzutage ist das viel leichter, besonders unter solchen Leuten.

Es schlug zehn Uhr . . . Im Korridor wurden Schritte hörbar. Das war sie, ich war außer mir vor Freude, daß ich es nicht aushielt und in den Korridor hinauslief; sie schloß grade die Thüre auf, ich umfaßte sie stürmisch, sie verstand mich auch ohne Worte.

„Ach, Mama!“ sagte sie und fing an zu weinen.

Zum erstenmal sah ich sie so niedergeschlagen. Ich trat hinter ihr ins Zimmer und küßte sie. Auch mir flossen Thränen von den Wangen.

„Du bist bei mir!“ wiederholte ich glückselig.“

„Was hast du denn befürchtet? Ach wie du bist . . . Ich werde nicht . . . auf so verräterische Weise weglaufen, Mama — du regst dich so schrecklich auf, daß ich unmöglich gegen dich aufrichtig sein kann.“

An ihrem Gesicht und dem Glanze ihrer Augen sah ich, daß zwischen ihnen auf dem Bahnhof, beim Abschied, ein entscheidendes Wort gesprochen worden war.



„Mein Kind," hob ich an, als wenn ich mich selbst rechtfertigen wollte: „Dein Glück steht mir am nächsten! Wie wird's nun werden? Du vertraust mir nicht, meiner Erfahrung, meiner Menschenkenntnis und kannst daher nicht . . ."

„Mama," unterbrach mich Elsa, „quäle dich doch nicht so . . ."

„Du stürzest dich ja in's Verderben! Du hast dich ihm nun verschrieben!" rief ich aus, „bedenke, bedenke doch."

Sie riß sich aus meiner Umarmung los, setzte sich auf einen Stuhl, so wie sie war, in Hut und Mantel, und sagte streng, als wenn sie die Mutter, ich die Tochter wäre:

„Niemand weiter ist schuld daran, daß ich nicht aufrichtig bin — als du allein. Jetzt laß mich in Ruhe. Es ist besser, Mama, einen ehrenhaften Menschen glücklich zu machen, ihn aus der Schlinge zu ziehen, als so hinzuwelken. Nicht ich habe mich verschrieben, sondern er. Was ich dir auch erzählte, du würdest es nicht verstehen, ändern kann ich dich nicht. Auch wird nichts Entwürdigendes geschehen. Warum thust du, als wenn ich schon stürbe? . . . Dir gefällt er nicht, das ist dein Geschmack, das sind deine Vorurteile — gestehe doch — du möchtest mich gerne an einen jungen, glänzenden Mann verheiraten! . . . Ist denn das kein Vorurteil?"

„Nichts will ich," rechtfertigte ich mich und weinte dabei. „Du glaubst mir nicht."

„Warte ein wenig! Ich muß dir noch eins bemerken," sagte sie und richtete sich empor. „Hier kommt es nicht darauf an, was aus mir wird, die Hauptsache ist die . . . Es leidet ein Mensch mit Grundsätzen, der das Recht hat, sich von seinem Joch zu befreien. Laß ihn Charakterstärke bekunden und bis zu Ende gehen, dann werde ich an ihn glauben, nicht früher. Du fürchtest ganz unnütz, daß ich mich wie ein thörichtes Mädchen mit einem Mal binden werde . . . wie es zu deiner Zeit geschah . . . eine Mazurka mit einem Ulanen genügte . . . Nein, fürchte nichts! Laß ihn erst beweisen, daß er ein Mann ist . . ."

„Ihr seid aber doch schon in so nahen Beziehungen zueinander," sagte ich kleinlaut.

„In was für Beziehungen? Ich bin — frei! Willst du alles wissen? Ich sagte ihm: „Befreien Sie sich — dann bin ich bereit, Ihnen zu helfen, so viel ich kann, Sie müssen auch materielle Hilfe von mir annehmen, wenn Sie aber auf dem halben Wege stehen bleiben, feige sein werden — dann ist's aus zwischen uns, haben Sie verstanden?"

„Das waren deine letzten Worte heute beim Abschied?"

„Ja, ungefähr . . ."

„Du ziehst ihn ja aber selbst . . ."

„Nun ist's genug, Mama. So habe ich's beschlossen, so wird's sein. Ich werde mich von niemand unterdrücken lassen. Gute Nacht."

„Sie ist noch bei mir! Das ist ein großes Glück. Ich habe es nicht verstanden, sie anders zu lenken — ihr Schicksal wird sie selbst entscheiden. Und wenn sie ihn liebt — ist das nicht die Hauptsache? Ich kann kein unparteiisches

Urteil über ihn fällen, ich liebe Elsa zu sehr, um gleichgiltig auf seine dritte Verbindung zu sehen . . . und mit wem? Mit meinem Töchterchen!"

XVII.

Seit der Abreise Proskurjakows war mehr als ein Monat vergangen. Anfangs erhielt Elsa zwei Briefe wöchentlich und schrieb auch selbst häufig. Ganze Abende gingen hin, sie schloß sich in ihr Zimmer ein, und ich sah das Licht immer bis nach Mitternacht, ja oft bis zwei Uhr morgens bei ihr brennen.

Es war aber nicht alles in Ordnung. Wenn sich Proskurjakow energisch um die Scheidung mit der ersten Frau bemüht hätte, so hätte Elsa es nicht verbergen können. Hatte sich das Gewissen in ihm geregt? Er brauchte Geld dazu, es von einem fremden Mädchen zu nehmen, welches er durch Mitleid an sich gezogen hatte, wäre doch gar zu häßlich. — In den ersten Wochen war Elsa heiter, witzig, spazierte viel, las fast ausschließlich Romane, floh keine Unterhaltung mit mir; nur vermied sie es über sich zu sprechen. Meistens erzählte sie mir den Inhalt dessen, was sie gelesen, einmal nur fragte sie nach ihrem Gelde, ohne alle Umschweife — einfach im Geschäftstone. Ich sagte ihr, in welchen Papieren das Geld angelegt sei, zeigte ihr die Bankquittung, wo das Geld zur Aufbewahrung läge, ebenso das Chèquebuch. Sie sah alles aufmerksam durch und bat mich ihr so und so viel beiseite zu legen. „Wenn ich es brauchen werde, werde ich es sagen," endete sie dieses geschäftliche Gespräch, ernst und einfach, ohne jegliche Aufregung.

Endlich erhielt sie eine Depesche — eine Antwort. Sie hatte also selbst eine prompte und genaue Antwort verlangt. Sie schloß sich ein und schrieb die ganze Nacht hindurch. Wahrscheinlich führte sie ein Tagebuch, es konnten unmöglich einfache Briefe sein.

Am folgenden Tage sandte sie wieder eine Depesche ab. Auf die Antwort wartete sie lange und war die ganze Zeit über sehr aufgeregt. . . . Sie ging des Morgens vor dem Frühstück weg und spazierte fortwährend ungeachtet des Wetters. . . . Endlich wurde — keine Depesche — wohl aber ein rekommandierter Brief gebracht. Zu Mittag erschien Elsa, ihr Gesicht war blutleer, sie setzte sich und begann sich mit der Engländerin gegenüber zu unterhalten, auch mit mir sprach sie hin und wieder einige Worte; sie war anscheinend ruhig und ernst. So verhielt sie sich auch am darauffolgenden Tage. Plötzlich sagte sie zu mir:

„Ich brauche das Geld nicht. — Laß es in der Bank liegen." Ich konnte mich eines freudigen Ausrufes nicht erwehren. Sie lächelte.

„Beruhige dich," sagte sie — und fuhr gleichsam laut denkend fort: kann man denn etwas von uns Mädchen und Frauen verlangen, wenn die Männer . . . solche traurige Schwächlinge sind?"

Ich begriff nun alles und hielt mit Mühe meine Freude zurück.

„Welche Feigheit! Die Sklaverei nicht abschütteln zu dürfen! Wie sprach er aber sicher, wie jammerte und klagte er! . . . Die jungen sind noch ärger."

„Du kennst niemand, Elsa,“ bemerkte ich, es giebt auch gute Menschen. ...“

„Ich will nicht, ich will nicht! ...“ rief sie aus. „Das war eine Schwäche von mir, ich habe mich gehen lassen, ja. ... Ich hatte eine richtige Ansicht vom Leben — die allervernünftigste, — man sieht, auch über mich hat sich eure vielgeliebte Natur lustig gemacht ... Mitleid, Schwärmerei, Träumereien ... Man muß einen Menschen retten! Dieser Mensch fürchtet sich aber vor einem ganz gewöhnlichen Weibe und fängt an den Edlen zu spielen: „Wie soll ich Ihr Geld nehmen?“ „Was bereite ich Ihnen für eine Zukunft? Sie sind ein Kind — ich bin alt ...“ Das hätte man früher bedenken müssen.“

Sie sprach diese Worte so aus, daß es mich kalt überlief.

„Wär's möglich, daß sie schon so weit gegangen?“ dachte ich mit Schrecken.

Elsa sah mich plötzlich an und lächelte.

„Fürchte dich nicht! ... Es war nichts ... dergleichen zwischen uns. Garnichts! Garnichts! Er existiert nicht mehr für mich, hörst du? Er existiert nicht ... Das geschah „unbewußt“ ... Es ist besser, alles zu verstehen und sich nicht lächerlich zu machen — so lange man jung ist ...“ Sie konnte das nicht zu Ende bringen, zum erstenmal im Leben bekam sie einen hysterischen Anfall. Als er vorüber war, schalt sie sich selbst aus und sagte verächtlich:

„Ich bitte dich! — Ein hysterischer Anfall!“ —

XVIII.

Die deutschen Bücher kamen wieder zum Vorschein, diejenigen, die ihr damals der deutsche Litterat gegeben hatte, und auch noch andere derselben Art. Diese allein las sie, auch nahm sie ihren früheren sarkastischen Ton wieder auf.

Es fiel mir so schwer sie anzuhören, daß ich selbst jeder Unterhaltung mit ihr auswich. Ich schlug ihr vor nach einem anderen Ort zu reisen, etwa Nizza oder Florenz.

„Ist es denn nicht einerlei, wo man lebt?“ antwortete sie. „Dann möchte ich lieber nach Monaco reisen und dort spielen. Mein Geld würde ohnehin nutzlos daliegen, so könnte ich mich wenigstens an der Roulette etwas amüsieren. Man sagt, daß sich Leute dort am grünen Tisch selbst erschießen. Ich begreife das ...“

„Elsa, was sprichst du?! ...“

„Ich begreife das,“ wiederholte sie und fing an zu lachen. „Der Mensch verspielt sein letztes und geht — aus der Welt. Ist er denn schuld daran, daß ihm die Natur eine Leidenschaft mitgegeben? Er hat verspielt; nun hat er auf Erden nichts mehr zu thun. Wir alle sind solche Spieler, wir bilden uns ein, daß wir selbst nach irgend etwas streben, alles geschieht nach einem fremden Willen! ...“

Das, was ich mit Schrecken vor einem halben Jahre gehört hatte, stieg wieder mit aller Macht in meiner Seele auf, desungeachtet hoffte ich doch auf die Jugend Elsas.

Ich werde sie wegführen, dachte ich, nach Paris oder Monaco, mag sie sich austoben, Tollheiten machen, nur nicht solchen Gedanken nachhängen."

XIX.

Es gelang mir aber nicht sie fortzuführen. Ich war eben im Begriff zum Frühstück hinunter zu gehen, zufällig hatte ich mich etwas eleganter angekleidet. Wenn ich an ihrem Zimmer vorüberging, klopfte ich gewöhnlich bei ihr an und sagte:

„Elsa, man klingelt zum Frühstück."

Worauf sie immer antwortete:

„Gleich, Mama."

Ich klopfte auch diesesmal an, doch bemerkte ich, daß der Schlüssel fehlte. „Ist meine Tochter fortgegangen?" fragte ich das Stubenmädchen.

„Nein, sie ist nicht ausgegangen."

Ich klopfte noch einmal, es erfolgte keine Antwort. Ich blickte durchs Schlüsselloch und bemerkte den Schlüssel von innen ... Schläft sie? ... Ist sie krank? ... Meine Hände erlahmten. Ich hatte nur noch Zeit dem Stubenmädchen zuzurufen, sie solle mir die Wirtin schicken.

Ich klopfte an die Thür, rief, weinte, es erfolgte keine Antwort.

Die Wirtin kam gelaufen, es wurden der Oberkellner und noch zwei andere Leute gerufen. Man fand einen zweiten Schlüssel, die Thür brauchte nicht aufgebrochen zu werden.

Wir traten ein. Auf dem Bett, vollständig angekleidet, lag Elsa, das Gesicht zur Wand gekehrt, die rechte Hand unter dem Kopfkissen, die Kniee etwas zusammengebogen. Ich lief hinzu, vor meinen Augen flimmerte es. Ich sah — daß ihr Gesicht unter den Augen mit einem Tuch verbunden war, der Geruch von Chloroform strömte mir entgegen.

„Sie hat sich vergiftet!" sagte die Wirtin und riß das Tuch vom Munde Elsas, unter demselben lag ein dichtes Stück Watte, mit Chloroform durchtränkt.

Ich fing an sie zu schütteln, zu umarmen, zu weinen, ich schrie:

„Es ist nicht möglich! Sie lebt!"

Man rief einen Arzt herbei, einen Amerikaner, der mit uns in der Pension lebte. Er erhob bedauernd die Arme, nachdem er ihr Herz behorcht hatte.

„Sie ist schon seit zwei Stunden tot," sagte er.

Was später geschah, dessen kann ich mich nicht erinnern. Als ich zu mir kam, lag ein Brief auf meinen Tisch. Oben, an Stelle der Adresse, standen bloß zwei Worte: „Für Mama".

„Es lohnt sich nicht zu leben, meine Liebe — schrieb sie französisch, mit sicherer, deutlicher Hand — ich habe dir das bereits einmal gesagt. Ich habe überlegt, daß Chloroform das Allerbequemste ist. Wenn es wirkt, wie es sich gehört, dann werde ich sehen, was dort jenseit des Todes ist, ob es interessant ist oder nicht. Wenn ich aber aufwachen sollte, dann werde ich über meinen Versuch lachen —

dann wollen wir Champagner trinken, nach Monaco reisen und — spielen. Das ist wirklich besser, als russischen Pädagogen helfen sich von ihren Frauen zu befreien. Vergieb, Mama, mein Tod kann dich aber nicht unglücklicher machen. Du wirst leben und immer vom goldenen Zeitalter träumen. Elsa."

Der Hof und die Gesellschaft von England.

I.

Die Königin.

Die Loyalität des britischen Volkes ist vielleicht eines der größten Phenomena dieses Jahrhunderts. Trotzdem die Freiheit der Presse und Rede in keinem Lande mehr Wirklichkeit besitzt als in dem Inselreiche, während öffentliche und Privatangelegenheiten hervorragender Personen nirgends strenger kritisiert werden als in den englischen Zeitungen, ist die Anhänglichkeit des Volkes an sein Herrscherhaus stets gewachsen, sogar die Stürme, die fast alle europäischen Völker und Fürsten seit der ersten französischen Revolution ergriffen, haben sie nur gestärkt.

Auch die politischen Bewegungen der Jahre 1830 und 1848 waren machtlos, und während der großen „Victorian Era," die nun fast ein halbes Jahrhundert dauert, sind die Engländer sicherlich mehr und mehr monarchisch geworden.

Was ist die Auflösung dieses Rätsels? Der Stolz des Volkes ist hier nicht in demselben Grade wie in manchen anderen Ländern durch große Erfolge im Felde oder in der Diplomatie, genährt worden, noch hat die Krone in irgend welcher Weise erhebliche Konzessionen gemacht, dennoch ist die Thatsache unleugbar, daß nicht nur jetzt keine wesentlichen Differenzen zwischen ihr und dem Parlamente existieren, sondern seit langer Zeit kaum irgend eine Dissonanz zu Tage getreten ist. — Die Tugenden der Königin Viktoria, welchen dieser Zustand zum größten Teile zuzuschreiben ist, haben vornehmlich einen passiven Charakter. Sie hat sich stets dem souveränen Willen ihres Volkes gefügt, obgleich sie — wie man es selbst aus letzteren Zeiten wohl weiß — ihrer persönlichen Neigung und Überzeugung häufig Gewalt anthun mußte. Sie ist so ganz und gar konstitutionell, daß die äußerste Linke der Radikalen es selbst schwierig findet, ihre Handlungen zu bemängeln. Als z. B. die Parlamentswahlen im Jahre 1880 der herrschenden konservativen Partei eine gänzlich unerwartete Minderheit brachten, infolge deren das Ministerium des Earl of Beaconsfield genötigt war, sein Amt niederzulegen, zögerte die Königin keinen Augenblick, sich von dem Manne zu trennen, dem sie die größte persönliche Freundschaft zugewendet hatte.

Da die politische Richtung der Monarchin — soweit sie eine solche überhaupt hat — liberal ist, so muß man die Gründe dieser Freundschaft in der großen

Charakterbiegsamkeit des berühmten Staatsmannes suchen. Lange nachdem er bereits eine große Rolle in seiner Partei spielte und sich vollends durch seine Werke eine ganz exzeptionelle Stellung geschaffen hatte, war er noch ganz und gar vom Hofe ausgeschlossen und erhielt nur dann die erste Einladung, als des Prinzen Albert Aufmerksamkeit auf das Mißfallen gelenkt worden war, welches die Abwesenheit dieser vornehmlichsten politischen Persönlichkeit von den Zirkeln der Monarchin im Publikum erregte. Von diesem Augenblicke an bemühte er sich, in allen den Kleinigkeiten, die Damen mit Wohlgefallen bemerken, den Wünschen der Königin zuvorzukommen; seine Geschmeidigkeit verschmähte es selbst nicht, sich in die Gunst des Kammerdieners John Brown einzuschmeicheln, sobald er sah, wie sehr dieser seine Herrin beeinflußte; Disraeli, der Novellist und Führer der stolzesten Aristokratie, war gleichzeitig ein erfolgreicher Salonheld. Mit seinem letzten Schachzuge im Spiele mit der Herrscherin, der Verleihung des Kaiserin-Titels, womit er ihre Eitelkeit befriedigte, erwarb er sich ihren größten Dank, den sie ihm bis an sein Ende bewahrte. —

Da das anerkannte Haupt der Liberalen, Mr. Gladstone, wiederholt erklärt hatte, wegen seines vorgeschrittenen Alters in Zukunft keinen Anteil an der Verwaltung nehmen zu wollen, fand die hohe Dame 1880 eine wünschenswerte Ausrede, diesen Herrn, der ihr persönlich unangenehm war, zu umgehen.

Die Gründe für diese Ungunst liegen sehr nahe. Der gegenwärtige Premier ist in seinem Benehmen gegen die Königin der Gegensatz seines Vorgängers und gleicht in dem spartanischen Ernste, mit dem er dieselbe behandelt, mehr einem Republikaner als dem ersten Beamten einer Monarchin von Gottes Gnaden; er schmeichelt nicht, nimmt keine Rücksicht auf kleine weibliche Schwächen und soll sich sogar soweit vergessen, daß weder sein goldgestickter Amtsfrack noch seine Wäsche immer die vorschriftsmäßige Frische zeigten, wenn er sich der Herrin näherte. Doch da sowohl der Earl of Granville wie der Marquis of Hartington aufs bestimmteste erklärten, daß ein liberales Ministerium ohne Mr. Gladstone ebenso unmöglich wie die Darstellung Hamlets ohne Hamlet sei, fügte sich die Königin sogleich und unterwarf sich so gänzlich den neuen Anordnungen, daß sie sogar ihre Einwilligung zur Erhebung des radikalen Parlamentsmitgliedes Sir Charles Dilke zum Minister gab, eines Mannes, der ihr in seiner früheren Karriere natürlichen Grund zum Mißfallen gegeben hatte, indem er alljährlich einen Antrag gegen die Bewilligung der Zivilliste einbrachte. — Er wollte, sagte er, die Königin nicht verdrängen, ihre Einkünfte jedoch auf die Ergebnisse ihres Privatbesitzes und derjenigen Güter, welche sie dem Lande überwiesen hatte, beschränkt sehen (eine Reduktion von ungefähr neun Zehntel), mit anderen Worten, sie solle eine unbezahlte Würde ohne jegliche Macht behaupten dürfen. — Der Eifer dieses edlen Herrn, der während vieler Jahre der Eigentümer des Athenäum war, hat sich in dieser Richtung indes sehr abgekühlt, seitdem er den ersehnten Ministerposten erlangt hat.

Ein Vorwurf, der von vielen Seiten gegen die Herrscherin gemacht wird, ist jedoch nicht unbegründet; er bezieht sich auf die große Zurückgezogenheit, in

welcher sie seit dem Tode ihres Gemahls, des Prinzen Albert von Coburg-Gotha, unausgesetzt gelebt hat.

Obgleich derselbe schon 23 Jahre tot ist, scheint sie noch immer die größte Befriedigung in der Hingabe an traurige Erinnerungen zu finden. Die Bücher, die der Prinz las, die Kleider — bis zu den Pantoffeln — die er trug — die Teppiche, auf welchen er ging, ja alle Möbel in seinen Privatzimmern in Windsor, die jeden Morgen auf- und abends zugeschlossen werden, sind genau in dem Zustande erhalten, in welchem er sie verließ; es wird sogar gesagt, daß seine Stiefeln täglich geputzt werden. Der Besuch des Mausoleums in Frogmor, der an gewissen Tagen des Jahres stattfindet, wenn die ganze Familie und die Mitglieder des königlichen Haushaltes sich daselbst zum Gottesdienste versammeln, mag wohl auch nicht zu den angenehmsten Zerstreuungen gehören. Die Liebe für den Verewigten hat sich auf seine Diener übertragen, was sie an dem vor zwei Jahren verstorbenen John Brown, ihrem steten Begleiter, bewies. Die unbegreifliche Nachsicht gegen denselben und die große Macht, die er über sie besaß, erklärt sich ebenfalls daraus. Brown war der Sohn eines Arbeiters auf der herrlich gelegenen, romantischen Besitzung Balmoral in Schottland, der sich während des ersten Besuches des königlichen Paares das Wohlgefallen des Prinzen erwarb; dieser nahm ihn in seine Dienste, und der junge Bauer avancierte bald zu der beneideten Stellung eines Kammerdieners. Das Leben des Prinzen war eines Tages in großer Gefahr infolge des Durchgehens der Wagenpferde, und es war nur der Geistesgegenwart John Browns zu verdanken, daß die Geschichte mit dem einfachen Schreck ablief; dieser Umstand und imaginäre spätere Lebensrettungen der Königin gaben dem Manne eine Position, zu der ihn sein gänzlicher Mangel an Manieren, sein Hang für Whisky, dem er schließlich unterlag, und sein schadenfroher Charakter durchaus nicht berechtigten. Gegen ihn konnte, außer Löhlein, dem alten Kammerdiener des Prinzen, niemand bestehen; er war der Schrecken aller, selbst der Prinzen und Prinzessinnen.

Die Königin hat das schwarze Gewand und den hier allgemein getragenen Witwenschleier nie abgelegt; die einzige Abweichung, welche sie sich in ihrer Toilette gestattet, besteht in den verschiedenartigen Spitzen, sowie in der Abwechselung von Diamanten und anderen Edelsteinen. Bei den wenigen Gelegenheiten, an denen sie öffentlich erscheint, trägt sie eine Anzahl der vielen Orden, die sie von fremden Höfen erhielt oder selbst geschaffen, doch fehlt niemals das Kreuz von Viktoria und Albert zum Andenken an den verewigten Gemahl.

Die Monarchin lebt einfacher als manche Bürgersfrau; trotzdem schließt der Haushalt eine Anzahl hochbezahlter Beamten ein, die fast alle dem vornehmsten Adel angehören und absolut nichts zu thun haben. Da sind z. B. der Lord Steward, gegenwärtig der Earl of Sidney, mit 40000 Mark Gehalt, der Kontroleur und Schatzmeister Lord Kensington und der Earl of Breadalbane mit je 18000 Mark, der Aufseher des Haushaltes, Generalmajor Sir John Cowell mit 24000 Mark, Küchenbeamte mit zusammen mehr als 220000 Mark, Kellermeister, Staats-Portiers und andere, alle freigebig bezahlt. Dann kommt der Hof-

marschall — 40000 Mark — der Jägermeister mit seinen Untergebenen und der beneidete Posten des Masters of the Horse, im Besitze des Herzogs von Westminster, des reichsten Edelmannes im Lande, von dem man behauptet, daß er täglich 20000 Mark Revenüen habe. Diese Stelle ist mit 50000 Mark und dem Privilegium verbunden, auf Kosten Ihrer Majestät und in ihrer Livree einen Kutscher, vier Lakaien und sechs Reitknechte zu halten. Der Earl of Cork ist Aufseher der Jagdhunde mit 30000 Mark, der Herzog von St. Albans erblicher Groß-Falkener, für welche Würde er jährlich 24000 Mark erhält, obgleich die Königin natürlich niemals einen Falken besessen. Hofstallmeister mit 20000 Mark ist der General Lord Alfred Paget, unterstützt von acht adligen Stallmeistern, von denen jeder 15000 Mark bezieht. Vier Ehrenpagen mit je 2000 Mark bezahlt, sind beschäftigt, die königliche Schleppe zu tragen — wenn Ihre Majestät eine tragen sollte.

Der Herzogin von Roxburgh ist die Aufsicht über die königliche Garderobe, und Mr. Erskine, dem „Groom of the Robes“ hilft in seiner schweren Arbeit Mr. Boutein, der Clerk of the Robes.

Die acht Edeldamen, welche die Ehre haben, der Königin Gesellschaft zu leisten und sonderbarer Weise „Ladies of the bedchamber“ genannt werden, wechseln sich sechswöchentlich ab und erhalten jede 10000 Mark, also ungefähr 1700 Mark pro Woche. Die verwitweten Herzoginnen von Athol, von Roxburgh, Marquise von Ely, Lady Churchhill, Lady Waterpark, die Gräfin of Erroll, Lady Abercomby und Lady Southampton — sämtlich sehr reich — füllen diesen verantwortlichen Posten aus, und vier Gräfinnen sowie eine Herzogin sind ihnen noch besonders zugesellt, um ihnen ihre großen Pflichten zu erleichtern. Acht „Women of the bedchamber,“ ebenfalls adlig, und acht Ehrendamen beschäftigen sich vornehmlich mit der schwierigen Aufgabe, die Herrscherin beim Anziehen ihrer Handschuhe u. s. w. zu unterstützen, während die wirkliche Bedienung von Kammermädchen besorgt wird.

Unzählig sind die geistlichen Herren, welche im Dienste Ihrer Majestät stehen, und für ihre körperliche Gesundheit sorgen 8 Doktoren und 8 Chirurgen, während zwei weitere Ärzte für den königlichen Haushalt angestellt sind und eine kleine Armee von Apothekern, Augen-, Ohren-, Zahn-Ärzten, Chemikern u. s. w. sich mit den Nebenfächern beschäftigen.

Die vornehmlichsten Schlösser der Königin sind:

Buckingham Palace, ein ungeheuer großes Gebäude, dessen Baustil viel getadelt wird, am Ende von St. James Park im Westen der Hauptstadt gelegen, in dem sie sich nur hier und da für eine oder zwei Nächte aufhält.

St. James Palace, die alte Residenz der englischen Könige, von welchem der Hof seinen Namen erhielt, jetzt von der verwitweten Herzogin von Cambridge bewohnt.

Kensington Palace, ein unansehnliches Konglomerat von Gebäuden, doch allerliebst in Kensington Gardens gelegen, früher Residenz Ihrer Majestät Eltern und ihr Geburtshaus; war bis vor kurzem von dem Duke of Teck bewohnt und

ist gegenwärtig die Heimat der jüngst von Canada zurückgekehrten Prinzessin Louise und ihres Gatten, des Marquis of Lorne.

Kew, früher Residenz von George III., wo z. Z. niemand residiert.

Hampton Court Palace, jetzt bewohnt von der Prinzessin Friederike von Hannover und ihrem Gemahle, dem Baron von Pawell-Rammingen — sowie außerdem der Hafen für viele Edeldamen, deren Existenz-Mittel im Lebenskampfe verschwunden sind, und die daselbst von der Herrscherin freie Wohnung und eine Pension genießen.

Außer diesen Stadt-Residenzen besitzt die Königin den historisch berühmten: „Holyrood Palace in Edinburg, das schon erwähnte Schloß Balmoral in Schottland, einen ihrer Lieblingsplätze, das sich durch prächtige Waldungen auszeichnet, ferner Windsor Castle, ihren vornehmlichsten Aufenthaltsort, ungefähr 45 Minuten per Eisenbahn von London entfernt, das an der Themse gelegen ist, sowie viele andere mehr oder weniger prächtige Schlösser, von denen dasjenige in Osborn auf der lieblichen Insel Wight, die Residenz des Hofes während der Wintermonate, besondere Erwähnung verdient. Eine königliche Yacht, die in steter Bereitschaft ist, vollendet die kleine Seereise in wenigen Stunden.

Außer auf die sehr zahlreichen Mitglieder ihrer Familie beschränkt die Monarchin ihren Empfang so viel als möglich. Die Hinzuziehung zur königlichen Tafel ist die einzige Auszeichnung, die sie hervorragenden Geistlichen, Ministern, Gesandten, Generälen — ja selbst fremden Fürsten — gewährt, und die Anzahl solcher Gäste überschreitet selten fünf oder sechs zur gleichen Zeit.

Es bestreitet natürlich niemand Ihrer Majestät das Recht, ein Leben zu führen, das ihrem Geschmacke und ihren Empfindungen entspricht; worüber man sich beklagt, ist, daß sie ihre Repräsentationspflicht, für welche ein großer Teil ihrer hohen Zivilliste bestimmt ist, gänzlich verabsäumt und selbst die Mühe für zu groß hält, das Parlament in Person zu eröffnen. Es ist unbegreiflich, weshalb sie sich nicht wenigstens dieser Gelegenheit bedient, um sich dem Volke zu zeigen.

Als das Parlament beim Antritte der Regierung der Königin Viktoria die Zivilliste feststellte, war man sehr vorsichtig und bestimmte genau die Zwecke, zu welchen das Geld verwandt werden sollte. Diese Spezifizierung der votierten 385 000 Pfund (7 700 000 Mark) enthielt:

60 000	Pfund	für die Privatbörse.
131 260	„ „	Salaire an Hofbeamte.
172 500	„ „	Haushalts-Ausgaben.
13 200	„ „	Almosen.
8 040	„ „	unbestimmte Zwecke.
Zusammen 385 000	„.	

Es wird nun mit Recht behauptet, daß, wenn die Königin für gewisse Zwecke weniger als ausgesetzt verausgabe, der Mehrbetrag zur Verfügung des Parlamentes gestellt werden sollte. Dies ist aber nie geschehen, obgleich der für den Haushalt ausgegebene Betrag seit vielen Jahren bedeutend hinter der festgesetzten Summe zurückgeblieben ist. — Den Überschuß

sowie das von dem Herzogtume Cornwall erbrachte Jahres-Einkommen von etwa einer Million Mark und viele andere Summen, einschließlich des jährlichen Zinsertrages der enormen Kapital-Anlagen, hat die Monarchin zur Vergrößerung ihres Privatvermögens benutzt, so daß sie gegenwärtig wohl die reichste Persönlichkeit der Welt ist, da selbst ein Rothschild sich schwerlich mit ihr wird messen können. Ihre Besitzungen in Großbritannien und Amerika, sowie der Kapitalbetrag in Consols (5 Millionen Pfund) sind enorm und bringen ihr ungeheuere Einkünfte. — Würde sie solche zirkulieren lassen, indem sie eine große Hofhaltung mit entsprechendem Pomp, Bällen u. s. w. hielte, so würde der Handel nicht nur direkt durch den Aufwand verdienen, sondern die reiche Aristokratie auch sich beeilen, ihrem Beispiele zu folgen, und viele Millionen kämen der Industrie zu Gute, die jetzt nur zur Bereicherung weniger dienen, die bereits mehr als genug besitzen. Wie es ist, sieht das Volk nur die Auslage und keine entsprechenden Gegenvorteile.

Trotzdem bildet das Leben der Königin einen Glanzpunkt der englischen Gesellschaft, und wenn auch mancher Skandal aus den höheren Kreisen wie vor kurzem der Ehescheidungs-Prozeß des Herzogs von Marlborough und viele ähnliche Geschichten, die die öffentliche Gerichtsbarkeit und die Presse hier ans Tageslicht bringen, beweisen, daß unter dem Tugendscheine viel Heuchelei verborgen, so hat selbst diese Äußerlichkeit jedenfalls dazu beigetragen, die Moral der höheren und mittleren Klassen zu heben. Die Königin sieht mit großer Strenge auf die Sittenreinheit ihrer Umgebung, und niemand wird zu den Hoffeierlichkeiten zugelassen, deren drei oder vier jährlich in Buckingham Palace abgehalten werden, auf dessen oder deren Namen ein Makel ruht. Diese Hoffeste (Drawingrooms) sind eine Institution, deren ähnliche man wohl in keinem Lande findet. Die Herrscherin kommt zur Abhaltung eines solchen Empfanges für einen oder zwei Tage nach London; das Faktum, daß sie ein Drawingroom hält, ist in der London Gazette und durch diese in allen Zeitungen veröffentlicht. Es ist der Ehrgeiz aller derjenigen, die nicht früher Ihrer Majestät vorgestellt wurden, dieser Ehre teilhaftig zu werden; wie auch für junge Damen der Eintritt in die Gesellschaft davon abhängig ist. —

In dieser Saison bot das Drawingroom ein spezielles Interesse, weil der Verlobte der Prinzessin Beatrice, Prinz Heinrich von Battenberg, seinen offiziellen Eintritt in die englische aristokratische Welt hielt und weil des Prinzen of Wales älteste Tochter, Prinzessin Louise, formell vorgestellt wurde. Der Zudrang aller berechtigten Personen war sehr groß; eine unendlich lange Reihe von Equipagen brachte die in vollem Hofkostüme erscheinenden Herrn und die buntgekleideten Damen allen Alters — von der ehrwürdigen Dowager Duchess bis zu der eben aus dem „finishing“-Pensionat zurückgekehrten Großenkelin — zu dem Thore von Buckingham Palace, das Punkt zwei Uhr geöffnet wurde, um die Wagen in den großartigen inneren Hof zu lassen. Das Aussteigen der vielen Damen in ihren von Worth oder ähnlichen Berühmtheiten verfertigten, mit Diamanten gezierten Toiletten nahm geraume Zeit in Anspruch, doch beeilten sich alle, dem rauhen

Märzwinde zu entfliehen und in dem Innern des Palastes Zuflucht zu suchen. Hier bildeten sie Queue und gelangten eine nach der andern etwas nach drei Uhr nachmittags in das Thronzimmer, wo die Herrscherin ihren Sitz eingenommen hatte, von der Königlichen Familie und den hohen Würdenträgern umgeben. Alle Erschienenen passieren darauf die Königin, sobald der Name von dem Zeremonienmeister laut und vernehmlich ausgerufen ist; man macht eine vorschriftsmäßige, tiefe Verbeugung (eine Bewegung, die hier von hochbezahlten Damen gelehrt wird, die keinen anderen Beruf haben), küßt die Königliche Hand, verschwindet am entgegengesetzten Ende des Saales und hat somit seinen Anteil an dem großen Ereignis genommen. Die Herrscherin richtet hier und da einige Worte an bekannte Personen, das berühmte Musikchor der Grenadiergarde spielt im inneren und das der Life Guards im äußeren Hof. — Erfrischungen werden nicht verabreicht, man eilt daher schnell zu seinem Wagen und hat die Befriedigung, seinen Namen am folgenden Tage in allen Zeitungen unter den anwesend gewesenen Personen erwähnt zu sehen. Um vier Uhr ist alles vorüber, die Monarchin verläßt den Palast und benutzt den sie um 5 Uhr an der Paddington Sation erwartenden Extrazug nach Windsor, wo sie um sechs Uhr ihren Thee einnimmt.

Die Königin zeigt keine Spuren der Schönheit mehr, welche sie bei ihrem Regierungsantritte, als Mädchen von 18 Sommern, besessen haben soll. Die Schwärmerei, welche damals in allen Klassen für die „beautiful Queen" herrschte, hat 48 Jahre Zeit zur Abkühlung gehabt. Die kleine Dame selbst ist in eine sehr korpulente, wenig ansprechend aussehende Matrone verwandelt, die jedoch bei Gelegenheit mit viel Würde auftritt und sich durch den Wohllaut ihrer Stimme, ihre untadelhafte Aussprache und eine sehr gewählte Ausdrucksweise auszeichnet. Sie ist eine sehr sorgsame Mutter, erstreckt ihr Regiment indes häufig so weit, daß sie selbst für die unbedeutendsten Handlungen vorherige Anfrage verlangt. Der im vorigen Jahre verstorbene Duke of Albany nahm nie eine Einladung mit seiner Gemahlin ohne Erlaubnis seiner Königlichen Mutter an, obgleich er bereits im Mannesalter von 31 Jahren stand. Sie behauptet ihre Autorität gegen ihre Söhne, Töchter, Enkel, Schwiegersöhne mit gleicher Strenge und giebt dadurch häufig Anlaß zu einer gewissen Spannung. Diese nimmt manchmal den Charakter einer Demonstration an, wie z. B. bei den vor kurzem abgehaltenen Majorennitätsfestlichkeiten zu Ehren des Prinzen Edward von Wales — ältesten Sohnes des Thronfolgers — von denen die Königliche Dame sich mit Ostentation fern hielt. Der Großherzog von Hessen ist einer ihrer Günstlinge und verbringt fast jedes Jahr eine geraume Zeit an dem monotonen Hofe; häufige finanzielle Schwierigkeiten dieses hohen Herrn dürften wohl in Zusammenhang mit seiner Liebe zur Schwiegermutter stehen. Die Königin nimmt großes Interesse an Ehestiftungen und beschützt gern Liebende, die nach ihrer Ansicht unschuldig leiden. Als vor etwa 5 Jahren die Prinzessin Friederike von Hannover sich den Unwillen ihres Bruders und Familienhauptes, des Herzogs von Cumberland, dadurch zugezogen hatte, daß sie ihren Entschluß kund gab, den Baron von Pawell-

Rammingen, heiraten zu wollen, fand das liebende Paar Schutz bei der Regentin, unter deren Autorität die Vermählung in Windsor sich vollzog.

Da das Volk seine Königin fast nie sieht und sie jährlich nicht mehr als alles in allem vielleicht eine Woche im Buckingham-Palaste in London zubringt, so muß es sich mit den im täglich veröffentlichten „Hofzirkulare" enthaltenen Nachrichten über ihr Befinden, Thun und Lassen begnügen; diese enthalten jedoch nicht viel und sagen nur meist:

Schloß Windsor, . . März 1885.

„Die Königin fuhr gestern aus, begleitet von der Dowager Ducheß of Roxburgh und der Honourable Horatia Stopford.

Prinzessin Beatrice ging aus, begleitet von Miß Norèle."

Dies ist eines der Bulletins, wie sie täglich publiziert werden, und es verbleibt natürlich eine offene Frage, womit die Zeit vor und nach der halbstündigen Ausfahrt vollbracht wurde. — An Sonntagen, an denen das Leben noch viel stiller als sonst, besteht die einzige Abwechselung darin, daß die Tischgesellschaft durch die Anwesenheit einiger Geistlichen vergrößert wird. An Wochentagen ist Lektüre, Schreiben, Malen in Wasserfarben, in welcher Kunst die hohe Dame nicht unbedeutendes leistet, ein kurzer Vortrag eines Ministers die gewöhnliche Beschäftigung, welche manchmal durch eine Sitzung des Privatrates, unter Vorsitz Ihrer Majestät, eine persönliche Ordensverleihung und den Empfang eines Gesandten unterbrochen wird. Einige Male im Jahre singt eine berühmte Sängerin vor der Königin. Früher war Adelina Patti sehr in Gunst, jedoch seit ihrer Allianz mit Signor Nicolini ist dieselbe Madame Albani zugewandt. Hier und da wird vielleicht auch ein Pianist, wie der soeben verstorbene Sir Julius Benedict, aufgefordert, eine neue Piece oder eine alte Symphonie vor Ihrer Majestät zu spielen, aber regelmäßige Tafelmusik, wie in früheren Jahren, ist seit lange abgeschafft und für besondere Gelegenheiten reserviert.

Bälle, Konzerte, Theatervorstellungen und sonstige Lustbarkeiten sind am Hofe unbekannt.

Das Interesse, welches die Königin an Politik und an den Vorgängen im Lande nimmt, ist vielleicht sehr groß, kommt indes nicht zum Vorschein. Sie ist aber stets die erste im Ausdrucke ihrer Sympathie, wo sich Gelegenheit dazu bietet, doch findet klingende Münze nicht immer in angemessener Summe ihren Weg in die Taschen der Notleidenden. — Die milden Gaben werden auf den ihr für diesen Zweck vom Lande gezahlten Betrag beschränkt, und gewöhnlich soll sich am Jahresschlusse noch ein Kassenbestand herausstellen. Diese große Sparsamkeit, die eine Bürgerfrau in mäßig wohlhabenden Verhältnissen zieren würde, tritt manchem guten Impulse in den Weg. Die Gedanken der Königin sind zu sehr mit vorteilhaften Kapitalanlagen beschäftigt, heute sind es große Waldungen in Canada, morgen Hypotheken in der City, dann die Nationalschuld, die für Anlage-Zwecke studiert werden. In der ersteren Zeit ihrer Regierung hatte sie von Zeit zu Zeit generöse Regungen, wie z. B. im Jahre 1842, als sie dem damaligen Premier, Sir Robert Peel, erklärte, daß ihr Einkommen den großen Steuern,

welche das Volk zu zahlen hat, gleichmäßig unterliegen solle. Der Minister nahm die erste Gelegenheit wahr, diese Großmut im Parlamente zu rühmen, da die Zivilliste gesetzlich steuerfrei ist. Seine Rede wurde mit großem Beifalle von allen Seiten aufgenommen, doch ist seitdem nichts mehr über die Sache verlautet und es bleibt eine Thatsache, daß die Monarchin weder damals noch je später einen Pfennig Einkommensteuer bezahlt hat.

Dagegen enthalten die Blätter häufige Danksagungen von Hospitälern, an die sie ihr altes Leinen und von Zeit zu Zeit etwas Wild für die Patienten schickt, wenn sie dafür keine andere Verwendung hat. —

Die Herrscherin führt ein Tagebuch und veröffentlicht hin und wieder Auszüge daraus, die sich bezahlt machen, obgleich der litterarische Wert zweifelhaft sein mag.

Ihr letztes Werk:

„Mehr Blätter aus dem Tagebuche, über ein Leben im Hochlande.
Von 1862—1882."

erschien im Jahre 1884 zum Ladenpreise von zehn und einer halben Mark. Der Verleger soll dafür 5000 Pfund (hunderttausend Mark) an Ihre Majestät gezahlt haben und deswegen genötigt gewesen sein, es zu einem so hohen Preise auf den Markt zu bringen. Der Verkauf muß jedoch den Erwartungen nicht entsprochen haben, da das kleine, einbändige, nettgebundene Werk wenige Wochen später zu $7\frac{1}{2}$ und dann zu 4 Mark ausgeboten wurde. Jetzt ist es in etwas weniger anspruchsvoller Form erschienen und zu 1 Mark und 90 Pfennige zu haben. Der Stil ist sehr einfach, die Sprache gewählt, doch der Stoff eine stete Wiederholung des kleinen, uninteressanten Alltagslebens von Balmoral.

Obgleich die Königin täglich ausfährt oder im Windsorparke ausgeht, so scheint sie doch von den Folgen eines zu ruhigen Lebens zu leiden; sie hat öfters Anfälle von Gicht und Rheumatismus, die ihr das Gehen sehr beschwerlich machen, weshalb sie sich seit einigen Jahren dem Rate ihrer Ärzte gefügt und eine kurze Veränderung in der milden Luft der Riviera genossen hat. Sie reist ohne jedes Gepränge, in der Begleitung ihrer jüngsten Tochter, einiger Hofdamen und Bedienten und führt im Auslande ein ebenso stilles und zurückgezogenes Leben wie in ihrer Heimat.

Es verdient noch der Erwähnung, daß enge Beziehungen bestehen zwischen der Königin und der verwitweten Kaiserin Eugenie, welche letztere sich eine Besitzung nicht weit von Windsor gekauft und elegant ausgestattet hat. Die Bande der Freundschaft (um im Hofstile zu schreiben), die zwischen den hohen Damen herrschen, haben in dem gemeinschaftlichen Witwenstande die festeste Grundlage. Beide beklagen ihre Gatten, die eine, weil sie an ihm einen schwärmerisch verehrten Gemahl, Freund und Ratgeber, die andere, weil sie mit ihm Macht und Ansehn verloren hat.

(Fortsetzung folgt.)



Betrachtungen über Diplomatie.

„Il ne font que politique d'antichambre“, pflegte ein berühmter Staatsmann von jenen Diplomaten der Klein- und Mittelstaaten zu sagen, die politische Berichte an ihre Regierungen schicken mußten, ihre Informationen aber nur durch die Gnade der Botschafter und der Gesandten größerer Staaten in dem Wartesaal des Ministers des Äußeren erhalten konnten, da der Minister selbst ihnen kaum Gehör schenkte und mit sichtbaren Zeichen der Ungeduld, die dem feinfühlenden kleinstaatlichen Gesandten oft das Blut in Wallung brachte, überdeutlich zu verstehen gab, „er wünsche, daß dieser es recht kurz mache,“ fünf Minuten Zeit als Maximum der Unterredung betrachtend, während die Botschafter halbe bis ganze Stunden lang bei Sr. Exzellenz oder Durchlaucht verweilten.

Es war dies zu jener Zeit, als noch der optische Telegraph gespenstisch seine hölzernen Arme in der Luft bewegte, noch keine Eisenbahnnetze die Staaten mit einander verbanden, sondern bloß Bruchstücke einzelner Hauptstrecken die internationalen Beziehungen zu erleichtern anfingen; als noch beim Depeschenverkehr der Botschafter und auswärtigen Ämter die Kuriere, unter deren Ägide für hohe Herren und Frauen ein großartiger Schmuggel von Juwelen, Geschmeiden, Spitzen, Seidenstoffen u. s. f. getrieben wurde, eine „hervorragende“ Rolle spielten, während einzelne Gesandtschaften nur in Ausnahmefällen sich die Absendung eines eigenen Kuriers erlauben durften, für gewöhnlich aber der langsamen Post ihre Berichte anvertrauen mußten. Dabei konnte es allerdings vorkommen, daß „aus Versehen“ in dem „geheimen Kabinete“ des auswärtigen Amtes die Depesche, die der Gesandte von W. von seiner Regierung erhalten sollte, mit dem Wappen der Regierung von B. gesiegelt, in seine Hände gelangte.

Zu jener Zeit war es, als noch der deutsche Bundestag in Frankfurt a. M. mit seinem Chaos von Gesandten, Ministerresidenten und Geschäftsträgern ꝛc. auf die unfruchtbarste Weise und mit einer Gemütlichkeit tagte, die jeden geistesfrischen, gescheiten Mann, der daran Teil zu nehmen berufen war, mit Unwillen erfüllte, und wo auch in einem jüngeren diplomatischen Mitgliede dieser Versammlung, dem damaligen preußischen Gesandtschaftsrate, dann Gesandten, Landwehrleutnant Freiherr von Bismarck-Schönhausen, der erste Keim zu den welterschütternden Ereignissen, zu denen er später stets die Initiative ergriff, sich zu entfalten begann.

Zu jener Zeit, als noch die geringfügigste Kleinigkeit im diplomatischen Verkehr mit einem Aplomb, einer Geheimthuerei behandelt wurde, als wäre wenigstens die allerwichtigste Allianz mit im Spiele, und jeder Diplomat, vom Botschafter bis zum Geschäftsträger hinunter sich den Anschein gab, als ruhten die Geschicke Europas auf seinen Schultern, dabei aber die Meisten ihre Depeschen mit Anekdoten und Klatschereien aus den Hof- und höheren Gesellschaftskreisen, Volks-

witzen und dergl. anfüllten; denn auch diese Aufgabe war in ihren Instruktionen, wenn auch nur in den mündlichen, enthalten.

Ist es seit damals, nachdem sich so gewaltige politische Dramen abgespielt, so mächtige Umwälzungen, von denen sich die damalige Schulweisheit nichts träumen ließ, vollzogen haben, anders und besser geworden?

Ja und nein muß die Antwort lauten. Jedenfalls haben in mancher Beziehung die Diplomaten eine würdigere Stellung als früher. Im Verkehr der Vertreter kleinerer Staaten zu den Leitern der großstaatlichen auswärtigen Ämter ist es wohl noch so ziemlich beim traditionellen Alten geblieben, und jene müssen heute wie damals noch immer mehr oder weniger „Vorzimmerpolitik" treiben. In manchen Staaten werden sie vom Minister des Äußeren außer etwa bei einem offiziellen Diner oder einer Soirée gar nicht empfangen, sondern sind mit ihren Angelegenheiten an den Unterstaatssekretär gewiesen und in jenen, in denen der Minister selbst an einem bestimmten Wochentage jeden Diplomaten, der ihn zu sprechen wünscht, empfängt, ist auch noch immer das „Kurzmachen" an der Tagesordnung und nur selten giebt es einen redeliebenden Minister des Äußeren, der am Abend eines solchen Empfangstages wie Grf. B. mit Befriedigung sagt: „Heute habe ich sie wieder einmal alle bei mir gehabt." Es ist übrigens dieses Verhältnis in der Natur der Missionen begründet. Die Beziehungen der kleinen Staaten zu den Großmächten sind in der Regel derart, daß sie die höhere Politik nicht berühren, und es fallen daher die kleineren Fragen ohne politische Pointe, deren es ja immerhin manche giebt, sachgemäß in den Bereich des Unterstaatssekretärs. Es ist begreiflich, daß jeder Staat, so klein er auch sein mag, einmal berufen sein kann, eine wichtigere politische Rolle zu spielen und Fragen von größerer Tragweite zu behandeln. In einem solchen Falle findet auch sein Vertreter beim Minister des Äußeren einer jeden Großmacht williges Gehör und die nötige Zeit zur reiflichen Erwägung strittiger Punkte. Unter normalen Verhältnissen ist es aber einem vielbeschäftigten Leiter des auswärtigen Amtes einer Großmacht durchaus nicht zu verdenken, wenn er sich gegen die Gesandten jener Klein- und Mittelstaaten, die an wichtigen politischen Tagesfragen direkt nicht beteiligt sind, die nur Stoff zu Depeschen haben wollen, mehr oder weniger ablehnend verhält und sie, wie schon bemerkt, an den Unterstaatssekretär, Sektionschef oder, wie immer der Stellvertreter des Ministers heißen mag, weist. Dieser vermag sich insofern seine Stelle zu erleichtern, als er dem dringlichern, nachrichtenhungrigen, diplomatischen Fragesteller einfach erwidern kann: „Ich weiß nicht, wie der Minister darüber denkt." Daher die „Vorzimmerpolitik," denn diese Diplomaten können nur durch kollegiale Freundlichkeit mehr oder weniger von dem erfahren, was hinter den Kulissen vorgeht.

Es ist daher auch schon vielfach die Frage erörtert worden, ob es nicht zweckmäßiger wäre, wenn die kleinen und Mittel-Staaten ihre ständigen Gesandtschaftsposten ganz aufheben würden, da faktisch in den meisten Fällen die Leistungen der Gesandten dem hohen Kostenpunkte, den ihre Stellung verursacht, kaum entsprechen dürften. Man glaubt laufende Geschäfte wie Erbschaftsangelegenheiten,

Viehseuchesperren, Auslieferungsbegehren, Krankenunterstützung und dergleichen administrative Reklamationen durch Konsule, manches andere aber durch direkte Korrespondenz von Ministerium zu Ministerium erledigen zu können, beim Vorkommen außerordentlicher, wichtiger Angelegenheiten aber durch Absendung eines Vertreters ad hoc dieselben behandeln zu lassen. So manches dieser Vorschlag für sich haben mag und er sich in künftiger Zeit wahrscheinlich als gesund erweisen dürfte, so kann ihm doch vor der Hand nicht unbedingt das Wort geredet werden; insbesondere nicht bei Grenzstaaten und einem intensiven gegenseitigen Personenverkehr, denn unter diesen Verhältnissen giebt es immer eine große Anzahl Fragen, deren rasche, zum Teil befriedigende Lösung von dem stätigen und klugen Verhandeln eines ständigen diplomatischen Agenten abhängt. Der Kostenpunkt könnte oft auch durch lang dauernde außerordentliche diplomatische Missionen illusorisch gemacht werden. Das deutsche Reich hat allerdings eine einheitliche diplomatische Vertretung nach außen, nichtsdestoweniger haben aber Sachsen, Bayern, Württemberg bei den Grenzstaaten noch ihre eigenen Gesandten, jedoch mit einem sehr begrenzten Wirkungskreise, denn politische Fragen gehören nicht mehr in denselben. Würden diese Gesandtschaften aufgehoben, so fiele auf die deutschen Botschaften eine beträchtliche Last von kleinen Geschäften, die wenigstens eine Vermehrung des Personals ihrer Kanzlei bedingen würde, und dabei würden dieselben doch nie so gut besorgt werden; denn es ist gewiß, daß der Sachse, der Württemberger sich lieber und mit weit mehr Vertrauen in seinen Angelegenheiten an seinen eigenen Gesandten wendet als an die deutsche Botschaft und daß dieser auch weit mehr Verständnis für dieselben hat als das Personal der Botschaftskanzlei. Von seinem Gesandten wird er in der Regel wohlwollend und gemütlich, von diesem aber stramm und mehr ablehnend als zuvorkommend behandelt.

Es vollziehen sich indessen allmählich gewisse Prozesse, die fort und fort den Wirkungskreis der kleineren Gesandtschaften schmälern, so daß derselbe schließlich „zum Skelett abgemagert" einem naturgemäßen Ende entgegen geht. In neuerer Zeit ist z. B. mehrfach der direkte Verkehr von Gerichts- und Polizeibehörden von Staat zu Staat eingeführt worden. Im Interesse der Beschleunigung des Geschäftsganges ist dieses Verfahren sehr wertvoll; es entlastet auch wesentlich die Gesandtschaftskanzleien. Es werden sich in Zukunft auch andere, ähnliche Erleichterungen herausbilden und die kleinstaatlichen Gesandtschaften in ihrem Geschäftskreise noch mehr beschränken. Es heißt so oft, die „Gesandtschaften seien zum Schutze ihrer Landesangehörigen unumgänglich nötig." Das hat allerdings seine Richtigkeit, ist aber fast nur auf überseeische Länder anwendbar, bei halbzivilisierten Staaten oder bei solchen, die in Zivilisation die Hälfte um ein bedeutendes überschritten haben, bei denen aber sittliche Begriffe noch sehr im Argen liegen und deren leitende Staatsmänner sich sehr häufig weder auf der ethischen, noch auf der wissenschaftlichen Höhe befinden, die man von der Regierung eines zivilisierten Staates beanspruchen muß. In solchen Ländern ist jedenfalls der Schutz eines Gesandten wichtig und auch erfolgreich — wenn ihm Panzerschiffe zu Gebote stehen.

Da in europäischen Staaten, mit Ausnahme von Rußland und der Türkei, die Verhältnisse so liegen, daß der Fremde die Wohlthat des Gesetzes ebenso genießt wie der Einheimische, so kann von einem besonderen Schutzbedürfnisse für jene kaum gesprochen werden. In allen Zivilangelegenheiten sind sie durch die Landesgesetze geschützt, in Kriminalfällen sind sie genau ebenso behandelt wie die Angehörigen des Staates, in dem sie vor Gericht stehen, und es dürfte wohl kaum der Fall vorkommen, daß ein Ausländer, weil er ein solcher ist, von den ordentlichen Gerichten strenger beurteilt, härter bestraft würde als für das gleiche Verbrechen oder Vergehen der Inländer. Nur in einem Punkte besteht ein wesentlicher Unterschied, nämlich bei politischen Vergehen, deren Beurteilung unmittelbar der Polizei anheimfällt und die in der Regel auch blutwenig Federlesens macht. Ein mißliebiger Journalist ausländischer Abkunft, ein unangenehmer Zeitungskorrespondent oder Individuen, die im Verdachte subversiver Tendenzen stehen u. s. w., werden des Landes verwiesen, und es sind nur sehr seltene Fälle bekannt, daß die Intervention eines Botschafters oder Gesandten den polizeilichen, vom Minister des Inneren sanktionierten Machtbeschluß wesentlich modifiziert hätte. Das Höchste, was in der Regel im günstigsten Falle auf diplomatischem Wege erlangt wird, ist ein Aufschub von 24 Stunden oder ein paar Tagen des unabänderlichen Polizeiverdiktes. Auf solche Resultate dürfen die Diplomaten nicht allzu stolz sein.

Die Berichte der Gesandten der Klein- und Mittel-Staaten über wichtigere politische Fragen werden in der Regel von den Telegrammen der Zeitungskorrespondenten weit überholt, und es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß diese Reporter oft weit besser als der Gesandte über das, was in dem Lande, in dem er akkreditiert ist, vorgeht, unterrichtet sind. Mit nicht geringem Staunen und Ärger liest oft der Diplomat beim Frühstück in einer Zeitung als telegraphische Nachricht Vorgänge aus seiner nächsten Nähe, von denen er absolut noch keine Ahnung hatte oder die ihm just am Abend vorher in einer Soirée ein Kollege unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mitgeteilt hat. Thatsächlich werden oft auch die Zeitungskorrespondenten von der dazu bestimmten Stelle im auswärtigen Amte weit besser informiert als der Gesandte durch den Unterstaatssekretär. Mit der überaus rührigen Thätigkeit der Reporter, die begreiflicherweise des Falschen ebensoviel wie des Wahren bringen, und bei den enormen Summen, die die Redaktionen der Weltblätter ohne die geringste Knauserei oft für Telegramme von Tausenden von Worten verausgaben, kann der Gesandte mit seinen Berichten, was Neuheit und Schnelligkeit betrifft, nicht konkurieren. Es bleibt ihm daher als wichtige Aufgabe nur übrig, seiner Regierung mitzuteilen, was an den durch die Zeitungen verbreiteten Nachrichten Thatsächliches, was aber bloß Vermutetes oder gar Falsches ist, den inneren Zusammenhang und die Entwickelung der Ereignisse darzulegen, da die Telegramme der Korrespondenz-Bureaus und andere meistens die unvermittelten Fakta als Neuigkeit bringen. Die gesandtschaftliche Berichterstattung hat sich also gegen früher wesentlich geändert.

In den meisten europäischen Staaten gehen die Diplomaten aus einem

Beamtenkreise hervor, der im Ministerium des Äußeren zu diesem Dienste gebildet und herangezogen wird, und es spricht daher mancher Minister gerne von seiner „Diplomatenschule“, wenn er überhaupt so glücklich ist, lange genug sein Amt inne zu haben, um eine solche zu bilden. Beim Lichte betrachtet ist aber eine sogenannte ministerielle Diplomatenschule nur eine Fiktion, denn je energischer und talentvoller die Diplomaten, desto mehr werden sie den Schulzwang brechen und ihren eigenen Weg gehen, doch immer mit vollster Rücksicht auf ihre Mission und ihre Instruktionen.

In Berlin hat man es verstanden den geänderten Verhältnissen Rechnung zu tragen. Es werden tüchtige junge Männer, häufig Offiziere, für unbestimmte Zeit zu den Botschaften geschickt oder kommandiert; dort arbeiten sie als Botschaftssekretäre oder Attachés und haben Gelegenheit zu beweisen, ob sie für die diplomatische Carrière geeignet sind, und es unterliegt keinem Zweifel, daß nach diesem Verfahren das deutsche Reich mit der Zeit über eine ganze Reihe trefflicher Diplomaten verfügen wird. Diese jungen Leute zeichnen sich in der Regel vor den Legationssekretären anderer Staaten durch ein ernsteres Wesen aus. Ausnahmen sind natürlich nicht ausgeschlossen.

Während in früherer Zeit die diplomatische Laufbahn vorzüglich dem Adel reserviert war und die weitgehendste und ungerechteste Protektion für die Aufnahme in die Carrière und auch für das Avancement allein maßgebend war, haben in neuerer Zeit viele Staaten den Eintritt in die Diplomatie von der Prüfung in den einschlägigen Fächern abhängig gemacht. Strenge sind sie in Frankreich, lau dagegen in anderen Staaten, wo es noch in jüngster Zeit vorkommen konnte, daß ein gräfliches Protektionskind, das nicht einmal die leichtesten Fragen aus dem ABC der Geschichte seines Vaterlandes zu beantworten wußte, dennoch approbiert wurde.

Solche „hoffnungsvolle“ junge Diplomaten werden, da sie an eine ernste Arbeit weder gewöhnt noch zu ihr befähigt sind, Bummler, die ihre Hauptthätigkeit in Kasinos und Klubs entfalten, wo sie oft ungeheure Summen, die zuweilen weit über ihre pekuniäre Leistungsfähigkeit und die ihrer Eltern hinausreichen, verspielen und dann schnellstens vom Schauplatz verschwinden müssen, nur um die Dehors zu wahren.

In den letzten Jahrzehnten ist mannigfach auf den Usus früherer Jahrhunderte zurückgegriffen worden, die höchsten diplomatischen Posten Männern anzuvertrauen, die vorzüglich dafür geeignet erscheinen, aber nicht der zünftigen Diplomatie angehören. Darob natürlich große Aufregung und Mißstimmung der gesamten diplomatischen Korps, die Ancienuität und Zunft weit über hohe geistige Begabung stellen. Oft hat sich dieser Modus trefflich bewährt, zuweilen auch nicht. Die französische Republik, insbesondere aber die kurz dauernde spanische haben auf klägliche Weise gezeigt, welch' traurige Rolle Gesandte spielen, die, ohne Gefühl für Schicklichkeit und Anstand, nur aus politischen Parteirücksichten zu dem Amte ernannt wurden.

Die vereinigten Staaten Nordamerikas besitzen keine Schuldiplomaten. Es

werden dort die Gesandten aus Männern gewählt, die dem jeweiligen Präsidenten behagen und deren Wahl vom Senate bestätigt wird. Wenn auch unter diesen Gesandten sich einzelne durch Mangel an guten Sitten oder durch Excentricität, wodurch der diplomatische Verkehr mit ihnen bedeutend erschwert wird, unliebsam bemerklich machen, so besteht doch die überwiegend große Mehrzahl der U. S. Diplomaten aus tüchtigen, ehrenhaften und gescheiten, zum Teil selbst aus hervorragenden, geistreichen und scharfblickenden Männern. Man kann ohne weiteres behaupten, daß, wenn bei der Gesandtenwahl in Washington manchmal etwas weniger Parteirücksichten genommen werden müßten, die U. S. Diplomatie ehrenvoll der besten europäischen an der Seite stehen würde. Dennoch ist dem Systeme der freien Wahl im allgemeinen nicht gerade das Wort zu reden. Ein geschultes diplomatisches Korps ist in jedem größeren Staate von Vorteil, denn es ist nicht zu leugnen, daß der interne Dienst der Missionen Männer braucht, die damit vertraut sind und die in den Beziehungen zu den Regierungen bei denen sie akkreditiert sind unter allen Umständen Ruhe, Klugheit, Mäßigkeit und Würde beobachten und sich nie auch durch noch so provozierende Verhältnisse zu einer unklugen Rede oder Handlung hinreißen lassen. Ein Brüskieren à la Mentschikoff, Benedetti u. a. ist immer der Beweis der Unfähigkeit eines Diplomaten. Je ruhiger und überlegter der Gesandte handelt, desto größer werden seine Erfolge sein. Es braucht um eine Kriegserklärung abzugeben nicht gerade unhöflicher oder gar roher Formen.

Viele der für einen guten Diplomaten durchaus nötigen Eigenschaften lassen sich nur durch langjährige Übung oder durch eine gute Schulung erlernen. Unter dem jungen diplomatischen Nachwuchse giebt es allerdings Elemente, die sobald als möglich von ausländischen Posten zur Verwendung im eigenen Lande zurückberufen und bei der ersten passenden Gelegenheit aus dem Staatsdienste auszuscheiden genötigt werden sollten. Es ist ja notorisch, daß viele reiche Kavaliere nur deshalb in den diplomatischen Dienst eintreten um Gelegenheit zu finden das höhere gesellschaftliche Leben in verschiedenen Residenzen in vollen Zügen zu genießen. Viel Vergnügen, wenig Arbeit ist ihre Devise. Gar manche junge Diplomaten erweisen sich in ihrer ferneren Entwickelung als unfähig zum diplomatischen Dienste — und werden trotzdem noch in demselben verwendet. Es giebt unter den Gesandten Männer, deren Benehmen in grellem Widerspruch zu ihrer Stellung steht, die durch Spielsucht, Völlerei, leichtsinniges Schuldenmachen, Ausschweifungen aller Art, oft auch durch geistige Inferiorität sich auf eine traurige Weise bemerklich machen und unbegreiflicher Weise dennoch in Amt und Würde verbleiben. Das sollte und dürfte nicht sein; ein jeder Minister des Äußeren müßte es als ernsteste Pflicht ansehen, solche Männer, sowie die Thatsachen zu seiner Kenntnis gelangen, augenblicklich abzuberufen, denn es ist in hohem Grade unwürdig, daß ein Staat durch ein Individuum vertreten wird, welches selbst im alltäglichen Leben weder Achtung noch eines guten Rufes genießt. An die Fähigkeiten und das Privatleben eines Diplomaten muß immer ein sehr strenger Maßstab gelegt werden. Mancher Großstaat hat die Gewohnheit den einen oder anderen

anrüchigen oder unfähigen Diplomaten nach überseeischen Ländern zu schicken. Vor einem solchen unklugen Gebahren kann nicht eindringlich genug gewarnt werden, es ist nur zu häufig mit enormen Nachteilen verbunden. Wiederholt ist es vorgekommen, daß der Chef eines auswärtigen Amtes von einer transatlantischen Regierung ersucht wurde seinen bei ihr akkreditierten Diplomaten zurückzuberufen, oder, was ebenso unangenehm ist, von seinen überseeischen Landesangehörigen direkt oder indirekt zu einem solchen Schritte veranlaßt wurde. Es ist ein gewaltiger Fehler zu glauben, daß der erste beste Diplomat gut genug sei, um bei irgend einer transatlantischen Regierung beglaubigt zu werden. Es sind nicht alle Präsidenten und Minister des Äußeren jener Staaten nach dem Muster eines Francia, Rosas oder Lopez zugeschnitten, sondern es giebt unter ihnen ausgezeichnete, feine, gebildete und scharfsichtige Männer, die jeder europäischen Regierung zur Zierde gereichen würden, und heute wird selten einer sein, der nicht einen diplomatischen Agenten vollkommen durchschaut und den Affront, der seinem Lande durch Akkreditierung einer geistig oder moralisch verkommenen Persönlichkeit angethan wird, schwer empfinden würde; was natürlich in gewissen Fällen nur nachteilig auf die internationalen Beziehungen zurückwirken muß.

Den richtigen Mann für die gegebene Stelle zu finden ist besonders in der Diplomatie wichtig, und es bedarf einer ganz besonderen Kenntnis des Personals und der betreffenden Verhältnisse, um in dieser Beziehung keinen Mißgriff zu machen. Es ist zwar ein angenommener Gebrauch, bei der Regierung, bei der man einen Diplomaten beglaubigen will, anzufragen, ob die dazu in Aussicht genommene Persönlichkeit genehm sei. Nur in Ausnahmsfällen wird eine mehr oder minder gut motivierte ablehnende Antwort erteilt, in der Regel aber der Proponierte angenommen, denn es ist ja nicht möglich, daß eine jede Regierung über das diplomatische Personal aller übrigen genau informiert sei. Es ist auch schon der Fall vorgekommen, daß der Gesandte bei der akkreditierenden Regierung seinem Ministerium sehr unrichtige Personalauskünfte erteilt hat.

Bei den älteren Diplomaten spielte das „europäische Gleichgewicht" eine Hauptrolle. Es ist dies ein kopflos gewählter Ausdruck für einen absurden Begriff und hat doch durch lange Zeit grundgescheite Männer beschäftigt. Hätten sie aus der Völkergeschichte etwas gelernt, so hätten sie ja notgedrungen finden müssen, daß dieses Gleichgewicht eine reine Chimäre sei. Wie oft ist es in den jüngst verflossenen Dezennien gestört worden und sind territoriale Änderungen und Verschiebungen der dynastischen Verhältnisse von tief einschneidender Bedeutung vorgenommen worden! Was heute scheinbar ein Gleichgewicht ist, ist es vielleicht in Monaten nicht mehr. War der Zustand Europas vor dem Mai 1870 etwa mehr im Gleichgewicht als Ende 1872? Wer die Macht hat, kann dieses sogenannte Gleichgewicht stören, aber Gleichgewicht bleibt es doch immer. Und so wie diesen Ausdruck giebt es in der Diplomatie gar manchen anderen, der ebenso wenig Sinn und Berechtigung hat.

Die Ziele der Diplomatie, besonders jener der zweiten Kategorie, sollten umfassendere und tiefere sein, als sie es bisher waren. Allerdings müßten die

Diplomaten vor allem auch sich der Erkenntnis eröffnen, daß die Politik nicht ihre Hauptaufgabe sei, daß nicht jeder klein- oder mittelstaatliche Gesandte glauben darf, daß er thätig in das Räderwerk der höheren Politik, die schließlich doch nur für wenige große Staaten reserviert ist, einzugreifen habe; daß es andere Aufgaben für ihn giebt, die seine Zeit und Wirksamkeit in Anspruch nehmen sollten.

Vor allem ist es die genaue Überwachung der geistigen Entwickelung der Nation, unter der er zu leben berufen ist, der sich jeder Gesandte mit vollem Eifer und Umsicht hingeben soll; er soll den Pulsschlag des Volkslebens in den verschiedensten Schichten gespannt beobachten, er soll dem politischen Parteileben mit der größten Aufmerksamkeit folgen und sich nicht bloß auf das Lesen von Zeitungsberichten beschränken; er soll so oft als möglich das Land bereisen und mit richtigem Takte mit dem Volke nach oben und unten verkehren und seiner Regierung genau darüber berichten. Aus solchen gewissenhaften und umsichtigen Relationen kann oft ein Minister des Äußeren Kennzeichen eines politischen Zustandes in einem anderen Staate finden, die oft dem durch Parteileidenschaften getrübten Blicke der Regierung desselben entgehen. Der Gesandte soll der Entwickelung des Eisenbahnwesens, des Handels, der Industrie, insbesondere auch der Landwirtschaft auf das aufmerksamste folgen, auch Kunst und Kunstindustrie in den Bereich seiner eingehenden Studien ziehen. Man wird vielleicht erwidern, die Zeitungen berichten ausführlich über diese Punkte, von denen ja ohnehin viele in den Wirkungskreis des „Konsuls" gehören; ein Gesandter habe keine Zeit sich damit zu beschäftigen. Das ist eben das Unglück, daß solche Ansichten noch allgemein verbreitet sind und man einem diplomatischen Agenten nur einen politischen Wirkungskreis zumessen will. Die Botschafter allerdings haben im ganzen wenig Zeit sich mit derartigen Spezialitäten zu befassen, aber es gab und giebt doch ausnahmsweise einzelne unter ihnen, die mit überraschend feinem Verständnis und großem Scharfsinne im wahren Interesse ihres Vaterlandes vortreffliche Berichte über Industrie, Handel u. s. f. des Landes, in dem sie akkreditiert waren oder noch sind, abfaßten. Durch die Vermehrung des Botschaftspersonals um einen oder zwei fachkundige Männer könnte in dieser Hinsicht außerordentlich Ersprießliches geleistet werden. Pflegen doch die Großstaaten gegenseitig bei den Botschaften Militärattachés anzustellen, deren Hauptaufgabe die Berichterstattung ihrer Wahrnehmungen über Fortschritte, Veränderungen ꝛc. im Militärwesen ist. Wie viel schwieriger ist eine solche als eine über Handel, Industrie, Agrikultur u. dergl., da ein jeder Staat im Kriegssache manche Geheimnisse hat, die er mit größter Vorsicht vor dem spürenden Eifer der Militärattachés, überhaupt vor der Öffentlichkeit bewahrt. Diese Schwierigkeit hat auch manchen höheren Offizier in ungemessenem Eifer veranlaßt zu Mitteln zu greifen, die zwar vom Standpunkte der Opportunität zu entschuldigen, von dem der Ethik aber entschieden zu verdammen und der Ehre des Betreffenden nur abträglich sind. Es ist eine ganz eigentümliche Erscheinung, daß Versuche von Bestechungen und Verleitung zum Treubruche untergeordneter Organe durch Militärattachés unter zehnmal gewiß neunmal mißlingen, und doch wird von Zeit zu Zeit das alte Spiel wieder versucht.

Um aber über die oben erwähnten Gegenstände zu berichten, bedarf es tüchtiger, vielfach gebildeter Männer. Es wird ihnen indessen durch derartige Berichterstattung keine unlösbare Aufgabe aufgebürdet, besonders wenn dem Gesandten in der Person des Legationssekretärs ein ebenfalls entsprechend gebildeter Mann beigegeben wird, dem es mehr darum zu thun ist seinem Vaterlande zu nützen und seine Pflichten ernst zu erfüllen, als großstädtischen Vergnügen und Unterhaltungen nachzujagen und den Spieltisch mit dem Schreibtisch zu vertauschen. Man wird von dem Gesandten nicht wöchentlich solche Berichte verlangen, ebensowenig, daß er über gewöhnliche Vorkommnisse schreibe, aber doch wenigstens alle zwei bis drei Monate einen genauen Bericht über eines der oben angedeuteten Gebiete vollende. Das übersteigt weder die Kräfte eines befähigten Gesandten noch nimmt es seine Zeit so sehr in Anspruch, daß er nicht noch mit Aufmerksamkeit der Politik folgen und auch in dieser Richtung seine Stelle vollkommen ausfüllen könnte.

Um aber solche Ziele zu erreichen, müßte es sich jeder Chef eines auswärtigen Amtes zur strengen Pflicht machen, nur Männer als Gesandte zu akkreditieren, die der Sprache des Landes in dem sie funktionieren sollen vollkommen mächtig sind. Es ist in der That sehr bedauerlich Gesandte zu sehen, welche auch kein Wort der Sprache des Landes, in welchem sie akkreditiert sind, verstehen. Was kann ein solcher Gesandte viel nützen? Er wird immer möglichst schlecht und einseitig informiert sein, kann die Journale dieses Landes nicht lesen und nur ausnahmsweise mit einem Funktionair, der zufällig seine Sprache spricht, verkehren. In der Regel wird es als genügend erachtet wenn der Gesandte französisch sprechen kann. Allerdings wird von den Diplomaten fast allgemein französisch gesprochen, aber warum gerade dieses die Diplomatensprache par excellence auch fernerhin sein soll, ist nicht einzusehen. Das Vorgehen des Fürsten Bismarck die Depeschen in deutscher Sprache schreiben und expedieren zu lassen, verdient daher die größte Anerkennung. Jeder Diplomat sollte nur die Sprache seines Vaterlandes im schriftlichen diplomatischen Verkehr gebrauchen. Das Französische hat durchaus keinen Vorzug vor dem Deutschen, Englischen oder Italienischen u. s. f. und es ist beinahe entwürdigend, wenn heute noch dieser Sprache ein Vorzug eingeräumt wird, den sie nicht verdient. Einzig und alleine bei außereuropäischen Sprachen, wie chinesisch, japanesisch, persisch u. s. f. oder solchen, die keine Weltsprachen sind, wie rumänisch, serbisch montenegrinisch u. dergl. ist eine Ausnahme gestattet.

Nordamerikanische Diplomaten, die außer ihrer Muttersprache auch noch eine andere europäische Sprache sprechen, gehören zu den Ausnahmen. Wie oben bemerkt ist dies ein großer Übelstand, denn die Berichterstattung kann nur eine höchst einseitige sein, wenn auch ein sprachkundiges Kanzleipersonal aushilft, was aber auch nicht immer der Fall ist.

Die lithographischen diplomatischen Korrespondenzen die gewöhnlich zu enormen Preisen als Zeitungen in französischer Sprache erscheinen, können nur teilweise den Mangel an Sprachkenntnis ersetzen, und jede Regierung kann sich schließlich

selbst auf solche Korrespondenzen abonnieren; sie bedarf, um die Weisheit derselben kennen zu lernen, keinen kostspieligen Gesandten, dessen Berichte oft nur wörtliche Übersetzungen dieser Korrespondenzblätter sind.

Es giebt wohl keine thätigeren Diplomaten auf der Welt als die japanesischen in ihrem europäischen Wirkungskreise, besonders der jüngere Teil derselben, der alle Institute, Einrichtungen, Fortschritte in seinem Missionsgebiet mit feinem Verständnis beobachtet und mit Scharfsinn analysiert. Die Diplomaten finden ganz genau heraus, was für ihr Vaterland ersprießlich und zweckmäßig ist. Ihre Berichte müssen von großem Interesse sein. Es wäre wohl zu wünschen, daß die europäische diplomatische „jeunesse dorée“ eine ähnliche Thätigkeit entwickeln möchte.

In der englischen Diplomatie herrscht die Gepflogenheit, daß die Gesandtschaftssekretäre für das Ministerium des Äußeren von Zeit zu Zeit über einen von ihnen selbstgewählten staatsökonomischen Gegenstand, den Handel, die Industrie, die Agrikultur, das Finanzwesen, oder über andere Verhältnisse des Landes ihres Aufenthaltes sehr eingehende Berichte verfassen. Diese Berichte sind nicht bloße Stilübungen; es sind darunter manche von sehr hohem, wissenschaftlichem oder staatsökonomischem Werte, und es ist nur zu bedauern, daß diese ungemein gediegenen Arbeiten so selten einem größeren Publikum zugänglich sind. —

Bildungsanstalten, ausschließlich für junge Diplomaten bestimmt, ist nicht das Wort zu reden. Sie haben nur dann einen Sinn und können sich ersprießlich erweisen, wenn sie einem notwendigen Bedürfnisse entspringen, wie dies bei der orientalischen Akademie in Wien der Fall war, die zur Heranbildung von Berufskonsuln für den Orient gegründet wurde. Die hochwichtigen Beziehungen Österreichs zu der einst so mächtigen Pforte und zu den übrigen orientalischen Staaten, deren Sprachen zu erlernen damals im Abendlande so selten Gelegenheit war, (ich erinnere an ein türkisches Wörterbüchlein mit einem Bildchen und der Devise: ein Glück für jeden fremden Mann, der selbst mit Türken sprechen kann), die mit den Konsulaten verbundene Jurisdiktion, die umfassende Rechtskenntnisse verlangte, waren die Motive, um eine Anstalt in das Leben zu rufen, die in ihrem Anfange zwar einseitig, aber sich immer mehr verbessernd ihren Zweck vollkommen erfüllte. Mit Stolz kann dieses Institut auf eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Männer zurückblicken, die in ihm ihre Ausbildung erhalten haben und aus deren Reihe Botschafter, Gesandte, Minister des Äußeren hervorgegangen und zum Teil noch heute in Funktion sind. Die sehr veränderten politischen Verhältnisse im Orient, die vielfache Gelegenheit, die sich überall darbietet dessen Sprachen zu erlernen, und die teilweise Aufhebung der Jurisdiktionen haben diese Akademie so ziemlich ihrer frühern Bedeutung entkleidet.

Leider ist noch immer die Diplomatie eine Karriere vorzüglich für reiche Leute, denn im allgemeinen sind die Gehalte der Gesandten und gar diejenigen der Sekretäre durchaus nicht den Anforderungen, die man an Personen in dieser Stellung macht, entsprechend. In manchen Staaten müssen die Gesandtschafts-

attachés umsonst dienen, aber doch beim Ministerium den Nachweis liefern, daß sie über ein jährliches Einkommen aus eigenem Vermögen verfügen, dessen minimale Grenze festgesetzt ist. Die Neigungen, Bedürfnisse und Vergnügungen der jungen Diplomaten sind meistens sehr kostspieliger Natur, daher auch diese Vorsicht dringend geboten ist, um wo möglich zufälligen kompromittierenden Vorfällen vorzubeugen. Aber auch ältere schon längere Zeit in Verwendung stehende Gesandte zeigen sich in ihren Geldgebahrungen nicht immer korrekt, und wie oft ist es nicht schon vorgekommen, daß ein Monarch aus Gutmütigkeit die Schulden seines Gesandten zahlte, oder ein Ministerium fast notgedrungen, um weiteren Skandal zu verhüten, Gesandtenwechsel einlöste.

Solche widerliche Verhältnisse dringen immer in das Publikum, schaden dem Ansehen eines Gesandten in hohem Grade und erregen Unwillen und Mißachtung bei dessen Landsleuten, die seinem „Schutze“ anvertraut sind.

Es ist schon oft die Frage aufgeworfen worden, ob es zweckmäßiger sei einen Gesandten längere Zeit an seinem Posten zu belassen oder öfter Gesandtenwechsel vorzunehmen. Wenn man von dem Diplomaten genaue Berichte und besonders in dem oben angedeuteten Sinne verlangt, so ist es unumgänglich notwendig, daß er längere Zeit an einem Posten bleibe, da er von Jahr zu Jahr mit den Verhältnissen des Landes und dessen leitenden Persönlichkeiten genauer bekannt wird, gründlichere, sachkundigere und wichtigere Berichte verfassen kann. Wenn ein Gesandter auch noch so scharfsinnig ist, so wird er doch kaum vor Jahresfrist das Terrain, auf dem er wirken soll, hinreichend kennen. Nicht die Kanzlei, etwa einen Registrator ausgenommen, soll in der Regel das Stabile sein, sondern der Chef de mission. Die Legationssekretäre dagegen können und sollen öfter gewechselt werden, denn es ist immerhin von Wert, wenn sie in mehreren Staaten ihren Dienst versehen haben und sie etwas genauer kennen. Dem jungen, ernsten Manne kommen die gesammelten Erfahrungen zugute, ebensosehr wenn er einst bestimmt ist, selbständig einer diplomatischen Mission vorzustehen, als wenn er zur Verwendung im heimischen Ministerium des Äußeren, wo er durch die erworbenen Kenntnisse ebenfalls wichtige Dienste leisten kann, berufen wird.

Es dürfte hier noch ein nicht gerade wesentlicher, immerhin aber beachtenswerter Punkt erwähnt werden, nämlich die Stabilität der Wohnung des Botschafters oder Gesandten. Es ist weder vorteilhaft noch zweckmäßig, wenn eine Gesandtschaft fast jährlich ihr Domizil wechselt. In manchen Residenzstädten haben daher einzelne Staaten eigene Botschaftshotels gekauft oder bauen lassen. Der Staat verliert dabei wenig. Er hat eine bestimmte Summe auf sicheren Besitz angelegt und rechnet dem Botschafter einen aliquoten Betrag als Wohnungsmiete von seinem Gehalte ab. Eventuell findet auch ein Souverain bei seinem Botschafter ein passendes Absteigequartier.

Manche schreiende Mißbräuche sind noch bis vor kurzem in bezug auf die diplomatische Zollfreiheit vorgekommen, und es hat mancher Botschafter seine Revenüen durch Verkauf seiner zollfreien Weine, besonders als Selbstproduzent, um



ganz bedeutende Summen vermehrt. Natürlich konnte ein solches Gebahren den Regierungen nicht gleichgültig sein, so daß sie Abhilfe treffen mußten. Gegenwärtig sind diese Verhältnisse im allgemeinen so geregelt, daß ähnliche Mißbräuche nur noch als grobe Verletzungen des Vertrauens, deren sich wohl kein Ehrenmann schuldig macht, vorkommen könnten.

Es ist nicht genug zu wiederholen und zu betonen, daß ein Diplomat in jeder Richtung makellos dastehen soll. Er nimmt ja eine Ausnahmsstellung in dem Staate, in dem er akkreditiert ist, ein und untersteht nicht den Gesetzen desselben.

Niedrige Intrigen und freche Lügen können zwar auf einige Zeit einem politischen Agenten den Ruf eines gewandten und feinen Diplomaten verschaffen, wie dies z. B. vor wenigen Jahren mit dem Vertreter einer nordischen Macht der Fall war, der aber eben durch diese Eigenschaften die Verachtung aller politischen Kreise auf sich zog und schließlich vom politischen Schauplatz abtreten mußte. Solche Individuen sind in Ausnahmsfällen zu verwenden, jedoch nie ernst zu nehmen. Es gereicht aber einer Regierung wenig zur Ehre sich ihrer zu bedienen. Trotz aller landläufigen entgegengesetzten Ansicht bleibt es doch eine unwiderlegbare Wahrheit, daß auch in der Diplomatie ein offener, ehrlicher Charakter stets die besten Erfolge erzielt. Es hat auch hier der alte, wahre Satz seine volle Gültigkeit „daß das Amt durch die Persönlichkeit, der es anvertraut ist, gewinnt oder verliert." —



Der menschliche Körper eine Fabrik.

Von

Rudolf Klemensiewicz.

Der Vergleich des menschlichen Körpers mit einer Maschine oder Fabrik ist ein sehr gewöhnlicher und doch sehr zutreffender. Trotz der Anfeindungen der Idealisten, die eine solche Auffassung als eine Herabwürdigung des Herren der Schöpfung bezeichnen, hat sie sich immer mehr und mehr Bahn gebrochen. Freilich nur langsam. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß der allgemeine Bildungsgang der Menschen zwar die Erwerbung mannigfacher Kenntnisse der verschiedensten Art im Auge hat; selten aber findet man bei Gebildeten, deren Beruf gerade nicht die Naturwissenschaft selbst ist, eine auch nur mittelmäßige Kenntnis des materiellen Substrates des eigenen Ichs. Die Ursache dieser Erscheinung ist sicher nicht der Mangel an Interesse. Vielfach empfindet man diese Lücke der Entwicklung unserer Bildung und bemüht sich durch allgemein verständliche Vorträge oder durch Selbstunterricht diesem Übelstande abzuhelfen oder wenigstens zu steuern. Zwar sind in gewisser Hinsicht durch die moderne Erziehung unserer Jugend schon die ersten Schritte zur Hebung dieses Fehlers gemacht worden.

Mancher Schulknabe weiß mehr über gewisse Dinge, die den Bau oder die Leistungen unseres Körpers betreffen, als den größten Gelehrten des Altertums und Mittelalters bekannt war. Schriften von Aristoteles durchlesend, kann man sich häufig eines Lächelns nicht erwehren, wenn man sieht, daß Dinge, welche uns jetzt so einfach und durchsichtig erscheinen, dem großen Manne soviel Kopfzerbrechen gemacht haben. Wer würde es heutzutage für möglich halten, daß nach den Anschauungen dieses großen Meisters in der Naturwissenschaft, das Gehirn des Menschen nichts Anderes sein sollte als eine Schleimdrüse, dazu bestimmt, die Feuchtigkeit abzusondern, welche sowie der Regen aus den Wolken durch die Nase abträufelt.

Solche Thatsachen sprechen wohl unwiderleglich dafür, daß unmittelbare Empfindungen über das Wesen der einzelnen Organe des menschlichen Körpers nicht existieren. Viele Mühen und Anstrengungen hat es gekostet, die gewaltigen Erfolge zu erreichen, welche die moderne Naturwissenschaft aufzuweisen hat. Es kann nicht die Aufgabe eines kurzen Aufsatzes sein, das große Gebiet der Leistungen des menschlichen Organismus in einer nur annähernd eingehenden Weise zu besprechen, nur ein kurzer Überblick über das Zusammenwirken der Organe unseres Körpers soll gegeben werden. Faßt man den Menschen nur als ein Glied und zwar als das letzte der großen Reihe von Organismen auf, die wir als tierische Wesen bezeichnen, so zeigt sich, daß er sich sowohl nach seinem Baue als seinen Leistungen nach nicht wesentlich von einer ganzen Anzahl unter ihm stehender Wesen unterscheidet. Die größte Mehrzahl der Organe, welche der Mensch besitzt, findet sich auch bei den Säugetieren und anderen Wirbeltieren. Was aber den Begriff des Lebens anlangt, so beschränkt sich dieser nicht nur auf das Tierreich, sondern er greift auch in das Gebiet des Pflanzenreiches hinüber. Um aber die Leistungen der Organe des menschlichen Körpers ihrem Wesen nach zu verstehen, ist es nötig, diesen Standpunkt einzunehmen. Durch Vergleich findet man, wie im Menschen die Funktionen des Lebens im Prinzipe durch ähnliche Einrichtungen hervorgerufen werden wie bei dem niedersten Tier. Das niederste Lebewesen, ein Protoplasmaklümpchen, zeigt uns die charakteristischen Erscheinungen des Lebens in seiner Einfachheit nahezu so gut wie der Mensch selbst. Bewegung (Wachstum), Ernährung und Fortpflanzung, das sind die 3 wesentlichen Merkmale des Lebens. Ein solches Protoplasmaklümpchen ist imstande, ohne irgendwelche Differenzierung seines Innern, d. h. ohne Organe diese Lebenserscheinungen zu äußern. Es könnten vielleicht noch mehr Merkmale aufgefunden werden, um den Begriff des Lebendigen näher zu definieren; so die Fähigkeit auf äußere Reize zu antworten, eine gewisse Erregbarkeit, welche auch eine beständige Eigenschaft des Protoplasmas ist. Alle Organe des menschlichen Körpers sind aus Protoplasma entstanden, und manche bleiben wenigstens zum Teile zeitlebens protoplasmatischer Natur. Die junge Eizelle, welche im Mutterleibe sitzt, ist Protoplasma. Der Reiz, welcher sie zur Fortpflanzung anregt, ruft in ihr den Furchungsprozeß hervor. Durch ihn werden eine Menge von Protoplasmazellen, die Tochterzellen, der Eizelle geliefert, welche die Grundlage für den Aufbau des menschlichen Körpers

bilden. Aus den einzelnen Tochterzellen der Eizelle gehen durch fortgesetzte Furchung immer wieder und wieder neue hervor, die sich anscheinend nach einem vorher angelegten Plan aneinander ordnen und so in der jungen Frucht die erste Anlage der Organe des Menschen darstellen. Es ist gestattet, anzunehmen, daß die einzelne Protoplasmazelle des Eies, welche sich der Form nach teilt und eine Menge von Tochterzellen produziert, damit nicht nur eine Massenteilung erfährt, sondern auch eine Teilung der Funktion. Ganz verständlich wird dieser Vorgang erst dann, wenn man die Stammesentwicklung berücksichtigt. Wenn die Thätigkeit des Protoplasmas, das Leben, in der Eizelle gleichmäßig über ihren ganzen Inhalt verteilt ist, so hat jetzt eine Arbeitsteilung stattgefunden, und man darf sich nicht wundern, daß in dem Produkte der Eizelle, den Zellenhaufen, die verschiedenen Fähigkeiten an verschiedene Gruppen von Zellen gebunden erscheinen. Man sieht daraus, daß diese Differenzierung der Form, diese Arbeitsteilung bei niederen Tieren nicht so weit geht wie bei höheren. Ja man kann, wie das Häckel gethan hat, in der Entwicklung des Eies hochstehender Tiere oder des Menschen die Stufen erkennen, welche diese Differenzierung durchmachen mußte, um die im Menschen gegebene Ausbildung zu erreichen. Im Gange dieser Entwicklung ist es natürlicherweise nicht zu vermeiden gewesen, daß Überreste seiner früheren Entwicklungsstufen zurückgeblieben sind, welche für die heutige menschliche Lebensweise von sehr problematischem Werte oder vielleicht gar nutzlos, ja unter Umständen sogar schädlich sind. Freilich muß man eingestehen, daß unsere Kenntnis von den Leistungen einzelner Organe eine so mangelhafte ist, daß man sie vielleicht nur deswegen als nutzlos bezeichnet, weil man ihren eigentlichen Zweck noch nicht gefunden hat. Die Äußerungen des Lebens kommen sowohl bei den einfachen als auch bei den zusammengesetzten Lebewesen nicht ohne äußere Hilfe zustande. Wenigstens ist jede Lebensäußerung durch Verbrauch von Stoff begleitet. Dieser muß also, soll das Lebewesen in seiner Integrität fortbestehen, stets vorhanden sein. Jeder Verbrauch desselben muß ersetzt werden. Kehren wir zu unserem anfänglichen Vergleiche des Menschen als Maschine zurück, so leistet diesen Ersatz des Massenverbrauches die Speisung. So wie man Dampfmaschinen durch Feuerungsmateriale, Holz und Kohle und Sauerstoff, durch Verbrennen derselben in Bewegung erhält, so muß man auch den Menschen Feuerungsmateriale in der Form von Nahrungsmitteln zuführen. Die Auswahl dieser Nahrungsmittel muß eine eigentümliche sein, denn wenn auch der ganze Prozeß der Thätigkeit des Menschen als ein Verbrennungs- oder Oxydationsprozeß aufgefaßt werden mag, so taugt doch nicht jeder Körper, der oxydiert werden kann, als Nährmaterial für den Menschen. Die Leistungsfähigkeit der Organe des Menschen ist die Ursache der Notwendigkeit dieser Auswahl. Es müssen Eiweiß, Fett, Kohlehydrate (Stärke und Zucker), dann Salze und Wasser im bestimmten Verhältnis zugeführt werden, sonst bleibt der normale Zustand des menschlichen Körpers nicht erhalten. Die Bewältigung der Aufgabe, die Nahrungsmittel aufzunehmen, geschieht durch mannigfache Organe. Es sind die muskulösen Apparate am Skelette des Menschen dazu da, die Nahrungsmittel zu ergreifen und zu zer-

kleinern; die Hände und die mit Zähnen bewaffneten Kiefer. Eine ganze Anzahl anderer Apparate sind nötig, um das Nährmaterial in einen solchen Zustand zu versetzen, daß es in die Gewebe aufgenommen und seiner eigentlichen Bestimmung zugeführt werden kann. Ein Teil jener drüsigen Organe, welche die chemische Veränderung der Nahrungsmittel bewirken, liegt in der Nähe der Mundhöhle, welche ihr Sekret aufnimmt. Dieses verändert die Stärke so, daß die in Wasser unlösliche Substanz in Zucker verwandelt wird, der löslich ist. Ein anderes Drüsensekret, der Schleim, macht die Mundhöhle und auch den Bissen schlüpfrig, und zur Formung des Bissens und zur Hinabbeförderung in die Speiseröhre dient der muskulöse Apparat der Zunge und des Rachens. Auf seiner Wanderung durch die Speiseröhre erleidet das Nährmaterial keine Veränderung, im Magen erst beginnt ein heftiger Umformungsprozeß. Immer zur Zeit der Nahrungsaufnahme sondert die Wandung des Magens, welche Drüsen enthält, eine saure Flüssigkeit ab, die außer der Säure noch einen eigentümlichen, den Gährungsorganismen ähnlich wirkenden Bestandteil, das Pepsin enthält.

Durch die Einwirkung dieser Magenflüssigkeit wird ein großer Teil der Eiweißsubstanzen, welche in den Nahrungsmitteln enthalten sind, flüssig gemacht oder in kleinste Teilchen zerteilt. Ebenso ergeht es einem Teil jener Substanzen, die wir als Leimbildner bezeichnen, den Knorpeln, Sehnen u. s. w. Fette, Zucker, Stärke werden durch die Einwirkung des Magensaftes nicht geändert. Auch hat dieser Prozeß der Magenverdauung eigentlich nur eine vorbereitende Bedeutung. Es wird gewissermaßen der Prozeß der Zerkleinerung, der in der Mundhöhle nur durch mechanische Mittel ausgeführt wurde, im Magen durch Zuhilfenahme chemischer Substanzen weiter durchgeführt. Die im Magen schließlich gebildeten primären Verdauungsprodukte treten nun in den Dünndarm. Hier münden in unmittelbarer Nähe des Magens die Gänge von 2 großen Verdauungsdrüsen, der Leber- und der Bauchspeicheldrüse. Jedesmal, wenn der obere Teil des Dünndarms von Nährmaterial angefüllt ist, ergießt sich das Sekret der Leber, die Galle, und das der Bauchspeicheldrüse in das Innere des Darmrohres. Sie mischen sich, durch die Bewegungen des Darmes wesentlich unterstützt, innig mit den Nahrungsmitteln. Die Natur dieser beiden Verdauungssäfte, der Galle und des Bauchspeichels ist eine laugenhafte. Diese Beschaffenheit nimmt dann auch der ganze Speisebrei an, der von der Einwirkung des Magensaftes her beim Eintritt in den Darm noch sauer war. Der Bauchspeichel zersetzt und verflüssigt die Eiweißkörper; dann zersetzt er die Fette und endlich bildet er, sowie der Mundspeichel, aus der unlöslichen Stärke löslichen Zucker. Die Galle verflüssigt und zerteilt das Fett in seine Tröpfchen, so daß dann der Speisebrei bis auf jene Teile, gegen welche die Verdauungssäfte unwirksam sind, vollständig verflüssigt wird. Diese Masse, der Chymus, unterliegt im weiteren Fortschreiten durch das etwa 8 m lange und $2\frac{1}{2}$—3 cm weite Darmrohr der Resorption, ein Vorgang, durch welchen die verflüssigten Nährsubstanzen in ein eigenes Gefäßsystem, Chylusgefäße, aufgenommen und von da in das Blut befördert werden. Als eigentlicher Aufnahmeapparat dienen seine zottenartige Gebilde, die in das Innere

des Darmrohres vorragen und während der Verdauungsthätigkeit durch die Füllung ihres Blutgefäßsystems prall gespannt sind. Sie besitzen in ihrem Inneren einen Gang, welcher den Beginn des Kanalsystems der Chylusgefäße darstellt, die man sich wie einen Baum mit vielfachen Ästen vorstellen kann. Je eine der äußersten Spitzen dieser Äste muß man sich in je einem der früher erkannt zottenartigen Gebilde des Darmes, den Darmzotten, liegend denken. Diese Anfänge des Chylusgefäßsystems nehmen den verflüssigten Inhalt des Darmrohres auf und leiten ihn in die größeren Äste und endlich in den Stamm, der im Brustraume unseres Körpers verläuft. Aus diesem Milchbrustgange gelangt die Masse der verdauten Nahrung in das Blut. Das weitere Schicksal der im Darmrohr zurückgebliebenen Reste ist ein ähnliches, wie es die Reste der Feuerungsmaterialien bei Maschinen erleiden. Doch ist der menschliche Organismus so ökonomisch eingerichtet, daß er nicht gerne von jenen Flüssigkeiten, welche er zur Verdauungsthätigkeit geliefert hat, etwas unnütz abgiebt. Alle diese den unverdauten Speiseresten noch anhaftenden Flüssigkeitsmassen werden auf dem Wege durch den Dickdarm dem Speisebrei zum größten Teile entzogen. Damit ist der Prozeß der Adaptierung der Nahrungsmittel für den Verbrennungsvorgang im menschlichen Organismus eingeleitet. Zur Ausführung des Verbrennungsprozesses findet die Zufuhr von Sauerstoff in den Lungen statt. Der Mechanismus dieses Apparates, welcher die Luft in den Körper hineinbefördert, ist ein verhältnismäßig einfacher. Unsere Lungen stellen 2 an die Innenfläche des Brustkorbes luftdicht angelegte Säcke dar, welche durch die Thätigkeit der Muskeln, die sich an den knöchernen Brustkorb ansetzen, und durch das Zwerchfell ausgedehnt werden. Auf diese Weise wird die Luft in das Innere unseres Körpers eingesaugt. — Aber die Atmosphäre, welche wir atmen, enthält außer dem Sauerstoffe noch große Mengen von Stickstoff, daneben ist manchmal noch Kohlensäure in wechselnden geringen Mengen enthalten. In 100 Teilen Luft sind nahezu 79 Teile Stickstoff und 21 Teile Sauerstoff vorhanden. Nur der letztere ist für unseren Organismus verwendbar. Die andere Gasart hat gerade deshalb den Namen Stickstoff erhalten, weil sie den Verbrennungsprozeß hindert. Da wir nun dieses Gemisch von Gasen in dem früher angegebenen Verhältnis fortwährend einnahmen, so wäre es unverständlich, wie das Leben fortbestehen könnte, wenn das Gasgemisch der atmosphärischen Luft als solche in unseren Körper aufgenommen würde. Es ist aber im Blute eine ganz besondere Einrichtung vorhanden, welche es ermöglicht, daß überhaupt nur Sauerstoff aus der Luft aufgenommen wird. Das Blut enthält neben der ungefärbten Blutflüssigkeit auch Körperchen. Diese sind teils rötlich gefärbte, teils ungefärbte. Die gefärbten roten Blutkörperchen sind in größter Anzahl im Blut vorhanden, etwa 5—6 Millionen in einem Tropfen Blute. Die ungefärbten sind in viel geringerer Anzahl vorhanden. Man kennt heut 2 Arten von ungefärbten Bestandteilen, größere, welche etwa so groß sind als die roten Blutkörperchen, das ist beim Menschen 0,003 mm und deren etwa 9000 auf einen cmm Blut kommen, und außerdem noch kleinere, Blutplättchen genannte Körperchen, von denen der cmm Blut etwa 2—300000 enthält. Die roten Blutkörperchen

zeichnen sich dadurch aus, daß sie den Sauerstoff mit großer Beglerde aufnehmen. Man erkennt auch augenblicklich an der Farbe des Blutes selbst, ob es sauerstoffhaltig ist oder nicht. Wird einem Menschen zur Ader gelassen, so hat das dem angeschnittenen Gefäße entströmende Blut eine dunkle Farbe. Steht es aber nur kurze Zeit an der Luft oder schüttelt man es in der Schale, so färbt es sich sehr bald hell scharlachrot. Durch diese Eigenschaft der roten Blutkörperchen wird es verständlich, daß in den Lungen, wo die Blutflüssigkeit in einem reichen Gefäßnetze strömt, gerade nur der Sauerstoff aus der eingeatmeten Luft in das Blut aufgenommen wird.

Die Leistung des Verdauungsapparates, die Nahrungsmittel so zu verwandeln, daß sie in das Blut aufgenommen werden können, und die der Lungen, den zur Verbrennung notwendigen Sauerstoff in das Blut zu liefern, bilden die Grundlage für das Verständnis der gesamten Thätigkeit des menschlichen Körpers. Wenn man bedenkt, daß die Nahrungsmittel chemische Verbindungen sind, welche durch den Verbrennungsprozeß eine bestimmte Menge Wärme zu liefern imstande sind, so ist damit die Wärmebildung im menschlichen Körper schon erklärt. Die Wärme selbst ist aber nach den Entdeckungen des berühmten Arztes Robert Mayer unmittelbar in mechanische Arbeitsleistung umwandelbar. Nach den Untersuchungen dieses Forschers, den das traurige Schicksal ereilte im Irrenhause zu sterben, ist jene Wärmemenge, welche notwendig ist um 1 kg Wasser von 0° auf 1° zu erwärmen, imstande, etwa 433 kg 1 m hoch zu heben.

Mit Zuhilfenahme dieses Gesetzes, des mechanischen Wärmeäquivalentes, kann man nun eine Bilanz aufstellen, welche den ganzen Kraftvorrat, den der Mensch in Form von Nahrungsmitteln aufnimmt, genau definiert. Man braucht nur zu wissen, wie viel Wärme die Nahrungsmittel zu liefern imstande sind. Nun liefert jede chemische Verbindung ihrer Zusammensetzung entsprechend eine bestimmte Wärmemenge, Eiweiß wird, wenn man es außerhalb des Organismus verbrennt, in Kohlensäure, Ammoniak und Wasser oxydiert. Bei dieser Verbrennung werden stets die gleiche Anzahl Wärmeeinheiten und zwar 5000 gebildet. Zucker bildet bei demselben Vorgange etwa 3000 Wärmeeinheiten, Fett 9000. Zucker und Fette bilden, wenn sie vollständig verbrannt sind, Kohlensäure und Wasser, und diese Endprodukte der Verbrennung werden auch im menschlichen Organismus ausgebildet. Es ist hier immer von einer bestimmten Menge des Gewichtes, nämlich von 1 kg die Rede. Da nun der Mensch bei regelmäßiger Lebensweise eine ziemlich konstante Menge von Nahrungsmitteln zu sich nimmt, so läßt sich daraus annäherungsweise die Wärmemenge berechnen. Dabei ist aber ein Umstand zu berücksichtigen. Fette und Kohlenhydrate werden im menschlichen Organismus bei gesunder Konstitution in ihre Endprodukte der Zersetzung verbrannt. Das Eiweiß erleidet in unserem Körper keine so vollständige Zersetzung. Der stickstoffhaltige Anteil des Eiweiß bildet bei seiner Verbrennung im Organismus einen Körper, der als solcher durch die Nieren ausgeschieden wird. Dieser Stoff Carbamid (Harnstoff), bildet beim Verbrennen noch 2206 Calorien. Nun ist es durch Untersuchungen bekannt geworden, daß auf jede Gewichtseinheit Eiweiß etwa ein Drittel Harnstoff ausgeschieden wird. Um nun den Wärmeeffekt des

Eiweißes zu berechnen, muß man von der Gesamtmenge des Wärmewertes jenen Anteil, welcher dem Harnstoff entspricht, abziehen. Wenn also beispielsweise 1 kg Eiweiß 5000 Calorien bei der Verbrennung außerhalb des Körpers giebt, so ist der wirkliche Wärmeeffekt für den menschlichen Körper nur 4263 Wärmeeinheiten; denn 737 entfallen auf den unzersetzt ausgeschiedenen Harnstoff. Man darf nicht denken, daß die ganze Wärmemenge des menschlichen Körpers durch Eiweiß, Kohlehydrate und Fette gleichmäßig gedeckt wird. Vielmehr wird die Hauptmasse des Wärmevorrates durch Fette und Stärke geliefert. Auch das Eiweiß wird teilweise einbezogen; aber unmittelbar nach der Einnahme wird nur ein Bruchteil desselben zur Wärmebildung verwendet. Rechnet man nun die Normaldiät eines Menschen innerhalb 24 Stunden, wie Ranke dies gethan hat, zu:

100 gr Eiweiß	426,3 Ca.
100 gr Fett	906,9 Ca.
240 gr Stärke	938,8 Ca.
Summe	2272 Ca.

so erhält man in runder Zahl 2272 Calorien, welche ungefähr einer Arbeitsleistung von 1 Million kgm entsprechen. Zu diesem Werte tragen natürlicherweise nur die oxydierbaren Nahrungsmittel bei. Wasser und Salze sind unbeteiligt. Damit haben wir nur den Bruttowert erhalten. Alle Leistungen der verschiedenen Organe des Körpers selbst beziehen ihren Kraftvorrat davon. Außerdem muß man bedenken, daß ein großer Teil dieser Wärmemenge weder zu Arbeitsleistungen der Organe noch zur Erwärmung des Körpers verwendet wird. Zur Erwärmung der Speisen werden etwa 2,6%, zu der der Atmungsluft 5,2% und zu der auf der inneren Oberfläche der Lungen stattfindenden Wasserverdunstung etwa 14% verwendet. Es bleibt also nur ein Bruchteil von ungefähr 77% der oben angegebenen Wärmemenge, welche im Organismus zu seinen Arbeitsleistungen verwendet und dann von der Hautoberfläche durch Verdunstung, Leitung und Strahlung abgegeben wird. Betrachtet man aber den Menschen als eine Arbeitsmaschine, so muß man den ökonomischen Wert derselben im Auge haben. Bei Dampfmaschinen schätzt man diesen um so höher, je größer der Bruchteil ist, der, durch Verbrennung erzeugter Wärme in mechanische Arbeit umgesetzt werden kann. Es gilt jetzt als theoretisches Ideal, daß etwa der achte Teil der dem Wasser im Kessel zugeführten Wärme in Arbeit umgewandelt werde.

Der Rest von $^7/_8$ geht unvermeidlich als freie Wärme ohne Arbeit geleistet zu haben verloren. In der Praxis ist man aber von der Erreichung dieses theoretischen Ideales noch weit entfernt. Man begnügt sich mit einer Arbeitsleistung von $^1/_{12}$ der auf dem Roste der Maschine erzeugten Wärme. Unser Körper ist höchst wahrscheinlich allen noch so ideal ausgedachten Maschinen in dieser Hinsicht bei weitem überlegen. Wenn die Berechnungen von Helmholtz richtig sind und die Versuche von Eduard Smith als Grundlage genommen werden, so kann man vermuten, daß beim Menschen gelegentlich bis zu $^1/_5$ der Verbrennungswärme der Nahrungsmittel als Arbeit erscheint. Um das an einem Beispiel zu erörtern, nehmen wir an, daß der Mensch im schlafenden Zustande etwa nur $^1/_9$

der Wärmemenge verarbeitet, welche einer 24stündigen Periode entsprechend ist. Es würden also von diesen durch die Nahrungsmittel gelieferten 2272 Calorien im wachen Zustande gerade 2044,8 Calorien zur Verwendung kommen. Würden diese einzig und allein als mechanische Leistung des menschlichen Körpers nach dem oben angegebenen Prinzipe zur Geltung kommen, so würde der 5. Teil als Nutzeffekt dieser Wärmemenge in der Form von körperlicher Arbeit erscheinen. Nimmt man als Maß der Arbeit das beim Bergsteigen durch die Muskelthätigkeit erfolgende Heben des Körpers an, so müßten innerhalb einer 12stündigen Periode stündlich 200 m Höhe von einem 70 kg schweren Menschen zurückgelegt werden.

Das ist eine Leistung, die unter Bergsteigern von Profession gewiß nicht als eine großartige wird bezeichnet werden. Aber sie basiert auf einer so gering angegebenen Normadiät, daß auf die Länge der Zeit der Bergsteiger den großen Bedarf an Wärme durch seine eigene Leibessubstanz decken müßte. Das geschieht auch wirklich, denn das Training der Bergsteiger hat den Erfolg, daß sein Gewicht bedeutend herabgesetzt wird. Es ermöglicht also der Tourist die Ausführung großer Arbeitsleistungen nicht nur durch Vermehrung seiner Muskeln, sondern auch durch Verminderung der Last, welche die ersteren zu bewegen haben. Die Arbeitsleistung des Menschen geschieht aber nicht immer in der Form von Muskelbewegung und der damit verbundenen sogenannten körperlichen Arbeit, sondern auch auf andere Weise. Auch die geistige Thätigkeit beansprucht einen Teil des Wärmevorrates zu ihrer Arbeit, und in ebensolcher Weise sind auch die Leistungen der übrigen Organe aufzufassen. Um nun allen den Organen den Kraftvorrat in hinreichender Menge zuzuführen, ist das Blutgefäßsystem vorhanden. Durch die Thätigkeit des Herzmuskels wird die flüssige Blutmasse zu allen Geweben des menschlichen Körpers geleitet. Die Arbeit, welche dabei das Herz leistet, läßt sich nach den früher angegebenen Grundlagen auf etwa 40000 kg innerhalb[1]) 24 Stunden berechnen. Dies ist eine Wärmemenge von beinahe 100 Wärmeeinheiten, die genügen würde, um die Temperatur des menschlichen Körpers um mehr als 1° zu erwärmen. Diese Wärmemenge wird auch unmittelbar im Körper verwendet, denn die Kraft des Herzens genügt eben, um die Blutflüssigkeit durch das Kanalsystem der Blutgefäße so weit hindurchzupressen, daß gerade noch alle Organe vom Blute durchströmt werden. Die Arbeit, welche zum Rückfluß von den Organen durch die Venen zum Herzen nötig ist, wird von anderen Apparaten als dem Herzen selbst aufgebracht. Daraus ist ersichtlich, daß die ganze Arbeit des Herzens, das ist die Geschwindigkeit der Blutmasse, gewissermaßen hinter den Organen gleich 0 wird. Es wird also hier die Arbeit des Herzens durch die Reibungswiderstände im Kanalsystem der Blutgefäße aufgezehrt. Diese Aufzehrung ist aber nur scheinbar, denn der ganze Kraftaufwand ist in Wärme umgewandelt worden, welche zur Erwärmung teils des Blutes selbst, teils der Gefäßwände und des umliegenden Gewebes verwendet wird.

[1]) Um diese Leistung zu berechnen, ist nötig, den Inhalt des Herzens, das spezifische Gewicht des Blutes und den Druck, unter welchem das Blut in der Aorta steht, nebst der Anzahl der Herzschläge zu kennen.



Das Blut, welches die verdauten Nahrungsmittel und den von den Lungen aufgenommenen Sauerstoff in sich birgt, vermittelt den ganzen Lebensprozeß des menschlichen Körpers. Außerdem kann das Blutgefäßsystem bei den Warmblütern auch mit einer Warmwasserheizung verglichen werden, denn neben den erwähnten, zum Stoffwechsel oder Lebensvorgange notwendigen Materien hat das Blut auch noch freie Wärme in sich. Durch diese erwärmt es besonders die an der äußeren Oberfläche gelegenen Teile des Körpers, welche eine niedrigere Temperatur haben als das Blut selbst. Der bei weitem wichtigere Teil der Leistung unseres Blutgefäßsystems besteht aber darin, durch die Zufuhr von Nährmaterial die Thätigkeit der verschiedenen einzelnen Organe unseres Körpers zu ermöglichen. Diese Thätigkeit ist natürlicherweise je nach der Art des Organes eine sehr verschiedene. So wie die Drüse ihr Sekret liefert, die Leber die Galle, die Niere den Harn u. s. w., so liefert der Muskel als Produkt seiner Thätigkeit die Zusammenziehung oder Zuckung, die Nervenzelle die Erregung, die Gehirnrinde die geistige Thätigkeit. Ohne die regelmäßige Zufuhr von Nährmaterial durch das Blut wäre eine zweckmäßige Leistung der Organe undenkbar.

Die Thätigkeit des Blutgefäßsystems ist eine solche, daß die Blutmasse bald da bald dorthin in unserem Körper in solchen Mengen strömt, wie eben nötig ist. Zur Zeit der Verdauung sind die Verdauungsorgane reich mit Blut versorgt. Die Unlust mit vollem Magen geistig oder körperlich zu arbeiten bietet einen Anhaltspunkt dafür, daß eben die Verdauungsorgane auf Kosten anderer reich mit Blut versorgt sind. Arbeiten wir mit dem Gehirne oder mit den Muskeln, so brauchen diese Organe mehr Blut als im Ruhestande. Dieser Zusammenhang der Blutgefäße unserer verschiedenen Organe, ist durch ein eigenes, die Blutströmung regulierendes Nervensystem hergestellt. Dessen Leistung kann man sich etwa so wie die eines Schleusensystems vorstellen, durch welches im geeigneten Momente gewisse Bezirke mit mehr Flüssigkeit gespeist werden, während andere durch teilweisen Verschluß der Schleusen nur mäßig durchrieselt werden.

Diese Schleusenvorrichtung ist durch Muskellager zu stande gebracht, welche in der Wandung der Gefäße, hauptsächlich der zuführenden Arterien, liegen. — Durch die Zusammenziehung der Muskeln wird die Lichtung des Gefäßrohres verengt. Ja man kann unter dem Mikroskop beobachten, daß unter dem Einflusse von Nervenreizen [1]) manche Arterien sich so stark verengen, daß kein Tropfen Blut mehr durch sie hindurchzuströmen vermag. Es ist also ein vollständiger Verschluß des Gefäßrohres möglich. Durch Versuche an einzelnen Organen von Tieren ist es festgestellt worden, daß nicht nur ein die Blutströmung regulierendes Nervensystem, sondern auch ein zweites, die Fähigkeit der Organe beeinflussendes existiert. Dieses letztere ist es, welches die Zellen eines Organes direkt zur Thätigkeit anregt. Unter dem Einflusse dieser Erregung verarbeitet nun die Zelle das vom

[1]) Zu dem Zwecke wird dem Märtyrer der Physiologie, dem Frosche, nach vorhergehender Narkose ein Nerv bloßgelegt und dieser dann mit elektrischen Schlägen gereizt, während man die Schwimmhaut des Tieres unter dem Mikroskope ausgebreitet hat und dort den Blutkreislauf beobachtet.

Blute gelieferte Material. Das Resultat der Leistung ist einerseits die spezifische Organthätigkeit, andererseits aber die dabei produzierte Wärme. Diese letztere kann an vielen Organen wirklich nachgewiesen werden. Claude Bernard hat durch vielfache, die Temperatur des Blutes messende Experimente gefunden, daß das Blut, welches aus einzelnen Organen abströmt, wärmer ist als das zuströmende. Das ist natürlicherweise nur dann möglich, wenn in dem Organe selbst ein Herd für die Wärmebildung ist.

Diese Thatsache läßt sich nur an solchen Organen des Tierkörpers feststellen, welche gegen große Wärmeverluste nach außen geschützt sind. — An den in und unmittelbar unter der Haut gelegenen Körperteilen findet eine so große Abgabe von Wärme statt, daß diese Orte ein sehr abweichendes Verhalten der Blutwärme gegenüber den im Körperinneren gelegenen Organen zeigen. — Dabei muß auch berücksichtigt werden, daß das Hautorgan als eine seiner wichtigsten Leistungen die Regulierung unserer Körperwärme besorgt. Das ist eine ganz komplizierte Arbeit, wenn man den großen Temperaturwechsel der Atmosphäre, in welcher wir leben, berücksichtigt. So wird es erreicht, daß im Innern unseres Körpers eine nahezu konstante Temperatur herrscht, welche unbedingt nötig ist zur regelmäßigen Thätigkeit der dort liegenden Organe und auch den Wärmeherd bildet, durch den die gleichmäßige Erhaltung auf einer Körpertemperatur „der Eigenwärme“ erzielt wird.

Obgleich die an unserer Körperoberfläche liegenden Organe bei ihrer Thätigkeit auch Wärme erzeugen, so kommt doch ihre Bedeutung für die Wärmeökonomie nur in zweiter Linie in Betracht. — Das Blut, das aus diesen letzteren Organen durch die oberflächlich gelegenen Venen abströmt, giebt seine Wärme größtenteils an die Umgebung und zwar auch an die Luft ab, geht also für die Erwärmung des Körpers verloren. — Außerdem muß man bedenken, daß auch die das Blut zuführenden Gefäße dieser Organe so nahe der äußeren Oberfläche des Körpers liegen, daß auch schon durch diese Lage ein Wärmeverlust ihres Inhaltes begründet ist.

Wenn man nun nachweist, daß bei solchen Organen das abströmende Blut kälter ist als das zuströmende, so muß man den Schluß ziehen, daß sie durch den bei ihrer Thätigkeit vorhandenen Verbrennungsprozeß nicht so viel Wärme zu erzeugen vermögen, als durch die Haut verloren geht. Sie können allein den Verlust nicht decken. Dazu bedarf es noch der gesamten Thätigkeit aller im Innern gelegenen Organe. So kommt man zu dem Schlusse, daß die Summe aller Wärmeproduktion genau gleich ist dem Verluste oder der Abgabe an Wärme. — Eine einfache Überlegung führt zur Überzeugung, daß diese Behauptung unbedingt richtig ist. — Stellt man sich nämlich den Organismus des Tierkörpers vom Standpunkte des Wärmebildungsprozesses möglichst einfach vor, so kann man ihn mit einer beliebigen Wärmequelle vergleichen. Denken wir uns ein Gefäß, in dessen Innerem eine mit Brennstoff gefüllte Lampe brennt. Die Lampe sei so eingerichtet, daß in gleichen Zeiten gleiche Mengen von Brennstoff aufgebraucht werden. Anfänglich wird die Temperatur des Gefäßes fortwährend steigen, da-

bei wird durch Leitung und Strahlung Wärme nach außen abgegeben. Endlich aber wird ein Punkt erreicht, wo die Temperatur des Gefäßes nicht mehr steigt, sondern gleichmäßig auf dem einmal erreichten Grade stehen bleibt. Offenbar ist dann jener Zustand erreicht, wo durch Abgabe nach außen ebensoviel Wärme vom Gefäße abstrahlt, als ihm durch die Wärmequelle zugeführt wird. — Dieser Versuch gelingt nur dann, wenn die Außentemperatur stets auf derselben Höhe bleibt, also keine Schwankungen derselben vorhanden sind. — Das ist nun allerdings unter den gewöhnlichen Verhältnissen, unter denen sich der menschliche Körper befindet, nicht der Fall. — Aber dennoch bleibt seine Eigenwärme nahezu konstant. — Sie ist im Mittel 37° Celsius und zwar ist sie am Morgen am niedrigsten und steigt gegen Abend. — Diese Tagesschwankungen verlaufen mit besonderer Regelmäßigkeit am gesunden Menschen, so daß an verschiedenen Tagen hinter einander bei regelmäßiger Lebensweise zur selben Tageszeit auch dieselbe Temperatur gemessen werden kann. — Diese Übereinstimmung in der auf solche Weise täglich gemessenen Körpertemperatur ist eine so große, daß Newton vor der Auffindung der Konstanz des Gefrierpunktes den Vorschlag machte für die Thermometer die menschliche Körpertemperatur als Fixpunkt der Skala zu benützen.

Es ist nun erstaunlich, daß diese Konstanz der Temperatur des menschlichen Körpers trotz der gewaltigen Schwankungen der Außentemperatur erhalten bleibt. — Das ist eine Leistung des Blutgefäßsystems unserer Haut, welches unter dem Einflusse von Nerven steht. — Diese werden durch die Änderung der Temperatur so beeinflußt, daß mit dem Steigen derselben eine Erweiterung, mit dem Fallen der Temperatur eine Verengung der Blutgefäße erfolgt. — Dabei kommt noch die Leistung der Schweißdrüsen und die vermehrte Wasserdampfabscheidung durch die Lunge in Betracht.

Diese Darstellung der Leistung unseres Körpers charakterisiert denselben als eine Fabrik, welche aus den mannigfachsten Abteilungen und Unterabteilungen zusammengesetzt ist, die alle Wärme produzieren, welche als die Grundbedingung aller Thätigkeit in unserem Organe aufzufassen ist. Ein Eingehen auf die Verschiedenartigkeit der einzelnen Organe verschiebe ich auf ein anderes Mal, hier habe ich nur das Gemeinste ihrer Thätigkeit zu beleuchten mich bemüht.



Österreichs Besitzergreifung Krakaus im Jahre 1846

nach den ungedruckten Memoiren des Freiherrn v. Päumann.[1])

Das Gebiet von Krakau war bekanntlich bei der dritten Teilung Polens 1795 an Österreich gekommen, mußte aber im Frieden von Wien 1809 auf Geheiß Napoleons teils an Rußland, teils an das Herzogtum Warschau abgetretren

[1]) (Anton Freiherr von Päumann, geboren 1802 in Lemberg, trat nach absolvierten Studien in den politischen Staatsdienst beim Landesgubernium in seiner Vaterstadt. Er wurde

werden, bis es endlich im Jahre 1815, und zwar infolge der Eifersucht der Mächte, zu einer Republik erklärt und unter den Schutz der drei Höfe Österreich, Preußen und Rußland gestellt wurde, welche in der Stadt Krakau als Kontrollbehörde drei Residenten hielten. Wiederholte Aufstände boten 1846 der diplomatischen Kunst Metternichs die Möglichkeit der definitiven Einverleibung in den österreichischen Kaiserstaat, trotz der Protestation Englands und Frankreichs. Schon anfangs der dreißiger Jahre unsers Jahrhunderts hatten sich in allen Teilen Polens unter verschiedenartigsten Formen und Statuten Vereine gebildet, welche die Wiederherstellung Polens in seinen Grenzen, die es vor 1772 besaß, vorbereiten sollten. Längere Zeit hindurch blieben diese Bestrebungen verborgen, bis im Jahre 1836 die beteiligten Regierungen auf die Spuren der revolutionären Umtriebe aufmerksam wurden und gerichtliche Untersuchungen einleiteten. In Krakau selbst wurden besondere Gerichte niedergesetzt, die aber nach Verlauf von einigen Jahren ziemlich belanglose Resultate lieferten. In Galizien dagegen wurde eine bedeutende Anzahl einflußreicher Persönlichkeiten des Hochverrates überwiesen und nach der ganzen Strenge des Gesetzes abgeurteilt, freilich trat für die meisten eine Begnadigung ein. Das Übel wurde dadurch nicht gehoben, im Gegenteil, das nachsichtige Vorgehen der Gerichte bestärkte die Umtriebler nur noch mehr in ihrem Vorhaben, und sie verfolgten von nun an ihre Zwecke mit gesteigerter Thätigkeit. Die sogenannten Komitees der polnischen Emigration, die sich in Belgien und Frankreich gebildet hatten, sendeten ununterbrochen Emissäre ab, um die vorhandenen Kräfte in wacher Thätigkeit zu erhalten und die Vereine und Verbindungen zu einem geregelten, organischen Ganzen zu gestalten. Diese Vorarbeiten wurden mit ungemeiner Vorsicht betrieben; denn es konnte den beteiligten Regierungen nicht gelingen, positive Daten zu erhalten, welche ein gesetzliches Einschreiten ermöglicht hätten. Aber je größer einerseits die Wachsamkeit der einzelnen Regierungen, je ausgedehnter und umfangreicher die Sicherheitsmaßregeln waren, desto kühner traten andererseits die Massen der Verschworenen auf, desto mehr Emissäre durchstreiften die polnischen Landesteile und suchten allenthalben den Geist des Aufruhrs zu wecken und zu steigern. Insbesondere wurde mit Mord und Brand gedroht, um die Besonnenen einzuschüchtern und die noch Unentschlossenen an sich zu ketten. Aus Vorsicht wurden keine Versammlungen abgehalten, jede schriftliche Mitteilung vermieden, nur der einzelne trat wieder mit einzelnen in Berührung.

In Krakau bedurfte die Aufstandspartei keines besonderen Hebels, da seit Jahren das ganze Gewebe vorbereitet lag. Beinahe die gesamte städtische Bevölkerung, alt und jung, selbst die Beamten des Freistaates waren mit wenigen

1832 Kreiskommissär in Rzeszow, dann erster Oberkommissär bei der Polizeidirektion in Lemberg, 1841 Hofsekretär bei der Obersten Polizei- und Zensurhofstelle in Wien. 1846 erhielt er eine besondere Mission in das Revolutionsgebiet von Krakau und blieb daselbst bis zur Einverleibung desselben. Im folgenden Jahre übernahm er die Polizeidirektion in Graz, im Jahre 1854 wurde er Hofrat und Polizeidirektor in Prag, ging 1861 in derselben Eigenschaft nach Krakau und trat 1863 in den Ruhestand. Er starb 1870 in Wien.)



Ausnahmen der revolutionären Bewegung günstig, nur auf den Bauernstand konnten die Aufständischen nicht mit Sicherheit zählen, weil die meisten Gemeinden in guten materiellen Verhältnissen sich befanden und ihren Wohlstand in Ruhe genießen wollten. Diese aus ihrer Teilnahmslosigkeit aufzurütteln, war die Aufgabe der Geistlichkeit. Sie sollte bedächtig und vorsichtig die gangbaren Ideen den Bauern einimpfen und sie durch utopische Darstellungen der überschwenglichen Vorteile, welche dem Unterthanenstande durch die Wiederherstellung des Königreiches Polen erstehen würden, zu gewinnen suchen. Einen bedeutenden Zuwachs erhielt die Aufstandspartei in Krakau durch die große Zahl teils einheimischer, teils fremder Persönlichkeiten, die an dem polnischen Aufstande des Jahres 1831 teilgenommen und nachher entweder als Herrschaftsbeamte auf den Gütern im Freistaate oder als Angestellte im Staatsdienste eine Unterkunft gefunden hatten. Die Krakauer Regierung erhielt im Verlaufe der Zeit ziemlich bestimmte Nachrichten über das revolutionäre Getriebe der eigenen Insassen. Da diese Nachrichten aber rein polizeilicher Natur waren, somit durch keine positiven Thatsachen belegt, so wurden sie vom Senate ohne weiteres für Ausgeburten von Wichtigthuerei und Ängstlichkeit gehalten, zumal der Bauernstand sich ganz ruhig verhielt, und die Krakauer Bürgerschaft nicht nur jede Kenntnis einer politischen Gärung durchaus in Abrede stellte, sondern auch jede Besorgnis als unberechtigt zurückwies. Als aber die revolutionären Umtriebe im Großherzogtum Posen einen ernsteren Charakter annahmen und die königlich preußische Regierung zu eindringlichen Anordnungen veranlaßten, als ferner plötzlich im Monat Februar 1846 die Nachfrage nach Waffen aller Art und deren Ankauf in der Stadt auffallend und von der dortigen Polizei thatsächlich nachgewiesen wurde, als die Gerüchte eines sehr nahe bevorstehenden Aufstandes bereits das allgemeine Tagesgespräch bildeten, junge Leute des Adels und des Bürgerstandes aus verborgenen Quellen briefliche Weisungen erhielten, sich bei sonst zu gewärtigender Todesstrafe von Krakau nicht zu entfernen, da fanden sich die Residenten, der drei Schutzmächte Österreich, Rußland und Preußen Hofrat von Palmrode, Baron Sternberg und v. Engelhardt genötigt, im Interesse der Ruhe und Ordnung einen entscheidenden Schritt zu thun. Nach kurzem Schriftenwechsel mit dem Senate erließ die Residenten-Konferenz an den österreichischen Militärkommandanten General-Major Collin in Podgorze die Aufforderung, mit den ihm zu Gebote stehenden militärischen Kräften in Krakau einzurücken und die Stadt zu besetzen. Dies geschah am 18. Februar früh morgens mit einer unter den drohenden Umständen keineswegs genügenden Truppenanzahl von beiläufig zwölfhundert Mann.

Noch am selben Tage traten die anwesenden Führer und Leiter des Aufstandes zu einer Beratung zusammen und beschlossen, sofort in allen polnischen Landesteilen das Signal zum Aufstand zu geben, um dem energischen Einschreiten der drei Schutzmächte zuvorzukommen. Am 19. Februar begann die Thätigkeit der Revolutionäre sowohl in Krakau als auch in der Umgebung sichtbar zu werden. Unbekannte Personen durchstreiften das Freigebiet, ließen sich von den Gemeindevorständen Verzeichnisse über die zum Kampfe taugliche bäuerliche Be-

völkerung ausfertigen und ordneten die Stellung derselben zum bestimmten Tage an den festgesetzten Orten an. Es kam das Gerücht in Umlauf, daß in der Nacht vom 19. auf den 20. die gesamten Aufständler gegen die Stadt vorrücken und zum Angriff der österreichischen Truppen schreiten würden. Gegen Abend rotteten sich die verleiteten Bauern des nahen Ortes Mogila unter Führung einiger städtischer Bürger zusammen, entwaffneten die dort stationierten Gendarmen, plünderten ein Gehöft und rückten einige hundert Mann stark bis gegen die Stadt heran. Die österreichischen Truppen wurden sofort alarmiert und rückten aus. General-Major Collin mußte sich aber mit seiner geringen Macht darauf beschränken, den Ringplatz zu besetzen, um dem Angriff der Aufständischen von dort aus zu begegnen. Es wurden mehrere Hausuntersuchungen vorgenommen, und bei einer Leibesvisitation fand man ein wichtiges Schreiben, in welchem der Angriff auf die Hauptwache auf die vierte Morgenstunde festgesetzt war.

Diese schriftliche Angabe wurde überdies durch mündliche Aussagen einiger Gefangener bestätigt. Der Militärkommandant traf alle erforderlichen Einleitungen, um den Ereignissen zu begegnen. Die Turmuhren wurden zum Stehen gebracht und alle öffentlichen Laternen zum Brennen bis zum hellen Morgen eingerichtet. Am 20. Februar morgens 4 Uhr ertönte plötzlich in allen Gassen ein heftiges Gewehrfeuer, kleine Banden von Insurgenten tauchten von allen Seiten auf, griffen die Truppen an, wobei sie durch ein lebhaftes Schießen aus den Fenstern der Häuser unterstützt wurden. Um 7 Uhr hörte der Kampf auf, die Insurgenten zogen sich zurück, und das Militär konnte sich eine kurze Erholung gönnen. Die Hausuntersuchungen wurden wieder aufgenommen und zahlreiche Verhaftungen gemacht. Die Residenten verlangten vom Senate die sofortige Einführung des Standrechtes; dasselbe trat auch schon am 21. mit der ersten Morgenstunde in Wirksamkeit. Die Truppen waren nun, mit sehr kurzen Unterbrechungen bei schlechter Witterung und teilweise mangelhafter Nahrung, bereits drei Tage und drei Nächte auf den Beinen. Am 22. Februar langte die Nachricht ein, daß an zehntausend Insurgenten im Anzuge seien, um die Stadt zu überfallen. Die Bestürzung war eine ungeheure, und alles flüchtete in die Häuser. General Collin hielt sich in seiner dermaligen Aufstellung nicht mehr sicher, da er von allen Seiten angegriffen werden konnte, und beschloß, um sich die Rückzugslinie nach Podgorze zu decken, das Schloß zu besetzen und dort die bereits im Anmarsch befindlichen russischen Verstärkungen abzuwarten. Allein gegen Mittag lief durch einen Kurier die Mitteilung ein, daß das russische Heer erst zusammengezogen werde und vor dem 24. an den Grenzen des Freistaates nicht eintreffen könne. Auf diese Nachricht hin verließen die drei Residenten, der Senatspräsident, der Weihbischof und andere Honoratioren die Stadt und flüchteten nach Podgorze. Unter solch' mißlichen Verhältnissen beschloß General-Major Collin, sich ebenfalls auf das rechte Weichselufer zurückzuziehen; ihm folgten 500 Mann Miliz und die Polizeiwache, was für die Aufständischen eine große Enttäuschung brachte, da sie mit Sicherheit auf die Beteiligung der beiden letzteren beim Aufstand

rechneten. Um jeden Übergang der Insurgenten über die Weichsel nach Podgorze zu verhindern, wurde der mittlere Teil der Floßbrücke zerstört.

Gegen die 9. Abendstunde rückten die Insurgenten von allen Seiten unter dem Geläute der Glocken und dem allgemeinen Jubel der Bevölkerung in die Stadt. Das Schloß und die sämtlichen Regierungsgebäude wurden besetzt und die Bürger aufgefordet die Waffen zu ergreifen. Auch wurde ein Versuch gemacht die Brücke herzustellen, aber ein wirksamer Kanonenschuß genügte, dieses Vorhaben zu vereiteln. Aus Gründen der Defensive zerstörten sie dann den Brückenteil an der Stadtseite. Die ganze Nacht vom 22. auf den 23. dauerte das Plänkeln vom jenseitigen Ufer ununterbrochen fort. Die Truppen brachten bereits die vierte Nacht wachend zu, was sie gänzlich erschöpfte. Dazu trat Mangel an Munition und Lebensmitteln ein, ferner kamen Nachrichten von der Ausbreitung des Aufstandes in der ganzen Umgebung, sowie auch von den Versuchen der Insurgenten, die Weichsel an irgend einem unverteidigten Punkte zu überschreiten. General Collin hielt seine Position für bedroht und trat auch in der Nacht auf den 24. den Rückzug nach der fünf deutsche Meilen entfernten Kreisstadt Wadowice an. Frühmorgens besetzen die Insurgenten Podgorze, und hierdurch war jede Verbindung zwischen dem Osten und Westen des Landes in ihren Händen.

Soweit war der Aufstand bereits gediehen, als die Wiener Regierung erst dazu kam, militärische Vorbereitungen zu treffen. Sie hatte zwar schon früher wiederholt von der Lemberger Polizei beunruhigende Berichte über die politischen Zustände Galiziens erhalten, welche einen allgemeinen Aufstand für unmittelbar bevorstehend bezeichneten, allein die Mitteilungen des General-Gouvernements lauteten jedesmal entgegengesetzt, und man schenkte gern der höheren Behörde mehr Glauben als den alarmierenden Berichten der Polizei. Die rasch zusammentretende Staatskonferenz, wie sie damals als kaiserlicher Beirat bestand, beantragte umfassende Maßregeln. Es wurde angeordnet, sofort ein Truppenkorps von 15000 Mann nach Galizien zusammenzuziehen und mit dem Kommando den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Wrbna zu betrauen. Unterdessen war die Nachricht nach Wien gelangt, daß der galizische Bauernstand sich für die Regierung erklärt habe und den Aufständischen bereits feindlich entgegengetreten sei. Der traditionelle Haß loderte hell auf, als der galizische Adel die Bauern zwingen wollte, Heeresfolge zu leisten. Die Bauern erinnerten sich der jahrhundertelangen Knechtschaft und Tyrannei, die sie von dem Adel auszuhalten hatten, bis mit der Besitznahme des Landes durch Österreich ihnen Schutz und Hilfe gegen Willkür und Übergriffe geworden war. Mord, Brand und Plünderung verbreiteten sich wie ein Flugfeuer über den Bochnier und Tarnower Kreis, und die dortigen Behörden, denen die Bauern großen Respekt und Gehorsam entgegenbrachten, hatten Mühe, den Brandherd möglichst zu beschränken. Im Tarnower Kreis konnte die Ruhe bald wieder hergestellt werden, da gleich nach dem Ausbruche des Aufstandes der General-Gouverneur Erzherzog Ferdinand den Oberst-Lieutenant Ludwig von Benedek nach dem Westen des Landes entsendet hatte, um sich in den angrenzenden Bezirken genau zu informieren und thätig einzugreifen. Während

der militärischen Vorbereitungen hatte die in Krakau entstandene „Polnische National-Regierung“ Zeit sich zu organisieren. Gleich im Anfange zeigte sich eine große Uneinigkeit, was zur Folge hatte, daß die leitenden Mitglieder der Regierung fast in jeder Stunde wechselten. Schon in den ersten Stunden wurde eine Unzahl offizieller Manifeste, Aufrufe, Protokolle, Anordnungen, Gesetze, selbst Gebete und anderes erlassen und überall angeschlagen. Den Reigen öffnete ein Aufruf an alle Polen, in welchem der Einmarsch der österreichischen Truppen in Krakau als die alleinige Ursache des allgemeinen Aufstandes und des blutigen Konfliktes hingestellt wurde. Diesem folgte ein „Protokoll, aufgenommen am 22. Februar 1846 um 8 Uhr abends durch die Unterfertigten zum Behufe der Übernahme der National-Regierung der Republik Polen“. Darin heißt es unter anderem: Am 24. Januar d. J. übergaben die Ausschüsse aller Verbindungen aus ganz Polen die Staatsgewalt in die Hände einer Regierung aus fünf Personen, erwählt aus dem Großherzogtum Posen, der Stadt Krakau und ihres Gebietes, aus Galizien, aus Reußen, und der Emigration mit Beigebung eines Sekretärs.

Diese Regierung sollte sich noch durch die Wahl zweier Mitglieder für Kongreß-Polen und für Lithauen ergänzen. Die erwählten Mitglieder und der Sekretär nahmen die ihnen anvertraute Gewalt an und sie sollten sich vor dem zum Ausbruche des Aufstandes bestimmten Tage d. i. vor dem 21. Februar in Krakau versammeln, wie denn auch in der That die Mitglieder für die Stadt Krakau und ihr Gebiet, für Galizien und die Emigration sich noch vor dieser Frist einfanden. Das Mitglied für das Großherzogtum Posen wurde aber verhaftet, und jenes für Reußen und der Sekretär der Regierung trafen am bezeichneten Orte bisher nicht ein. Endlich war das für die Emigranten erwählte Regierungsmitglied durch das Einrücken der österreichischen Truppen der Gefahr ausgesetzt, seine Freiheit zu verlieren; dasselbe flüchtete einstweilen über die Grenze. Indem wir in den Schoß der Regierung ein Mitglied aus Kongreß-Polen aufnehmen, welches dieses Amt mit uns antritt, reichen wir uns wechselseitig die Hände und schwören im Angesichte Gottes und des polnischen Volkes, daß wir die Revolutionsgewalt so lange ausüben werden, bis ganz Polen befreit sein wird, und daß wir als Mittel hiezu die Erhebung des ganzen Volkes, die Abschaffung der Privilegien, die Verleihung des unbeschränkten Eigentums der von den Bauern jetzt nur mit Vorbehalt besessenen Gründe erkennen. Zu unserm Sekretär ernennen wir den Karl Rogawsky. Urkund dessen unsere eigenhändigen Unterschriften. Ludwig Gorszkowski — Johann Tyssowski — Alexander Grzegorzewski.

Noch am selben Tage (23. Februar) erläßt die National-Regierung, um wenigstens einen Schein von Ordnung in das revolutionäre Chaos zu bringen, folgende Revolutions-Verfassung in 7 Artikeln. I. Die Revolutions-Regierung ist für ganz Polen nur eine, sie ist absolut, dem Volke verantwortlich. II. Jeder, dem die Regierung oder eine von ihm eingesetzte Behörde was immer für ein Amt, eine Führung oder nur einen zeitweiligen Standort anweist, ist zur Annahme und Ausführung bei Todesstrafe verpflichtet. III. Jedermann, der waffenfähig ist und sich binnen 24 Stunden nach Verkündigung des Aufstandes in seinem

Aufenthaltsorte der Ortsbehörde nicht stellt, verfällt als Flüchtling dem Kriegsgericht. IV. Raub, Gewaltthätigkeit, verübt an einer wenn auch schuldigen Person, Einforderung von Zinsen oder Roboten, thätliche Widersetzlichkeit, Ausspäherei, Veruntreuung öffentlicher Gelder, Mißbrauch der Amtsgewalt und Anmaßung eines Amtes unterliegen der Todesstrafe. V. Jeder, welcher ohne Ermächtigung der Regierung Klubs, Komitees oder Verbindungen stiftet, ist ein Verräter des Vaterlandes. VI. Jede Gemeinde hat in ihrem Bezirke unverzüglich soviele Alarmzeichen aufzustellen, als zur Verständigung mit allen Nachbargemeinden notwendig sind. Diese Zeichen sind Säulen oder Bäume mit Stroh umwunden und mit Pech begossen. Die Beschädigung eines solchen Zeichens oder die Verhinderung des Anzündens desselben wird mit dem Tode bestraft. VII. Das Nationalzeichen ist die weiße und die Amarant-Farbe und der weiße Adler auf amarantenem Grunde, mit ausgespreizten Flügeln, den Kopf nach rechts gewendet, in der rechten Kralle einen Eichenkranz und in der linken einen Lorbeerkranz haltend. Der Adler ist auch das Insiegel für alle Landesbehörden und Gerichte. —

Gleichzeitig mit diesem Statut veröffentlicht die National-Regierung eine Ansprache an die Judenschaft. „Polen! Die Stunde der Aussöhnung aller gemeinsamen Geschlechter hat geschlagen. Ihr wurdet unter der Herrschaft der Feinde für ein abgesondertes Volk gehalten, die Revolution nimmt euch in den gemeinsamen Schoß auf, sichert euch als Brüdern desselben Stammes menschliche Rechte zu und begrüßt euch als Söhne des Vaterlandes, würdig zur Befreiung und Erhaltung rücksichtsloser Gleichheit. Da jedoch der Genuß von Rechten der Erfüllung von Pflichten entsprechend sein muß, so ruft euch die Regierung in die Reihen der Verteidiger und erklärt, daß alle erlassenen und noch folgenden Manifeste auch für die Polen-Israeliten gelten."

Mit diesem Erlasse war das Wirken der dreieinigen Regierung zu Ende, und der Morgen des 24. Februar fand bereits einen Diktator in der Person des Johann Tyssowski. Zerwürfnisse unter den Machthabern zwangen ihn zu dem entscheidenden Schritt, um aus dem beginnenden Schiffbruch soviel als möglich, vielleicht noch das Ganze zu retten. Johann Tyssowsky war aus Galizien gebürtig und diente zur Zeit des polnischen Aufstandes i. J. 1831 als gemeiner Soldat im Heere der Aufständischen. In seine Heimat zurückgekehrt, wendete er sich der Landwirtschaft zu, und mehrere Gutsbesitzer betrauten ihn mit der Führung ihrer Ökonomieen. Im Verlaufe der Verschwörung wurde er mit den Häuptern bekannt und dann für die National-Versammlung als Mitglied für Galizien bestimmt.

Seine erste öffentliche Ansprache ist für die Lage der Dinge sehr charakteristisch. „Der Diktator Johann Tyssowski an das polnische Volk. Die Unordnung, welche sich in die erwählte Regierung einzuschleichen begonnen, und die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten, daß die Bauernschaft die Edelleute überfallen, legten mir die Verpflichtung auf, die Gewalt in meine Hände zu nehmen, wovon ich das Publikum der Stadt Krakau insbesondere verständige und jedermann aufmerksam mache, daß meine Wache den Befehl erhalten hat, niemand zu mir ein-

zulassen, außer nach gegebenem Zeichen zum Rapport. Ich gebe ferner kund, daß zum Rapport sich nur Personen einfinden dürfen, welche eine wirkliche Thatsache vorzubringen haben. Mit Ratschlägen und Projekten haben sich nur jene vorzustellen, welche dazu berufen werden."

Noch an demselben Tage erfloß eine Anordnung des Diktators, kraft welcher jeder Familie ohne Ausnahme in Krakau und Podgorze jährlich fünf Zentner Salz unentgeltlich zugesichert und alle Frohnen, Zinsungen und Gaben ohne Unterschied vom 26. angefangen für aufgehoben erklärt werden.

Nun folgten in den übrigen Tagen bis zum 2. März noch eine Reihe von Erlassen, Ernennungen von Ministern, Räten und anderen Würdenträgern, welche zur Kompletierung der Regierungsmaschine notwendig waren.

Unterdessen spielten sich ringsum auf dem Lande Szenen ab, die das schnelle Ende der diktatorischen Herrlichkeit als unmittelbar bevorstehend ahnen ließen. Am 26. Februar war der Feldmarschall-Leutenant Graf Heinrich Castiglione aus Wien in der Kreisstadt Wadowice eingetroffen und hatte dem General-Major Collin den Befehl erteilt, augenblicklich mit allen Truppen vorzurücken und das galizische Gebiet von den Insurgenten zu säubern. Dadurch wurde aber Wadowice fast gänzlich vom Militär entblößt, und die von Flüchtlingen, Beamten und Bauern überfüllte Stadt geriet in eine sehr peinliche Lage, zumal die Bauern, wiewohl der Regierung treu, doch nicht ganz abgeneigt schienen, die Bürger mit einer Plünderung zu bescheren. Verschiedene Gerüchte von anmarschierenden Bauernzügen aus dem Gebirge, von Ansammlungen der Insurgentenscharen verschärften die gefährliche Situation, und so kam es, daß die Stadt durch ein ganz harmloses Ereignis in die größte Panik versetzt wurde. Man hörte in der Ferne schießen, der Schall kam immer näher, und plötzlich ertönte der Ruf in den Gassen: Die Insurgenten rücken an!

Alles lief und stürzte in die außerhalb der Stadt liegende große Kaserne, deren Thore geschlossen und verrammelt wurden. Die unteren Scheiben der ebenerdigen Fenster wurden eingeschlagen, damit die kleine Besatzung beim Schießen sicher hantieren könne. Unterdessen war der Lärm so nahe gekommen, daß man nebst den Schüssen auch schon die Töne einiger Blasinstrumente vernehmen konnte. Bald darauf kamen Leute aus der Stadt und klärten den Rummel auf: eine Bauernhochzeit war trotz der schweren und unsicheren Zeit unter Gewehrschüssen und klingendem Spiele nach der Stadt gekommen, um in der Pfarrkirche die Trauung zu veranstalten.

Der Hochzeitszug wurde aber bald abgelöst durch Schreckenskarawanen aus dem benachbarten Bochnier Kreise, denen der Weg zum eigenen Kreisamte in Bochnia noch durch Insurgenten verlegt war. Unter zahlreicher bäuerlicher Begleitung wurden auf Leiterwagen die Gutsherren, Mandatare, Schreiber und Förster als Hochverräter, als Feinde des Kaisers und der Regierung der kreisamtlichen Behörde eingeliefert. Wer sich zur Wehr setzte, wurde totgeschlagen und dann ebenfalls in die Stadt gebracht. Es war für die gefesselten Opfer ein großes Glück, wenn die Kreisämter Kerker und Zellen genug hatten, um sie

dort unterzubringen und vor gesetzloser Unbill zu bewahren. Den Beamten war es ein Leichtes, die Bauernscharen, die mit Heugabeln und Sensen ausgerüstet waren, zu beherrschen, da dieselben vor jedem kaiserlichen Abzeichen den ehrerbietigsten Respekt an den Tag legten. Stutziger waren die Bauern im Gebirge, und es bedurfte mitunter der Waffengewalt, um die Banden aufzulösen und zu zerstreuen. Charakteristisch für den damaligen Bauernstand Galiziens ist es, daß in den letzten Tagen des Februar und noch anfangs März die ganze 55 Meilen lange Wegstrecke von Lemberg bis Biala fast in ununterbrochener Ausdehnung von Bauern bewacht, jedes Fuhrwerk angehalten, durchsucht, die Reisenden zu genauen Ausweisen angehalten und in verdächtigen Fällen dem Kreisamte eingeliefert wurden. Nur die kaiserlichen Postwagen konnten mit ihren Reisenden ungehindert passieren und erhielten von den Bauern jeden gewünschten Beistand.

Am Vormittage des 1. März zogen endlich die ersten militärischen Verstärkungen durch Wadowice, um in Eilmärschen zu den gegen Krakau vorrückenden Truppen zu stoßen. Am selben Tage fiel östlich von Krakau der erste entscheidende Schlag gegen die Insurgenten. Oberst-Leutenant v. Benedek stieß bei dem kleinen Städtchen Gdow auf eine 800 Mann starke Insurgentenschar, die sich in ihrem Siegestaumel bereits allzusehr den materiellen Genüssen hingegeben hatte. Mit drei Kompagnieen, jede zu 70 Mann, und einer kleinen Abteilung von etwa 15 leichten Reitern rückte Benedek auf der Straße nach Gdow vor. Ihm schlossen sich an zweitausend Bauern an, welche auf kreisamtliche Aufforderung aus den Dörfern der ganzen Umgebung herbeigeeilt waren. Trotz der offenkundigen Übermacht auf Seite der Gegner schritt Benedek doch zum Angriff. Gleich nach den ersten gewechselten Schüssen zog sich die ganze Bauernschar eiligst in eine sichere Entfernung zurück. Benedek nützte die taktischen Fehler und Versäumnisse des Feindes rasch aus, und nach kurzer Zeit drangen die Soldaten in Gdow ein. Die Insurgenten suchten ihr Heil in der Flucht nach Wieliczka, die berittenen Scharen machten den Anfang, und glücklich waren diejenigen Fußgänger, welche ihnen unmittelbar folgten. Ein anderes Los traf aber jene, die sich in nutzlosem Widerstande gegen die nachrückenden Truppen verspäteten. Sie konnten nicht mehr enteilen, und hundert und einige achtzig warfen auf freiem Felde die Waffen weg und übergaben sich dem Militär als Gefangene.

Mittlerweile waren die Bauern, welche den Gang des Gefechtes mit Aufmerksamkeit verfolgt hatten, näher gekommen, und als sie die Waffenstreckung der Insurgenten sahen, drangen sie rasch vor, zwischen den Soldaten hindurch, und nun begannen sie ein furchtbares Gemetzel. In kaum einer Viertelstunde lagen auf dem Felde eben so viele Leichen, als früher Gefangene da waren. Vergebens war jede gewaltsame Abwehr von seiten der Soldaten, ein gräßlicher Taumel ergriff die tolle Masse, und Benedek selbst konnte einen jungen Mann aus einer ihm persönlich befreundeten Lemberger Grafenfamilie, der sich in seine Arme geflüchtet hatte, nicht retten, da die wütenden Bauern den Schutzflehenden von der Brust Benedeks mit Gewalt fortrissen und ermordeten.

Oberst-Leutenant v. Benedek hielt es weder für möglich noch für seine Auf-

gabe die Bauern für ihre Greuel an den Insurgenten zu züchtigen, sondern brach sofort zur Verfolgung der Fliehenden auf, um ihnen keine Zeit zu lassen, sich in irgend einer Stellung festzusetzen. Die Bauern folgten den Truppen auf dem Fuße nach. In einigen Stunden wurde Wieliczka erreicht, aber die Insurgenten waren schon gegen Podgorze geeilt. Beim Einmarsch der Truppen fielen aus einem Hause einige Schüsse; die Soldaten stürzten sofort hinein und metzelten alle dort befindlichen Personen männlichen Geschlechtes nieder. Infolge dieses Vorfalles erreichte die Erregung unter den nachrückenden Bauern einen sehr gefährlichen Grad, und nur mit Mühe und großer Energie gelang es, dieselben von einer allgemeinen Plünderung und Brandschatzung Wieliczkas abzuhalten. Den Bauern wurde die Rückkehr in ihre Heimat befohlen, die sie auch antraten, und Benedek stieß auf seinem Vormarsche bald zu den übrigen Truppen, welche von Wadowice gegen Podgorze vorrückten.

Am 2. März kam es bei letzterem Orte zu einem entscheidenden Gefechte mit den Insurgenten. Nach tapferer Gegenwehr mußten sie das Feld räumen, sie zogen sich mit Zurücklassung von 36 Leichen nach Krakau zurück. Aber auch hier hielten sie sich nicht mehr sicher, und so flüchtete der ganze Troß von Soldaten, Ministern und Würdenträgern in aller Hast über die preußische Grenze, unbekümmert um das Los derjenigen, welche zur Teilnahme an dem revolutionären Werke freiwillig oder gezwungen herangezogen worden waren.

Am 3. März gegen Mittag trafen alle geflüchteten österreichischen und Krakauer Beamten mit dem Residenten Palmrode in Podgorze ein. Dort langte auch zur selben Stunde die Nachricht an, daß der russische General Paniutin in Eilmärschen mit einem Truppenkorps heranrücke und nur noch wenige Stunden von Krakau entfernt sei. Nun spielte sich im österreichischen Hauptquartier eine hochinteressante Episode ab, deren politische Folgen dem Fürsten Metternich große Schwierigkeiten bereiteten.

Freiherr von Päumann begab sich sofort nach seiner Ankunft zum General-Major Collin. Auf dem Wege dahin traf er mit dem Lemberger Vizepräsidenten Grafen Leopold Lazansky und dem königlich preußischen Generalstabs-Hauptmann von Boyen zusammen, welcher von dem Kommandanten der anrückenden preußischen Truppen, Grafen von Brandenburg, entsendet worden war, über die Zustände in und um Krakau nähere Erkundigungen einzuziehen. Als diese drei Personen bei dem österreichischen Kommandanten eintraten, war derselbe gerade mit mehreren Herren des Zivilstandes in einer, wie es schien, sehr lebhaften Unterhandlung begriffen.

Ich wurde ihm, so erzählt Freiherr von Päumann, vorgestellt und beeilte mich, ihm den Zweck meiner Sendung mitzuteilen und mich durch den schriftlichen Erlaß des Präsidenten der Polizeihofstelle zu legitimieren. General Collin nahm mich ungemein freundlich auf und sagte: „Sie sind im rechten Augenblicke gekommen, Herr Hofsekretär. Eine Deputation aus Krakau ist eben da, wie Sie sehen, und ich unterhandle mit diesen Herren wegen Übergabe der Stadt. Wir konnten aber bisher über die Bedingungen nicht einig werden. Ich werde mir erlauben, Sie sogleich darüber näher zu informieren und ich bin überzeugt, Sie

werden meine Meinung teilen. Schon der erste Punkt: die Stadt Krakau ergiebt sich auf Gnade und Ungnade, hat Anstoß und Bedenken gefunden —"

„Verzeihen Sie, mein Herr General, wenn ich Sie unterbreche," fiel ich ein, „allein da ich schon aus dem Anfange Ihrer gütigen Mitteilungen zu schließen berechtigt bin, daß ich meine Meinung aussprechen soll und darf, so halte ich es der ganzen Sachlage nach zur Aufklärung aller vorliegenden Verhältnisse und zur Beseitigung jeder unangenehmen Diskussion für notwendig, schon jetzt diese meine Meinung in Gegenwart der sogenannten Deputation frei herauszusagen, und wird diese meine scheinbare Voreiligkeit darin ihre mehr als hinreichende Rechtfertigung finden. Ich glaube, daß von einer Unterhandlung mit der Stadt Krakau, mit ihren Bewohnern, mit irgend einer Deputation von dorther wegen Übergabe mittels einer Kapitulation gar keine Rede sein könne und dürfe. Ich bitte mich gütigst ausreden zu lassen," fuhr ich rasch und mit erhöhter Stimme fort, bemerkend, daß mich sowohl der General als auch ein Mitglied der Deputation unterbrechen wollten. „Der Freistaat Krakau ist, kraft der zu Recht bestehenden Staatsverträge, unter den Schutz der drei Großmächte gestellt, und eine aufrührerische Partei hat versucht, sich dieses Schutzes gewaltsam zu entledigen, was ihr auch, begünstigt durch unvorhergesehene Umstände, für einige Zeit gelang. Diese Partei hat sich, wie ich mit Sicherheit weiß, und wie es die gegenwärtigen Herren bestätigen, heute morgen geflüchtet, und die Stadt Krakau steht seitdem schutz- und wehrlos da. Es ist daher nicht nur die Aufgabe, sondern eine vertragsmäßige Pflicht, den gesetzlichen Zustand unverweilt herzustellen, daher ich Sie, mein Herr General, dringend bitten muß, sogleich nach Krakau einzurücken, die Behörden einzusetzen und den früheren Zustand der Ruhe und Ordnung wiederherzustellen."

„Ich bin ganz derselben Meinung und vollkommen einverstanden," fiel Hauptmann von Boyen ein, und auch Graf Lazansky sprach seine Zustimmung aus.

„Die Sache muß überlegt werden," war die Entgegnung Collins.

„Verzeihen Sie, Herr General," fuhr ich, näher tretend, mit leiser Stimme fort, „wenn ich Sie auf das dringendste bitte und beschwöre, gleich in dieser Stunde nach Krakau einzurücken. Die russischen Truppen sind im Anmarsch und werden uns zuvorkommen".

„Lächerlich! Woher sollten sie kommen?" ironisierte der General, „zum Fliegen sind sie wohl nicht eingerichtet."

„Bedenken Sie," erwiderte ich erregt, „die militärische Ehre erheischt es, daß die Österreicher zuerst die Stadt besetzen."

„Ich weiß genau, was die militärische Ehre verlangt," war die ziemlich brüske Antwort, „ich bedarf keiner Erklärung darüber. Es bleibt bei meinem Ausspruche. Um 4 Uhr, meine Herren," wendete er sich gegen die Deputation, „sprechen wir weiter, überlegen Sie genau; denn ich gehe von meinen Forderungen nicht ab."

„Ebensowenig ich," rief ich, „und ich werde den Stand der Dinge sogleich nach Wien berichten."

Graf Lazansky trat dazwischen und sprach: „Der General handelt, wie er glaubt zu sollen, und wie er es verantworten kann. Also Ruhe für jetzt! Um drei Uhr wollen Sie und Hauptmann v. Boyen im Gasthofe bei mir speisen, der Herr General hat bereits zugesagt, und dann — werden sich die Dinge hoffentlich ausgleichen."

Damit empfahlen wir uns, und im Weggehen sprach v. Boyen seine Bedenken gegen den Starrsinn des Generals unumwunden aus, Graf Lazansky zuckte die Achseln, ich aber eilte nachhause an den Schreibtisch, und knapp vor 3 Uhr war mein Bericht über die ganze Sachlage mittels Estafette nach Wien unterwegs.

Um diese Stunde saß im Speisesale des Gasthofes die ganze geladene Tafelrunde, bestehend aus 8 bis 10 Personen höheren Militärs, dann mir und dem Gastgeber, als Vertreter des Zivils, in stiller Gemütlichkeit beisammen, eine warme Suppe, die wohlthätig auf die Stimmung einwirkte, verspeisend. Die Ereignisse des Tages boten den Stoff zu den sehr unterbrochen sich hinziehenden Gesprächen, weil nach langen Entbehrungen und Fasten der Magen ein Nachholen des Versäumten dringend verlangte. Ein herrlicher Braten duftete uns eben entgegen, als der Adjutant des Generals in das Zimmer stürzte und rief: „Herr General, ein Jude aus Krakau ist über die Balken der verbrannten Brücke gekrochen — ist da — die Russen sind in der Stadt."

„Da haben wir die Bescherung!" rief ich aus.

„Unsinn!" sprach der General, „fragen Sie ihn näher aus und halten Sie ihn zurück, da steckt was dahinter."

„Da stecken die Russen dahinter!" war meine Antwort. „Ich bitte, lassen wir den Mann hereinkommen und fragen ihn sogleich selbst aus."

„Ja, ja, er möge kommen," tönte es von allen Seiten, so daß General Collin ärgerlich schweigen mußte.

Der Adjutant eilte hinaus, und gleich darauf stand ein junger Judenbursche vor uns.

„Was giebt's in Krakau? Was hast du erzählt? Sprich die Wahrheit, sonst wirst du erschossen," fuhr einer der anwesenden Offiziere ihn an.

„Die Moskales sind da," lallte der zitternde Bursche.

„Das ist eine Lüge!" rief General Collin dazwischen.

„Ich werde doch die Moskales kennen!" erwiderte der Jude, dem der Vorwurf der Unwahrheit das verletzte Ehrgefühl aufgestachelt hatte. „Lassen Sie mich erschießen, wenn es ist derlogen. Sind se gekommen zu gaihn, zu raiten, zu fuhren — haben se lange Pikes."

Das schien keine Verstellung zu sein; doch nun wurde dieses Verhör auf echt dramatische Weise unterbrochen. Denn die Eingangsthür wurde plötzlich eröffnet, und hereintrat ein — russischer Stabsoffizier, und ihm folgten noch 6 bis 8 Offiziere aller Waffengattungen. Ersterer trat an den General heran und meldete salutierend, es sei der General Paniutin mit seinem Truppenkorps in Krakau eingerückt und ließe ersuchen ein Gleiches zu thun, um dann gemeinschaftlich das Erforderliche zu vereinbaren.

Nun war wirklich Feuer im Dache, die ganze Tischgesellschaft zerstob nach allen Richtungen. Ich selbst eilte in das Polizeikommissariat und forderte den Oberkommissär auf, mich nach Krakau zu begleiten. Als wir zur Brücke kamen, fanden wir dort alles in Thätigkeit, dieselbe gangbar und fahrbar zu machen. Das jenseitige Ufer bedeckte eine zahlreiche Menschenmenge in freudiger Erwartung eines baldigen Überganges unserer Truppen und gab dies durch vielfache Zurufe unzweideutig zu erkennen. Als wir endlich hinüberkamen, sahen wir den Ring der Stadt in ein großes Feldlager verwandelt, die Wache besetzt, die Kanonen reihenweise aufgefahren, Kosaken machten sich's mit ihren kleinen Pferdchen auf dem Pflaster so bequem als möglich. Alle öffentlichen Gebäude waren bewacht und überall Posten ausgestellt, ein Teil der russischen Truppen setzte den gegen die preußische Grenze fliehenden Insurgenten nach. Bemerkenswert war, daß alle diese Einleitungen im Laufe von kaum zwei Stunden getroffen, überdies noch eine Menge Personen, die teils notorisch an dem Aufstande teilgenommen, teils politischer Umtriebe verdächtigt waren, verhaftet und auf das Kastell gebracht wurden.

Gegen 5 Uhr abends rückten endlich unsere Truppen in die Stadt, allein es dauerte bis in die Nacht hinein, bis das Abkommen mit dem russischen General getroffen und eine Verständigung bezüglich jener Posten, die von den Truppen der einen oder andern Macht besetzt werden sollten, herbeigeführt war. Hätte General Collin meinem Andringen nachgegeben und wäre er gleich in die wehrlose Stadt eingerückt, die Sachen würden anders gekommen und uns die demütigende Unterhandlung erspart worden sein. Betrachteten sich doch die Russen als Sieger und hielten da eine bequeme Nachlese, wo eigentlich den Österreichern die Palme gebührte, die sie sich im Sturme auf Podgorze im blutigen Kampfe gegen die fanatisierten Insurgenten errungen hatten. —"

Am 4. März wurde mittels eines Manifestes der Generale Collin und Paniutin die Stadt Krakau als im Belagerungszustand befindlich erklärt, die Anhaltung aller Individuen, welche an den letzten Ruhestörungen teilgenommen, sowie die Ablieferung der Waffen binnen 48 Stunden angeordnet. Einige Tage später erfolgte der Einmarsch eines königlich preußischen Truppenkorps sowie nach und nach einzelner österreichischer Regimenter. An die Stelle des General Collin wurde der Feldmarschall-Leutnant Heinrich Graf Castiglione zum Truppenkommandanten in Krakau und dem ganzen Freigebiete ernannt und gleichzeitig an Stelle des früheren Senatspräsidenten mit der Oberleitung der Zivilverwaltung betraut.

Am 13. März erhielt Freiherr von Pännmann von seinem Minister den Auftrag, nach Wien zurückzukehren, um dort ausführlich zu referieren. In seinem Schlußberichte, den er für den Grafen Sedlnitzky und den Staatskanzler Fürsten Metternich ausgearbeitet, klingen bereits die Leitmotive der noch im selben Jahre erfolgten Einverleibung an. „Die in bezug auf das verbrecherische Treiben der Emissäre bestehenden gesetzlichen Anordnungen haben sich als unzureichend erwiesen, waren auch sehr schwer in Ausführung zu bringen, da die Stadt und

das Freigebiet, in unmittelbarem Zusammenhang mit Galizien und durch den täglichen Verkehr in fortwährender Verbindung stehend, als bequemer Zusammenkunftsort, Sammel- und Tummelplatz dienen konnte, wie es in der That der Fall war. Diese unselige Republik ist der letzte Rest, das letzte Abzeichen polnischer Unabhängigkeit, an welches sich alle exaltierten Köpfe klammern, und die Krakauer Regierung, Beamte und Volk, werden sich stets als die letzten Vertreter der polnischen Republik betrachten, welche das Kleinod der Freiheit und Unabhängigkeit Polens zu erhalten und zu bewahren beauftragt sind."

Dieser Passus seiner Denkschrift sollte für ihn vier Monate nachher die Ursache sein, ein zweitesmal für eine viel längere Zeit nach Krakau zu gehen.

„Lieber Baron," sagte eines Tages ganz unerwartet Graf Sedlnitzky, „ich muß Sie leider wieder auf einige Zeit entbehren, Sie müssen abermals nach Krakau. Die dortige Polizei liegt im Argen, es handelt sich darum sie zum Leben zu bringen, sie muß reorganisiert werden, und die Krakauer Miliz, welche ihre Brauchbarkeit und Verläßlichkeit in den letzten Wirren erprobt hat, werden Sie einer sachdienlichen Umgestaltung unterziehen. Sie werden über die höheren politischen Rücksichten, welche dabei im Auge zu halten sind, unmittelbar vom Fürsten Metternich, dem Sie sich vorzustellen haben, die nötigen Weisungen erhalten."

Fürst Metternich, zu dem er sich sofort begab, empfing ihn mit freundlichem Wohlwollen: „Sie haben die Ihnen in Galizien und Krakau gewordene letzte Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit gelöst, wenn Ihnen dabei auch nur ein mehr beobachtender Anteil wurde. Bei der jetzigen Mission ist Ihre Stellung eine ungleich wichtigere; ich zweifle aber nicht, daß Sie den Anforderungen und dem in Ihre Person gesetzten Vertrauen vollkommen entsprechen werden."

Der Fürst nahm auf einem Sofa Platz und sprach weiter: „Setzen Sie sich neben mich, ich muß mich offen aussprechen, um Sie über den Zweck und die Absicht Ihrer neuerlichen Absendung ganz klar zu machen. Sie werden von mir und dem Grafen Sedlnitzky ostensible Instruktionen erhalten zur Reorganisierung der dortigen Polizei, Gendarmerie und Miliz, das läuft aber nur nebenbei. Das große Staatsgeheimnis ist: Krakau wird unser; doch ist der Zeitpunkt dazu noch unbestimmt, je nachdem die Chancen der politischen Weltlage sich dafür günstig gestalten. Wir haben nun gegenüber Rußland und Preußen die moralische Verpflichtung übernommen, im Freistaate Krakau Ruhe und Ordnung zu erhalten, keine politischen Umtriebe zu dulden und keine Störung der beiden Nachbarstaaten daraus hervorgehen zu lassen. Sie haben im Vereine mit dem Grafen Castiglione dafür Sorge zu tragen, daß ein solcher Zustand ununterbrochen andauere, um den genannten Mächten jede fernere Einwendung zu benehmen und keinen Anlaß zur Durchkreuzung meiner Kombination zu bieten. Begeben Sie sich recht bald auf die Reise, berichten Sie fleißig, und lassen Sie sich's recht angelegen sein, zur Erreichung des großen Zweckes beizutragen. Leben Sie wohl!"

In der zwei Tage später an Freiherrn von Pännann geschickten ausführlichen Instruktion schrieb der Fürst: „Der gegenwärtige Zustand Krakaus ist ein

provisorischer, die frühere Regierung hat aufgehört, es ist eine militärische an Stelle derselben getreten, welche infolge des Einverständnisses der drei Schutzmächte österreichischen Händen überlassen wurde; auch die Räumung des Krakauer Gebietes von den russischen und preußischen Truppen steht nahe bevor, und österreichische werden sie ersetzen. Indessen besteht diese Verwaltung, wenn gleich unter österreichischer Fahne, vorderhand und bis auf weitere Anordnung im Namen der drei Schutzmächte, Österreich, Rußland und Preußen. Wenn gleich die österreichische Regierung in der Art der Verwaltung des Krakauer Gebietes nicht gebunden ist, indem die diesfälligen, mit den beiden andern Schutzmächten konzertierten Protokolle, in die Sie Einsicht genommen haben, nur allgemeine Umrisse enthalten, somit nichts eine Assimilierung mit den österreichischen Verwaltungsnormen hindert, so muß dennoch vorderhand der Schein dieser Assimilierung aus politischen Rücksichten vermieden und überdies auch auf die obwaltenden außerordentlichen Umstände Bedacht genommen werden, welche außerordentliche Maßregeln erfordern."

Am 1. Juli langte Freiherr von Päumann in Krakau an, und kaum war eine Woche vergangen und schon steckte er mitten in einem Strudel von allerlei, mitunter beschwerlicher und heikler Arbeit. Die Entwirrung des ziemlich verwickelten polizeilichen Knotens, die Erweckung und Gestaltung eines umfangreichen Körpers, dem ein bedeutender administrativer Wirkungskreis organisch oblag, war die Hauptaufgabe, von deren glücklicher Lösung der Zweck seiner Sendung abhing. Der Polizeiapparat wurde durch Heranziehung tüchtiger Beamte von der Lemberger Polizei kompletiert; nur die Umwandlung der Miliz in eine Gendarmerie stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten, unter denen die Unkenntnis des Schreibens bei der Mannschaft obenan stand.

Freiherr von Päumann fand ein entgegenkommendes Wohlwollen von seiten des Kommandierenden, Grafen Castiglione; freilich wurde dieses Verhältnis durch den Umstand wesentlich erleichtert, daß die Familien beider Männer in früherer Zeit in Lemberg in sehr freundschaftlichen Beziehungen gestanden; daß der Adjutant des Grafen Castiglione, der Major Graf Friedrich Zedtwitz, mit Baron Päumann von Jugend auf befreundet, stets des letzteren Ansicht und Pläne wirksam unterstützte, oftmals gegen den gewichtigen Einfluß des Hofrats von Palmrode, welcher dem Kommandierenden als eine Art Beirat zugeteilt worden war. Als solcher machte er öfters Vorschläge zu einer vollkommenen Isolierung Krakaus von den umgrenzenden fremden Gebieten, insbesondere vom galizischen, um durch diesen diplomatischen Coup bei der Krakauer Bevölkerung die Überzeugung hervorzurufen, daß sie ohne Österreich nicht bestehen könne, daß ihre materielle Existenz an diese Monarchie geknüpft sei, daher ihre politische Selbständigkeit notwendig aufhören und sie um die Verbindung mit Österreich flehen und bitten müsse. Die notwendige Folge davon wäre aber eine Verteuerung der täglichen Lebensmittel und ein verringerter Absatz von Waren aller Art gewesen, was sicherlich die herrschende Abneigung nur gesteigert und die vorhandenen Sympathieen erstickt hätte. Nur in militärischen Dingen fand Baron Päumann kein

Gehör, freilich konnte ihm, dem Laien, kein fachmännisches Urteil zugestanden werden. Es ist aber nicht ohne Interesse zu sehen, wie der Freiherr mit seinen Bemerkungen über die Alarmdisposition, welche der General erlassen hatte, Recht behielt, und wie der Graf selbst die thatsächlichen Beweise mit seinem eigenen Leben erbracht hat.

Freiherr von Päumann tadelte die Konzentrierung und Aufstellung des größten Teiles der Truppen auf dem Ringplatz, der von 12 verschiedenen Seiten zugänglich ist. Er wies darauf hin, daß schon im Februar Generalmajor Collin durch eine ähnliche fehlerhafte Aufstellung großen Schaden erlitten hatte, daß die Garnison im Augenblicke wirklicher Gefahr auf dem Ringplatze nichts zu suchen habe, im Falle der Not müßte sie den Rückzug durch die langgestreckte Grodzkergasse nehmen, bis sie den ersten sicheren Punkt, den Stradom, erreicht habe und auf diesem Wege allen ungünstigen Chancen inmitten zweier Reihen Häuser ausgesetzt sei. Er glaubte, die beste Alarmstellung sei am Stradom, mit dem festen Kastell zur Linken, mit der leicht zu haltenden Verbindung zur Weichsel und der Möglichkeit, die Brücke vollständig zu decken.

Graf Castiglione schnitt die Diskussion mit der Bemerkung ab: „Das verstehen Sie nicht, ich habe meine Gründe dafür, es bleibt beim Alten, richten Sie Ihre Polizei danach ein, und — reden wir nicht mehr davon!“ Die Alarmdisposition wurde nicht geändert und bestand auch im Jahre 1848, als in den Märztagen der Angriff der Aufständler von allen Seiten gegen die auf dem Ringplatz aufgestellte Garnison erfolgte. Der Rückzug mußte durch die Grodzkergasse angetreten werden, und hier traf den Grafen Castiglione ein Schuß aus einem Fenster. Die kleinen Schrote, mit welchen das Gewehr geladen war, gingen in den Hals und verletzten die Luftröhre derart, daß er nach Verlauf eines mehr als einjährigen Siechtums sterben mußte.

Ziemlich still und einförmig wickelten sich die Krakauer Verhältnisse ab, bis in der ersten Hälfte des Monats September vielfache Anzeichen und Nachrichten einliefen, welche auf einen keineswegs beruhigenden Zustand hindeuteten. Die polnische Zentralisation im Auslande war zur Einsicht gekommen, daß die immer mehr und mehr erwachenden Sympathieen für Österreich der polnischen Sache höchst nachteilig werden müßten, und darum begann sie von neuem zu schüren und die Gemüter zu beunruhigen, damit die österreichische Regierung mit Schwierigkeiten zu kämpfen hätte.

Es durchstreiften neuerdings Emissäre das Gebiet des Freistaates und die angrenzenden Gegenden Galiziens und verbreiteten das Gerücht, ein neuerliches Erheben sei für den kommenden Winter festgesetzt. Es kamen rasch nacheinander mehrere Feuersbrünste vor, deren Ursache absolut nicht zu ermitteln war.

Geheime Verbindungen zwischen Handwerksburschen und anderen Individuen wurden bemerkt, fremde junge Männer wurden belangt, die keinen genügenden Ausweis über ihre Persönlichkeit und Beschäftigung liefern konnten. Alle Tage schwirrte ein anderes Gerücht durch die Stadt, und so hieß es auf einmal, daß in dem inneren Hofe des Kastells ein Wunder zu sehen sei. Es habe sich auf



dem hölzernen Fensterladen eines Turmes das Bild der heiligen Jungfrau Maria gezeigt, und es sei noch sichtbar. Die ganze Bevölkerung setzte sich in Bewegung und wallfahrte den Schloßberg hinauf. Die Militärbehörde, welcher dieser enorme Zudrang zu dem einzigen strategisch festen Punkte der Stadt nicht gleichgültig sein konnte, ergriff auf Anordnung des Oberkommandierenden das zweckmäßigste Mittel. Es wurden Leitern an den Turm gelegt, der Laden abgehoben und dem Publikum bequem zur Betrachtung ausgestellt. Enttäuscht und ärgerlich über die Irreführung zerstreute sich bald die Menge. — Alle Tage fand man neue aufreizende Flugschriften, man eruierte den Verfasser, machte ihn dingfest, und der Spuk war vorüber. Die Polizei und die Behörden waren überaus wachsam und vernichteten alle Keime neuer Regungen.

Endlich wurde es mit der Einverleibung Krakaus in die österreichische Monarchie Ernst. Am 6. November schloß Metternich mit den Spezial-Bevollmächtigten der Höfe von Berlin und Petersburg in Wien eine Übereinkunft, durch welche die drei Schutzmächte der Stadt Krakau die in Betreff derselben geschlossenen Verträge vom 3. Mai 1815 widerriefen und aufhoben, „wodurch gedachte Stadt nebst Gebiet, so wie dieselbe von dem Wiener Frieden vom 14. Oktober 1809 von unserem in Gott ruhenden Herrn Vater und Vorfahren besessen worden ist, unter unser Zepter zurückkehrt," wie es in dem kaiserlichen Patent Ferdinand I. vom 11. Nov. heißt. Der zur Vollziehung dieses Aktes bestimmte Hofkommissär Graf Moriz Deym traf am 14. November in Podgorze ein und bestimmte den 16. zu seinem feierlichen Einzuge in die Stadt.

Die Truppen in und um Krakau wurden verstärkt, um jede Ruhestörung von vornherein unmöglich zu machen. Am 16. Nov. 8 Uhr morgens versammelten sich sämtliche Autoritäten des Freistaates im Senatsgebäude, wie Graf Castiglione es angeordnet hatte, und sämtliche Zünfte mit ihren Fahnen stellten sich reihenweise vor dem Palaste auf. Um 9 Uhr setzte sich der feierliche Zug von Podgorze aus in Bewegung, an der Spitze der kaiserliche Hofkommissär, begleitet von einer Eskadron Kavallerie. In der Vorstadt Kasimir drängte sich die ganze jüdische Bevölkerung heran und drückte durch lebhafte Zurufe ihre Freude über die so unerwartet eingetretene Veränderung aus, welche für ihre drückenden Verhältnisse zu den besten Hoffnungen berechtigte. Vor dem Staatsgebäude begrüßten zwei Senatoren den Kaiserlichen Hofkommissär und geleiteten ihn die Treppe hinauf. Oben erwartete und begrüßte ihn Feldmarschall-Leutenant Graf Castiglione.

Im Senatssaale folgte dann die Vorlesung des Manifestes des Vorstandes der interimistischen Regierung des Freistaates, womit der Beschluß der drei Schutzmächte über die Auflösung und Wiedervereinigung desselben mit der österreichischen Monarchie bekannt gegeben wurde. Mit wenigen, aber kräftigen Worten stellte dann der Feldmarschall-Leutenant Castiglione den Grafen Deym sämtlichen Autoritäten als Kaiserlichen Hofkommissär vor und dankte für die bisher der Regierung des Freistaates gewährte redliche Unterstützung.

Der Hofkommissär ließ das kaiserliche Patent, mit welchem die Einverleibung des Freistaates in das Gebiet der österreichischen Monarchie angeordnet und voll-

zogen wurde, in beiden Sprachen verlesen und hielt dann folgende wörtliche Anrede: „Indem ich hiermit die Zivil-Verwaltung der nunmehr mit dem österreichischen Kaiserreich vereinigten Stadt Krakau und ihres Gebietes übernehme, habe ich noch Ihnen, meine Herren Mitglieder der Verwaltungsbehörden, im Allerhöchsten Auftrage Seiner Majestät, unseres Allergnädigsten Herrn und Kaisers aufzutragen, von diesem Augenblicke an alle Agenden der politischen Verwaltung und der Justiz in Allerhöchst Seinem Namen zu vollführen, im übrigen aber sich an jene gesetzlichen Normen zu halten, welche unter der bisher bestandenen, von den drei hohen Schutzmächten eingesetzten Administration beobachtet wurden, bis Ihnen andere Weisungen zukommen werden."

Nach dieser Ansprache begab sich der Zug in die Stadtpfarrkirche zu St. Maria, wo ein feierliches Hochamt abgehalten und darauf der ambrosianische Lobgesang angestimmt wurde. Die einzelnen Momente dieser Feier begleiteten die Salven der auf dem Ringplatze aufgestellten Truppen und der Donner der Kanonen des Schloßberges. Mittlerweile wurde das Kaiserlich österreichische Wappenschild, der Doppeladler, als das Symbol der neu eingetretenen Herrschaft, auf der Hauptwache auf dem Ringplatz befestigt. Am Abend war der größte Teil der Stadt freiwillig beleuchtet, nur die Grodzkergasse und der ganze Ring lag in tiefem Dunkel.

Damit war ein neuer geschichtlicher Akt vollzogen, der Freistaat Krakau war aus der Reihe der europäischen Staatenbestände weggewischt, und dadurch — so wenigstens deuchte es den damaligen Staatsmännern — ein großer politischer Fehler des Wiener Kongresses wieder gutgemacht, der aus wechselseitigem Neide eine Republik mitten zwischen drei Mächte mit absolut monarchischen Regierungsformen hinpflanzte.

Über die Klage, daß der deutschen Jugend der Idealismus fehle.

Von

Paul de Lagarde.

Unter den vielen Klagen, welche in Deutschland wie eine Epidemie umgehn, hört man nicht am seltensten die, mit dem Idealismus sei es, wenigstens für unsere jungen Leute, vorbei, und darum sei von Deutschland im Ernste nichts mehr zu erwarten.

Es verlohnt sich, wie andere Klagen, so auch diese einmal darauf zu prüfen, ob sie begründet ist.

Freilich wird den über das Verschwinden des Idealismus Klagenden gegenüber vor allen Dingen auszusprechen sein, daß sie sehr unrecht thun, ihre Klage mit dem Tone des Vorwurfes gegen die Jugend vorzubringen.

Wenn ein Kind ungezogen ist, tragen die Eltern die Schuld, niemals trägt

sie das Kind: die Gezogenheit setzt jemanden voraus, der zieht: wenn ein solcher dem Kinde gefehlt hat, ist nicht das Kind dafür verantwortlich, daß es aus einem Zustande nicht herausgekommen ist, aus welchem es ohne Hilfe herauszukommen gar nicht vermochte. Man wird ja doch nicht der Meinung sein, daß der Idealismus, welchen man als das höchste Gut zwar nicht bezeichnet, aber thatsächlich ansieht — über das Wort selbst spreche ich später — der Jugend ohne weiteres zufallen könne: er ist, gerade wenn er das höchste Gut ist, ein ethischer Besitz und darum niemandem angeboren. Lernt die Jugend Gehorsam, Reinlichkeit, Wahrhaftigkeit, Pflichttreue, so wird sie wohl auch den Idealismus lernen müssen, und falls sie ihn nicht besitzt, nicht die Lehrer oder nicht die Gelegenheit gehabt haben, ihn sich anzueignen. Dann aber lieber nicht den gekränkten Biedermann spielen, nicht den Vorwurf an eine falsche Adresse richten, an die der Jugend, sondern an die Adresse, welcher er zukommt, an das eigene klagende Selbst: denn zu handeln, zu bessern, sind jetzt noch wir Älteren berufen, nicht unsere Nachkommen.

Sollte aber der Idealismus etwas sein, was sich wie die Rose zum Rosenstocke verhielte, etwas, das aus der Natur des Menschen von selbst aufblühte, so wäre vollends der Mangel an Idealismus den Naturen nicht vorzuwerfen, welche den Idealismus nicht mehr hervorbringen. Die Pflanze hätte das Alter nicht mehr, zu blühen: sie wäre in die Jahre gekommen und müßte dem Absterben entgegenharren: oder aber die Pflanze fände in der Erde, in welcher sie steht, nicht die nötige Nahrung, die Sonne hätte ihr gefehlt und die Luft, die Deckung im Winter, der erforderliche Schatten im Sommer: alles Dinge, welche die Pflanze sich nicht selbst besorgt, sondern welche ihr von ihren Gönnern und Freunden beschafft werden müssen und in nicht kleinem Maße auch beschafft werden können; wo dann abermals der Mangel, falls er vorhanden wäre, auf unserer Rechnung stünde, nicht auf derjenigen der Jugend.

Sodann wird den Klagenden gegenüber auszusprechen sein, daß Männer einen Schaden nicht beklagen, sondern abstellen, und wenn sie dazu nicht imstande sind, schweigend dulden: und daß es wenig schön ist, wenn Väter, doch immer etwas mit der Miene des Pharisäers, dem lieben Gotte, meistens noch dazu auf der Bierbank, zu danken sich anschicken, daß sie, die Idealisten, nicht sind wie ihre Söhne, die Materialisten.

Wenn man sich Klarheit über die Behauptung verschaffen will, der Idealismus habe in der deutschen Jugend abgenommen oder sei ihr ganz und gar verloren gegangen, so wird man zu allererst festzustellen haben, was man — ich werde nachher vorschlagen, Idealismus und Idealität zu unterscheiden — unter Idealismus versteht.

Darüber wird man ohne weiteres einig sein, den Idealismus für die Anhänglichkeit an das Ideal zu erklären.

Das, worüber man ohne weiteres einig ist, wiegt entweder sehr schwer oder sehr leicht. In unserem Falle wiegt es sehr leicht. Denn wir müssen, um in jener Erklärung einen wirklichen Wert in der Hand zu halten, wissen, was das Ideal ist.

Gerechtigkeit nennt man diejenige Eigenschaft des Menschen, welche ihn veranlaßt, selbst zu thun, was Recht ist und — diese Seite der Sache wird leicht vergessen — nicht zu leiden, daß Unrecht gethan werde. Allein als die Carolina galt, war das Recht ein anderes als in den Tagen des Cocceji, des Suarez: in unseren Tagen ist es ein anderes, als es noch vor zwanzig Jahren war. Daraus folgt, daß auch die Gerechtigkeit von Zeit zu Zeit anders aussieht.

Was dem Chinesen als schön gilt, weicht erheblich von dem ab, was Wir schön nennen: und selbst unter demjenigen Volke, welchem vor anderen das Gefühl für das Schöne eigen gewesen sein soll, dem der Griechen, würden die Gesinnungsgenossen des Phidias und des Praxiteles die Künstler nicht gelobt haben, welche den Apollo des Belvedere, welche den Laokoon gemacht.

Die Anwendung dieser Sätze auf den Idealismus ergibt, daß der Idealismus nicht zu fassen ist als Anhänglichkeit an das, sondern als Anhänglichkeit an Ein Ideal.

Sind wir dadurch dahin gelangt, die Vielheit der Ideale als denkbar und vielleicht sogar als vorhanden anzuerkennen, so folgt mit Notwendigkeit weiter, daß es viele Idealismen gibt. Es wäre dann aber, ehe man über Mangel an Idealismus sich aufregte, erforderlich, sich darüber zu entscheiden, welches das wahre Ideal wäre, denn nur durch diese Entscheidung kämen wir zu der Einsicht, was der wahre Idealismus ist: daß der falsche Idealismus fehlte, wäre ja kein Schaden. Dabei ist immer schon wieder etwas stillschweigend angenommen: daß nur ein einziges wahres Ideal existiert: denn möglich wäre auch, daß die Vielheit der Ideale, also die Vielheit der Idealismen, ein von Gott Gewolltes sei. Wie es sich damit verhält, wird am Ende dieses Aufsatzes deutlich geworden sein: hier nur die Bemerkung, daß der Punkt doch vielleicht nicht im Rechte wäre, wenn er der Linie vorwürfe, Eine Dimension, wenn er der Fläche vorwürfe, zwei, dem Körper vorwürfe, gar drei Dimensionen zu viel zu besitzen: daß der Körper Grund hätte, sich reicher zu fühlen als das Nichts Punkt, aus dessen irgend welcher Bewegung sein Großvater und Vater und schließlich er selbst hervorgegangen ist: daß aber der Körper wiederum gar keinen Grund hätte, dem Punkte die Berechtigung zur Existenz zu bestreiten, da er selbst am letzten Ende dem bewegten Punkte, oder dem Punkte und der Bewegung, sein eigenes Dasein dankt.

Wer klagt nun darüber, daß unserer Jugend der Idealismus fehle? Einmal die, welche die Ideale derjenigen Periode, in welcher sie selbst sich entwickelt haben, von ihren Söhnen und Enkeln nicht verehrt, oder nicht lebhaft genug verehrt finden: weiter einige von denen, welche in einer kommenden oder nicht kommenden Zukunft lebend, die Gedanken der Zukunft, obwohl diese von der Menge doch heuer garnicht gedacht werden können, schon heuer als Gemeingut der Nation anerkannt wünschen.

Wie Unrecht haben beide!

Der 1866 geborene Deutsche kann und darf nicht empfinden wie der, welcher 1815 oder 1820 oder 1830 zur Welt gekommen ist. Wir sind keine Semiten, welche in ihrer Dogmatik eine Geschichte nicht haben — außerhalb ihrer Dogmatik,

ihrer Verfassung, ihrer allgemeinen Bildung, außerhalb der Paßkarte möchte ich sagen, welche ihre Obrigkeit ihnen für die Reise durch die Welt ausstellt, haben freilich auch sie eine Geschichte. Von Gott gibt es nur Ein Stück, und Schweinefleisch darf nicht gegessen werden: oder: Außer Allah gibt es keinen Gott, und Muhammed ist dieses Allah Prophet — mit C-Trompeten in der verständlichen Einfachheit eines Infanteriesignales jedem Schmerze, jeder Frage, jeder Freude des Menschenherzens entgegengeblasen, seit 1500 vor Christus — so wähnt man ja — oder seit 620 nach Christus geblasen, und immer aufs neue geblasen — es gibt Leute, welche sich mit so ärmlicher Musik begnügen können: wirkliche Deutsche vermögen es nicht. Wären die Deutschen 1830 auf der Stufe angelangt gewesen, auf welcher sie stehn bleiben sollen (das war die Meinung des verstorbenen Hegel), nun gut: so hätte, wer alles im Jahre 1830 die Herzen Bewegende noch heute warm und als ein seinem geistigen Leben Genügendes empfände, die Befugnis, jeden zu tadeln, der nicht seines Gleichen wäre, nicht seine Empfindungen hegte, nicht seine Träume spänne. Aber, mein würdiger Greis, sind denn die Ideale deiner Jugend noch jetzt die deinen? Oder hast du hinzugefügt, hier ein Stück, da ein Stück? Hast du fallen lassen, hier etwas, da etwas, und nennst du Ideal deiner Jugend dein Ideal nur darum, weil du, wie alle Menschen das thun, in der Jugend gelernt hast, was Ideal ist? Lebst du nur von den Schriften Goethes oder von Claurens Mimili? Treibst du Politik wie die Rotteck, Itzstein, Hecker? Hörst du nichts als Ries und Spontini? u. s. w. u. s. w. Wenn aber das nicht, was schiltst du die Nachgeborenen, daß sie nicht mögen, was im Ernste auch du nicht magst, daß sie mehr verlangen, als du 1830 verlangtest, wie du selbst jetzt in aller Stille mehr verlangst? Wie wagst du zu behaupten, daß die heute dem Dasein ausgesetzte Jugend ein Ideal nicht habe, weil sie dasjenige Ideal nicht hat, welchem du selbst nicht mehr folgst, sondern welchem zu folgen du dir nur einbildest?

Und, mein Bester, du scheinst mir dein Ideal nur zum Prunken oder fast nur zum Prunken zu besitzen. Was hilft, ein Ziel als das Endziel alles Menschenlebens feiern und niemanden zu ihm hin führen? Dein Ideal ist ein wertloses, weil es nicht einmal dich mehr begeistert, alter Mann, der du durchaus nicht den Eindruck machst, die auf der staubigen Straße ziehenden Wanderer durch Wink und Anruf und Wort zu dem Orte leiten zu wollen, an welchem es gut sein ist. Ich höre kein lautes Holla, kein genußfrohes, gutherziges, mitteilsames Hierher von dir, ich höre nur das mehr gekrächzte als gesungene Lied eines Drehorgelmannes, der fremde Abenteuer vorträgt, um die Kupfermünze des Mitleides und der jedem Unglücke und jedem Edelsinne gebührenden Hochachtung einsäckeln zu können.

Diejenigen, welche imstande sind, schon jetzt die Gedanken der Zukunft zu denken, klagen nicht, daß die Jugend unideal sei. Es mag Leute geben, welche sich einen Stachelbeerstrauch vorzustellen vermögen und zu besitzen wünschen, welcher Kokosnüsse oder Ziegenlämmer trägt: solchen wäre Alles zuzutrauen, auch die unbilligste Klage. Es gibt aber gewiß Leute, welche aus dem Keime die

Pflanze ahnen können. Mehr noch, es gibt Leute, welche selbst Wurzeln der Zukunft sind, nicht über eine möglichst gute, aber mit ihnen nicht zusammenhangende Welt träumen. Diese wahren Idealisten sind geduldig: sie schelten nicht, sie warten. Frage das Weizenkorn, woher es die Kraft nimmt, eine Ähre zu werden: es weiß es nicht. Mute ihm zu, zur Eiche zu erwachsen: es gehorcht dir nicht. Es wächst, und seine innere, in ihm verborgene Gestalt entfaltet sich zur äußeren Gestalt, welche jeder sieht und jeder als die allein mögliche, weil als die wahre, weil als die vorgesehene, anerkennt: diese Gestalt erkennen schließlich sogar diejenigen an, welche eigentlich etwas ganz Anderes gewachsen haben wollten. Unser Vaterland, jedes Vaterland ist da, wo seine Zukunft ist. Die Zukunft aber kommt: durch uns kommt sie, aus uns kommt sie, und sie thut dies, weil sie in dem Weltenplane Gottes vorgesehen ist. Unser Genie ist die Geduld und die Kraft zu leben. Wir klagen nicht.

Hier sind wir an der Stelle angelangt, von welcher das Gefechtsfeld überblickt und die Schlacht geordnet werden kann.

Der Pivot unseres Aufmarsches ist eine aller Welt bekannte Thatsache. Wo unsere Jugend nur von ferne Zukunft in der Gegenwart ahnt, da dient sie dieser Zukunft. Sie dient unsichtbaren, ungreifbaren, unerweisbaren Mächten: sie glaubt, sie hat ein Ideal. Tausende von Jünglingen sind 1870 in den Krieg gezogen, mit leuchtenden Augen, mit flammenden Herzen, von Vater und Mutter, von Geschwistern und der Hoffnung eigenen Herdes weggezogen, und diejenigen, welche nicht mit gekonnt haben in den grausigen Tod, in den schönen Tod, die haben im stillen ihre bitteren Thränen geweint, daß sie zu Hause bleiben mußten. Was für Opfer bringt auch schon der junge Gelehrte; wie viele Entsagungen legt er sich auf; wie setzt er Leben und Gesundheit ein, um Wahrheit zu finden, Wahrheit, die leuchte, Wahrheit, die nütze! Das Gewissen der Jugend, wie haarscharf wägt es Ehre und Schande, Fehler gegen Laster: wie will diese Jugend durchaus wahrhaftig, ehrlich, echt sein, auch da, wo es ihr Vorteil wäre zu lügen, zu heucheln, zu scheinen!

Es kann auch gar nicht anders sein. Das Wesen des Menschen besteht darin, ideal zu empfinden: nur dadurch, daß er dies thut, unterscheidet er sich vom Tiere. Unsere öffentliche Meinung ist nur zu unduldsam: sie will das, was sie nicht sowohl selbst als Ideal besitzt, als vielmehr als Ideal zu rühmen für geboten hält, als das einzige denkbare Ideal anerkannt wissen: sie bedenkt nicht, daß Idealismus überall da vorhanden ist, wo der Mensch aus innerem Bedürfnisse wider seinen eigenen Vorteil, wider seine Bequemlichkeit, wider die ihn umgebende Welt handelt. Und weiter bedenkt diese öffentliche Meinung nicht, daß Idealismus nicht ein Zustand, sondern eine Fähigkeit ist, eine Fähigkeit, welche dem Menschen niemals und nirgends verloren geht: diese Fähigkeit wird aber zur Wirklichkeit nur durch das Ideal selbst. Dies muß erscheinen, es muß erkennbar sein: sowie es das ist, gibt es auch sofort Idealisten: die Eigenschaft des Idealisten, durch welche, den Zustand, in welchem er Idealist ist, schlage ich vor, Idealität zu nennen.

Ist also die Klage, welche ich jetzt genauer formuliere, als sie gewöhnlich formuliert wird, ganz oder bis zu einem gewissen Grade begründet, daß es unserer Jugend an Idealität (nicht an Idealismus) fehle, so ist durch diese Klage ausgesprochen, daß es unserer Zeit an Idealen mangle.

Und an diesen mangelt es ihr in der That.

Erstens mangelt es ihr an Idealen, weil sie zu viele Ideale hat, und darum das Eine durch das Andere unmöglich gemacht wird.

Ihr habt einen Kehricht von Idealen zusammengefegt, und ihr mutet der Jugend zu, wie ein Lumpensammler in diesem Kehricht nach dem zu suchen, was sie brauchen kann. Fritto misto ist allerdings ein rasch fertiges Gericht: was Giacomo und Jean und Bob und Michel gestern übrig gelassen, die Reste der Vergangenheit, von allen Tellern zusammengekratzt und aus allen nicht leer gegessenen Töpfen zusammengeschüttet, das ist bald für heute in eine Form gebracht, welche durch ihre Neuheit den Unwissenden darüber täuscht, daß ihr Inhalt nur der Ablehnung würdig ist. Sprecht heute das Wort, das heute gesprochen werden muß; sprecht nicht heute, was man gestern gehört, befolgt und dadurch beseitigt hat. Das achtzehnte, siebenzehnte, sechzehnte Jahrhundert mögen wunderschöne Jahrhunderte gewesen, und vor ihnen werden auch Zeiten über die Erde gezogen sein, in denen die Sonne schien, Quellen sprangen, das Meer glänzte, Bäume blühten und Frucht trugen, und Menschen gut waren und gut handelten. Aber alle diese Zeiten sind vergangen: was in ihnen nicht vergangen ist, sind Wir, ihrer Aller Söhne, aus ihnen hervorgewachsen, aber unweigerlich von ihnen fortwachsend, Männer mit eigenen Herzen und eigenen Zielen. Weitaus das Meiste, mittels dessen die Jugend jetzt gebildet werden soll, ist tot, und darum der Jugend ein Greuel. Der Staat, unsere öffentliche Meinung, verlangen, daß es schön, wahr, gut gefunden werde, während es im besten Falle für die Jugend nur Mittel sein kann und darf, selbst schön, wahr, gut, so zu werden, wie es für unsere Tage erforderlich ist. Das Ideal läßt sich nicht inventarisieren, wie es in dem Unterrichtsplane der königlich preußischen und infolge davon aller deutschen Schulen inventarisiert ist. Das Ideal liegt in demjenigen Menschen, der das heute ist, was er heute sein soll. Der auf der Höhe seiner Aufgabe stehende Mensch ist der Erbe, der Inbegriff, die reife Frucht alles dessen, was vor ihm war, und darum der Ahne, die Wurzel der Zukunft, und darum, weil er Erbe und Ahne zu gleicher Zeit ist, ist er ein Ideal. Abstrakte Ideale gibt es nicht.

Ihr, die ihr klagt, der Jugend fehle der Idealismus, seid sehr ungerecht, gerade das der Jugend vorzuenthalten, was allein ihren Idealismus zur That und Wahrheit werden lassen kann, den Sohn Gottes, den Idealmenschen. Es soll Menschwerdungen Gottes so viele geben, wie es Menschen gibt, und ihr habt, die Einen diesen, die Andern jenen Menschen ausgesucht, den ihr als Non plus ultra von ganzer oder halber oder sonst wie geteilter Gottmenschlichkeit anpreist, und nach diesem wünscht ihr unsere Jugend zu modeln. Schablonen verkauft ihr: ihr unterlasset, die Probe auf eurer Forderungen Durchführbarkeit zu machen, denn ihr unterlasset, selbst Gottmenschen irgend welcher, auch nur eurer

Art zu sein. Die Ideale der Jugend sind aber zunächst Männer, aus denen eine Idee leuchtet und kämpft.

Ihr habt nicht einmal durch diejenige Idealität, welche euch vielleicht bekannt und geläufig ist, über das Wesen der Idealität überhaupt euch einen Aufschluß zu verschaffen gewußt. Die Redensart wird oft gebraucht, ein Mädchen sehe in einem Manne, ein Mann in einem Mädchen ein Ideal. Vortrefflich: die Sprache lügt nicht. Aber dann ist das Ideal, wie ich eben ausführte, eine Menschwerdung. Dann ist es für jedes Ehepaar einzig in seiner Art. Dann ist es ausschließend. Dann ist sein Quell die unbedingte Wahrhaftigkeit. Denn wodurch ist die Ehe — auf eine Ehe laufen ja jene Idealverhältnisse hinaus, falls sie etwas taugen — wodurch ist die Ehe die Wurzel der Geschichte? Dadurch, daß in ihr zwei Menschen unbedingt wahr gegeneinander sind: sie sind gezwungen, es zu sein, denn jeder Gedanke, jedes Gefühl, jede Regung des Einen ist dem Andern auch ohne deutendes Wort bekannt, wird als Äußerung des Wesens betrachtet, dient als Anlaß zur Erfüllung einer Pflicht. Wodurch wirkt die Ehe? Dadurch, daß sie ein ausschließendes Verhältnis ist und darum den Ernst der Verbannung in sich trägt, welcher als das sicherste Zeichen der einzig-artigsten Ausschließlichkeit gelten darf: Eheleute gehören nur einander. Wodurch ist die Ehe einzig in ihrer Art? Dadurch, daß sie als Träger von Idealen Individuen zusammenbringt, wie sie so, wie sie sind, kein anderes Mal sich finden: Individuen, welche von vorneherein nur einmal existieren, und welche danach durch ihre gemeinsame Geschichte jeden Tag origineller werden, welche nur als suissimi generis Eltern eines genus, einer gens, sogar einer Nation werden können.

Was von diesem allen hat das Ideal unserer Alten an sich? Es ist nicht ehehaft, dieses Ideal, und darum ist es kein Ideal. Nicht umsonst ist das Verhältnis Israels zu Jahwe, der Gemeinde zu Christus, das Verhältnis der minnenden Seele zu Gott von Israeliten, Christen, Persern unter dem Bilde einer Ehe betrachtet und empfunden worden. Es würde zu weit führen, die Kritik des Ideals unserer Alten nach dem Leitfaden der soeben ausgesprochenen Sätze zu üben: auch ist unnötig, es zu thun, da jeder aufmerksame Leser es von selbst thun kann, und ich meinen Ideen nicht dadurch schaden mag, daß ich meinen Lesern durch mein Vordenken den Genuß eigenen Nachdenkens raube.

Hat das Ideal, welches zu verehren unserer Jugend zugemutet wird, nicht den Charakter höchster Persönlichkeit, so hat es weiter auch nicht den Charakter, Institution eines Reiches Gottes zu sein.

Denke man sich einen Speisesaal durch gute Kopien der vier Tageszeiten Claude Lorrains geschmückt, und außer diesen Rafaels Spasimo darin aufgehängt, so wird jeder das Unpassende der Zusammenstellung fühlen. Will ein Mann seiner Frau das Weib in dessen verschiedenen Lebenslagen vorbildlich zeigen, so wird er eine Braut, eine Mutter, eine Witwe in ihr Zimmer malen heißen: aber er wird, abgesehen von anderen Bedenken, Sassoferratos mater amabilis, Rafaels Madonna del velo, Carlo Dolces Mater dolorosa, doch nur widerwillig nebeneinander bringen, weil die Art der genannten Maler und ihrer Kunst so ver-

schieden ist, daß sie für feinere Gemüter sich so wenig mit einander verträgt, wie für gröbere Naturen die Aphrodite von Melos mit Peter Vischers Sakramentshäuschen dies thut.

Was unternehmen unsere Alten, wenn sie ein unvermitteltes, unerklärtes, auf ihrem Standpunkte unerklärbares Nebeneinander des jüdischen, griechischen, römischen, deutschen, romantischen Ideals empfehlen?

Gutschmecker vermögen ein Essen zu komponieren, bei welchem Ein Gericht das andere ergänzt und hebt: vor Jahren hat Jakob Moleschott nachgewiesen, daß lange, ehe die Gesetze der Ernährung bekannt waren, der Instinkt die Menschen dahin gebracht hat, zusammen zu verzehren, was die dem Magen nötigen Stoffe erst in der Verbindung bietet. So könnte auch Ideal neben Ideal aufgetragen werden, aber nur von einem Sachverständigen der Idealität. Die Menge kann es hier nicht bringen.

Was unsere sogenannte Erziehung der Jugend als Ideal bietet, ist die volle Barbarei unserer Museen, nur mit der Verschärfung, daß in den Museen die äußere Not des Raummangels zwingt, in benachbarte Zimmer, sekundenweit von einander, zu verstauen was sich innerlich ausschließt, während in der Erziehung, sagen wir einmal Plato, allein dienen könnte, da wenigstens Plato selbst trotz der Lehrer, welche er gehabt, niemanden zu seiner eigenen Erziehung bedurft hat als den eigenen Genius. Unsere Erziehung ist die volle Barbarei unserer Museen, nur mit der Verschärfung, daß gebildete Menschen dem gebildeten Vieh überlassen können, alles in den Museen aufgespeicherte Futter Halm für Halm abzuweiden, und selbst, was sie genießen wollen, wählen dürfen, während unsere Jugend von Krippe zu Krippe getrieben, um acht Uhr Religion, um Neun Sophokles, um Zehn Cicero, um Elf Shakespeare, um Zwölf den alten Fritz niederwürgt.

Jede Eigenart hat ihre Ergänzung, weil sie im Reiche Gottes ihrer bedarf, aber im Raume und in der Zeit hat sie sie. Geschichte der Menschheit ist Geschichte der Eigenarten der Menschen unter dem Gesichtspunkte der Entwickelung zu einem Ziele. Auf Hellas folgt Rom, auf Rom folgen die Germanen, aber nicht in drei Stunden eines Vormittags, sondern in fast zwei Jahrtausenden. Hellas, Rom, Germanien, ein Stück Morgenland, Goethe, Beethoven neben einander sind nicht Durchführung eines Themas in verschiedenen Formen und Umkehrungen und Tonarten, sondern die Übung eines bezahlten Orchesters, sind nicht ein polyphoner Satz, sondern ein Charivari. Vor jenem Üben, vor diesem Charivari flieht jeder, der nicht um einer außer ihm liegenden Ursache willen Stand halten muß.

Unsere Jugend lehnt, ohne zu wissen warum, ener Ideal ab, weil es ihr zu buntscheckig ist und darum unschön vorkommt. Eines nach dem Andern, Eines als die von Gott geordnete Entwickelung des Andern, und am letzten Ende, wenn Eines die Vorstufe des Andern, doch keines von den gewesenen Allen, sondern das letzte, neueste, unser Ideal: die Thüre zum Tempel, der Tempel vielleicht, vielleicht sogar das Allerheiligste des Tempels, nicht die Treppe, welche zur Thüre und zu dem, was hinter der Thüre folgt, führen sollte und führt.

Ihr wollt erziehen, ohne erziehen gelernt, ohne es von Dem gelernt zu haben, der nicht nur die Einzelnen, sondern sogar unser ganzes Geschlecht erzieht. Er gibt tropfenweise und Bissen für Bissen: ihr verlangt, daß man das Gemisch eines reichen Weinkellers auf Einmal trinke, ein ganzes Proviantmagazin auf Einmal leer esse.

Das Bild von der Treppe mag den Übergang zum letzten Abschnitte meiner Auseinandersetzung liefern. Ich versuchte zu zeigen, daß die Idee des Gottmenschen wie die Idee des Reiches Gottes denen fehlt, welche an unserer Jugend die Idealität vermissen: ich will jetzt noch zeigen, daß die an das Reich Gottes Glaubenden ein positives Ideal als Ende aller Entwickelung kennen, und daß auch dies Ideal unsern Klagenden nicht geläufig ist.

Das Ideal ist der Operationsplan für die gerade fälligen Pflichten. Diese Pflichten zu erkennen, sind wir vorbereitet durch die früheren Epochen unserer Geschichte: aber mit dem Erkennen ist es nicht genug. Pflichten sind nicht dazu da, gewußt, sondern dazu da, gethan zu werden. Pflicht aber wird allemal im Gegensatze zu irgend etwas gethan: sie ist ein Kampf. Gegen uns, gegen die Welt neben uns, gegen die Reste der Welt unserer Vorfahren. Wir dürfen es Rekruten — und die Jugend besteht aus Rekruten — nicht verdenken, wenn sie nur unter der Bedingung marschieren, daß sie siegen sehen. Und bei uns sieht die Jugend nicht einmal kämpfen.

Es ist bei uns nicht erkannt, daß das Ideal nicht aus Büchern, sondern in Personen erfaßt wird, aus Büchern nur, soferne diese inspiriert, d. h. der Ausdruck einer Persönlichkeit, sind. Es ist bei uns nicht erkannt, daß das Ideal nicht ein Nebeneinander verschiedener mehr oder weniger netter oder gar notwendiger Dinge, sondern ein System, ein Reich von Idealen ist. Es ist drittens auch nicht erkannt, daß das Ideal nicht dazu da ist, schön gefunden zu werden, sondern dazu da, die Welt zu überwinden, d. h. die Menschheit zu erlösen. Über diesen dritten Punkt habe ich mich jetzt in der gebotenen Kürze zu äußern.

Deutschland ist — so sagt man wenigstens — einig: diese Einigkeit aber ist nur ein negatives Gut. Richtig würde man sagen, Deutschland sei nicht uneinig. Aber auch das Deutschland, das nicht uneinig ist, sind nur die deutschen Regierungen. Ist ein Volk etwa einig, welches Katholiken von zweierlei, Protestanten von viererlei, Juden von ich weiß nicht wie vielerlei Art in sich faßt? Wäre da nicht zu fordern, daß alles, was diese verschiedenen Arten Gutes besitzen, jedem Deutschen eigene, daß das, was jede von ihnen Unhaltbares mit sich schleppt, ihr abgewöhnt, und so allen Deutschen ein für allemal erspart würde? Deutschland ahnt gar nicht einmal, wie es sich durch seinen Harem von Idealen dem Spotte preisgibt: und der Teufel hat die Forderung der Toleranz erfunden, um die Pflicht, aus vielen Ein religiöses Ideal zu bilden, das sich nur in den Personen, nicht in Systemen differenzierte, in Vergessenheit zu bringen.

Deutschland hat — so sagt man wenigstens — gute Gesetze. Können wir aber irgend einen Beamten, hohen oder niederen Ranges, beseitigen, welcher lügt, brutalisiert, Wahlbeeinflussungen treibt, sich mit Aktenlesen begnügt; irgend einen



Abgeordneten beseitigen, welcher den Landtag, in dem er sitzt, zur Camorra macht? Trotz aller guten Gesetze können wir es nicht. Wäre da nicht zu fordern, daß das Ideal einmal ein bischen lebhaft würde und solche Beseitigungen ermöglichte?

Deutschland ist — so sagt man wenigstens — ein Land, in welchem die Wahrheit über Alles gilt. Dabei sitzt in jeder Pfütze, in jedem Teiche, in jedem Bache, in jedem Flusse ein Reptil, eigens angestellt zu lügen, wann vorteilhaft befunden wird, lügen zu lassen: bezahlt aus den Steuern des Volkes oder aus den Kassen der Parteien, bezahlt um zu lügen durch Reden und durch Schweigen. Wäre da nicht zu verlangen, daß das Ideal einen Herakles riefe, der dies Gezücht und seine Auftraggeber samt und sonders dahin förderte, wohin sie gehören, zu Brutus und Judas in die unterste Hölle?

Deutschland hat — so sagt man wenigstens — seinen Söhnen Schutz zu gewähren die Macht. Blickt nach Österreich und Ungarn. Könnte der deutsche Adler nicht endlich einmal die Halsfedern sträuben, die Flügel lupfen, ein klein wenig nur lupfen, und die funkelnden Lichter da hinüber richten, damit die Leute drüben, welche ohne Geschichte und ohne Leistung so hoch von sich denken, aufhören, uns und unsere Brüder zu misachten? Und wenn der deutsche Adler, mit bedeutenderer Feinde Beobachtung beschäftigt, nicht in der Lage sein sollte, nach der Theiß, Dran und Moldau zu blicken, wäre nicht möglich, die Millionen und aber Millionen Mark, welche im Jahre für Tabak, Bier und Vergnügungen vergeudet werden, ein paar Jahre lang nicht zu vergeuden, sondern zu kapitalisieren, damit von ihren Zinsen in Österreich und Ungarn deutsche Schulen erhalten würden? Hat man so ganz vergessen, wo die ersten Sagen in Grimms angeblich bekannter Sammlung spielen? Vergessen, was die Babenberger, was Starhemberg und Prinz Eugen für Deutschland gewesen sind? Schmach über das deutsche Volk, wenn es so etwas nur auf Zweckessen weiß.

Das wären Ideale, an deren Durchführung der Idealismus der Jugend sich zur Idealität entzünden würde. Ich finde nicht, daß sie gelten: ich muß sogar besorgen, daß sie zu zeichnen nicht opportun dünken werde, und fühle mich verpflichtet ausdrücklich auszusprechen, daß ich noch genug andere Forderungen stellen könnte, wenn der Raum es nicht verböte, und wenn es hier auf Listen und nicht auf das Prinzip ankäme.

Marschiert Deutschland für Schleswig-Holstein, für Elsaß-Lothringen, für — ich sage hier nicht, wofür noch — stumpfe Naturen werden sofort schneidig, schlaffe sofort spannkräftig. Eine große Zeit erweist sich dadurch, daß die Blinden zu sehen, die Tauben zu hören, die Lahmen zu gehn anheben. Marschiert nur einmal gegen die Vielerleiheit der Ideale, die sich unter einander auffressen möchten und nur aus Haß, Selbstsucht und dem Instinkte ihres eigenen Unwerts heraus Toleranz üben: marschiert gegen Beamtenwillkür, gegen Reptilismus, gegen die offenkundige Verleugnung derer, welche bis 1866 unserm Volke angehörten und auch nach 1866 ihm noch angehören, was gilt es, ihr werdet Soldaten, d. h. Idealisten, genug haben. Aber der Krieg muß da sein, die Fahnen müssen wehen, die Trompeten geblasen werden. Ihr Alten sucht für ein abstraktes Ideal Bedienten, denen ihr

eine Livree oder den schwarzen Kammerdienerfrack mit weißer Halsbinde und baumwollenen Handschuhen verheißt. Dafür kommt die Jugend nicht. Sie will Krieg für ein konkretes Ideal führen, sie will Gefahr, Wagnis, Wunden, Tod, will nicht das Einerlei wiederkäuen, das ihre Großväter bereits gekaut haben. Die Jugend besteht aus Personen und will Persönliches, nicht Kompendiumsparagraphen in Hosen, und mehr bietet ihr nicht, denn ihr habt nicht mehr. Die Jugend wird die Zukunft erleben, deshalb kann sie nur von der Zukunft leben.

Ich klage nicht, daß unserer Jugend Idealität mangele: ich klage an: die Männer, vor allem die Staatsmänner klage ich an, welche der Jugend die Ideale nicht bieten, an denen allein der überall vorhandene Idealismus der Jugend zur Idealität zu werden vermag.

Deutschland ist unter dem Banne der Überzeugung, daß der Staat die höchste Form des Menschenlebens sei. Ich habe in den beiden Bänden meiner deutschen Schriften wie in dem für — oder soll ich „gegen" sagen? — die konservative Partei Preußens entworfenen Programme schon so lebhaft gegen diese Überzeugung gekämpft, daß ich hier nur auf jene Abhandlungen zu verweisen brauche.

Infolge dieser — römischen — Anschauung vom Staate ist Deutschland zurückgegangen: es mußte in demselben Maße sinken, in welchem das Ansehen und die tyrannische Macht eines durch und durch widerdeutschen Prinzips stieg.

Habe ich Recht mit dem Glauben, daß das Ideal lebendig nur in Personen existiert, so muß der Glaube, daß es im Staate verkörpert sei, das Ideal brach legen: denn der Staat ist das unpersönlichste Ding, das es gibt, und da er auf das Einexerzieren von Massen ausgeht, sind ihm Mittelmäßigkeiten, wenn nicht das Liebste, so doch das Geläufigste.

Habe ich Recht mit dem Glauben, daß das Ideal als Programm der Pflichten von Jahr zu Jahr wechselt, weil unsere Pflichten Eine nach der Anderen erledigt werden, und nach der Erledigung der Einen jedesmal sofort eine Andere sich meldet, so kann der Staat nicht seine Geltung behalten, der, so wie er jetzt uns belastet, das Bleibende, den status quo, in einer Weise betont, daß er dem Zukünftigen, dem Werdenden, nicht gerecht werden kann.

Habe ich Recht mit dem Glauben, daß das Ideal nicht die Inventarisierung der Träume, Gedanken, Erwerbungen der Vergangenheit ist, sondern das auf der Vergangenheit erwachsene wahre, der Zukunft, der Ewigkeit zustrebende Leben der Gegenwart, niemals eine Summe, sondern stets ein Quotient, so muß ich den Schaden der Zeit darin suchen, daß das Nebeneinander von Resten der Arbeit alter Tage — deren jeder doch seine eigene, jetzt abgethane Aufgabe gehabt hat — für uns nichts ist als Schutt, welcher uns am Fortschreiten hindert, oft geradezu zum Straucheln oder Fallen bringt.

Das Ideal, ich habe das meinen Schülern seit mehr als einem Vierteljahrhunderte immer aufs Neue eingeschärft, ist nicht über den Dingen, sondern in den Dingen: wie Gott nicht bloß Sonntags von neun bis elf in der Kirche, sondern jederzeit und überall ist und gefunden werden kann. Das Ideal ist kein Lecker-

bissen, sondern tägliches Brot. Daraus ergibt sich für mich die Folgerung, daß die Idealität aus den Dingen des alltäglichen Lebens erwachsen muß.

In unserer, einer anerkannten Form der Frömmigkeit noch entbehrenden Zeit ermöglicht nur diese Anschauung auch denjenigen Menschen, welche die Berechtigung für die schwarzweißen oder weißblauen oder irgendwie anders zusammengedrehten Achselschnüre nicht erworben haben, ein Ideal zu besitzen. Und wir wollen doch nicht etwa die Idealität nur den Gebildeten zuschreiben?

Doch ich bin verbunden, auch die Kehrseite der Sache zu zeigen, das Gesicht, mit dem sie nach der Ewigkeit blickt, nach dem, welches der Zeit zugewandt ist.

Deutschland ist unter dem Banne der Überzeugung, daß der Protestantismus eine Form der Religion und die letzte denkbare Form der Religion ist.

Blicke man doch aber nur auf unsere Klassiker. Ist ein Einziger von ihnen Protestant? Kümmere man sich ernstlich um die verschiedenen Orthodoxien des Protestantismus und um die Gründe, aus welchen sie sich hier und da durchsetzen; an diesem Orte genauer über diese Dinge zu handeln, ist selbstverständlich unmöglich; es ist auch unnötig, da dieser Protestantismus über die Kreise der Studierenden der protestantischen Theologie nicht hinauskommt. Höre man sich in den Häusern der besten Männer um, erfahre man, was man erfahren kann, wann über die Einsegnung eines Kindes gesprochen wird.

Angenommen aber, Protestantismus sei das, wofür — durchaus im Gegensatze zu den Stiftern der protestantischen Gemeinschaften und zu den amtlich anerkannten Konfessionen — die gebildete Menge ihn hält, das Prinzip der freien Forschung, der persönlichen Überzeugung, sieht man nicht, wie sehr dieser Protestantismus der Idealität im Wege steht? Alle Ideale binden: sie sind unsere Herren: ihnen gegenüber ist es mit der freien Forschung, mit dem Rechte die Überzeugung zu wechseln, auf das allergründlichste vorbei. Mögen wohlmeinende Protestanten besseren Schlages die Sache in der Theorie anders verstehn, in der Wirklichkeit ist das Prinzip der freien Forschung das Recht und die Ausübung des Zweifelns um des Zweifelns willen, ist die persönliche Überzeugung, die Betonung der einzelnen Ich, nicht wie Gott sie gewollt, sondern wie sie sich selbst gefallen, sie ist nichts als inhaltlose Subjektivität, die Subjektivität, gesehen nicht vom Endpunkte ihrer Entwickelung, sondern in der Versteinerung des Augenblicks. Dieser Protestantismus ist ein Hohn auf alle Idealität, denn er leugnet die Idee, und darum höhlt er die Menschen aus, welche nur, wenn von der Idee gegen alle Forschung und gegen das eigene Ich für das eigene Ich begeistert, etwas sein können.

Habe ich Recht mit dem Glauben, daß das Ideal nur in Personen existiert, so muß der Glaube, daß die Person mit ihrer freien Forschung und ihrer Gesinnungstüchtigkeit sich gegen die Idee gleichgültig verhalten dürfe, wenn sie nur forscht und Gesinnung hat, das persönliche Ideal unmöglich machen. Das sind Mühlen, deren Flügel sich eifrig drehen, während drinnen kein Korn über dem Steine liegt.

Habe ich Recht mit dem Glauben, daß das Ideal, weil es das Programm

der Pflichten der nächsten Zukunft ist, allerdings stets wechselt, aber stets als Programm für zu erwartende und zu verlangende Handlungen vorhanden ist, so kann der Protestantismus nicht seine Geltung behalten, welcher eine meritorische Behandlung der Pflicht nicht kennt, welcher glaubt um zu glauben. Fugiert er doch auch in seiner Musik: und was heißt fugieren als die Themen nicht darauf ansehen, ob sie melodiös, ob sie der entsprechende und darum packende Ausdruck einer edlen Empfindung sind, sondern ob sie sich für eine Verarbeitung zu Arabesken eignen? Harmonisiert er doch auch in seiner Musik: und was heißt harmonisieren als die in den langsamen Leichenbegleiterschritt des Chorals hinein gemaßregelten alten Volksweisen nur nach ihrer Fähigkeit beurteilen, durch Unterstimmen möglichst seltsame Klangfülle wechselnder Akkorde zu empfangen?

Habe ich Recht mit dem Glauben, daß das Ideal das allemal aus der Vergangenheit erwachsene und allemal in die Zukunft hineinstrebende Leben der Gegenwart sei, so muß ich den Schaden der Zeit darin suchen, daß der Protestantismus thatsächlich auf einer Vergangenheit nicht ruht, thatsächlich eine Zukunft, welche allemal ein x zur Gegenwart hinzufügt, nicht erstrebt, weil er, der Feind der Geschichte, deren Erforschung er durch die Handwerkerkünste der historischen Schule beiseite geschoben hat, durch die tautologische Wiederholung seiner nicht arbeitenden Prinzipien das stille Wachsen aus der Erde zum Himmel, aus der Nacht zum Lichte, aus der Zeit zur Ewigkeit überboten erachtet.

Wie ich denke, daß zu helfen sei, habe ich in den oben angeführten Schriften genügend dargelegt: ich brauche es hier nicht nochmals auseinanderzusetzen. Und gerade die Aufnahme, welche diese Schriften bei der Jugend gefunden, der sie sich wohl selbst empfohlen haben werden, da nichts geschehen ist, sie auch nur bekannt zu machen, da vermutlich nicht wenig geschehen ist, sie unbekannt zu erhalten, gerade die Aufnahme dieser Schriften bestärkt mich in der Zuversicht, daß unserer Jugend die Idealität mitnichten mangelt. Ich glaube an diese Jugend, ich glaube an die Zukunft unseres Vaterlandes: aber ich glaube nicht an die Befugtheit des jetzt herrschenden Systemes, nicht an die Berufenheit der Männer, welche der Sehnsucht und den Bedürfnissen ihrer Söhne und Enkel mit dem Trödel genügen wollen, der als Rest des Besitzes früherer Tage in ihrer, der Alten, Händen geblieben ist.

In Deutschland, schrieb ich oben, gehn die Klagen wie eine Epidemie um. Der Reichskanzler hat einmal im Reichstage vorwurfsvoll gefragt, ob schon jemals jemand einen zufriedenen Deutschen gesehen habe. Ich hoffe, es wird niemals jemand einen zufriedenen Deutschen sehen. Daß wir klagen, ist der sicherste Erweis, daß wir leben, wenn anders Leben darin besteht, aus Unzufriedenheit mit der Gegenwart in die Zukunft hinein zu wachsen. Faust verfällt dem Teufel nur dann, wann er zum Augenblicke sagt: Verweile doch, du bist so schön. Unzufriedenheit ist der erste Schritt zum Streben, und wer immer, das heißt jeder, der strebend sich bemüht, der ist nicht erlöst, den können wir, die himmlischen Mächte, erlösen.

Alle Welt weiß, daß das ältere Geschlecht in nicht geringem Grade mit der

Jugend unzufrieden ist: ich habe, obwohl mir Haar und Bart weiß sind, in diesem Aufsatze der Jugend zum Worte gegen die Alten verholfen, zu einem Worte, welches die Jugend weder hätte finden können, noch, falls sie es ja gefunden, hätte aussprechen dürfen. So ist die Unzufriedenheit allgemein. Die Luft drückt: bald wird der Wind stoßen, der Staub wirbeln, das Gewitter grollen, und nach ihm wird der ruhig strömende Regen kommen, welcher Fluren und Wälder und Herzen erquicken soll.

Und es bleibt bei der Bitte: Unser Brot für morgen gib uns heute: gib uns die dereinstigen Besitzens in Freuden sichere, ehrfürchtige Hoffnung auf eines neuen, noch nie dagewesenen Tages Licht und Arbeit.

Rom, zu Anfang April 1885.



Deutschlands Kolonien und deren Einfluß auf unsere Marine.

Von

Vize-Admiral **von Henk.**

Das Gefühl der Notwendigkeit, sich wirtschaftlich über die Grenzen des Vaterlandes auszubreiten, schlummerte in der deutschen Nation von je her. Schon zur Zeit der Hansa besaß Deutschland Kolonien und Faktoreien (den Stahlhof in London, Wisby, Nowgorod ꝛc.), seine Schiffe und Seeleute waren denen aller Nationen ebenbürtig, und dennoch unterließ es, bei der Teilung der Welt nach den großen Entdeckungen, zuzugreifen! Zunächst hat man wohl nicht die Bedeutung der außereuropäischen Kolonien genug gewürdigt; die Hanseaten hielten eben noch zu starr an ihrem sinkenden Sterne des nordischen Handels fest; weiter hemmten die religiösen Streitigkeiten nach der Reformation eine gedeihliche Thätigkeit nach außen, und dann brach bald die große Katastrophe des 30jährigen Krieges herein.

Im Wohlstand und mit einer Volksdichtigkeit, welche die aller anderen europäischen Staaten übertraf, war Deutschland in das 17. Jahrhundert eingetreten. Verwüstet und zertreten, mit dem Verluste von wahrscheinlich mehr denn der Hälfte seiner Bevölkerung, ging es aus jener schrecklichen Zeit hervor. Eben damals war aber die Zeit, wo die Herrschaft zur See und mit ihr der überseeische Kolonial-Besitz von den romanischen zu den germanischen Völkern überzugehen begann. Unsere glücklicheren Vettern an den Ausflüssen des Rheins, die nicht lange zuvor in heldenmütigem Kampfe ihre Unabhängigkeit erstritten und zugleich, vorläufig wenigstens faktisch, die Verbindung mit dem Reiche gelöst hatten, traten an die Spitze der Seemächte, während England einen langjährigen, endlich siegreichen Wettkampf mit ihnen begann. Deutschland war, entvölkert und zerrissen, völlig unfähig, an dieser bedeutungsvollen Bewegung der germanischen Völker bei der Seeherrschaft sich zu beteiligen. Nur der Große Kur-

fürst hat mit bewunderungswürdiger Energie seinen Lieblingsgedanken zu verwirklichen versucht, wenigstens sein Brandenburg mächtig zur See zu machen, überseeischen Handel zu treiben und mit den Niederländern, Spaniern, Franzosen, Engländern, Portugiesen in Mitbewerbung zu treten. Er erkannte die Wichtigkeit überseeischen Handels für das materielle und geistige Wohl seines Landes und die Notwendigkeit eines Kolonial-Besitzes wie einer Kriegsflotte zum Schutze beider und plante schon 1647 die Bildung einer ostindischen Handelsgesellschaft.

Doch stellten sich neben Zaghaftigkeit und Indolenz der beteiligten Kreise noch manche andere Schwierigkeiten der Ausführung dieses Unternehmens entgegen, und es darf wohl lediglich oder doch vorzugsweise der persönlichen Thatkraft des Großen Kurfürsten zuzuschreiben sein, wenn fast 40 Jahre später, 1682, die Bildung einer Brandenburgisch-Afrikanischen Handelsgesellschaft auf eine bestimmte begrenzte Zeitdauer gelang.

Wie holländischer Unternehmungsgeist hierzu die ersten Kapitalien lieferte, so bediente sich der Kurfürst auch des holländischen Schöffen Benjamin Raule von Middelburg auf Seeland zur Bildung einer Seemacht. Im Mai 1681 erschienen die ersten brandenburgischen Kriegsschiffe an der Westküste von Afrika am Kap der drei Spitzen im Lande Arim, um Verträge mit den dort wohnenden Negerhäuptlingen abzuschließen, und schon am 1. Januar 1683 verkündeten daselbst Geschützsalven den feierlichen Augenblick der förmlichen Besitzergreifung des erworbenen Territoriums, und der rote Aar schwebte über der Spitze des Berges Manfro-Groß-Friedrichsburg.

Aber wenn auch die gewählte Örtlichkeit weniger ungünstig gewesen wäre, so begannen schon Frankreich, England und auch Holland mit Eifersucht auf das kleine rührige Brandenburg zu blicken, und wenn auch gegen die vollzogene Thatsache der Besitznahme jenes Fleckchens Erde im schwarzen Weltteil mit Erfolg nichts unternommen werden konnte, so stieß die weitere Konstituierung einer Westindischen Kompanie, wie der Kurfürst sie beabsichtigte, doch auf unüberwindliche politische Schwierigkeiten. Auch verlor mit dem Dahinscheiden des thatkräftigen Herrschers Brandenburg das unablässig treibende Moment, welches diesen Unternehmungen das Gedeihen gesichert hätte. Dem Großen Kurfürsten folgte Benjamin Raule 1707 in das Grab nach, und mit dem Tode dieser beiden ging der mit so viel versprechenden Auspizien unternommene Versuch Kur-Brandenburgs zur selbständigen Teilnahme am Welthandel mit raschen Schritten seinem gänzlichen Untergange entgegen. Die Schiffe verfaulten in den Häfen, die Offiziere verließen den Dienst, um zu ihrem bürgerlichen Gewerbe zurückzukehren, und wie damit die Flotte sich thatsächlich auflöste, so unterzeichnete Friedrich Wilhelm I. schon 1720 die Urkunde, in welcher er und seine Nachkommen ausdrücklich auf alle Besitzungen und Rechte der Handelsgesellschaft verzichteten.

Damit war die mit so vielen Opfern erkaufte Schöpfung des Großen Kurfürsten vernichtet. Wie ein Meteor war sie am dunkelen, politischen Himmel Norddeutschlands erschienen, hatte eine Spanne Zeit geleuchtet, um dann wieder im Dunkel der Nacht zu verschwinden.



Die nächsten hundert Jahre waren politisch nicht dazu angethan, eine deutsche Seemacht ins Leben zu rufen. Friedrichs des Großen kühner Geist verkannte zwar nicht die Wichtigkeit derselben, denn als er in den Besitz Ostfrieslands gelangt war, machte er 1751 Emden zum Freihafen, gründete die preußische Seehandlung rc., aber der Kampf auf Leben und Tod, den der große König bald zu führen hatte, die Beteiligung an der Teilung Polens, sowie die Sicherung der neuen Erwerbungen lenkten seinen Blick notwendigerweise von diesen Unternehmungen ab, und sie verkümmerten deshalb wieder.

Napoleons I. Herrschaft hinderte jeden Aufschwung deutschen Seewesens, und erst in den langen Friedensjahren, deren sich Deutschland nach seinem Sturze zu erfreuen hatte, erholte sich der Seehandel, um mit der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung zu nehmen und sich einen ansehnlichen Platz in der Reihe der seefahrenden Nationen zu erwerben. Bis zu den vierziger Jahren war er zwar schon ziemlich lebhaft geworden, hatte sich aber nur in engen Grenzen gehalten und sich selten über Europa hinaus bewegt.

Nur Hamburg und Bremen, in denen der hanseatische Unternehmungsgeist nicht völlig erstorben war, ließen ihre Flaggen an allen Punkten der Erde wehen, wo Schiffahrt getrieben wurde. Die Klugheit und das merkantilische Geschick ihrer Kaufherrn verschafften überall dem deutschen Namen einen guten Klang und bahnten als Pioniere dem übrigen Deutschland den Weg. Den Schutz einer deutschen Kriegsflagge kannten sie nicht, sondern waren oft gezwungen, solchen bei Englands Kriegsschiffen und Konsuln zu suchen, der ihnen auch, solange Deutschlands Handel unbedeutend war, mit größter Bereitwilligkeit gewährt wurde.

Als dann die Schmach des dänischen Krieges im Verein mit den wirtschaftlichen Nachteilen der Blokade die Notwendigkeit einer Seemacht uns deutlich vor Augen führte, indem wenige feindliche Fregatten und Korvetten genügten, die deutschen Küsten zu blokieren, unsere Schiffe fortzunehmen und unseren ganzen Handel lahm zu legen, da fiel es wie Schuppen von den Augen der Nation, da erst fühlte und erkannte sie ihre ganze Wehrlosigkeit zur See und empfand tief den ihr von dem winzigen Dänemark angethanen Schimpf. Ging auch die in der allgemeinen Begeisterung geschaffene deutsche Flotte wie ein auf Stein gefallener Samen bald zu Grunde, so war doch der Blick der Nation hinausgelenkt auf das weite Meer; immer weiter spannen sich die Handelsverbindungen, wenn sie auch noch schutzsuchend sich an andere Nationen anschließen mußten. Erst als die bluterkaufte Einigung der Nation sich vollzogen, als das zertretene Deutschland, als — mit Stolz können wir es sagen, — stärkste Nation der Welt dastand und als vollends die Kanonen deutscher Kriegsschiffe um den Weltball herum es dröhnend kündeten: das mächtige Deutschland kann jetzt überall seine Kinder schützen, da wagten die Deutschen im Auslande ihr Haupt zu erheben und jubelnd zu rufen: „Wir sind Deutsche, wollen Deutsche sein", während sie früher ihres Deutschtums sich hatten schämen müssen. Geht doch schon im zivilisierten Europa in politischen Fragen bisweilen Macht vor Recht, wie viel mehr

nicht in halbzivilisierten Staaten jenseit des Ozeans, wo die Verhältnisse noch weit ungeregelter sind, oder gar in den Negerdörfern Afrikas. Nur wenn eine Kriegsflotte den Handel schützt, kann er sich entfalten. Aber nicht nur der deutsche Kaufmann begrüßte mit Freuden den Machtaufschwung der Nation, von allen Enden der Erde tönte der Jubel von Deutschen wieder, die fern vom Vaterlande als Ansiedler ihr Heim gefunden, aber des Schutzes fremder Nationen bedurft hatten. Nicht umsonst waren in den vierziger und fünfziger Jahren die Worte, welche Männer wie Wappäus, Rocher, Liß u. a. unserem Volke zuriefen, sich auch an der wirtschaftlichen Produktion in fernen, fremden Ländern zu beteiligen, verhallt, sie fanden in den gebildeten Sphären unserer aus Jahrhunderte langer Lethargie eben sich aufraffenden Nation Beifall, allein es fehlte an den kulturellen Verbindungen, an der praktischen Vorschulung und an jener Brücke eines nationalen Marinewesens, welche für die Bethätigung in solchen Leistungen unerläßlich waren.

Zwei Jahrhunderte der Sammlung und der Arbeit hat Deutschland gebraucht, um die wirtschaftlichen Folgen des 30jährigen Krieges auszugleichen, und erst gegen die Mitte dieses Jahrhunderts hat die Bevölkerungsziffer bei uns wieder die Höhe erreicht und rasch wechselnd bald überschritten, mit der Deutschland in das 17. Jahrhundert eingetreten war. Dies, sowie die stets wachsende Auswanderung, welche Millionen von Individuen der Nation verloren gehen ließ. mußten dem Vaterlandsfreunde die Frage aufdrängen: Soll Deutschland nicht seine Macht dazu benutzen Länderstrecken außerhalb Europas zu erwerben, wo sein Überschuß an Volksmasse und, was hinzukommt, an Intelligenz und Kapital eine Stätte finden sich auszudehnen, ohne zugleich entnationalisiert zu werden? Es sind jetzt 6 oder 8 Jahre, seit in verschiedenen Kreisen der Ruf erschallte: Bedarf Deutschland der überseeischen Ausbreitung? Natürlich fehlte es nicht an solchen, die mit Achselzucken dieses Wort vernahmen, aber doch ist es vom ersten Anfang an gelungen, die Aufmerksamkeit noch weiterer Sphären zu fesseln, und die einmal von der Presse aufgenommene Frage ist nicht wieder von der Tagesordnung verschwunden. Allmählich, aber sicher und unaufhaltsam wuchs die, man darf sagen, aus dem Volke geborene Bewegung. Sie hatte aber, wie in ihrem Ursprung, so in ihrer Tendenz durchaus nicht einen politischen Charakter: wirtschaftliche Gesichtspunkte und Motive standen dabei von Anfang an im Vordergrund und sollen auch im Vordergrund bleiben. Deutschland bedarf für seine militärisch politische Machtentfaltung keiner überseeischen Ausbreitung, um so weniger aber darf es sich ohne eigentliche drängende Motive in kriegerische Abenteuer verwickeln, denn dann würde man mit vollem Rechte sagen können: Diese überseeische Ausbreitung ist eher eine Schwächung der deutschen Kraft.

Die koloniale Frage ist recht eigentlich eine handelspolitische und in einem Augenblick entstanden, der dafür besonders geeignet war, in jenem Augenblick nämlich, wo der Übergang von der Handelsfreiheit zu einem gemäßigten

Schutzzollsystem alle Gemüter bewegte und die öffentliche Meinung zur Aufnahme einer neuen und neutralen sozialpolitischen Frage naturgemäß disponiert war.

Diese plötzliche, nicht allein in Deutschland, sondern auch in den verschiedenen europäischen Ländern fast gleichzeitig hervorgetretene Sympathie für koloniale Bestrebungen konnte nicht auf einem bloßen Zufall beruhen. Abgesehen von der starken Volkszunahme mehrerer europäischer Völker und dem darauf zurückzuführenden Bedürfnis für erweiterte Produktions- wie Konsumtionsgebiete, sind es die unvergleichliche Entwickelung des modernen Verkehrswesens und die dadurch beschleunigten wirtschaftlichen Transaktionen gewesen, welche eine Umwälzung nicht nur in den ökonomischen, sondern in allen kulturpolitischen Beziehungen der europäischen Völker mit allen überseeischen Ländern zur Folge gehabt haben. Je weiter sich aber die europäischen Interessen ausdehnen, um so häufiger und intensiver müssen sie mit denen der Nicht-Europäer kollidieren. Doch betrachten wir zunächst unsere deutschen Kolonial-Bestrebungen. Bei ihnen war es von Anfang an klar, daß wir bei allen Anregungen zu privater Initiative bezüglich überseeischer Unternehmungen, so nötig sie waren und sind, nicht sehr weit kommen würden, bevor die Reichsregierung zu unserer Bewegung Stellung genommen hatte.

Die ganz unerwartete Veröffentlichung der Depesche, welche der Reichskanzler unter dem 24. April v. J. an den deutschen Konsul in Capetown gesandt hatte, und worin derselbe erklärte, daß das von der Firma Lüderitz in Südwestafrika angekaufte Territorium unter den Schutz des deutschen Reiches gestellt sei, sprach unzweideutig die Willensmeinung unseres großen Staatsmannes aus. Diese Depesche wird wohl für alle Zeiten den Ausgangspunkt deutscher Kolonialpolitik bilden. Dann kam die Stellungnahme der deutschen Regierung zur Kongofrage rc. Als aber das erlösende Wort von dem Fürsten Bismarck gesprochen ward, wurden dem deutschen Aar die Flügel gelöst, so daß er mit kräftigen Schwingen fernhin über die Meere, nicht allein nach dem schwarzen Weltteil, nein viel weiter nach Osten, dem Stillen Ozean, wo es hoch Mittag ist, wenn wir von Morpheus Armen hier umfangen werden, seinen Lauf nehmen konnte. Natürlich ist infolge dessen in jüngster Zeit auch eine gewisse Hochflut kolonialer Begeisterung unter uns entstanden, so daß es andererseits die Aufgabe der Freunde und Leiter unserer Bewegung nicht bloß ist, die Agitation fortzuführen, sondern ebenso verständige Kritik zu üben, denn unsere koloniale Bewegung muß, soll sie nicht Schaden nehmen, ohne jeden nationalen Chauvinismus betrieben werden.

Es ist in allen Zeiten und überall mit der Kolonisation eine eigentümliche Sache gewesen. Oft hat es Völker gegeben, die überhaupt weder Neigung noch Begabung für Kolonisation hatten; oft andere, die in langer Zeit diese Eigenschaften nicht zeigten und dann schließlich doch bedeutende Kolonien gründeten. In England, in Frankreich hat es Zeiten gegeben, wo die Kolonisationswut das ganze Volk krankhaft ergriff, und einem ungeheuren Schwindel ein ungeheures Elend auf dem Fuße nachfolgte; es wurde ein Börsenspiel daraus wie irgend ein anderes und hatte seinen Krach und seinen Fluch so gut als andere Börsenspiele. Denn

die Möglichkeit leichter Erwerbung von Reichtümern ist bis heute ein Beweggrund geblieben, welcher bei den meisten kolonisatorischen Unternehmungen mitwirkt und vielen den verderblichen Stempel des Spieles aufdrückt.

Kolonisation aber muß Arbeit, nicht Spiel sein, wenn sie dauernden Erfolg haben soll. Am wenigsten darf derjenige den Weg des Kolonisten einschlagen, der damit den Weg der Arbeit verlassen will, die ihn daheim gut ernährte. Aber wir haben auch allen Grund, die möglichste Vorsicht solchen Leuten zu wünschen, welche bloß ihr Kapital hinausschicken, um es in Handelskolonien fruchtbar anzulegen. Denn eben weil wir einen gesunden Fortgang der gegenwärtigen Bewegung wünschen, fürchten wir allzu große und allzu viele Enttäuschungen. Kommen wir nun zu der Frage: Wer soll kolonisieren? Der Staat? Die Regierung? So können wir wohl dieselbe allgemein dahin beantworten: Notwendig ist das Eintreten des Staates vom Anbeginn der Kolonisation keineswegs. Mächtige Kolonien sind entstanden, wie die Geschichte lehrt, ohne unmittelbare Hilfe der Regierung, durch die Thätigkeit gewisser Volkskreise; es kommt auf den Gang der Ereignisse an, ob die Regierung die Veranlassung und die Kraft hatte, den Schutz über die Kolonie bis zur völligen Besitznahme auszudehnen; und selbst auf schon in Besitz genommenem Lande ist das eigentliche planmäßige Kolonisationswerk oft der Initiative der Bevölkerung des besitzenden Staates überlassen geblieben. In anbetracht der deutschen Verhältnisse ist es ferner keineswegs rätlich, daß das Kolonisieren von der Regierung ausgehe. Der deutsche Staat ist dafür nicht vorbereitet, er ist mit anderen Aufgaben beschäftigt und vorläufig darauf angewiesen, auswärtige Verwickelungen zu vermeiden. Auch ist unser deutscher Staat zu sehr aus dem preußischen Militär- und Beamtenstaat herausgewachsen, dem bei allen Verdiensten selbst der beste Freund einen gewissen starren Schematismus nicht ableugnen kann, als daß wir gerade Vertrauen darein setzen könnten, daß der starre Mechanismus den wechselnden Ansprüchen eigener Kolonisation sich leicht anpassen würde. In einer Kolonie müssen alle im Menschen schlummernden Kräfte zum Wettkampfe geweckt werden! Die deutsche Regierung hat keine Erfahrung im Kolonisieren. Mißrät der Versuch, so werden nicht allein seine Finanzen empfindlich in Mitleidenschaft gezogen, sondern es wird auch das Ansehen des Staates geschädigt. Für die Kolonialpolitik, wenn sie richtig erfaßt wird, giebt es kein höheres Ziel als das, den Kolonien zu gestatten, sich frei zu entfalten und sich zur höchsten Blüte zu entwickeln. Das Mutterland hat seinen Vorteil lediglich darin zu suchen, mit den Kolonien in einen möglichst gedeihlichen Verkehr zu treten.

Daß die Staatsregierung, vorläufig wenigstens, nach diesem Prinzip zu verfahren beabsichtigt, erhellt aus folgendem vor einiger Zeit sehr à propos eintreffenden Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung betreffs der Auswanderung nach den deutschen Kolonien:

„Dem Auswärtigen Amte gehen aus allen Teilen Deutschlands zahlreiche Gesuche zu um Anstellung und Verwendung in den unter deutschen Schutz gestellten Gebieten, um kostenfreie Beförderung dahin und um Belehrung und Aus-



kunft über die dortigen Verhältnisse. Wir machen deshalb darauf aufmerksam, daß das Reich Stellen in diesen Schutzgebieten nicht zu vergeben, auch keine Fonds zur kostenfreien Überführung von Auswanderern zur Verfügung hat. Derartige Gesuche werden vielmehr an diejenigen Handlungshäuser zu richten sein, die in jenen Gebieten Niederlassungen haben, wie z. B. an Herrn F. A. E. Lüderitz, in Bremen, das Syndikat für West-Afrika in Hamburg, das Komitee der Neu-Guinea-Kompagnie oder auch an die deutsche Ost-Afrikanische Gesellschaft und andere Kolonisations-Vereine".

Es ist aber die Frage, ob die deutsche Regierung es dennoch über kurz oder lang nicht in Erwägung ziehen dürfte, event. solchen Elementen, welche nur einen schädlichen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft ausüben, zu bestimmten Kultivierungszwecken unfreiwillig einen Weg nach einem oder dem anderen Punkte der deutschen Kolonisation zu bahnen und dort ihre Kräfte zur Hebung der Kultur zu verwenden. Treten doch, bei der allgemein vorhandenen Gärung der Gemüter, in politischen, religiösen und wirtschaftlichen Fragen die Gegensätze immer schärfer, unvermittelter hervor und suchen sogar ihren Ausweg in der leidenschaftlichsten Weise. Wenn aber auch die innere Stärke des heutigen Kulturstaates den gegen ihn anstürmenden Ausbrüchen der Leidenschaften gewachsen ist, so ist es doch für ihn ein Gebot der Klugheit wie der Selbsterhaltung, jene Kräfte zu bemeistern und sie auf Ziele hinzuleiten, wo sie nicht destruktiv, sondern im Dienste der vorhandenen Kulturaufgaben wirken. Neu-Guinea dürfte sich in anbetracht seiner räumlichen Ausdehnung zu diesen Zwecken vielleicht eignen, ohne anderen Unternehmungen dabei hindernd in den Weg zu treten, obschon nicht zu leugnen, daß die Nachbargebiete ein solches Vorgehen mit äußerst scheelen Augen ansehen würden.

Was das Mutterland aber den Kolonien schuldet, ist der militärische Schutz sowohl gegen wilde Völker als gegen Rechtsverletzungen seitens konkurrierender Nationen, das erstere wenigstens solange, bis die Kolonie in sich genug erstarkt ist, um ihn selbst leisten zu können. Der mehrfach erörterte Vorschlag, zur Aufrechthaltung der Ordnung in unseren Kolonien eine eigene Kolonialtruppe zu organisieren, scheint bereits in maßgebenden Kreisen in Erwägung gezogen zu sein. Bis dahin würde dieser Schutz aber in erster Linie der deutschen Flotte zufallen. Das organische Statut, welches die Aufstellung und Einteilung der deutschen Streitmacht zur See auf neuer Basis regelte und ihr eine zeitgemäße Entwickelung vorzeichnete, war der im Jahre 1873 aufgestellte Flottengründungsplan. Zu den Aufgaben, deren Lösung dieser Plan als in erster Linie notwendig bezeichnete, gehörte die Verteidigung des deutschen Seegebietes gegen feindliche Unternehmungen, wobei es nicht allein gilt, die Küsten Deutschlands mit ihren Häfen und Städten gegen unmittelbaren Angriff zu schützen, sondern auch die Nachteile einer den Handel zerstörenden Blokade abzuwehren. Ferner wurde als zu diesen Aufgaben gehörig anerkannt die Notwendigkeit des Schutzes der deutschen Ansiedler in überseeischen Ländern und des deutschen Seehandels, der seit Wiederaufrichtung des Reiches einen hohen Aufschwung genommen hat und nur unter

der wirksamen Unterstützung einer Kriegsflotte Bedeutung erlangen kann. Um diese Aufgaben alle zu erfüllen, bedurfte es einer nicht unbedeutenden Zahl großer Kriegsschiffe, die geeignet sind, in fernen Meeren der nationalen Flagge Achtung zu verschaffen, die Interessen des deutschen Reiches und seiner Schutzbefohlenen nachdrücklich zu vertreten und erforderlichen Falles gegen feindliche Geschwader einen ernstlichen Kampf aufzunehmen. Zu diesem Zweck wurde für nötig erachtet die Aufstellung von 8 Panzerfregatten, 6 Panzerkorvetten, 7 Monitors, 2 schwimmenden Batterien, 20 Korvetten, 6 Avisos, 18 Kanonenbooten, 28 Torpedofahrzeugen, 2 Artillerieschiffen, 3 Segelbriggs. Bei dieser Aufstellung wurde indes als maßgebend festgehalten, daß dieselbe nicht als eine unabänderliche Norm gelten solle, sondern daß sie den Veränderungen unterworfen bleiben müsse, welche durch veränderte politische Verhältnisse sowie durch die Fortschritte der Technik, des Schiffbaues, des Maschinenwesens und der Artillerie herbeigeführt werden könnten. — Ein Blick auf den jetzigen Flottenbestand zeigt nach zwölfjährigem Zeitraum nur geringe Abweichungen von dem ursprünglich aufgestellten Plan. Dieselben beziehen sich ausschließlich auf den Bau der projektierten 7 Monitors, an deren Stelle 18 Panzerkanonenboote getreten sind, und eine bedeutende Vermehrung der in neuerer Zeit so außerordentlich vervollkommneten schnellen Torpedoboote. Die Gründe zur Umgestaltung der Monitors entsprangen der Erwägung, daß obige zur lokalen Küstenverteidigung bestimmte Fahrzeuge angesichts des sich immer mehr entwickelnden Torpedowesens zu unlenksam waren, und daß an ihrer Stelle kleinere Fahrzeuge zum Zweck der Verteidigung der gelegten Minensperren sowie zum lokalen Schutz der Küste überhaupt geeigneter seien.

Daß eine bedeutende Vermehrung der Torpedoboote in neuester Zeit ins Auge gefaßt worden ist, kann nicht befremden, die Erfahrungen der Jahre 1870—71 schon haben die Notwendigkeit derselben zur Erschwerung einer Blokade genügend vor Augen geführt. Ebenso wenig kann man auf den Gebrauch solcher Fahrzeuge bei Offensivstößen verzichten, schon aus dem einfachen Grunde, daß man den Gegner mit denselben Waffen bekämpfen muß, mit denen er ins Feld zieht. Allein ob man, wie manche Stimmen sich vernehmen lassen, die sogenannten Blitzboote oder aber einen Komplex jener Fahrzeuge dem bisherigen Begriff der taktischen Grundeinheit für den Seekrieg substituieren, wohl gar die Panzerschiffe als überflüssig bezeichnen kann, müssen wir mit einem einfachen „Nimmermehr!" beantworten. Die Gründe für diese Behauptung aufzuzählen, verbietet uns der Raum. Es mag genügen, hier zu erwähnen, daß diesen Blitzbooten der Raum zur Mitnahme des nötigen Kohlenbedarfs für eine längere Fahrt, wenn sie zu kriegerischen Zwecken und mit der Möglichkeit feindlicher Begegnung auf dem Wege unternommen wird, fehlt, und durch das mangelhafte Unterkommen der Besatzung auf den Booten, selbst bei den schneidigsten Seeleuten, die zur Ausführung der gesteckten Ziele erforderliche Spannkraft in äußerst kurzer Zeit absorbiert wird x.

Jedenfalls bedarf also Deutschland auch ohne Rücksicht auf die koloniale Entwickelung einer Anzahl gepanzerter Schlachtschiffe, um eine Blokade seiner Küste unmöglich zu machen. Die hierfür nötige Zahl genügt auch zum Schutze der Kolo-

nien vollkommen, da es sich doch dort nur um Kämpfe mit einer Seemacht dritten, höchstens zweiten Ranges handeln könnte. Eine Vermehrung der Flotte, um England und Frankreich die Spitze bieten zu können, ist für das eines starken Landheeres bedürfende Deutschland ein Unding aus finanziellen Gründen. Unser großer Reichskanzler hat aber sehr recht, wenn er sagt, daß dies auch gar nicht nötig ist, da ja Frankreich vor den Thoren von Metz liegt. Auch England gegenüber würde die Politik sicher Mittel und Wege finden, einen der vielen schwachen Punkte dieses Kolosses zu treffen, abgesehen davon, daß die heutige Kultur doch soweit vorgeschritten ist, daß ein Staat sich scheuen wird, durch schnöde Verletzung legitimer Interessen leichtsinnig einen Krieg zu provozieren. An eine Konkurrenz auf Leben und Tod kann und wird Deutschland der ganzen Richtung seiner Politik nach nie denken, und vorläufig kann man ja noch sagen: Raum für Alle hat die Erde!

Eine Vermehrung der Schlachtflotte ist daher mit Rücksicht auf die Kolonien nicht notwendig, dagegen ist es bei der großen Zahl der auf den Stationen befindlichen Kreuzer (5 Kreuzer-Fregatten, 4 Kreuzer-Korvetten, 4 Kreuzerfahrzeuge) erforderlich, deren Zahl zu vermehren, da sie bei so starkem Gebrauch sich auch sehr schnell abnutzen müssen. Weiter scheint, daß aus den vielen Indienststellungen von Kreuzern ein Mangel an Mannschaften entstehen müßte. Sehr bemerkenswert sind deshalb die Umgestaltungen und Neuerungen, welche in jüngster Zeit auf dem Gebiete des Marineersatzwesens und in bezug auf die Heranziehung der seemännischen Bevölkerung zum Dienst auf der Flotte begründet wurden. Infolge der hier getroffenen Anordnungen und Maßregeln ist es namentlich gelungen, dem Mangel an Mannschaft aus der seemännischen Bevölkerung durch geeigneten Ersatz aus der Landbevölkerung abzuhelfen, sowie andererseits durch das feste Zusammenwirken der Seemannsämter und der bezüglichen Landwehrbezirke an der Küste eine schärfere Kontrolle über die Erfüllung der Dienstpflicht der der Aushebung unterworfenen Küstenbevölkerung einzuführen. Der große Mangel an berufsmäßigen Matrosen in früherer Zeit, der häufig dazu nötigte, auf die Landbevölkerung zurückzugreifen, wobei es vorkam, daß Leute ganz widerwillig in die Marine eingestellt wurden, und daß die Ausbildung nur mittelmäßige Resultate erzielte 2c., machte es unabweisbar notwendig, ein Auskunftsmittel zu schaffen, durch das diese Kalamitäten beseitigt wurden.

Als ein solches hat sich das trotz mehrfachen, selbst von seemännischer Seite erhobenen Widerspruches eingeführte Institut der vierjährigen Freiwilligen der Landbevölkerung erwiesen. Ihre Ausbildung erfolgt während des ersten Dienstjahres, so daß sie die übrigen drei Jahre gleich den Berufs-Matrosen mit Nutzen verwandt werden. Jedenfalls bieten sie eine gute Aushülfe bei Mobilmachungen, da die Panzerschiffe der Neuzeit nur einer verhältnismäßig geringen Anzahl Seeleute von Beruf bedürfen, das Gros der Geschützbedienung dagegen, sowie die zum Munitionstransport erforderlichen Kräfte ohne Nachteil aus solchen Leuten genommen werden kann.

Auch dem Mangel an Unteroffizieren in der Marine wird teils das Insti-

tut der Freiwilligen im Laufe der Zeit durch die Heranbildung eines geeigneten Ersatzes, teils das in den letzten Jahren bedeutend vergrößerte Institut der Schiffsjungenabteilung zu steuern imstande sein.

Die in neuerer Zeit von Deutschland inaugurierte Kolonialpolitik erweitert die Aufgaben der deutschen Marine nicht, sondern nimmt nur mehr Schiffe und Personal in Anspruch, um in den verschiedenen Weltmeeren, wo die deutsche Flagge entfaltet worden ist, den Schutz deutscher Interessen würdig zu vertreten. Wohl aber weist sie unausgesprochen darauf hin, daß wir nicht die Küstenverteidigung allein vor Augen haben dürfen, sondern auch die Panzerschiffe, die Kreuzer und Avisos stets auf der Höhe der Zeit erhalten müssen. Und wenn wir dem Verfasser des Artikels der Revue des deux-mondes vom 15. Dezember a. pr. im übrigen auch in keiner Weise beistimmen, so müssen wir ihm doch in dem Punkte aus voller Überzeugung Beifall zollen, wenn er, von sonstigem Nutzen der Wehrkraft zur See absehend, mit Emphase betont: „L'instrument necessaire de la politique coloniale, c'est la Marine!"

Was nun den Schutz der in den Kolonien lebenden deutschen Angehörigen im speziellen betrifft, so wird hier, sobald die Kolonien eine Entwickelung in das Binnenland hinein nehmen, die Marine allein nicht ausreichen und die Errichtung von Kolonial-Truppen notwendig werden. Für ihre Schaffung und Erhaltung können die Grundsätze, welche bei der Bildung des deutschen Reichsheeres maßgebend waren, nicht ausschlaggebend sein. Es werden sich auch weder die Reichs-Militär- noch die Marine-Verwaltung wohl dahin schlüssig machen, ausgehobene Truppen dauernd in überseeische Gegenden zu stationieren. Auch ist die Dienstzeit von $2^1/_2$ Jahren für die Kolonial-Truppen zu kurz. Somit wird nichts Anderes übrig bleiben, als Freiwillige für die zu errichtenden Kolonial-Truppen zu suchen, oder, was auf dasselbe herauskommt, Soldaten hierfür anzuwerben, also dasselbe zu thun, was England, die Niederlande und einzelne andere Staaten bereits ausführen. Hierbei können ja außer den Deutschen, welche die Heimat verlassen haben, auch die Eingebornen, welche bei den Deutschen Dienste suchen, eine gewisse Berücksichtigung finden. Der Modus procedendi muß sich aus der Zukunft ergeben.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Altertumskunde.

Wo ist der Ursprung der Bronze zu suchen?

Die Frage nach dem Ursprung und der ursprünglichen Heimat der Bronze ist von entscheidender Bedeutung für alles weitere Forschen über die Entwickelung des Menschengeschlechts. Es ist daher nicht zu verwundern, daß der Streit um

die Heimat der Bronze ebenso alt ist wie die freilich noch sehr junge praktische Forschung. Fast sämtliche Forscher vertreten zwei ganz extreme Ansichten. Die einen behaupten, daß die Bronze an vielen Orten entstanden sei d. h. überall dort, wo Kupfer und Zinn sich vorfindet, die anderen — und zwar die Majorität der Forscher — behaupten, daß die Bronze von Osten her durch die Vermittelung der Phönizier den Völkern des Mittelmeeres zugekommen ist.

Sonderbarer Weise ist aber die Bronze, wie Virchow bemerkt, fast überall in einer konstanten Mischung verbreitet. Durch die ganze prähistorische Zeit kann man vom Kaukasus bis Portugal eine Mischung von 91 Teilen Kupfer auf 9 Teile Zinn, mit einem Paar Dezimalen mehr oder weniger, also nach Virchow nahezu 90 Teilen Kupfer und 10 Teile Zinn nachweisen, wobei noch die Einwirkung des Bodens in Betracht zu ziehen ist, indem Sauerstoff und Chlor Kupfer und Zinn in verschiedener Weise angreifen.

Virchow ist daher der unerschütterlichen Ansicht, daß es eine gemeinsame Quelle für den Bronzeguß, wenigstens in der alten Welt, gegeben haben muß und daß irgendwo die neue Erfindung gemacht und von da fortgetragen sei.

Im allgemeinen glaubt man, daß die Phönizier, welche die Kupferinsel besiedelt und die Zinninseln (Kassiteriden) gekannt haben, die Bronzeobjekte den Völkern des Mittelmeeres übermittelt haben. Es ist indessen sehr merkwürdig, daß sich Bronzen phönizischer Herkunft sogar in solchen Ländern nicht nachweisen lassen, in welchen die Phönizier längere Zeit geherrscht haben. Virchow hat z. B. neuerlich in Sizilien diesem Gegenstande seine volle Aufmerksamkeit zugewendet, ist durch die ganze Insel gewandert, hat Sammlungen durchmustert, sich überall erkundigt und doch fast gar nichts Phönizisches gefunden. Gesetzt den Fall, daß durch einen merkwürdigen Zufall phönizische Bronzefunde auf Sizilien nicht gemacht worden sind und die Phönizier wirklich die Bronzeobjekte den Mittelmeervölkern übermittelt haben, so ist noch immer nicht der Beweis erbracht, daß die Phönizier die Bronze erfunden haben. Nach allem dem, was wir von der Kultur der Völker Mesopotamiens wissen, ist anzunehmen, daß die Phönizier u. a. auch die Bronze diesen Völkern entlehnt haben. Virchow stimmt daher, wenn auch mit einiger Reserve, mit denen überein, welche geneigt sind den Ausgang der metallurgischen Kenntnisse noch weiter östlich nach Zentralasien zu verlegen, selbst für den Fall, daß die Phönizier die Vermittler dieser Kenntnisse für den Westen gewesen sein sollten. Ein vor kurzem verstorbener berühmter Gelehrter, der Vorstand des Wiener naturhistorischen Hofmuseums, Ferd. v. Hochstetter hat eine ganz abweichende Meinung aufgestellt, indem er annahm, daß die Bronzekultur vorwiegend arischen Ursprungs sei. Er ging von dem berühmten Grabfeld von Hallstadt in Oberösterreich aus, das wesentlich mit denjenigen von Walsch in Krain, die er selbst untersucht hat, übereinstimmt. Hochstetter erklärt die Hallstädter Kultur nicht nur für eine autochthone, an Ort und Stelle entstandene, sondern für die arische Kultur überhaupt, die aus Asien stammt und von dort von den arischen Stämmen nach Europa gebracht worden sei. Die dassische Bronze ist somit die arische Bronze. Nun hat Virchow schon vor einiger Zeit,

als er sein Werk über das Grabfeld Kobän publizierte, auch die Frage der Herkunft der Bronze berührt und bemerkt, daß die indische, also arische Bronze von total differenter (Zinn, Blei) Mischung sei. In Persien dagegen, das im grauesten Altertum im Kontakt mit den Völkern des Mittelmeeres gestanden hat, scheint die klassische Mischung der Bronze bekannt gewesen zu sein.

Den asiatischen Ariern war somit die Bronze in ihrer Urheimat nicht bekannt, wofür auch eine Anzahl sprachlicher Gründe spricht. Da die Sprachforscher zum Teil sich vorstellen, daß die europäischen Arier von Persien und Medien kommend, durch die Pässe des Kaukasus Europa betreten haben, so müßten also die genannten Bronzen auch dort sich finden.

Virchow ist deshalb in den Kaukasus gefahren, um sich die Pässe anzusehen, und ist mit der Überzeugung heimgekehrt, daß niemals größere Kulturvölker ihren Weg durch den Kaukasus nehmen konnten, daß sie entweder südlicher gehen mußten, also durch Kaukasien oder nördlicher vom schwarzen Meere. In der Nekropole von Kobän im Kaukasus, wo Tausende von Bronzen gesammelt worden sind, wurde bis jetzt niemals ein Celt gefunden, und Virchow wundert sich mit Recht, daß, während die Celtform bei allen abendländischen Völkern, Griechen, Italikern, Galliern, Deutschen, Skandinaviern und Finnen in breitester Mannigfaltigkeit vorkommt, auch nicht ein einziges Stück im Kaukasus gefunden wurde von dieser allernatürlichsten und sich fast von selbst ergebenden Bronzewaffe. Durch den Kaukasus können somit die Arier nicht gewandert sein, und dort kann auch die Heimat der europäischen Bronze nicht gesucht werden. F. v. Hochstetter ignoriert die berühmten Funde Schliemanns von Hissarlik und Mykenae, welche unzweifelhaft den Einfluß des Orients, sei es zu Wasser durch die Phönizier, sei es auf dem Landwege durch Kleinasien durch die gleichfalls semitischen Chittiter erfahren haben. Der Einfluß dieser orientalisch-mykenischen Kultur reichte bis an die Küsten des adriatischen Meeres, wie es die sehr alten Funde von Pesaro und Bologna beweisen. Wenn auf den norischen Bronzen nach Hochstetter schon Löwen vorkamen, ein Umstand, der an altgriechische Vorbilder erinnert, so beweist das nur, daß die uralte orientalisch-altgriechische Kultur Noricum auf dem Wege durch Italien erreicht hat. Angesichts dieser interessanten Ausführungen Virchows ist es wichtig, die Resultate der neuesten linguistischen Forschungen anzuführen. Den Indogermanen waren nach Schrader (Sprachwissenschaft 1883) Metalle mit einziger Ausnahme des Kupfers unbekannt und dann selbst letzteres bei dem Mangel an jeglicher Schmiedekunst von keiner kulturhistorischen Bedeutung. Die Waffennamen sprechen entschieden für die Steinzeit in der indogermanischen Urzeit. Bogen und Bogensehne sind im Indischen und Iranischen übereinstimmend benannt; aber schon bei den Pfeilen beginnt die Verschiedenheit. Die Indo-Iranier haben vielleicht mit Ausnahme der Schleuder die Schutzwaffen entbehrt. Im Griechischen und Lateinischen ist die Bezeichnung der Waffen eine auffallend verschiedene. Aus der altgriechischen Bewaffnung blicken uns überall Spuren eines barbarischen und metalllosen Zeitalters entgegen. In Hissarlik ist keine Spur von Schwertern gefunden worden. Auch in den italischen

Pfahlbauten fehlen fast vollständig Waffen, welche den geläufigen Begriffen des Schwertes entsprechen. Die sprachlichen Forschungen haben der Hypothese v. Hochstetters jeden Boden entzogen.

Graz. Dr. Fligier.

Botanik.

Neue Studien über das Protoplasma der Pflanzen.

Bekanntlich sind die Lebensfunktionen der Organismen an deren Protoplasma geknüpft, an jenen vielfach noch so rätselhaften Körper, welcher den wesentlichen Bestandteil der Pflanzen- und Tierzellen bildet, und den man mit Recht den „lebenden Zellenleib" genannt hat.

Das Studium der Physiologie ist mithin im wesentlichen ein Eindringen in die Natur des Protoplasma. Man ist heute nicht nur bemüht, die chemische Beschaffenheit dieser Substanz auf das eingehendste zu erforschen — in dieser Beziehung sind namentlich die vor kurzer Zeit nachgewiesenen Reaktionsunterschiede zwischen lebendem und totem Protoplasma als eine bedeutungsvolle Entdeckung anzusehen, — ferner durch Anwendung von Härtungs- und Färbungsmitteln die feinsten Strukturverhältnisse desselben zu ergründen; man rückt nun auch den Organismen von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus an den Leib, indem man nach dem Zusammenhange der Protoplasmen benachbarter Zellen fahndet, um den einstweilen noch hypothetischen Satz zu prüfen, ob nicht der ganze Organismus einen einzigen zusammenhängenden Protoplasmakörper repräsentiere.

Früher nahm man auf Grund direkter Beobachtung an, daß die Zellen der Gewebe von Häuten umschlossen sind, welche gewissermaßen die benachbarten Protoplasmen isolieren. In der That scheinen die Zellmembranen so dicht gefügt, daß einer Verbindung der lebenden Zellenleiber nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit zufällt. Eine merkwürdige Entdeckung hat die Sachlage vollständig verändert, und sowohl von Zoologen als Botanikern ist die genannte Hypothese aufgestellt worden, deren Bedeutung von niemandem unterschätzt wird, und deren Richtigkeit, nach den sich wie ein Strom ergießenden Einzelbeobachtungen zu schließen, sich von Tag zu Tag deutlicher darzustellen scheint.

Was im Gebiete der Botanik in neuerer und neuester Zeit an thatsächlichen Beobachtungen zur Lösung der angedeuteten Frage beigetragen wurde, soll in den folgenden Zeilen in Kürze geschildert werden. Im Anschluß daran will ich versuchen, einige der Konsequenzen, welche aus den vorhandenen Beobachtungen behufs Erklärung der Lebenserscheinungen jetzt schon gezogen werden, dem Leser vorzuführen.

Die ersten genauen Wahrnehmungen über den direkten Zusammenhang der Protoplasmen benachbarter Pflanzenzellen rühren von E. Tangl, Professor an der Universität in Czernowitz, her. Im Jahre 1880 wies er dieses Strukturverhältnis für das Sameneiweiß der bekannten Brechnuß (Krähenaugen, Samen von Strychnos nux vomica), und für einige andere aus derbwandigen Zellen be-

stehende ähnliche Pflanzengewebe nach. Diese Entdeckung nun regte aus mehrfachen Gründen zu neuen Untersuchungen an. Das Sameneiweiß der Brechnuß ist oftmals und von sehr sorgfältigen Beobachtern mikroskopisch untersucht worden, aber niemand hat vorher den Durchgang des Protoplasmas von einer Zelle zur anderen gesehen. Es müssen bestimmte Tinktionsmethoden in Anwendung gebracht werden, um die feinen Verbindungskanäle in den dicken Zellhäuten und die überaus zarten protoplasmatischen Verbindungsstränge sichtbar zu machen. Dieser Umstand ließ der Hoffnung Raum, unter Anwendung derselben oder anderer Färbungsmethoden auch in anderen Fällen die Kommunikation benachbarter Protoplasmen zur Anschauung bringen zu können. Wenn nun so dickwandige Zellen, wie die des genannten Sameneiweiß, eine Verbindung der eingeschlossenen Protoplasmamassen ermöglichen, um wieviel wahrscheinlicher ist es, in den dünnhäutigen Zellen dieses Strukturverhältnis realisiert zu finden.

Als man daran ging, die Verbreitung kommunizierender Protoplasmen im Pflanzenkörper zu ermitteln, erinnerte man sich zunächst an die langbekannte Thatsache, daß die Inhalte der Siebröhrenglieder durch die sogenannten Siebplatten in offener Verbindung stehen, ferner einer im Jahre 1878 von **Borrert** gemachten Entdeckung, derzufolge in gewissen Algen (Florideen) trotz anscheinend dichten Verschlusses der Zellen eine Vereinigung benachbarter Protoplasmen bestehe. In rascher Folge wurde in den Rindenzellen vieler Holzgewächse (Esche, Erle, Roßkastanie, Kreuzdorn u. s. w.), mehrerer Stauden (Enzian, Klette) und Schlingpflanzen (z. B. im Hopfen), in den Blattstielpolstern von mit reizbaren Blättern versehenen Gewächsen (z. B. bei der bekannten Sinnpflanze), in den parenchymatischen Geweben zahlreicher Gewächse (nicht nur bei Blütenpflanzen, sondern auch bei Gefäßkryptogamen, z. B. bei Farnen), in den in neuerer Zeit entdeckten, den Siebröhren benachbarten „Geleitzellen" und in einigen anderen Zell- und Gewebeformen die Verbindung der Protoplasmen nachgewiesen. Von besonderem Interesse ist noch folgende Beobachtung. Die anfänglich dicht aneinanderschließenden Zellen der Pflanzengewebe treten in der Regel an einzelnen Stellen wieder außer Verband, wobei intercellulare Räume entstehen, die, je nachdem sie Luft, Milchsaft &c., führen, als Luft-, Milchsaftgänge &c. bezeichnet werden. Es ist in neuerer Zeit gelungen, auch in solchen Zwischenzellräumen die Gegenwart von Protoplasma zu konstatieren. Dasselbe tritt hier in Form von Fäden auf, welche durch die Häute der Zellen hindurch die Brücke zwischen den Inhalten der Elementarorgane bilden.

An diesen lange noch nicht zum Abschluß gebrachten Untersuchungen haben sich zahlreiche Gelehrte beteiligt, von denen namentlich der um die entwickelungsgeschichtliche Forschung so hochverdiente Prof. **Strasburger**, ferner Prof. **Russow** in Dorpat und die beiden Engländer **Gardiner** und **Hilhouse** hervorzuheben sind.

Die beste bis jetzt aufgefundene Methode zur Nachweisung der feinen, durch die Zellwand gehenden Protoplasmastränge besteht in Folgendem. Die betreffenden, womöglich ganz frischen Gewebe werden mit Jodlösung behandelt, sodann durch einige Stunden in Chlorzinkjodlösung liegen gelassen, hierauf ausgewaschen, mit

Hoffmanns Blau tingiert und endlich in eine alkoholische Pikrinsäurelösung eingelegt.

Die direkte Kommunikation der Protoplasmen erleichtert uns die Erklärung vieler physiologischer Erscheinungen, z. B. die Reizfortpflanzung. Die Reizbarkeit des Blattes der Sinnpflanze (Mimosa pudica) ist allgemein bekannt. Wird das Blatt an einer Stelle berührt, so tritt eine Reihe von sehr charakteristischen Bewegungserscheinungen an demselben auf: die kleinen Blättchen falten sich, die Fiederblättchen rücken näher an einander heran, endlich senkt sich der gemeinschaftliche Blattstiel. Dies alles geschieht durch einen einzigen Berührungsreiz, der sich in kurzer Zeit durch das ganze Blatt fortpflanzte. Als man die Verbreitung der benachbarten Protoplasmen noch nicht kannte, war es unverständlich, wie der Reiz von dem Protoplasma einer gereizten Zelle auf das einer Nachbarzelle übertragen werde. Es schien ja, als wären die lebenden Zellenleiber durch die einschließenden, wie man annahm, leblosen Zellhäute vollständig getrennt. Nunmehr ist, wie früher angedeutet wurde, speziell für das Blatt der Mimosa pudica der Zusammenhang der Protoplasmen in der Region des reizbaren Gewebes nachgewiesen und damit ein großes Hindernis, welches dem Verständnis der Reizübertragung sich entgegen stellte, aus dem Wege geräumt.

Vor kurzem veröffentlichte Prof. Hugo de Vries in Amsterdam eine höchst interessante Abhandlung über den Transport der plastischen Stoffe im Pflanzenkörper, welche sich zum Teile auf die oben geschilderten Verbindungen der Protoplasmen stützt und welche neuerdings zeigt, wie fruchtbar die Auffindung dieses Strukturverhältnisses nach den verschiedensten physiologischen Richtungen sich jetzt schon erweist.

Bisher wurde die Leitung der plastischen Stoffe durch den Pflanzenkörper fast durchgängig auf Diffusion zurückgeführt. Allein die Berechnungen, welche auf Grund der Grahamschen Versuche Prof. Stefan in Wien über die Geschwindigkeit der Diffusionsbewegung anstellte, sind dieser Annahme nicht günstig. Nach diesen Berechnungen braucht ein Milligramm Kochsalz, um aus einer zehnprozentigen Lösung den Weg von einem Meter zurückzulegen, nahezu ein Jahr. Mehr als die doppelte Zeit ist erforderlich, damit dieselbe Gewichtsmenge von Rohrzucker dieselbe Strecke bei gleicher Konzentration der Lösung zurücklegt, und Eiweiß würde unter analogen Verhältnissen erst in vierzehn Jahren im Gange der Diffusion die Länge eines Meters durchlaufen.

Eiweiß und Zucker zählen aber zu den gewöhnlichsten plastischen Wanderstoffen der Pflanze, und es ist nach den eben angeführten Daten selbstverständlich, daß der Stofftransport noch auf anderem Wege als dem der Diffusion im pflanzlichen Organismus vor sich gehen müsse.

H. de Vries zieht nun die bekannte strömende Bewegung des Protoplasmas zur Erklärung des Stofftransports heran. Diese Bewegung ist, wie bekannt, im Pflanzenreiche wohl sehr verbreitet; auch geht dieselbe mit einer den thatsächlich stattfindenden Stofftransport zum mindesten erreichenden Geschwindigkeit in den Zellen vor sich.

Bezüglich der einzelligen Pflanzen liegt unter Zugrundelegung der de Vriesschen Anschauung einer Erklärung des Stoffwechsels nichts im Wege. Im Gegenteile; nichts scheint einleuchtender und ungezwungener als den Stofftransport in solchen einfach gebauten, dennoch aber oft relativ großen Zellen auf die so lebhafte Protoplasmaströmung zurückzuführen. Anders liegt aber die Sache für die gewöhnlichen vielzelligen Gewächse. Die Strömung erklärt uns zunächst nur, wie innerhalb jeder einzelnen Zelle die Translokation der Substanzen beschleunigt wird, aber noch nicht, wenigstens nicht direkt, wie dadurch eine Förderung der plastischen Stoffe innerhalb eines Gewebes oder eines Organs vor sich geht. Unter der Annahme, daß die Protoplasmen der Leitungsgewebe kommunizieren und die Strömung auch die Verbindungsstränge beherrscht, läßt sich die de Vriessche Erklärung auch auf diese Pflanzen anwenden. Übrigens bringt die durch die Protoplasmaströmung herbeigeführte rasche Bewegung der Stoffe innerhalb jeder einzelnen Zelle gewiß schon der ganzen Pflanze insofern Vorteil, als dadurch bei der Stoffleitung einerseits jene Zeit erspart wird, welche erforderlich wäre, um die Stoffe innerhalb der einzelnen Zelle durch Diffusion von einem Ende zum anderen zu leiten, andererseits können aber auch die diosmotischen Bewegungen von Zelle zu Zelle durch die die Strömung begleitende Stoffverteilung eine wesentliche Förderung erfahren.

Wien. J. Wiesner.

Ethnologie.

Bedeutung und Aufgabe der Ethnologie.

Das zur Zeit Schillers noch perhorreszierte Bündnis zwischen Philosophie und Naturwissenschaft gestaltet sich trotz vielfach verfehlter Versuche in den letzten Dezennien auf Grund einer umfassenden Revision der gegenseitigen Ansprüche und Verpflichtungen zu einem immer innigeren und wirksameren; es erwächst hier im stillen eine auf streng induktiver Basis gegründete Weltanschauung, die im scharfen Gegensatz zu allen rein metaphysischen und transzendentalen Systemen sich nicht an die Lösung weltfremder Probleme wagt, sondern unseren Blick auf die reale Entwickelung des menschlichen Geschlechtes beschränkt, oder, um gleich den präziseren Ausdruck vorwegzunehmen, auf die Entwickelung des menschlichen Bewußtseins in allen seinen Manifestationen.

Noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinein galt die Ethnologie als eine Disziplin inferioren Ranges, bald der Geographie oder Geschichte, bald der Naturwissenschaft im allgemeinen zugewiesen. Es bedarf vor allem des Nachweises, wie es ihr gelang aus dieser bescheidenen Stellung zu jener eminenten philosophischen Bedeutung sich emporzuarbeiten, die sich unseres Erachtens noch täglich steigert. Als Erfahrungswissenschaft im strengsten Sinne benutzt sie alle die Mittel, durch welche die moderne Naturforschung so großartige Erfolge erzielt hat; dahin gehören persönliche Beobachtung, Sichtung des überlieferten Materials, Vergleichung strittiger Punkte mit anderen gleichartigen u. s. f., kurz

die scharfe Kritik, wie jeder sie an der Geschichtsschreibung zur Genüge kennt. Aber diese litterarischen Hilfsmittel und ihre Bearbeitung reichen bei weitem nicht aus; besteht doch das anscheinende Continuum der Weltgeschichte bei Lichte besehen aus recht fragmentarischen, bunt durcheinander gewürfelten Bruchstücken! Um wie viel mehr wird diese Lückenhaftigkeit hervortreten in den Anfängen menschlicher Gesittung, wie sie gerade die Ethnologie behandelt! Hier scheint daher menschlicher Erkenntnis ein bloßes Vakuum sich aufzuthun, und dennoch ist es uns möglich geworden, in diese Tiefen und Abgründe Licht zu entsenden. Man kann als eines der wesentlichsten Merkmale der modernen Wissenschaft gegenüber der antiken (von der mittelalterlichen zu schweigen) das Experiment ansehen, und dies Zaubermittel hat auch im vorliegenden Fall seine gewünschte Wirkung nicht versagt. Freilich finden wir es hier nicht in der Form der gewöhnlichen naturwissenschaftlichen Technik, einer ad hoc angestellten und beliebig veränderlichen Beobachtung, sondern in der Gestalt einer möglichst umfassenden Vergleichung und der damit zusammenhängenden Rückschlüsse von gegenwärtigen Institutionen auf längst vergangene. Ein Beispiel wird dies klar machen. Wir finden noch jetzt vielfach bei völlig stammfremden Völkerschaften die uns seltsam anmutende Sitte sich nach dem Namen der Mütter zu benennen, ja das ganze Erbschaftssystem ausschließlich nach dem matriarchalischen Prinzip zu regulieren. Dasselbe (wenn auch nicht ganz in derselben Intensität) meldet uns z. B. Herodot von kleinasiatischen Stämmen, eine Nachricht, die, wie so oft, anfänglich dem Vater der Geschichte manchen Spott gelehrter Herren eingetragen hat, da sie ja an sich absurd sei und historisch gegen die landläufige Geringschätzung des weiblichen Geschlechtes bei niederen Rassen verstoße. Jenes allgemein-ästhetische und dieses für einen bestimmten geschichtlichen Zeitraum zutreffende Argument wird aber sofort hinfällig, wenn man die moderne Beobachtung mit jener Notiz des antiken Historikers verbindet und nach der alten Regel aus den gleichen Wirkungen auf die gleichen Ursachen schließt. Dabei ist nur ein Umstand, der immer und immer wieder das Bedenken des gewissenhaften Geschichtsforscher erregt und sie deshalb a limine schon abhält, ihrer ethnologischen Rivalin auch nur einigermaßen gerecht zu werden, das ist die Chronologie. Was bedeutet nun aber dieser zeitliche Ablauf als solcher? Nichts, gar nichts, nur einen bequemen Rahmen für unser Gedächtnis, welches darin die nach ganz anderem Kausalnexus verlaufenden Ereignisse eines bestimmten Volkes einordnet. Was hat nun diese zeitliche Aneinanderreihung zu thun mit einer ganz allgemeinen Darstellung, welche nicht etwa den Verlauf irgend eines einzelnen ethnischen Komplexes für sich, sondern die Entwickelung der menschlichen Rasse in ihren verschiedenen Stufen allgemein betrachtet? Für eine derartige universelle Perspektive müßte es, sollten wir denken, gleichgültig sein, ob die betreffende Erscheinung (Sitte, Gesetz, religiöse Zeremonie 2c.) sich bei einem Stamme nachweisen läßt, der mehrere tausend Jahre vor Christi Geburt lebt, oder bei einem, den noch unsere Reisende besuchen. Nicht die besondere Eigenart eines geschichtlich erfaßbaren Volkes, sondern die Struktur des sozialen Organismus, wie er überall und zu allen Zeiten in der menschlichen Rasse in den

8*

verschiedenen Entwickelungsphasen identisch angetroffen wird, das ist das Problem der Untersuchung. Überall mithin, wo dieser weltschauende Standpunkt zu Gunsten einer historischen Besonderung verlassen ist, tritt die geschichtliche Forschung mit ihrem chronologischen Apparat in Wirksamkeit; und umgekehrt, wo es gilt ein möglichst zusammenhängendes Bild von der Morphologie unserer Kultur bis in ihre naivsten und unförmlichsten Ansätze hin zu liefern, da muß die Geschichtsschreibung der Ethnologie das Feld überlassen. Und dies kann um so unbedenklicher geschehen, als es sich in dieser Konstruktion zunächst und zumeist um die Anfänge der menschlichen Gesittung handelt, die den Menschen trotz aller Unterschiede der Jahrhunderte und Klimate ziemlich gleichartig in den primitiven Bethätigungsversuchen seiner sozialen Triebe zeigen. Denn das nehmen wir implicite als bewiesen an, daß es sich hier nicht um einen Rousseauschen Roman handelt, der in anmutigen Zügen die Natur der Wilden uns vorführt, und ebenso wenig um den auch in modernen Handbüchern immer noch nicht ausgerotteten Urmenschen; das sind Überbleibsel einer dilettantischen und rein spekulativen Neigung, wie sie endlich einmal von dem Gebiet exakter Forschung verschwinden sollten. Vielmehr existiert der Mensch auch in ethnologischer Beziehung wie in jeder anderen, einem bekannten aristotelischen Spruche zufolge, nur als soziales Wesen, nicht als singuläres Individuum; deshalb läßt sich auch mit absoluter Sicherheit aus der sozialen Geschichte des Menschen sein ganzes Wesen erschließen. Die gesamte Kultur ist nichts weiter wie der Niederschlag aller psychischen Faktoren, die jemals den Menschen erregt haben, und so enthält diese generelle Morphologie der Menschheit zugleich eo ipso die beste, d. h. experimentell gesicherte Psychologie.

Die größte Sicherheit mithin für die Glaubwürdigkeit einer Nachricht liegt nicht in der Subjektivität des Berichterstatters als solchen (obwohl dies ein sekundäres Motiv sein kann), sondern primo loco in der durch thunlichste Vergleichung mit anderen gleichartigen Bezügen gesicherten Wahrscheinlichkeit der Sache selbst, also in einem wesentlich objektiven Moment. Daher mit dem tagtäglichen Anwachsen des Materials die steigende Sicherheit des Einzelnen, das immer an bestimmten, unerschütterlichen Kriterien gemessen wird. Derartige fundamentale Sätze sind, um nur einiges zu nennen: Eine Zeit matriarchalischer Organisation vor der Periode der Vaterherrschaft, das Bestehen einer Friedensgenossenschaft auf der Basis des gemeinsamen Blutes ohne die Begriffe der individuellen Ehe, der Zerfall solcher primitiven Geschlechtsgenossenschaften zu Gunsten gaugenossenschaftlicher und feudalistischer Bildungen u. s. f. Nach solchen morphologischen Merkmalen wird die Triftigkeit irgend einer neuen Institution beurteilt und je nach ihrer Verträglichkeit in den bestehenden Kanon rezipiert oder, wenn nicht vollständig verworfen, so doch vorläufig ad acta gelegt. Aber, wie gesagt, die Grundzüge der menschlichen Organisation stehen jedem vorwitzigen Skeptizismus gegenüber fest, nur die einzelnen Zwischenstufen der Entwickelung bedürfen noch bisweilen soliderer Fundamentierung.

Wie steht es nun mit den Resultaten? Schon die Namen der hervor-

ragenden Forscher auf diesem Gebiete, wie Lubbock, Tylor, Peschel, Bastian, Post, Müller u. a., beweisen, daß die junge Wissenschaft einer großen Zukunft entgegengeht. Es kann auch nicht unsere Absicht sein, in extenso hier die einzelnen Errungenschaften zu verfolgen und damit in nuce eine Geschichte der modernen Wissenschaft zu versuchen. Nur einige recht auffallende Erscheinungen des Völkerlebens sollen skizzenhaft berührt werden. Während die idealistische Philosophie alles a priori erklären will, sucht die Ethnologie dies gefährliche transzendentale Moment an die äußerste Grenze der Beweisführung zu schieben und erkennt ihm eine logische Stringenz überall nicht zu. So leitete die eben erwähnte Richtung des Denkens die Phänomene des Rechts letzten Endes aus einem angeborenen Rechtsgefühl ab, das dann eng verschwistert mit einem ebenso instinktiven moralischen Organ (alias Gewissen) den entscheidenden Faktor jeder rechtlichen und religiösen Entwickelung abgab. Dem gegenüber existiert für unsere Disziplin nur ein bestimmtes, durch die Struktur der betreffenden Organisation bedingtes und nicht etwa supranatural ableitbares Bewußtsein, das freilich in seiner Entstehung wie überhaupt die Bildung des individuellen Daseins in die Nacht kosmischer Potenzen sich verläuft. Deshalb muß auch, eben weil diese Organisation zu verschiedenen Zeiten eine völlig andere ist, zu jeder Zeit ein anderer Kanon des Rechtes bestanden haben (wie es die Thatsachen denn zeigen), und man kann wissenschaftlich nicht von einem absoluten Guten und Rechten sprechen. Die Blutrache, in der Geschlechtsgenossenschaft eine wesentliche Pflicht des moralischen Verhaltens, wird zum strafbaren Verbrechen in der Periode staatlicher Existenz; alle Unbilden und Schädigungen des fremden Stammes, wie sie jene primitive Gesittungsstufe so eifrig anempfiehlt, werden von unserem, auf die Reziprozität politischer Beziehungen basierten Bewußtsein nur noch höchst ausnahmsweise gestattet; die Verletzung weiblicher Ehrbarkeit, die ursprünglich nicht nur nicht getadelt, sondern als Zeichen physischer Stärke besonders gerühmt wurde, wird bei uns moralisch und juristisch geahndet. Kurz man würde in die peinlichste Verlegenheit geraten, falls in diesem Wirrsal der Gebote und Verbote eine suprema lex als oberste und überall anerkannte Instanz moralischer Wertschätzung zu erweisen wäre. Erst unter der angedeuteten Perspektive, daß diese Widersprüche des sittlichen Bewußtseins notwendigerweise bedingt sind durch die verschiedenen Grundlagen der sozialen Existenz der Menschheit, erst unter dieser Perspektive einer genetischen und deshalb relativen Moral gewinnen wir einen Einblick in die Entstehung und Wirksamkeit der sonst kurzer Hand, nach platonischem Muster aprioristisch dekretierten Ideen. Und wie mit Recht und Sitte, so verhält es sich auch mit der Religion. Noch jetzt findet sich vielfach der Mythus von einem angeblichen primitiven Monotheismus oder, wie man es auch wohl nennt, Kathenotheismus, von allgemeinen religiösen Empfindungen eines Übersinnlichen, die bei allen Stämmen vorkommen sollen u. s. f. Alles dies sind entweder vollständig falsche oder halbwahre Behauptungen, die darin hauptsächlich mangelhaft sind, daß sie spezifische, für eine bestimmte Epoche und Organisation maßgebende Vorstellungen in die Urzeit der Menschheit verlegen

(so behandelt z. B. Max Müller als solche die vedischen Gesänge). Die Urzeit aber kennt zunächst nur eine Thatsache, die mit gewaltsamem Ruck in den alltäglichen Ablauf der Ereignisse eingreift und den ersten Ansatz religiöser Entwickelung liefert, das ist die furchtbare Wahrheit des Todes. Dieser ist dem wissenschaftlich ungeschulten Vorfahren ein völliges Rätsel, und deshalb beginnt an diesem Punkt die Phantasie ihre erfolgreiche Thätigkeit. Ist der Tod kein natürliches, im unerbittlichen Kausalnexus begründetes Ereignis, so ist er das Werk eines Dämonen, der die Seele des Verblichenen raubt; deshalb kann auch der Angehörige sich selbst diesen Machtzuwachs zuwenden, er erhält mit der in bestimmten Organen repräsentierten Seele die wertvollen Eigenschaften des früheren Besitzers. Hiermit berühren wir die völlig unterschätzte animistische Basis des Kannibalismus. Die Seele wird dann auf weiterer Kulturstufe in einer relativen Isolierung des Leibes aufgefaßt, als nützliches oder schädliches Gespenst; daher die sorgfältige Behandlung des Leichnames, die festliche Begehung eines Tages, an dem die Seelen zu Gast geladen werden, daher die Opferhandlungen und anderweitig umständliche Kultusverrichtungen. Die Seele eines besonders mächtigen Häuptlings waltet mit exklusiver Sorgfalt grade über dem Wohlergehen des eigenen Stammes, er wird zum Gentilgott erhoben, und diese anfänglich bescheidene Divination setzt sich bis in die scheußlichsten, vom Blut der Schlachtopfer überströmten Verzerrungen fort, wie wir es z. B. bei den Azteken finden. Die uns so geläufigen Ideen einer Unsterblichkeit der Seele im philosophischen Sinne oder einer über die Schranken der Zeit und des Raumes erhabenen Gottheit sind erst die Produkte langsamer Entwickelung und dürfen nicht in spekulativer Deduktion an den Anfang des Prozesses gerückt werden. Auch auf diesem Gebiete werden nicht eher fruchtbringende Gesichtspunkte gewonnen, bevor nicht alle schulgemäßen, auf reiner Abstraction und dichterischer Intuition beruhenden Vorurteile zu Gunsten einer wahrhaft objektiven, nur auf genaue Auffassung des erfahrungsgemäß Gegebenen gegründeten Behandlung aufgegeben werden. Manche Illusion wird freilich verschwinden, aber die Wahrheit wird um so heller leuchten; wir werden wenigstens nicht umhin können, der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Bewußtseins auch für die religiösen Probleme einen nicht geringen Spielraum zu gönnen.

Bremen. Th. Achelis.



Litterarische Revue.

Lyrik, Epos.

Daß der Saphirsche Wortwitz, welcher um die Wende des Jahres 1830 in unserer Litteratur eine gewisse lärmende Rolle spielte und, wenn er auch in der Wertschätzung der wahrhaft gebildeten Kreise nur niedrig stand, doch bei der breiten Masse des Publikums eine um so gangbarere Münze war, allmählich ausgestorben ist und nur noch in den Spalten der unbedeutendsten „Witz“-blätter ein kümmerliches Scheindasein fristet, wird kein wahrer Freund des

Humors beklagen. Ueber die Qualität dieser Art von Witz brauchen wir uns hier nicht zu verbreiten; er nimmt unter seinen Genossen die niedrigste Rangstufe ein, denn er heftet sich nur an zufällige Äußerlichkeiten der Wortbildung und spielt mit diesen Fangball wie ein Jongleur oder Equilibrist. Das Spiel sieht manchmal munter und glänzend aus, aber es steckt, um eine volkstümliche und treffende Wendung zu gebrauchen, „nichts dahinter", und wollte man die schillernde Seifenblase etwa auf ihren geistigen Inhalt untersuchen, so zerplatzt sie bei der geringsten Berührung.

Als letzter Vertreter dieses Saphirschen Wortwitzes, der indessen, durch das ätzende Salz der Glasbrennerschen Schule gewürzt, einen gewissen sarkastischen Beigeschmack, eine spezifisch berlinische Färbung gewonnen hat und darum das Vorbild um ein Bedeutendes überragt, waltet noch jetzt seines Amtes unverdrossen und unermüdlich Richard Schmidt-Cabanis. Er ist Saphir auch darin ähnlich, daß ihm wie diesem die höheren Stilgattungen der Lyrik keineswegs fernliegen, und wie in Schulen, Kränzchen und Liebhabertheatern noch heute gewisse rührselige Saphirsche Deklamationsstücke mit Begeisterung vorgetragen werden, so kennt der Pegasus des jüngeren Dichters kein Hindernis und trägt seinen Reiter, dessen verblüffendes Versifikations- und Reimtalent die Fittige niemals sinken läßt, auf die höchsten Höhen des Parnasses, dort wo die Hymnen, die Oden und Sonette nach Art des Pindar, Horaz und Petrarca geschmiedet werden.

Das Resultat ist mitunter ein ganz stattliches, und Oden, wie jene auf „König Humbert", erfreuen ebensowohl durch den Schwung der Form wie durch die Vornehmheit der Gesinnung. Dasselbe gilt von dem Gedicht „Zu Lessings hundertjährigem Todestage", obwohl hier der mißglückte Vergleich zwischen dem Dichter und der Wunderblume, die alle hundert Jahre nur einmal ihren Kelch öffnet, recht deutlich beweist, wohin Bilderjagd und Prunk mit Worten führen, wenn sie nicht durch strenge Logik weise im Zaume gehalten werden. Doch aus diesen wie aus dem Gedichte „Zur Tempelweihe der Loge Royal York" spricht tiefe Empfindung und ein lebendiger Sinn für edle Menschlichkeit, für des Wahre und Schöne, und schon deshalb stellen wir den Autor hoch über sein formales Vorbild, bei dem auch der Ernst, die Rührung, die Liebe immer nur Mache und Posse gewesen sind. Das gilt bei Schmidt nicht; sein Fühlen ist echt, und wo es die prunkvolle Form ohne Lücke auszufüllen vermag, entstehen Strophen von ebensoviel Schwung wie Gehalt. Daß das nicht immer der Fall ist, liegt einerseits an der häufig zu breiten Anlage der Gedichte, andererseits an ihrer Entstehung inmitten des unaufhaltsam fortrauschenden Stromes der Tagespolitik, der namentlich für den „Zeit"-dichter ein schnelleres Produzieren erfordert, als der harmonischen Vollendung und Ausgestaltung des Ganzen gut ist. Und bei den rein politischen Gedichten, die wohl meist dem Feuilleton der nunmehr entschlafenen „Berliner Montagszeitung" entstammen, tritt für den Nichtparteimann gerade das mitunter sehr oberflächliche Spiel des Witzes mit dem Worte oder mit den Wörtern als genußerschwerendes Moment hinzu, und es bleibt allgemein nur die Anerkennung der außergewöhnlichen formalen Gewandtheit des Dichters übrig, dessen Flügelroß die schwierigsten Gangarten der Manege mit spielender Sicherheit und anmutigem Stolze durchtänzelt. Auf den politischen Inhalt der uns vorliegenden Sammlung, die unter dem für die ganze Art des Humors schon an sich charakteristischen Titel: „Auf der Bacillenschau. Zeitgenössische Forschungen durch das satirische Mikroskop von Richard Schmidt-Cabanis" bei F. W. Steffens in Dresden und Leipzig erschienen sind, hier einzugehen sind wir nicht willens noch berufen; es genüge die Angabe, daß der Dichter in Tagesfragen auf altfortschrittlich-orthodoxem Standpunkt steht, sich aber oft darüber hinaus auf jene Höhe einer unbefangenen Anschauung erhebt, auf der sich alle begegnen, welche den erlösenden Gedanken der Humanität auf ihre Fahne geschrieben haben. Nebenher erlauben wir uns die Anmerkung, daß es „satirisch" heißt, und nicht, wie konsequent geschrieben wird, „satyrisch".

Eine ansprechende Sammlung wird uns in den „Deutschen Liedern und Gedichten" von Max Böheimb. Breslau. Eduard Trewendt geboten. Charakteristisch für die Weltan-

schauung des Autors sind folgende Strophen aus dem Gedicht: „An die immer Klugen“ (S. 45. ff.):

Woher, wohin die Welt? Der Mensch — wozu?
Ich grüble nicht um alle diese Fragen,
Mein Herz so dankesvoll und voller Ruh!
Ich will nicht immer nach der Lösung jagen.
Ich weiß nur eins, hier steht der Riesenbau,
Die großen Glieder und die kleinsten Steine!
Die Erden, wie die Blumen auf der Au,
Ein Meister schuf das große, wie das kleine . . . .
Drum nichts für ungut, ich bezwing' mich gern,
Denn weise scheint mir's still sich zu bescheiden.
Doch soll all Eure Weisheit, kluge Herrn,
Mir meine fromme Freude nicht verleiden.

Doch ist der Autor deshalb kein Anhänger eines thatenlosen Quietismus; im Gegenteil feiert er in dem Zyklus „Exulantenlieder“ das Martyrium für den Glauben und in dem Gedicht: „Kampf der Götter und Menschen“ den siegreichen, prometheischen Menschengeist, der dem Himmel seine Blitze entriß und in langsamem, aber sicherem Fortschritt die Urkraft der feindlichen Elemente bändigt. Der Dichter selbst hat allerdings, wie aus obiger Probe zu ersehen, nichts Titanenhaftes und Himmelstürmendes, und auch der Fluß seiner Poesien bewegt sich in maßvollem Takte vorwärts, nur in Romanzen wie, „Alboin der Longobardenkönig“ und „Desiderius“, in dem schönen und schwungvollen Gedicht: „Elisabeth Charlotte in Versailles“ und in den enthusiastischen Hymnen auf „Kaiser Wilhelm“ und „Germania“ wird teilweis unter dem Einflusse vaterländischer Begeisterung der Pulsschlag der Diktion lebhafter. Sehr schön ist der Sonettenzyklus „Die Schweizer in Paris“, in welchem der Gegensatz der angeborenen Freiheitsliebe zu der freiwillig übernommenen Pflicht der Treue zu wirksamstem Ausdruck gebracht wird:

„Wir sind der Freiheit Söhne; froh entfachen
Uns Eures Aufschwungs kühne Freiheitsschwingen;
Froh hören wir der Freiheit Lied erklingen,
Der jungen Freiheit goldig helles Lachen.
Wie flammend glänzt sie auf, auf Euren Gassen,
Der Alpen Sonne mit den Feuergluten,
Daß sie als Heimatsgruß auch uns erfreue! —
Doch uns ergeben? Unsern Platz verlassen?
Zurück! Wir fechten, bis wir sterbend bluten,
Denn höher noch als Freiheit gilt die Treue.“

Aus den Liebesgedichten heben wir „Reiters Abschied“ hervor, das den frischen Ton des Volksliedes sehr glücklich trifft. Böheimb ist nach dieser Probe seines Talentes zwar kein Lyriker ersten Ranges, aber jedenfalls ein begabter Dichter, der in geschmackvoller, oft schwunghafter Form einer tiefen Empfindung und einer reifen Weltanschauung Ausdruck zu geben versteht.

Ferner sind eingegangen: „Neue Gedichte von Friedr. Heinr. Otto Weddigen“. Kassel. Kleimenhagen. Der Verfasser hat sich seiner Zeit selbst auf Grund seiner höchst fragwürdigen „Schwertlieder eines Freiwilligen“ zum poetischen Vertreter jener deutschen Jugend ausgerufen, welche 1870/71 sowohl das Schwert führte wie die Leier rührte. Und wenn wir den beigefügten Reklamen trauen dürfen — Dinge, die uns von vornherein eine an sich vielleicht ganz gute Sache verdächtig machen — so stellt er sich durch seine neuesten Leistungen unmittelbar neben Emanuel Geibel, der auch als Eideshelfer für diese Wertschätzung herangezogen wird. Wir sind gegen derartige Empfehlungen von „Autoritäten“ auf Grund merkwürdiger Erfahrungen sehr mißtrauisch und behalten uns vor zu untersuchen, inwieweit die das Erscheinen des Herrn Weddigen in der Arena der nationalen Dichtung begleitenden Posaunen-

stöße gerechtfertigt sind oder nicht. Daran schließen sich „Gedichte von Ludwig Gowe". München. Ernst Stahl. Eine Strophe aus einem „Rokkoko" betitelten Zyklus genüge als Beleg für die Berechtigung, mit welcher dieser „Dichter" nach dem Gipfel des Parnasses strebt:

Weht der Wind nun Frühlingsdüfte,
Drängen sich ihr' Brüstlein für,
Seufzet, atmet's gen die Lüfte,
Wieget Busen jetzt und Hüfte:
Lieber Schatz, wo fehlt es dir?

Ja, wenn es der Dichter nicht weiß, wir wissen es nicht; höchstens könnten wir ihm sagen, wo es diesen Versen fehlt.

Wir schließen daran die Anzeige, daß Professor Wilhelm Kapfs „deutsche Dichterhalle" in zweiter Auflage als Deklamierbuch für stufenmäßige Vortragsübungen, umgearbeitet von Dr. Ferdinand Scholl, vorliegt (Reutlingen, Fleischhauer & Spohn). Die Auswahl ist zweckentsprechend und geschmackvoll geordnet, und die Vorrede entwickelt sehr vernünftige Grundsätze über die Deklamierübungen in den Schulen. Festnageln möchten wir aber doch die Bemerkung, wonach sich die Unbrauchbarkeit rein erotischer Partien zur Deklamation sogar bis ins dramatische Gebiet erstrecke, „indem diejenigen Szenen, in welchen Liebende einander längere Zeit vergöttern, entweder langweilig oder geradezu unleidlich erscheinen". Wir erinnern uns, daß wir in der Prima das „Donec gratus eram tibi" offiziell überschlugen — privatim wurden natürlich dieses und andere verpönte Gedichte um so eifriger gelesen — und wollen auch nicht, daß etwa in den Schulen grade „Zwei edle Häuser in Mirandola" oder Don Cesars wundervolle Erzählung „Wie es geschah, frag' ich mich selbst vergebens" zu bevorzugten Deklamationsstücken erwählt werden, aber „langweilig und unleidlich?" Wo bleiben Romeo und Julia? Wo Margarethe und Suffolk u. s. w. u. s. w.?

In neuer Ausgabe hat Hinrikus Fischer in Norden die „Dichtungen Alfred de Musset's, übersetzt von Otto Baisch" und „Le Rime di Michelangelo Buonarotti, Nachdichtungen von Hans Graßberger" erscheinen lassen. Eine Übersetzung ohne äquivalentes eigenes poetisches Talent bleibt immer ein mißlich Ding, und um einem Musset gerecht zu werden, mußte schon ein Freiligrath kommen. Immerhin ist Baischs Übersetzung, in welche auch die größeren Dichtungen „Rolla" und „Namouna" aufgenommen sind, eine anerkennenswert fleißige und tüchtige Arbeit. Die Übersetzung Michel Angelos empfehlen wir wegen ihrer Treue und Vollständigkeit und nicht minder wegen der instruktiven Sachlichkeit der Anmerkungen. Es ist gar nicht möglich, dem gewaltigsten Genius der Renaissance gerecht zu werden, ohne seine Gedichte zu kennen. Glücklich ist die Übersetzung nicht immer, am wenigsten bei der berühmten Antwort der „Nacht", die in jeder Übertragung von ihrem Wohllaut und ihrer prägnanten Wucht verlieren muß:

Grato m'è 'l sonno e piu l'esser di sasso
Mentre che 'l danno e la vergogna dura,
Non veder, non sentir m'è gran ventura.
Però non mi destar, deh! parla basso!

Am besten, mit Ausschluß der ersten Zeile, deckt sich noch in Gedanken und Form die folgende Übersetzung mit dem Original:

Lieb' ist der Schlaf mir, lieber Steines Weise,
Solange Schmach und bittrer Jammer währen;
Nichts seh'n, nichts hören ist mein ganz Begehren —
So wecke mich nicht auf, o, rede leise!

Bis auf das häßliche und unverständliche, „Steines Weise" ist das vortrefflich; Graßbergers Übersetzung ist jedenfalls weit steifer und härter. Es wäre des Schweißes des Edlen wert, der deutschen Litteratur eine tadellose Übersetzung dieser unsterblichen Zeilen zu gewinnen.

Beim Übergange zum Epos stoßen wir zunächst auf „König Humbert in Neapel.

Ein Gedicht von Adolf Brieger". Leipzig, Karl Reißner. Die unvergessene Heldenthat, welche des Königs Humbert Stirne mit einem reineren und köstlicheren Lorbeer schmückt, als er auf Schlachtfeldern erworben zu werden vermag: sein Besuch in dem von der Cholera durchseuchten, von wilder Verzweiflung durchrasten Neapel und dessen Lazaretten ist, wenn irgend etwas in der Welt, gewiß der Verherrlichung durch die Poesie würdig. Adolf Brieger hat seine Aufgabe mit Begeisterung erfaßt und mit glänzendem Talente gelöst. Malt er im ersten Gesange die unvergleichlichen Reize Neapels, die Herrlichkeit der Natur, den holden Zauber der Frauenschönheit mit dem farbenglühenden Pinsel und der Anschaulichkeit und Lebenswahrheit eines Achenbach, so erhebt sich seine Dichtung zu düster-unheimlicher Schaurigkeit, da sie das Auftreten der Seuche in diesen blühenden Gefilden und deren verheerende Wirkung schildert. Wie eine segenspendende Lichtgestalt tritt König Humbert voll ernsten, männlichen Mutes unter die Verzweifelten, und das aufatmende Volk, das vergeblich auf die Hilfe des heiligen Januarius gebaut hat, begrüßt in ihm seinen Retter. Schön und ergreifend ist die Szene, als im Lazarette Conocchia der König und der Erzbischof von Neapel einander gegenübertreten, und angesichts des ungeheuren Elends selbst in dem starren Priester das Gefühl der Versöhnung lebendig wird. Einen Augenblick scheint der Dichter eine Ausgleichung der Gegensätze für möglich zu halten:

So haben Fürst und Priester sich getroffen,
Einmal zum Segen kreuzend ihre Bahn.
Und der Aspekt bedeutet: Wagt zu hoffen! —

Doch nicht für lange, und am Schlusse erfolgt die an die geschwisterlich verbundenen Reiche Deutschland und Italien gerichtete Aufforderung, im Kampfe gegen alle „Nachtgeburten", gegen Not und Krankheit, wie gegen den Wahn, der die Seelen niedergerungen hat, treu vereint zu stehen. Ohne Kampf kein Sieg und keine Versöhnung von Gegensätzen, die, wie sie sind, sich nicht versöhnen wollen noch können.

... Da sei des Geistes lichtes Schwert geschwungen,
Sein Banner weh' im Sturme stolz und frei;
Und bis der Siege köstlichster errungen,
Sei „Vorwärts, Menschheit!" unser Kampfgeschrei!

Sehr schön und fesselnd sind der fünfzehnte und sechzehnte Gesang, in welchem zwei Ärzte, beide von dem glühendsten, selbstlosen Eifer des Helfens beseelt, ihre religions-philosophischen Grundanschauungen entwickeln. Mit seltener Meisterschaft und einer Klarheit, die wir allen unseren Dichtern wünschen möchten, versteht es hier der Autor, philosophische Gedanken in der anmutigsten und gelenkigsten Form ohne Schulstaub und Pedanterie poetisch zu verwerten. Dem Leser mag es überlassen bleiben, je nach seiner Anschauung, in dem Gegensatze zwischen gläubiger Ergebung in einen höheren Willen und selbständiger, lediglich auf der Erkenntnis des Guten beruhender Pflichterfüllung zu entscheiden. Der Autor schlägt sich auf die Seite der positiven Auffassung, wenn er schließt:

Und wieder geh'n ans Liebeswerk die Zwei,
Begeist'rung in den ernsten, sanften Mienen,
Der, dem verkannten Gotte trotzig frei,
Der, dem erkannten demutvoll zu dienen.

Voraus geht dem Gedicht eine Einleitung, welche die unvergeßlichen Eindrücke, die Italien in jedem empfänglichen Herzen und gebildeten Geiste hinterläßt, in schwungvollen Distichen feiert. Die Dichtung selbst ist in Terzinen gehalten, und diese schwierige Form mit einer Meisterschaft behandelt, wie wir ihr selbst in unserer versgewandten Zeit nur selten begegnen. Soll peinliche Sorgfalt in der Form nicht störend wirken, so darf man weder Absicht noch Zwang merken. Und das ist hier thatsächlich nirgend der Fall; jede Terzine bildet entweder ihr selbständiges Ganzes, oder wo ein Gedanke durch mehrere Strophen fortgesponnen wird, ist er innerhalb desselben ausnahmslos mit kunstgerechter Steigerung gegliedert. Von der Reinheit der Reime reden wir nicht erst, da wir sie ebenso für selbstverständlich wie für nebensächlich halten; wir wünschen nicht, daß ein Dichter einen guten Gedanken um des guten Reimes willen

opfere, aber unsere Sprache ist so durchgebildet und schmiegsam, daß er jeden Gedanken zum mindesten in einer Form auszudrücken imstande sein muß, die weder das Auge noch das Ohr verletzt. Alles in allem ist Briegers „König Humbert“ eine gehaltreiche und schöne Dichtung.

„Ramphold Gorenz. Ein deutsches Lied aus der Hussitenzeit von Carl W. Gawalowski (Graz, Friedrich Goll)“, verdankt seine Entstehung augenscheinlich dem gegenwärtig im Lande der Wenzelskrone heiß tobenden Kampfe zwischen Deutschen und Czechen. Der Autor stellt sich in bewußten Gegensatz zu jenen deutschen Dichtern, welche einst die Kämpfe der Hussitenzeit „als neuen Tages Herrlichkeit“ gepriesen, und weist darauf hin, daß Huß nur wilden Haß gepredigt habe, während im Gegensatze dazu Luther der „Menschenliebe süßen Schein habe erstrahlen lassen.“ Was den letzteren Punkt betrifft, so wollen wir uns nicht dabei aufhalten, daß Luthers Menschenliebe gelegentlich recht bedenklich ins Schwanken geriet, aber wenn wir auch dem großen Manne nicht die Sünden derer zurechnen wollen, die sich jetzt für seine berufenen Jünger ausgeben, so dürfen wir auf der anderen Seite auch nicht vergessen, daß der Kampf eines Huß in der That ein Freiheitskampf war wie nur einer, und daß, wenn deutsche Dichter sich für die Losung „Kelch und Schwert“ begeisterten, sie es wahrlich nicht aus Zuneigung zum Czechentum thaten. In Betracht kommen hier namentlich Moritz Hartmann und Alfred Meißner, deren lyrische und lyrisch-epische Dichtungen zum eisernen Bestande unserer Litteratur gehören. Vor wenig Wochen ist der letzte dieser Dioskuren aus dem Leben geschieden. Wenn grade er im „Ziska“ zur Schilderung des Hussitenkampfes die wärmsten Farben fand, so war sein Zweck keineswegs eine abstrakte Verherrlichung dieser geschichtlichen Episode, nein, auch auf seiner Dichtung stand in Flammenschrift „In tyrannos“, und in erster Linie richtete sie sich gegen das Metternich'sche Gewaltsystem, das mit bleiernem Druck auf Deutschland-Österreich lastete. Kerkerhaft und Verbannung waren der Lohn, den die Regierung für Alfred Meißner hatte, und überdies hat der Dichter es selbst schmerzlich genug erkannt, wie wenig die Enkel der Väter wert waren, als ihm der Aufenthalt im Vaterlande durch die wüste czechische Agitation gegen alles deutsche Wesen für immer verleidet wurde. Daß wir in diesem Kampfe mit vollem Herzen auf seiten der Deutschen stehn, ist ebenso wahr, wie daß dieselben in erster Linie auf ihre eigene Kraft angewiesen bleiben müssen. Dichtungen wie die vorliegende sind immerhin ein erfreuliches Zeichen männlicher Entschlossenheit und opferfreudigen Mutes. Die Form ist glatt und ansprechend.

„Der Jugend Lust und Leid“, Epos in vier Gesängen von Dr. ph. E. Heinrichs (Hannover, Schmorl und von Seefeld) ist eine harmlose Idylle in Vossischem Stil, in welcher die Leiden des Tertianerlebens mit viel Humor und Frische geschildert sind. Namentlich ergötzlich ist die Verwendung des ganzen Heldenapparates der Iliade für die qu. Obertertia. Anspruchslos, wie sich das Gedicht giebt, will es gelesen und genossen sein; es wird dem Leser, der alle diese Dinge mutatis mutandis an sich selbst erfahren hat, manches behagliche Lächeln ablocken. „Watter“ Eine Geschichte aus dem 13. Jahrhundert von Ernst Lutz (Würzburg, Stahel) ist dagegen eine vom Baume der Romantik gepflückte Frucht, welche die Fabel vom falschen Demetrius in einer neuen Variante behandelt. Der Autor wandelt mit Geschick in den Bahnen von Redwitz, Kinkel u. a., ohne vorläufig hervorstechende Züge einer eigenen Physiognomie zu verraten. Die Verse sind gewandt und leichtflüssig. „Worte der Wala“ aus der Edda, eine Erzählung von Heinrich Hugo, Leipzig, Gustav Fock, ist die „erste Abteilung“ eines Gedichtes in Prosa, aber in jener tollgewordenen Prosa, welche wir Kinder des 19. Jahrhunderts trotz aller Oktroyierungsversuche nun einmal nicht mehr genießbar finden. „Und am brodelnden Borne, der Labe des Lebens, steht Donnerer Thor, der goldige Rotbart, in glänzender Rüstung die linke Hand legend auf seinen Hammer und in der anderen Hand haltend seinen silbernen Helm, in welchem er beut den über die breite Brücke kommenden Göttern den trefflichen Trank zur Labe des Lebens.“ So geht es weiter. Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß nach seiner eigenen Behauptung der Verfasser im ersten Gesange „aus der Seele der Gothik den Wald erschaffen hat;“ nicht als ob er jener vielerfragte Meister des Waldes hoch dadroben wäre, sondern er hat einfach, oder gekünstelt, geschrieben: „Es wölbet der Wald seiner Zweige Zelt über einen grünen Grund, der wundervoll wechselt in Schatten und Sonne.“ Das nennt

Herr Heinrich Hugo „den Wald aus der Seele der Gothik erschaffen.“ „Der Heiland von Heinrich Langer (Paderborn und Münster, F. Schoeningh) ist eine poetische Paraphrase der Evangeliengeschichte. Daran sei geschlossen „Der Weltuntergang“, eine Phantasie von S. und „Promethidenlos“, eine Dichtung von Gerhard Hauptmann, Berlin, W. Issleib). Die Besprechung des letzteren Werkes, die uns für jetzt zu weit führen würde, bleibt vorbehalten.

Litterarische Berichte.

Trias. Drei Aufsätze als Manuskript für politische Freunde, von Frhr. v. Helfert. Wien 1884. Druck und Verlag von Ludwig Mayer (Rudolf Brzezowsky).

Von dieser Trias von Aufsätzen sind die beiden ersten in dem, bekanntlich reaktionären, Wiener „Vaterland“, der letzte, den wir deshalb hier nicht zu berücksichtigen brauchen, in dieser Zeitschrift, Bd. VIII. 12. S. 312—324 erschienen. Er heißt „das Testament Peters des Großen“ und ist in der Broschüre zeitgemäß erweitert und ergänzt. In dem ersten Aufsatze, „Was wollen denn eigentlich die heutigen Wiener“ benutzt Frhr. v. Helfert jene ja freilich unbillige und unverständige Agitation gegen die Gründung einer tschechischen Schule in Wien, um den ihm wegen ihres Liberalismus und ihres Festhaltens am Deutschtum unsympathischen Wienern von heute eine Strafpredigt zu halten. In dem zweiten, „Sed quid nunc?“ wendet er sich gegen die Magyarische „Glossomanie“ und bespricht zwei Fälle, in welchen diese zu großen und verderblichen Thorheiten geführt hat. Der eine Fall ist der der „Repatriierung“ der Bukowinischen Csangos (Szekler), welche mit dem bekannten schmählichen Mißerfolg endigte. Der andere ist der der zweisprachigen Schilder, in welchem Ungarn, und zwar diesmal das offizielle Ungarn, einen kaum weniger schmählichen Mißerfolg erlebte. Das Heilmittel, welches der Verfasser gegen die durch die nationale Anmaßung der Ungarn drohende Gefahr vorschlägt, die Vereinigung von Kroato-Slavonien, Bosnien und Dalmatien zu einem dreieinigen Königreiche, die Herstellung „der Trias statt der Dyas“, möchte, obwohl H. das Gegenteil behauptet, doch wohl an dem Oktoberdiplome scheitern, noch mehr aber an der von ihm selbst zwar erkannten, aber nicht richtig gewürdigten Konsequenz, welche die Logik der Dinge alsbald aus jener Gründung eines südwestlichen Striches ziehen würde, nämlich der Entstehung eines Reiches „der Länder der St. Wenzelskrone“ und eines solchen des galizisch-lodomirischen Gebietes. Dem reaktionären Politiker dürfte allerdings die Pentas eher sympathisch sein als Angst einflößen,[1]) aber wo man liberal und deutsch denkt, sieht man im Föderalismus den Untergang des Deutschtums und den Anfang vom Ende Oesterreichs. A. B.

Drei Aufsätze betreffend die europäische Auswanderung nach den Argentinischen Provinzen Buenos-Aires, Santa-Fé und Entrerios von Dr. J. Chr. Heusser. Mit einer Karte in Farbendruck. Zürich 1885. Verlag von Orell, Füßli & Co.

Das Buch eines Mannes, welcher in verschiedenen Lebensstellungen und Berufen 23 Jahre in den Gebieten zugebracht hat, über welche er eingehende Mitteilungen macht, verdient volle Beachtung, um so mehr, als Dr. Heusser mit großer Gewissenhaftigkeit zwischen dem unterscheidet, was er selbst gesehen hat, und dem, worüber ihm nur Berichte, wenn auch zahlreiche und glaubwürdige zugegangen sind. Auch erweckt die Nüchternheit und Vorsicht hohes Vertrauen, mit welcher der Verf. aus den festgestellten Thatsachen Schlüsse zieht, und endlich sind die praktischen Resultate, die Ratschläge, welche in betreff von Einwanderung, Land- und Herdenerwerb gegeben werden, ebenso frei von Pessimismus wie von Optimismus. In der Epistel, in welcher das Buch dem hochverdienten ehemaligen preußischen Geschäftsträger für die Plata-Staaten, Fr. v. Gülich, zugeeignet wird, sagt H., er bilde sich ein, daß er der erste sei, der in uneigennütziger Absicht und auf fast fünfundzwanzigjährige Erfahrung gestützt, für die europäische Auswanderung nach Argentinien geschrieben habe. Auch ich wüßte keinen zu nennen, welcher mit redlicher Gesinnung eine solche Fülle der Erfahrung verbände. Der erste Aufsatz S. 11—101, welcher im Jahre 1882 in Europa geschrieben ist, verspricht „einige Winke zur Auswanderung nach der Pampa-Ebene der Argentinischen Republik“ zu geben, aber er erörtert nicht nur, in guter Disposition, die Aussichten der Massenauswanderung und der Einzelauswanderung, bei

[1]) S. 44 muß es: „weder unentbehrlich noch bedenklich“ heißen.

welch' letzterer wieder die Chancen des Kaufmannes, des Handwerkers und desjenigen, welcher keines von beiden ist, unterschieden werden, in lichtvoller Weise, sondern er giebt bei dieser Gelegenheit ein lebensvolles Bild des „Camplebens", wie es sich vor allem bei dem Rinder- und bei dem Schafbesitzer abspielt, charakterisiert die Indianer, die Gauchos und die reinblütigen Argentinier und läßt auf alle in Betracht kommenden Verhältnisse ein helles Licht fallen. Der 2. Aufsatz giebt die Eindrücke einer Reise nach Santa-Fé und Entrerios und eine Vergleichung der Provinzen Buenos-Aires und Santa-Fé mit Beziehung auf die Aussichten, die beide Provinzen der Einwanderung bieten (Buen.-Air. 1883). Wenn die Rechts- und persönliche Sicherheit in der letzteren Provinz auch, trotz der Vertreibung der Indianer, noch viel zu wünschen übrig läßt, so konstatiert der Verf. doch für ganz Argentinien einen entschiedenen Fortschritt zum Bessern. Der 3. Aufsatz, welchen H. in seinem Camp zu Bahia-Blanca im Okt. 1883 verfaßt hat, behandelt „das Rio-Negro-Thal, und Patagonien" — von beiden Gebieten wird, so weit der Verf. sie bereist hat, ein anschauliches Bild gegeben — „als Ziel für europäische Auswanderung." Der Verf. hat, als Schweizer, die Aussichten seiner Landsleute, welche ja so zahlreich in jenem Lande angesiedelt sind, besonders berücksichtigt, aber seine Mitteilungen sind für deutsche Auswanderungslustige nicht weniger brauchbar. Eine beigegebene Karte erhöht den Wert des Buches. A. B.

Deutscher Litteratur-Kalender von **Joseph Kürschner. Stuttgart** 1885. **W. Spemann.**

Das beste litterarische Adreß- und Nachschlage-Buch für alle, die mit dem litterarischen Leben in Verbindung stehen oder in Beziehungen mit demselben treten wollen, ist der vorliegende Kalender. Derselbe giebt auf alle Fragen über Wohnsitz, Werke, Alter 2c. der Schriftsteller, über die Vereine, Litteratur-Verträge, über die Verleger u. s. w. ausführliche Auskunft. Wir können deshalb dieses Buch, welches mit großem Fleiß und mit großem Geschick abgefaßt ist, aufs wärmste empfehlen. R.

Die Physiologie der Liebe. Von **Paul Mantegazza**, Mitglied des Senats, Professor an der Universität in Florenz. Einzige vom Verfasser autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Italienischen von Dr. **Eduard Engel. Jena** 1885. Verlag von **Hermann Costenoble.**

In zweiter, veränderter und verbesserter Auflage wird uns hier das geistvolle Buch des bekannten und auch bei uns allgemein beliebt gewordenen italienischen Gelehrten, Paul Mantegazzas, Professors der Physiologie in Florenz, in deutscher Uebersetzung geboten. Der Verfasser, wie er sich mit gerechtem Stolze rühmt, von Geburt sowohl wie der Erziehung nach ein Italianissimo, schildert uns hier die Liebe, wie sie ein Italiener fühlt und wie er sie auffaßt. „Jedes Volk liebt auf eigene Art —" sagt er — „aber die unendlich vielen verschiedenen Schwingungen der Seiten des Herzens in allen Ländern unseres Planeten klingen zusammen zu einer erhabenen Harmonie". Dies ist der Grund, daß dieses spezifisch-italienische Werk auch bei uns die Würdigung gefunden hat, die es sowohl nach Inhalt wie Form verdient, wenn auch das deutsche Fühlen und Empfinden ein anderes, die deutsche Auffassung und Anschauung der Liebe eine andere ist, als unserer südlichen Nachbarn. Wir können hier unmöglich auf den reichen und interessanten Inhalt des Buches, der nur als Ganzes gewürdigt werden kann, näher eingehen, ebensowenig auf die geistreichen Auslassungen und Darlegungen des Verfassers, nur vergönnt möge uns sein, zur Charakterisierung des Standpunktes, auf dem sich Mantegazza befindet, eine Stelle des Buches anzuführen, auf welcher sich die ganze Gedankenentwickelung aufbaut. So heißt es: „Wenn einst die Wissenschaft der Zukunft unsern fernen Enkeln gestatten wird, alle Erscheinungen der Natur, von den einfachsten bis zu den verwickeltsten zu sammeln, von der einfachen Bewegung des Atoms bis zum erhabensten Geistesblitz eine ununterbrochene Kette von Thatsachen zu schaffen, — dann wird man vielleicht den allerersten Ursprung der Liebe in der Elementarphysik der verschiedenen Atome erkennen, welche sich suchen und sich verbinden und durch ihre entgegengesetzte Bewegung das Gleichgewicht hervorbringen. Der positiv-elektrische Körper sucht den negativ-elektrischen Körper, die Säure sucht die Basis, und in solchen Verbindungen, die sich unter einer starken Entwickelung von Licht, Wärme und Elektrizität bilden, entstehen neue Körper, treten neue Gleichgewichte ein." Wir sehen Mantegazza steht durchaus auf materialistischer Grundlage, die glühendste Neigung vollzieht sich bei ihm nach denselben Gesetzen wie die einfachste Fortpflanzung, die physische Liebe nach denselben wie die psychische, die für ihn aber nur eine sogenannte psychische ist. Dies Wenige wird genügen zur Charakterisierung des Werkes in seinem Wesen, den reichen und interessanten Inhalt wird man aber erst dann recht würdigen können, wenn man das Buch gründlich studiert hat. Der Verfasser hat vorausgesehen, daß nicht alle Kritiker seinen Standpunkt mit ihm teilen werden, und zu diesen, die eine andere Anschauung von der Liebe haben, gehören auch wir, aber wenn wir auch nicht bedingungslos die Ansichten Mantegazzas teilen, so erkennen wir doch mit gewissen Beschränkungen deren Richtigkeit an und gestehen, „daß seine Auffassung sich harmonisch der anschließt, welche die Deutschen haben" und daß erst beide in ihrem Zusammenhange das Ganze, die physische und die psychische, die sinnliche und übersinn-

liche Liebe erschöpfen. Bei dieser Gelegenheit möchten wir zur Charakterisierung der deutschen Auffassung der Liebe nicht unterlassen auf die warme, jugendfrische und gemütvolle Darlegung über den betreffenden Gegenstand des wohl an Jahren aber nicht im Herzen greisen Philosophen, Joseph Nahlowsky, in dessen jüngster zweiter Auflage erschienenen trefflichen Schrift: „Das Gefühlsleben“ aufmerksam zu machen.

H. O.

Südsee-Erinnerungen (1875—1880) v. Franz Hernsheim, ehem. Konsul des Deutschen Reiches auf Jaluit. Mit einem einleitenden Vorwort v. Dr. Otto Finsch. Berlin. A. Hofmann u. Comp. gr. 4. VI. 109 S. mit 12 Bildern in Farbendruck.

Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Drei Wanderjahre durch ein wildes Land von Wilfred Powell, frei übertragen durch Dr. F. M. Schröter. Mit vielen Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers und einer Karte. Leipzig 1884. Ferdinand Hirt u. Sohn. 262 S.

Bei dem regen Interesse, welches verschiedene außereuropäische Länder infolge der Ereignisse unserer auswärtigen Politik in allen Kreisen des Publikums gewonnen haben, dürfen die beiden vorliegenden Werke wohl besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Hernsheim giebt in vornehmer und feiner Weise die Eindrücke wieder, welche er auf der Reise nach dem Orte seiner Amtsthätigkeit und während dieser Thätigkeit auf verschiedenen Inseln des polynesischen Archipels gewonnen. Mit geschickter Hand weiß er überall die Hauptsachen herauszugreifen und dem Leser anschaulich und fesselnd darzustellen. Eine Beigabe von 12 Bildern in Farbendruck und eine Anzahl von in den Text gedruckten Holzschnitten vermehren die Anschaulichkeit der Schilderung und geben dem Buche eine Ausstattung, welche es zu einem Prachtwerke macht. Leider sind die Tafeln in dem uns vorliegenden Exemplar in einer Anordnung eingeklebt, welche die Benutzung während der Lektüre sehr unbequem macht. Das Buch Powells stellt die Ergebnisse einer Entdeckungsreise nach Neu-Britannien dar, welche mit Unterstützung einiger Herren in Sydney stattgefunden hat. Man findet in demselben weniger eine glänzende Wiedergabe des Gesamteindruckes für das große Publikum als eine sorgfältige Darstellung des Einzelnen und Materialsammlung für weitere Forscher; doch entbehrt die Arbeit darum doch nicht des Interesses für den Laien. Viele Gegenden hat niemand vor Powell besucht, und ein Teil der Orte trägt noch auf allen Karten die Namen, die er ihnen beigelegt hat. Auch einen Kriegszug und Feindesnot hat der Verfasser erlebt und anziehend wiedererzählt. Seine Urteile lassen sich nicht immer von europäisch-zivilisierter Befangenheit freisprechen. Der Kannibalismus ist eine der Zivilisation feindliche Sitte, welche für Fremde sehr ungemütlich ist und beim Herannahen der Kultur unbedingt weichen muß, aber als verruchten Frevler möchte man doch nicht jeden einzelnen bezeichnet sehen, welcher einem Volke angehört, in dem dieser durch alte Überlieferung geheiligte Brauch besteht. Derartiges muß man von der alten eingelebten Auffassung des wilden Volkes betrachten und nicht von dem Standpunkte des Volkes, aus dessen Sitten der Berichterstatter seine Auffassungsweise entnommen hat. Die Uebersetzung ist gewandt und läßt dem Original alles Recht widerfahren. Beigegeben ist ein Anhang von allgemeinen Bemerkungen, ein Wörterverzeichnis und ein ausführliches Sachregister.

K. F.

Religion u. Mythologie der alten Aegypter. Nach den Denkmälern bearbeitet von Heinrich Brugsch. Erste Hälfte. Mit 20 Holzschnitten und 1 Steintafel. Leipzig 1884. J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Aus einer Aegyptologie sind gegenwärtig ägyptologische Wissenschaften geworden, wir haben hier eine Universitas literarum im kleinen, auf der wir, wie bei dem wissenschaftlichen Makrokosmos Gelehrten aller Disziplinen begegnen. Da finden wir Philologen und Linguisten, Historiker und Archäologen, Kultur- und Kunstforscher, Ethnologen, Anthropologen und Geographen, auch die Rechtskundigen, die Mediziner und Gottesgelehrten finden hier reichen Stoff zum Studium. Immer schwerer, ja schier unmöglich ist es jetzt geworden, das gesamte Material zu bewältigen. Wie kaum ein anderer neben ihm beherrscht das reiche Gebiet auch heute noch Heinrich Brugsch; einen neuen Beleg hierfür liefert neben den früheren vielseitigen Arbeiten das oben genannte Werk desselben. Auch hier beherrscht Brugsch in souveräner Weise den Stoff und bietet viel Neues trotz zahlreicher und bedeutender Gelehrten, die bereits sich mit demselben Gegenstande beschäftigt haben. Es ist von ebenso hohem wissenschaftlichen Gewinn wie geistigen Genuß seltener Art bietend diese Schrift, die ein Meisterstück der Darstellung schwieriger Probleme ist, zu studieren. Bei aller gelehrten Gründlichkeit und Strenge des Urteils ist sie doch in der Form so vollendet, in der Sprache so klar und deutlich, daß sie den Anspruch auf den Namen eines Kunstwerkes erheben kann. Obgleich das Werk noch unvollendet ist, so bietet doch der vorliegende Teil ein in sich abgeschlossenes Ganzes. So erhalten wir neben einer allgemeinen Einleitung die Kosmogenie der alten Aegypter vorgeführt, welche, wie der Verfasser bemerkt, die eigentliche Basis der mythologischen Darstellungen und Anschauungen der ältesten Bewohner des Nilthales enthält. So reizvoll der hier behandelte Gegenstand ist, so sehr gewährt die Darstellung desselben Befriedigung und eröffnet uns einen Blick in die Tiefen des den Weltgedanken zu erfassen suchen-

den Menschengeistes. Wir lassen es heute bei diesen wenigen Andeutungen bewenden, uns vorbehaltend, auf das inhaltreiche und scharfsinnige Werk zurückzukommen. H. O.

Bilder aus Griechenland. Altes und Neues von Ludwig Steub. Leipzig 1885. Verlag von S. Hirzel. S. IV 386.

Am 12. Februar 1884 brachte die Münchner Allgemeine Zeitung einen Artikel des Freiherrn A. von Warsberg, österreichischen Konsuls in Korfu, über „Ein vergessenes Buch", in welchem er auf Ludwig Steubs 1841 erschienene und damals wenig beachtete „Bilder aus Griechenland" aufmerksam machte und den ihm persönlich noch unbekannten Verfasser aufforderte, ihn doch in seinem „Scheria" zu besuchen. Jedem, der jenen Artikel gelesen hat, wird die große Wärme aufgefallen sein, in dem er geschrieben ist, und er wird sich gewundert haben, wie ein so ausgezeichnetes Buch habe ganz unbekannt bleiben können; auch auf Steub hat der Artikel den Einfluß gehabt, daß er vom März bis Mai vorigen Jahres wirklich über Konstantinopel, Athen, Korinth nach Korfu gereist ist, die alten Stellen wieder aufgesucht und die Einladung angenommen hat. Als Ergebnis dieser zweiten Reise begrüßen wir einen geschmackvoll ausgestatteten Band, welcher in etwas verkürzter Form jene alten „Bilder" wiederbringt und als Anhang die Eindrücke des heutigen Griechenlandes auf den Verfasser schildert. Haben die alten Bilder auch nicht mehr das Zeitinteresse, welches sie bei ihrem ersten Erscheinen hatten, so ist das doch kaum ein Verlust, denn sie rufen unsere Erinnerung zurück an eine Zeit, die von dem Verfasser mit Recht als eine romantische bezeichnet wird und die einen Anspruch darauf hat, von uns so bald nicht wieder vergessen zu werden. Die Schilderung ist flott, keine photographische Wiedergabe, sondern auf Grund der thatsächlichen Zustände fast zu Novellen abgerundete Kulturbilder, die sich an Steubs Rückreise von Athen bis über Korfu hinaus anschließen. Einen wunderbaren Gegensatz dazu bildet der zweite Teil, in welchem wir den idealistischen, leichtherzigen Jüngling Steub zum nüchtern-besonnenen, aber immer noch heiteren und liebenswürdigen Greise gealtert finden. Zu unserem Bedauern werden die reizendsten Szenen des ersten Teils für Phantasieübungen ohne thatsächlichen Hintergrund erklärt. Aber auch hier finden sich viele prachtvolle Schilderungen und dankenswerte Notizen über das Land Homers. Das Buch ist eine in hohem Grade empfehlenswerte Lektüre. K. F.

Meisner, J. Dr. jur. Goethe als Jurist. Berlin 1885. Fr. Kortkampf. 8. 54 S.

Wenn ein praktischer preußischer Jurist sich für die schönen Wissenschaften näher interessiert, so darf das schon Aufmerksamkeit erregen. Der Verf. vorliegender kleinen Schrift, die aus einem öffentlichen Vortrag in Posen hervorgegangen ist, zeigt sich als wohl unterrichteten Goethefreund, der die vorhandene Litteratur kennt und verständig benutzt. Loepers inhaltreiche Anmerkungen zu Goethes Dichtung und Wahrheit, sowie Kriegks Abhandlung über Goethe als Rechtsanwalt dienten vornehmlich als Quellen. Deshalb ist auch die Zeit in Straßburg, Frankfurt und Wetzlar recht eingehend, die lange Weimarsche Lebensperiode sehr kurz behandelt. Q.

Heinrich Hart, Julius Hart, Kritische Waffengänge. 1. bis 6. Heft. Leipzig. Verlag von Otto Wigand.

Die beiden Brüder, Heinrich und Julius Hart, ein litterarisches Dioskurenpaar, haben sich bereits, obgleich noch verhältnismäßig jung an Jahren, doch bereits sowohl durch ihre Dichtungen wie durch ihre kritischen Erzeugnisse einen geachteten Namen in der Schriftstellerwelt erworben. Ganz besonders hat uns die Kampfesfreudigkeit der beiden Brüder frisch und fröhlich angemutet, die sich an den „Kritischen Waffengängen" kundthut, nicht minder deren Mut und Unerschrockenheit, mit denen sie gegen die Verflachung und Verödung, gegen die Greisenhaftigkeit und Blasiertheit unserer Litteratur zu Felde ziehen und offen, frank und frei der Wahrheit die Ehre geben, die allerdings manchem Gefeierten und sich feiern lassenden nicht gerade süß erscheinen dürfte. Den Harpyen, Bedienten, Schmarotzern und Bettlern, die es sich auf dem gegenwärtig von Unkraut überwucherten Felde unserer deutschen Litteratur, das nur wenig ährenschwere Halme trägt, wohl sein lassen, gilt der gerechte Zorn und Unmut der Brüder. Aber sie sind deshalb keine Pessimisten, keine Nihilisten, die alles verändern, sie verzweifeln noch nicht an unserem Volke, sie hoffen noch, aber hoffen nicht allein, sondern sie fühlen auch die Kraft in sich, nach ihrem Teile zur Verwirklichung dieser Hoffnung mit beizutragen. Das Genie, sagen sie, können wir freilich nicht dekretieren, aber wir können ihm den Boden bereiten und thätig abwarten, ob der Himmel Regen und Sonnenlicht bescheert; eine gewiß ebenso bescheidene wie wackere und brave Gesinnung, welche die Träger derselben ziert und ehrt. Die Brüder führen eine scharfe Klinge, furchtlos und kühn, aber nicht blind, sondern zielbewußt und überlegt; so sind sie frisch daran, mit schneidiger Waffe das Unkraut zu mähen, um einer „echt nationalen, realistischen und ideenstarken Dichtung" ein fruchtbares Feld zu ihrer Entwickelung zu bereiten. Der Philister wird freilich erstaunt sein, um nicht zu sagen Maul und Nase aufsperren über das, was hier geboten wird, denn die Brüder tischen da keine mundle Kost auf, wie sie die alltägliche Beschränktheit gewöhnt ist und daher liebt, aber ebenso sind wir überzeugt, daß die gesunden Elemente unseres

Volkes, deren Phantasie und Gefühlsleben noch nicht erstorben oder verdorben ist, zu den Brüdern halten, sie unterstützen und mit ihnen vereint gegen den Materialismus der Zeit kämpfen werden. Ein fröhliches „Glück auf!" diesen idealen Bestrebungen. **H. O.**

Walcker, Karl, Richard Cobdens volkswirtschaftliche und politische Ansichten. Hamburg 1885. Nestler und Melles Verlag.

In der jetzigen Zeit, wo die Lehren der Freihandelsschule mehr als je von Berufenen und Unberufenen angegriffen werden, muß eine Schrift, welche die Ansichten eines der berühmtesten Vertreter jener Schule objektiv darstellt, sehr zeitgemäß sein. Von diesem Standpunkte ausgehend, wird man das Thema der Walckerschen Broschüre als einen durchaus glücklichen Griff bezeichnen müssen. Auch die Ausführung ist zu loben. Neben einer orientierenden Einleitung über Cobdens Leben giebt Walcker eine auf genaues Studium alles dessen, was von und was über jenen Freihandelsmann geschrieben ist, gestützte und äußerst gelungene Darstellung seiner Ideen über Volkswirtschaft, Steuerpolitik, Verfassungswesen, Militarismus, Christentum und Volksunterricht. Walcker überschätzt zwar C. Cobdens Bedeutung nicht wenig; indessen wirkt dies bei der Lektüre seines Buches nicht störend. Und so können wir dasselbe unseren Lesern nur empfehlen. R. G.

Oeffentliche Vorträge in der Schweiz. Basel, Benno Schwabe (Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung). 8.

VII, 8. **Wilhelm Goetz.** Leben und Streben vergangener Zeiten in germanischen Landen. 1883. 52 S.

Unter diesem sehr weit ausschauenden Titel handelt der Verfasser über einige Einrichtungen des bürgerlichen Lebens während des 14. bis 17. Jahrh., hauptsächlich in oberdeutschen Städten, wobei, je nachdem ihm leicht erworbene Lesefrüchte gerade in den Schoß fallen, auch aus England und Skandinavien einiges erzählt wird. Ernstliche Studien zeigen sich nirgends; auch in dem Deutsch der kleinen Schrift verrät sich kein Meister.

VII, 9. **Karl Meyer.** Der Parzival Wolframs von Eschenbach. 1883. 30 S.

Eine allgemeine Charakteristik des berühmten und doch noch vielfach so dunkeln Epos, verbunden mit einer Skizze des Inhalts. Daß der Verf. noch an einen keltischen Kern der Gralsage glaubt, muß Wunder nehmen. Zwischen den beiden Rivalen Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg entscheidet sich Herr M. für den letzteren.

VIII, 5. **Herm. Brunnhofer.** Ueber den Ursitz der Indogermanen. 1884. 28 S.

Die gewandt geschriebene Abhandlung orientiert über die Streitfrage nach der Urheimat der indogermanischen Völkergruppe und entscheidet sich selbst für Armenien, hauptsächlich auf die Flußnamen Kur und Araxes gestützt, die sich auf indogermanischem Boden häufig wiederholen; ferner auf Flora und Fauna Armeniens und fabulöse Ureinnerungen sich berufend. Ist das in der That alles so sicher?

VIII, 7. **R. Steck.** Goethe und Lavater. 1884. 39 S.

Eine klare und ansprechende Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Goethe und dem Züricher Theologen, welche die anfängliche warme Freundschaft und das notwendige Erkalten der früheren Empfindungen in Goethe schildert und sich dabei auf die religiösen Differenzen beschränkt. Es wird daher nur ein Teil der Beziehungen beider Männer in dem Vortrag berührt. Q.

Der arme Heinrich Herrn Hartmanns von Aue und zwei jüngere Prosalegenden verwandten Inhaltes. Mit Anmerkungen und Abhandlungen von Wilhelm Wackernagel. Herausgegeben von W. Toischer. Basel 1885. Benno Schwabe. 8. VII, 220 S.

Die erste Ausgabe des armen Heinrich durch W. Wackernagel ist 1855 erschienen und enthielt nur die Texte des Gedichtes und der Prosalegenden von Sanct Silvester und von Amicus und Amelius. Im vorliegenden Buche hat Herr Toischer aus W. Wackernagels Nachlasse alles veröffentlicht, was sich darin zur Erklärung des Gedichtes durch Einleitung, Anmerkungen und Abhandlungen teils ganz ausgeführt, teils in Andeutungen vorfand, und wo er es für unumgänglich hielt, eigene durch Klammern bezeichnete Zusätze beigegeben. Der wertvolle Kern ist der Text des armen Heinrich mit den erklärenden Anmerkungen, die aus langjähriger Beschäftigung und Erwägung herausgewachsen sind und aus denen alte und junge Germanisten lernen können. In das innerste Verständnis der Dichtung führt dann die schließende Abhandlung ein, aus der die ganze Eigentümlichkeit W. Wackernagels spricht: seine historische Auffassung der Probleme, sein feines Verständnis der Sage und Poesie, sein richtiges ästhetisch-sittliches Urteil. Wir empfehlen das Buch allen Freunden der altdeutschen Litteratur. Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).

Zehnter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.





Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1885. August.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in Folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.
Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau Expedition: Tauenzienstraße 60. **Berlin** Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.

Inhalts-Verzeichnis.

August 1885.

Camilla.

Eine römische Novelle.

Von

Robert Schweichel.

I.

Die Kunstausstellung an der Piazza del Popolo war eröffnet. Wegen des nahen Osterfestes war Rom bereits von Fremden sehr belebt, und man hörte deshalb in den Sälen alle Sprachen der „Barbaren“ durcheinander schwirren. Wer nicht wegen der Gesellschaft, sondern um der Bilder willen gekommen war, dem mußte es auffallen, daß das historische Gemälde in der Ausstellung ganz unvertreten war, es sei denn, daß man ein Bacchanal Neros in seinem goldenen Hause als ein solches gelten ließ. Veduten, Stillleben, Heiligenbilder, Landschaften, Genrebilder gab es die Fülle. Die jüngste Vergangenheit Italiens hätte die Künstler wohl veranlassen sollen, einen höheren Flug zu wagen, hatten doch Magenta, Solferino, Marsala jene bitteren Verse Leopardis ausgelöscht:

„Die Toten mußt du ehren,
Italien; denn Heroen, ach, erblühen
Nicht mehr in deines Volkes ödem Leben;
Zwar Lorbeer giebt's, doch keine Heldenstirnen!“

Noch waren Rom und Italien freilich getrennte Begriffe. Noch führte der heilige Vater nicht nur die Schlüssel, sondern auch das Schwert Petri, und Mietlinge, Abenteurer und Fanatiker aus allen Ländern der Welt, durch die französischen Bajonette in Civita vecchia unterstützt, hielten die stolze Roma in murrender Unterwürfigkeit. Wie lange noch? Zu dieser stummen Frage wurde mancher Beschauer durch ein Gemälde veranlaßt, welches der Katalog als „Corinna“ bezeichnete. Die berühmte Improvisatrice ruhte auf den Marmortrümmern eines antiken Grabes, und um sie her breitete sich braun und öde die Campagna aus. Am Horizonte erhob sich in der schon abendlich gefärbten Luft die Kuppel von St. Peter, auf deren Kreuz der sterbende Tag noch einen letzten Kuß hauchte. Ein weißes, antikisierendes Gewand, das die vollgerundeten Arme unverhüllt ließ, umfloß Corinnas edle Gestalt in weichen Falten. Ein gelber Mantel war von den breiten Schultern zum Teil herabgesunken, und schwer ruhte die Flechte des bläulich schwarzen Haares auf dem römischen Nacken. Der Lorbeer des Kapitols

beschattete die kräftige, stolze Stirn. Mit dem Ausdrucke tiefer Trauer blickten die dunklen, lichtvollen Augen in die einsame Haide hinaus, und unbeachtet war ihrer lässigen Hand die Leyer entglitten; sie lag am Boden, und ihre Saiten waren gesprungen. Es mochten erst wenige Stunden vergangen sein, seitdem Corinna unter dem tausendstimmigen Jubel des römischen Volkes auf dem Kapitol die Dichterkrone empfangen hatte: galt ihre Trauer in dem erhabenen Schweigen der Öde um sie her der Flüchtigkeit des Glückes, der Leere nach dem Rausche des höchsten Triumphes? Nein, um die Granatblüte des reizend geschwungenen Mundes schwebte ein trauernd Sehnen, das kein Lorbeer stillt.

Es wurde bald schwer zu dem Bilde zu gelangen, und namentlich die Römer drängten sich zu ihm und konnten sich von ihm nicht trennen. Sie glaubten unter der Maske der Corinna und in den Farben ihrer Gewänder die trauernde Roma zu erkennen, und ihre Sehnsucht bedurfte für sie keiner weiteren Erklärung. Durch ausdrucksvolle Blicke verständigten sie sich über die Bedeutung des Gemäldes, Mißtrauen hielt ihre Zungen gefesselt; denn selbst in dieser ausgewählten Gesellschaft fehlte es schwerlich an Spionen.

Gleichviel jedoch, ob das Bild Corinna oder die trauernde Roma darstellte, alle empfanden den Zauber der antik-römischen Schönheit dieser wahrhaft königlichen Gestalt. Vilfredo Rosati wurde von dieser Zaubermacht immer wieder zu dem Gemälde zurückgezogen; kein anderes Kunstwerk vermochte seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Selbst das Knistern und Rascheln der Roben, das Wispern, Zischeln und Flüstern der schönen Damen um ihn her blieb wirkungslos auf ihn trotz seiner Jugend. Das Feuer seiner schwarzen Augen galt nur dem Bilde. Er hatte eine stolze Haltung und ein vornehmes Gesicht, dessen Frische von der Malaria der Gesellschaft noch nicht angekränkelt war. Das Bild hatte inzwischen seine Gedanken aus dem Raume und der Umgebung, in der er sich befand, weit hinweg geführt, und er war daher nicht eben angenehm überrascht, als sich jetzt eine Hand vertraulich unter seinen Arm schob.

„Ah, Emilio, du bist es," sagte er gedehnt. „Ich wußte nicht, daß du hier wärest."

„Natürlich nicht, denn du hattest ja nur Augen für die Leinewand Antonio Spinolas," spöttelte dieser, ein junger Elegant von dem gleißenden pariser Hut modernster Façon bis zu den Finger- und Fußspitzen, mit künstlich gekräuseltem Haar und zierlich gespitztem Lippenbärtchen. Er mochte ein paar Jahr älter als Vilfredo Rosati sein, und der bläuliche Schatten unter seinen kühlen, moquanten Augen rührte schwerlich von nächtlichen Studien her.

„Ich war in deinem Hotel, um dich abzuholen," fuhr Emilio Morosini fort, „aber du warst schon ausgeflogen, schon seit ein paar Stunden, sagte man mir. Hast du dich satt gesehen an der gemalten Römerin? Bon, dann laß uns dejeunieren."

Vilfredo Rosati zögerte auf den Vorschlag einzugehen.

„Aufrichtig gestanden, ich beabsichtigte, nach der Villa Pamfili hinauszufahren," sagte er dann. „Der Tag ist so schön, und als Reisender muß man seine Zeit auskaufen."



„Aber ich bitte dich, cher ami, um diese Tageszeit?“ rief Emilio Morosini mit einer Geberde des Entsetzens. „Wir finden ja jetzt keine menschliche Seele dort.“

„Um so besser, dann habe ich den Garten ganz für mich,“ entgegnete Vilfredo, hoffend, der Begleitung des jungen Lebemannes überhoben zu sein. Aber Morosini sagte:

„Pardon, mein Teuerster, daß ich meine Pflicht als Wirt vergaß. C'est extrêmement ridicule, aber fahren wir! Man wird mich freilich auslachen, dich um diese Stunde dorthin geführt zu haben, aber fahren wir! Glücklicherweise habe ich meinen Wagen noch nicht fortgeschickt.“

Familienbeziehungen, die er zu schonen hatte, erlaubten Vilfredo nicht, so entschieden zu protestieren, als er gern gemocht hätte. Er fügte sich daher. Die beiden jungen Leute waren Vettern.

Ein elegantes Cabriolet, das vor dem Hause hielt, nahm sie auf und führte sie den Korso hinunter bis zur Piazza Colonna, wo es rechts in das Gewirr von Straßen und Sträßchen einlenkte, das bis zum Tiber sich erstreckt. Vilfredo Rosati, der erst seit kurzer Zeit in Rom war, beobachtete das Leben und Treiben auf ihrem Wege mit großer Aufmerksamkeit. Überall traf sein Auge auf Geistliche und Mönche und Soldaten allerlei Waffengattungen der päpstlichen Armee, unter denen die Zuaven durch ihre kleidsame Uniform und die Carabinieri und Gensdarmen durch ihre kräftigen Gestalten sich auszeichneten, während der französische Abhub, der in der Legion von Antibes zusammenfloß, einen Salvator Rosa hätten entzücken können.

„Was meinst du, ob Roma unter diesem Schutze von Kutte und Uniform vor euren Annektionsgelüsten nicht sicher ist?“ scherzte Emilio.

„Mich läßt diese Verschwisterung wenigstens begreifen, warum der Maler seine Roma mit so schmerzlich sehnsüchtiger Miene in die Ferne schauen läßt. Kennst du den Maler?“ fragte Vilfredo.

„Antonio Spinola? Nur vom Hörensagen. Man begegnet ihm nicht in der Welt. Kein Stern, wird aber jetzt wohl einer werden. Wir sind so begierig nach Sternen. Mon Dieu, es ist langweilig, immer zu den alten Sternen aufzuschauen. Ein neues Spielzeug thut unserer Gesellschaft not. Dieser Antonio Spinola malte bisher nichts als Volksszenen in schmutzigen Osterien, Hirten und Banditen bei einsamen Ruinen, aber mit Verve, mit Saft und Kraft, das mußte man ihm lassen.“

„Aber dort kann er unmöglich das Modell zu seiner Corinna aufgefunden haben.“

„Ah, du zerbrichst dir den Kopf über das Modell?“ spöttelte Emilio mit einem Tone, der dem andern das Blut stärker in die Wangen trieb. Auch meinen Bekannten war die Schönheit fremd. Eh bien, nous verrons!“

Er hatte die Angewohnheit, sein Italienisch mit französischen Worten zu durchflechten, obgleich er kein Freund der Franzosen war. Seine Frivolität verdroß Vilfredo, und er lenkte die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand.

Langsam fuhren sie den Gianicolo hinauf und zur Porta S. Pancrazio hinaus. Vor dem Portale der Villa Pamfili-Doria stiegen sie aus.

Keine menschliche Seele begegnete ihnen in den prächtigen Alleen immergrüner Eichen und Ulmen, die ihnen von Zeit zu Zeit entzückende Ausblicke öffneten, hier auf die Stadt mit ihren Palästen, Obelisken, Kirchen und Ruinen und auf den Petersdom in dem Valle dell' Inferno; dort auf die sanften Wogen der Campagna, in deren frischem Grün die Trümmer einer einsamen Tenute, eines mittelalterlichen Turmes oder Schlosses träumten. Ein Geruch von Veilchen und Narzissen wehte von dort her und vermischte sich mit dem Dufte des Blumenparterres der Villa. Heitere Sonnenlichter spielten auf den Wegen, und in dem jungen Laube ließen die Vögel den Wohllaut ihrer Kehlen ertönen.

„Hatte General Oudinot hier nicht bei der Belagerung Roms 1849 sein Hauptquartier?“ fragte Vilfredo, als sie an der Casa vorübergingen.

„Possible, je ne sais pas,“ antwortete Emilio Morosini mit einem Achselzucken. „Interessiert dich dergleichen?“

„Gewiß, du weißt ja, daß ich Offizier bin.“

„Und du bist heraufgekommen, um strategische Studien zu machen,“ scherzte Emilio, war aber höchlich betroffen, als er die Augen seines Vetters drohend auflodern sah.

„Um des Himmels willen, mein lieber Vilfredo, wie kannst du auch nur einen Augenblick annehmen, daß ich dich beleidigen wollte,“ rief er und ergriff dessen Rechte mit beiden Händen. „Sapristi, hast du einen heißen Kopf!“

„Sprechen wir nicht mehr davon,“ erwiderte Vilfredo beschwichtigt. „Du wirst mein Interesse an diesen Örtlichkeiten begreifen, wenn ich dir sage, daß mein Vater damals hier für Roms Freiheit gestritten und geblutet hat. Das Gemälde auf der Ausstellung erinnerte mich an jene Zeit, als auf dem Kapitol das Banner der Republik wehte.“

„Du kannst überzeugt sein,“ fügte Emilio hinzu, „daß es römische Ohren genug giebt, die es lieblicher dünken würde, die Kanonen Viktor Emanuels von diesen Höhen spielen zu hören als die Ostermusik in der Sixtina. Mein armer Papa würde sich darob freilich noch im Grabe umdrehen, wie denn überhaupt unseren Finanzbaronen und Börsenfürsten der Geruch des Weihrauchs lieber als der des Pulvers ist.“

Sie hatten mittlerweile einen Seitenpfad eingeschlagen und dieser sie ein wenig abwärts zu einem kleinen Weiher geführt, in den sich ein Bach vom Felsen stürzte. Trauerweiden umstanden ihn, und auf dem stillen Wasser, in dem sich der Himmel spiegelte, ruderte ein Schwan. An dem unteren Ende des Sees stand zu Füßen einer antiken Graburne eine Bank. Ein alter Mann saß auf ihr, der die Unterarme auf die Kniee gestützt hatte und so in gebeugter Haltung in das Wasser schaute. Die Schritte der beiden jungen Leute unterbrachen sein Sinnen, er hob den Kopf, und in seinem mageren Gesichte malte sich die lebhafteste Überraschung. Seine Augen verließen die langsam Herankommenden nicht mehr, und

als sie in seiner Nähe waren, erhob er sich schnell, lüpfte seinen rötlich schimmernden Zylinder und redete Vilfredo mit den Worten an:

„Um Vergebung, Signore, wenn ich mir erlaube, Sie eine Sekunde lang aufzuhalten."

Es war Vilfredo nicht zu verdenken, wenn er stumm in die Tasche griff. Zeugten Gruß und Sprache des Alten auch von Bildung, so mußte er ihn doch nach der Abgeschabtheit seines Anzuges, der beiläufig peinlich sauber war, für einen Supplikanten halten. Der Mann hatte sicherlich einst bessere Tage gesehen, und dergleichen Gentlemen, die an einsamen Orten oder unter dem Schirm der Dunkelheit höflich die Hand ausstrecken, sind ja in Italien so selten nicht. Bei der Geste Vilfredos färbte eine jähe Röte das blasse, sorgfältig rasierte Gesicht des Alten, und den Hut noch schwebend über dem spärlich behaarten Kopfe haltend, fuhr er hastig fort:

„Habe ich die Ehre mit Signor Rosati zu sprechen? Aus Florenz?"

„So ist mein Name," antwortete dieser kühl. „Sie wünschen?"

„Ich wußte, daß ich mich nicht täuschte," versetzte der Alte mit Zufriedenheit. „Sie sehen Ihrem Vater gar zu ähnlich. Nur breiter in den Schultern, ich möchte sagen, martialischer sind Sie, als er in Ihren Jahren etwa war."

„Sie haben also meinen Vater in seiner Jugend gekannt?" fragte Vilfredo etwas weniger kühl, und jener darauf mit Lebhaftigkeit:

„Ich will es meinen. Wir waren Waffenbrüder. Agostino Rosati war mit Garibaldi nach Rom gekommen. Er hatte seine junge Frau, sein Kindchen — das werden Sie gewesen sein — verlassen, um für das letzte Paladium der Freiheit zu kämpfen. Nur Venedig hielt sich noch gegen Österreich, und Rom rüstete sich gegen die Franzosen, die Napoleon abgeschickt hatte, um die Schwesterrepublik niederzustoßen und über ihre Leiche den Kaiserthron zu besteigen. Ach junger Mann, diese glorreichen Tage von 49! Sollte Agostino Ihnen davon nicht erzählt haben?"

„Gewiß, gewiß," versicherte Vilfredo.

„Natürlich, er, ein so glühender Patriot!" rief der Alte und mit leuchtenden Augen fuhr er fort, indem er mit der Hand zur Linken deutete: „Sehen Sie dort den Pinienhain? In ihm erwarteten wir den Feind. Ha, Sie hätten die verblüfften Gesichter von Oudinots Rothosen sehen sollen, als wir sie mit der Marseillaise begrüßten und zuletzt mit ihrem eigenen Schlachtgesang der Freiheit auf den Lippen gegen sie vorstürzten. Hui, wie sie liefen! Sie kämpften eben für eine schlechte Sache. — Hier, auf dieser selben Bank, auf der ich eben saß, dichtete damals unser Tyrtäus, Geoffredo Mameli, das Siegeslied, und wir sangen es gleich frisch weg bei den Wachtfeuern, die sich in dem See spiegelten und die Kronen der Ulmen anglühten. Ah, welche Nacht! Und dann diese homerischen Kämpfe um die Villen Spada, Corsini, Barberini bei dem Thor des heiligen Pancrazio! Sie sind ja wohl dort heraufgekommen? Agostino war ein Löwe. Die Franzosen hatten den Waffenstillstand gebrochen. Von hier und dem Monte Mario dort, nach Ponte Molle zu, begannen sie mitten in der Nacht den Segen

des Papstes über Rom auszuschütten. Begreifen Sie es, mein junger Freund, können Sie es fassen: die Franzosen, welche behaupten an der Spitze der Zivilisation zu stehen, bombardierten Rom! Um die Villa Corsini tobte der Kampf den ganzen Tag über. Sie wurde verloren, zurückgewonnen und wieder verloren. Bei unserem letzten, leider vergeblichen Sturm war es, wo Ihr Vater verwundet wurde."

„Ich habe mir die Villa Corsini bei der Herauffahrt genau betrachtet," sagte Vilfredo, von dem Feuer des alten Freiheitskämpfers mit fortgerissen. „Nur zu gern erzählte mein Vater von diesen Heldenthaten, und sie sind es, die schon in dem Knaben die Begierde erweckten, dereinst das Waffenhandwerk zu ergreifen."

„Sie sind Soldat? Bravo! Nun heiße ich den jungen Löwen doppelt herzlich auf diesem blutgetränkten Boden willkommen!" rief der Alte, seine Hände mit einem starken Drucke ergreifend.

„Und als ich an der Villa Corsini vorüberkam," fuhr Vilfredo fort, „da tauchte in meinem Geiste plötzlich auch der Name desjenigen wieder auf, der meinen Vater auf seinen Armen aus dem Gefechte trug und in das Haus seiner Mutter schaffte, wo er gepflegt wurde, bis er genas. Der Waffenbruder meines Vaters hieß Ugo Ghibello, und der sind Sie."

„Nun, nun," sagte dieser mit einem Lächeln der Rührung, „Agostino würde für mich dasselbe gethan haben, wenn ich in seine Lage geraten wäre. Ich hoffe, er wandelt noch im Lichte. Der arme Mameli, dessen Gesänge uns so oft begeisterten, erlag leider seinen Wunden. Die Erde deckt so manchen Helden jener Tage."

Er schaute wehmütig vor sich hin, und eine Thräne trat ihm ins Auge. Er zerdrückte sie, als der junge Rosati ihm nun versicherte, daß sein Vater lebe, hinzufügend: „Wie wird er sich freuen, wenn er von dieser Begegnung hört."

„Ich muß Sie umarmen," rief Ugo Ghibello, ließ den Worten die That folgen und küßte Vilfredo auf beide Wangen. „Das Schicksal konnte mir kein größeres Glück gewähren, als daß es mir den Sohn meines teuren Agostino zuführte. Sie werden mich besuchen, und dann wollen wir nach Herzenslust von jenen Zeiten plaudern. Für jetzt habe ich Sie schon zu lange Ihrer Gesellschaft entzogen."

Er brachte eine abgenutzte Brieftasche hervor, die mit Papieren vollgestopft war, und entnahm ihr eine vergilbte Visitenkarte.

„Sie finden meine Wohnung darauf," sagte er. „Nicht wahr, Sie kommen, kommen bald? Das Feuer der Erinnerung ist das einzige, das einen alten Mann noch zu erwärmen vermag."

„Wie können Sie zweifeln? Ich komme bestimmt," versicherte Vilfredo. „Mein Vater würde es mir nie verzeihen, in Rom gewesen zu sein, ohne seinen Lebensretter aufgesucht zu haben."

„Nichts, nichts von Lebensrettung, es war so schlimm nicht," wehrte Ugo Ghibello ab und blickte Vilfredo mit glänzenden Augen nach, als dieser, nachdem sie einander kräftig die Hand geschüttelt hatten, Emilio nachging.

Dieser hatte kein Verlangen danach getragen, Zeuge der Unterhaltung zu sein und war unterdessen dem Abflusse des Sees gefolgt, der in sanften Windungen durch einen Wiesengrund dem Pinienhaine sich entgegenschlängelte. Vilfredo beeilte sich nicht, um ihn einzuholen. Der Spötter brauchte seine Erregung nicht zu bemerken. Er verwunderte sich jetzt, daß ihm sein Vater nicht einmal einen Gruß an den Jugendfreund aufgetragen hatte! Freilich, die Lebensschiffe beider waren durch die politischen Sturmfluten nur zu bald wieder von einander fortgerissen worden, und er sah nicht zum erstenmale die Idealität der Jugend in dem ernsten Kampfe ums Dasein erblassen. „Advokat", stand auf der Karte, die ihm Ugo Ghibello gegeben hatte, und es beklemmte seine Brust, daß der Mann, von dessen feinem Kopfe er den Vater hatte sprechen hören, sich offenbar in den dürftigsten Verhältnissen befand. In Rom freilich gediehen die tüchtigen Köpfe nur im Priesterrocke oder durch geistliche Protektion. Er beschloß, seinen Besuch bei Ghibello nicht aufzuschieben, und wie er seinen Vater kannte, so zweifelte er nicht daran, daß er nachdrücklich helfen würde, wenn es not that; er konnte es, denn ihn hatte das Schicksal mit Glücksgütern gesegnet.

Emilio erwartete ihn, eine Zigarette rauchend, im Schatten der breitkronigen Pinien.

„Ein Kriegskamerad deines Papas aus dem tollen Jahr, wie ich hörte," sagte er und fügte sarkastisch hinzu: „Auch ein Märtyrer der Freiheit, nicht? Du hättest deine Börse nicht in der Tasche lassen sollen, cher ami; du wirst später um so tiefer hineingreifen müssen. Man kennt das."

„Es würde damit nur ein Teil der großen Verpflichtung abgetragen werden, die mein Vater dem Manne schuldet," erwiderte Vilfredo die Brauen zusammenziehend.

Emilio zuckte die Achseln. Darauf sah er nach der Uhr und fragte, ob Vilfredo jetzt genugsam in Erinnerungen an die römische Republik geschwelgt habe. Für den Fall schlug er vor, nach der Stadt zurückzukehren. Vilfredo war damit einverstanden, und Emilio führte ihn auf dem kürzesten Wege nach dem Ausgange der Villa.

„Ich war damals etwa acht Jahre alt," sagte er unterwegs, „mir ist aber von jener Zeit nur der Eindruck einer wüsten Burleske geblieben. Indessen möchte ich mir einen unmaßgeblichen Rat erlauben. Kultiviere deine neue Bekanntschaft nicht zu fleißig. Ich zweifle nicht, daß der Tag kommen wird, an dem man die Märtyrer der Freiheit mit Bildsäulen und dergleichen öffentlich ehren wird. Einstweilen stehen sie aber noch in dem schwarzen Buche unserer Polizei, und du, mein Teuerster, kannst nicht erwarten, daß sie dich als italienischen Offizier mit wohlwollenden Augen betrachten soll. Avis au lecteur."

Vilfredo dankte ihm, und er rief, mit ihm das leichte Gefährt besteigend, einem Kutscher zu:

„Zu Nazarri am spanischen Platze!"

II.

Ugo Ghibello wohnte in der Via della Lungaretta, die von St. Maria in Trastevere zum Ponte Rotto hinstreicht. Sie ist nur von mäßiger Breite, und in den offenen Erdgeschossen und vor den Häusern klapperte und raspelte, pochte, hobelte und hämmerte es vom frühen Morgen bis zum Ave Maria; dazwischen ein ununterbrochenes Schwatzen, Lachen, Streiten und Kindergeschrei. Das Haus Ghibellos war hoch und schmal, und seine Mauern hatten vor Alter eine goldbraune Farbe. Drei halbdunkle Treppen, deren Stufen die Füße von Generationen ab- und ausgeschliffen hatten, mußte der Alte bis zu seiner Wohnung hinaufsteigen, deren Thür ein geborstenes Porzellanschild in einem Messingreifen bezeichnete. Die Wohnung bestand aus einem großen Zimmer mit zwei Fenstern und einem kleineren daneben; hinter dem ersteren lag nach dem Hofe hinaus die Küche. Die Ausstattung der Räume, deren Wände nur getüncht waren, beschränkte sich auf das Notwendigste; es herr'chte in ihnen aber eine Reinlichkeit und Ordnung, wie sie in italienischen Wohnungen nur selten gefunden werden.

Der Advokat war die Treppen so schnell heraufgestiegen, daß ihm fast der Atem fehlte, als er unmittelbar von dem Flur in die Wohnstube trat, deren backsteinernen Fußboden kein Teppich bedeckte. Der Zugwind bei dem Öffnen der Thür bewegte aber weiße Vorhänge an den Fenstern, und vor diesen blühten in Kästen rote Pelargonien, Reseda und peruanische Kresse. Bei jedem Fenster stand ein großer Tisch aus ungebeiztem Holze. Die zahlreichen Tintenflecke und das große, gedrechselte Tintenfaß auf dem nächsten kennzeichneten den Arbeitstisch des Advokaten. Vor dem anderen Tische saß eine schwarzgekleidete Frauengestalt, mit der Anfertigung künstlicher Blumen beschäftigt. Der Eintritt Ghibellos veranlaßte sie, aus ihrer gebeugten Stellung sich aufzurichten, und ihm ein junges Gesicht zuwendend, dessen ungewöhnlicher Ernst jetzt durch ein Lächeln gemildert wurde, sagte sie:

„Du stürmst ja daher, Papa, als trügen dich Merkurs geflügelte Sohlen. Du hast wohl den Prozeß des Schänkwirt Parodi gegen seinen Weinlieferanten in Velletri gewonnen?"

„Nein, mein Herz, der schwebt noch und wird nach der löblichen Gepflogenheit unserer Gerichtshöfe wohl noch lange schweben," antwortete der Vater nach einem tiefen Atemzuge. „Aber etwas Angenehmes ist mir begegnet, das ist wahr."

Die Brauen des jungen Mädchens spannten sich neugierig, Ghibello, der inzwischen seines Hutes und kurzen, fadenscheinigen Radmantels sich erledigt hatte, sagte:

„Zunächst aber das Geschäft! Deinen Karton habe ich abgeliefert und das Geld soll ich am Sonnabend holen kommen. Es waren eben einige vornehme Damen in dem Laden, als der Patron den Karton öffnete. Sie waren entzückt von deinen Blumen, und die Eine, eine reizende Blondine, wollte gleich davon haben. Das freut dich, nicht?"

„Ja, Vater, das freut mich," bestätigte sie und erhob sich. „Und dann? — Doch das erzählst du mir während des Essens."

Sie gingen in die Küche, die zugleich als Speisezimmer diente und wo der Tisch bereits gedeckt war. Das Tuch war von grobem Gewebe, doch sauber, desgleichen die Fayenceteller, aus deren Rändern kein Stück ausgebrochen war, die Messer und Gabeln und blechernen Löffel. Die Tochter hatte kaum die Schüsseln mit Salat und dampfenden Makkaroni auf den Tisch gestellt, als Ghibello wieder das Wort ergriff.

„Rate, Camilla, wem ich begegnet bin? Aber das errätst du nicht. Ich selbst traute anfangs meinen Augen nicht. Cäsars Geist war es, wenigstens hoffe ich, daß der Geist seines Vaters in ihm lebt. Mit einem Worte, Trost meiner Seele, es war der Sohn meines teuersten Freundes Agostino Rosati."

Camilla stieß einen kleinen Ruf der Überraschung aus. Wie oft hatte der Vater nicht von diesem Freunde erzählt!

Achtlos essend, berichtete er mit großer Lebhaftigkeit, wie er, von dem schönen Frühlingswetter auf dem Heimwege zu seinem Lieblingsspaziergange verlockt, in der Villa Pamfili den jungen Rosati getroffen hätte. „Ich würde ihn gleich mitgebracht haben," fuhr er fort; „allein er war in Gesellschaft. Er spazierte mit einem jener Gecken, die mehr Zeit damit zubringen, in den Spiegel als in ein Buch zu sehen. O, über diese entarteten Enkel der Wölfin! Und von ihnen soll Rom die Freiheit kommen! — Aber der junge Rosati wird mich besuchen; er hat es mir versprochen. Ich erkannte ihn sofort. Ihn könnte man allerdings nicht in Frauenkleider stecken, wie wir es damals mit Agostino machten, um ihn aus der Stadt zu schaffen. Er stellte ein allerliebstes Jüngferchen vor, und wir hatten tausend Spaß, deine Großmutter und ich. Ja und denke dir, der Schlingel hatte die Keckheit, mit den Franzosen auf der Thorwache zu kokettieren, während der Offizier den Passierschein vidimierte, den die Mutter sich zu verschaffen gewußt hatte. Ach, was begeht man doch für Tollheiten, wenn man jung ist!"

Camilla entsann sich nicht, den Vater je so froh erregt gesehen zu haben, und ihre reizend stolzen Lippen erschlossen sich zu einem Lächeln.

„Aber wie kommt es nur, daß ihr euch in all' den Jahren nicht geschrieben habt?" fragte sie nach einer Weile.

„Das ist einfach," antwortete der Vater, seinen Teller zurückschiebend. „Wo hätten ihn meine Briefe suchen sollen? Wie Aeneas nach dem Falle Trojas, so irrte er nach der Eroberung Roms flüchtig herum, in der Schweiz, in England, in Amerika vielleicht, was weiß ich? — Und er wußte, daß seine Briefe an mich von den Schwarzen erbrochen werden würden. Was hätten wir einander auch zu schreiben gehabt als Klagen über unsere grausam zerstörten Hoffnungen auf die Freiheit des Vaterlandes? Wir wußten ja beide, daß wir einander treu im Herzen trugen. Solche Freundschaften wanken nimmer. Und später? Er wird wohl ebenso beschäftigt gewesen sein wie ich, und dann —"

Ein Schatten legte sich ihm über Stirn und Augen, und er blickte trübe sinnend in sein Glas, ohne den angefangenen Satz zu vollenden. Camilla bedauerte, ihre Frage gestellt zu haben und um den trüben Geist zu bannen, der

nur zu häufig Gewalt über ihn bekam, lenkte sie das Gespräch auf Vilfredo Rosati zurück.

„Ja, er wird kommen, und auch du wirst deine Freude an ihm haben," sagte er, schlürfte den Rest des Landweines aus seinem Glase und erhob sich.

Camilla folgte ihm in die Wohnstube, nachdem sie den Tisch abgeräumt hatte, und setzte sich wieder an ihre Arbeit. Er ging auf und ab, wobei er sich von Zeit zu Zeit über das ergraute, spärliche Haar strich. Schließlich blieb er hinter dem Stuhle der Tochter stehen, die eben ein Rosenboukett zusammensetzte. Sie durfte in ihrer Kunst für eine Meisterin gelten.

„Ja, ja, Rosen," murmelte er, nachdem er ihr eine Weile zugeschaut hatte. „Auch unter Tod und Wunden fehlte es an ihnen damals nicht. Rosen des Todes, Rosen der Liebe!"

Er ließ sich vor seinem Schreibtische nieder, ergriff eine Feder und legte sie wieder hin. Brütend fuhr er fort:

„Wie anders würde alles gekommen sein, wenn ich auf Agostino gehört hätte, der mich bereden wollte, mit ihm zu fliehen. Aber ich konnte nicht fort. — Was hatte ich auch viel zu fürchten, wenn ich in Rom blieb? Ich ragte nicht aus der Menge hervor, und die Rache des Siegers griff nach höheren Köpfen. Auch hatte ja der Papst eine Amnestie erlassen — ah, was für eine Amnestie! Es waren nur 283 Namen ausgenommen."

Er lachte schneidend auf.

„Welche Milde! Nur 283 Opfer verlangte der heilige Vater. Ich war nicht darunter. Und er blieb in Gaeta, wohin er geflohen war, bis seine Schergen ihr Werk in Rom gethan hatten. Und dem Manne hatte bei seiner Wahl ganz Italien als Erlöser zugejauchzt! Will denn kein Dante unter uns erstehen zum Gericht über ihn? Und Rom läutete mit allen Glocken, und die Kanonen donnerten, als er unter dem Schutze der französischen Waffen in seine Hauptstadt zurückkehrte. Durch dieselbe Porta Giovanni, durch welche Garibaldi mit seinen Rothemden abgezogen war, hielt er seinen Einzug mit seinen Legionen schwarzer, brauner, weißer Kutten. ‚Hosianna! Hosianna!‘ Aber das Volk stand stumm und finster hinter dem Spalier der Franzosen. Es wollte nicht jubeln, nicht für Bajocchi, nicht für Ablaß. Auf der Piazza Colonna brennen noch zum ewigen Gedächtnisse daran die Prachtkandelaber. Ein Schalk muß den Vätern der Stadt die Idee eingeblasen haben, die Wiederaufrichtung des geistlichen Schwertes durch Licht zu verewigen. Martial hätte kein köstlicheres Epigramm ersinnen können. Und jetzt brütet die hohe Geistlichkeit der ganzen katholischen Welt in S. Peter, um eine neue Erleuchtung von dem heiligen Stuhle ausgehen zu lassen und der Puppe in den Händen der Jesuiten die Unfehlbarkeit eines Gottes zu votieren."

Die strahlenden Augensterne Camillas hatten sich verdunkelt. Sie wußte ja, daß die Rosen der Liebe, von denen er sprach, ihm selbst unter dem Waffenklirren jener bedeutungsvollen Tage erblüht waren. Die Liebe zu ihrer Mutter

war es, die ihn in Rom festgehalten hatte. Sie kniete bei ihm nieder und suchte ihn durch Liebkosungen von jenen Erinnerungen abzulenken.

„Du gutes Kind," sagte er leise und bitter, indem er ihr die Hände auf die Schultern legte, „es ist der Grimm der Ohnmacht, der mir die Seele zernagt. — Wärest du ein Knabe, so vermachte ich dir meinen Haß, das einzige, was ich zu vermachen habe. Aber du bist ein Mädchen, und schlimmer, bist meine Tochter, und Unglück wird dein Erbteil sein. — Du schüttelst den Kopf? Erkennst du denn nicht, daß ich ein Ausgestoßener bin?"

„Aber ich liebe dich," rief sie, indem sie ihn leidenschaftlich umfaßte. „Was kümmert mich die Welt?"

Ihm erbebte das Herz. Wußte sie, warum er ein Ausgestoßener war? Er nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und blickte ihr forschend in die Augen, die zärtlich zu ihm aufschauten. Nein, nein, sie war ja damals noch ein Kind gewesen, und wer hätte so grausam sein sollen, es ihr zu sagen? Er drückte einen innigen Kuß auf ihre breit gewölbte Stirn.

„Und es werden noch bessere Tage kommen, gewiß, Papa," tröstete sie.

„Woher sollen sie kommen, die besseren Tage?" schüttelte er den Kopf. „Der wunderthätige Chassepot schirmt Rom, und meine Kraft ist vor der Zeit gebrochen. Doch was liegt an mir? Wenn ich nur der Sorge ledig würde, dich arm und schutzlos in dieser Schlangenhöhle zurückzulassen!"

„Schutzlos?" fragte sie mit aufflammenden Augen, indem sie sich erhob und nun in ihrer kräftigen, dabei schlanken Gestalt stolz vor ihm stand. „Nein, Vater, bin ich gleich kein Mann, so bin ich doch eine Römerin! Und arm? Ich entbehre nichts! Ich war noch zu jung, als wir unsere hübsche Wohnung an der Piazza Navona verlassen mußten, um anders daran zurückzudenken als wie an ein Feenschloß im Märchen. Das begehrt man nicht. Es ist mir alles nur wie ein Traum."

„Wohl dir," seufzte er, „und möge dir stets die Klage unseres Dante erspart bleiben: Kein größerer Schmerz als im Elende die Erinnerung an glückliche Zeiten."

Camilla legte ihren Arm um seinen Hals und drückte ihre blühende Wange zärtlich an sein graues Haar. Dann kehrte sie zu ihren künstlichen Blumen zurück.

Ghibello nahm einen Bogen Briefpapier aus dem Schiebkasten und tauchte die Feder ein. Ein junger Bursche, der bei einem Böttcher in der Via Lungaretta arbeitete, hatte ihm einen Brief an seine Mutter in Cori, im Volsker Gebirge, aufgetragen. Aber das Papier blieb leer. Ghibello konnte seine Gedanken von jener Zeit nicht abwenden, welche trotz der Trostlosigkeit der politischen Zustände die glücklichste seines Lebens gewesen war. Er sah sich wieder an der Seite seiner jungen und schönen Gattin, glücklich in seiner Liebe und in seiner Berufsthätigkeit, umgeben von einem Kreise gleichgesinnter Freunde und geachtet von seinen Mitbürgern. Seine geschmackvoll eingerichtete Wohnung an der Piazza Navona war der Mittelpunkt einer geistvollen Geselligkeit, der seine reizende Gattin durch ihre musikalische Begabung eine noch größere Anziehungskraft verlieh. Die

päpstliche Regierung hatte ihn unbehelligt gelassen und er seine Advokatur, zu der er kurz vor Ausbruch der Revolution zugelassen, ungestört beginnen können. Ja, es hätte nur von ihm abgehangen, zu einflußreichen und glänzend dotierten Stellungen aufzusteigen. Kardinal Antonelli hätte einen Kopf wie den seinigen gern gewonnen, und die geistlichen Herren, die sich auch in seinem Hause wie in jedem, wo es eine schöne Frau giebt, Zutritt zu verschaffen gewußt hatten, ließen es an deutlichen Winken nicht fehlen. Wie viele sah man nicht in dem damaligen Rom in dem Besitze der einträglichsten Stellen, deren einziges Verdienst darin bestand, der Gatte eines hübschen Weibes zu sein! Ghibello blieb allen Versuchungen unzugänglich.

Da krachten durch die Friedhofsstille Europas die Bomben Orsinis, und die starre Eisrinde, unter der Italiens Leben seit zehn Jahren begraben gewesen war, fing an zu knirschen und zu bersten. In dem Hause Ghibellos schlugen die Herzen mit jedem Tage hoffnungsvoller, und die Politik, die sich bisher unter den Interessen an Kunst und Litteratur sorgfältig versteckt gehalten, wagte die Maske zu lüften. Man feierte die Siege von Magenta und Solferino; Napoleon stieß zwar seinen Degen rasch wieder in die Scheide, allein schon hatte Garibaldi von Genua aus heimlich jenen märchenhaften Zug begonnen, der das Königreich beider Sizilien zu Viktor Emanuels Füßen legen sollte. Toskana, Modena, Parma, die Romagna warfen das Joch ab, und eines Tages durchflog die Nachricht von dem Siege der Tausend bei Marsala die ewige Stadt. Jubelnde Menschen durchwogten die Straßen, alle Welt umarmte, küßte sich, die Gattin Ghibellos sang bei geöffneten Fenstern die Garibaldi-Hymne, und zu dem Beifall der Gäste donnerte es draußen begeistert zu den Sternen: „Evviva Italia una!“

Vier und zwanzig Stunden später umschlossen Ghibello die Mauern der Engelsburg. Mitten in der Nacht hatte man ihn von der Seite seines verzweifelnden Weibes gerissen.

Als er nach Monden schrecklichster Seelenpein in der engen, düsteren Zelle seine Freiheit wieder erlangte — um welchen Preis wieder erlangte! — fand er sie, die er wie eine Rose blühend verlassen hatte, im Sarge. Wie ein Wahnsinniger auflachend, stürzte er bei der Leiche nieder, die bereits zur Bestattung geschmückt war.

Die Erinnerung an diesen schrecklichsten Moment seines Lebens preßte ihm ein tiefes Ächzen ab. Ach! jene qualvollen Kerkerwochen hatten ihm nicht die Heißgeliebte allein geraubt! Ein dunkeler Schatten lag auf seiner Ehre, die Freunde mieden ihn, Geschäft und Wohlstand waren ruiniert.

Er fühlte, daß die Augen seiner Tochter auf ihm ruhten, und er biß die Zähne zusammen und drückte die Faust gegen die Stirn. Sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, begann er nun wirklich den Brief des jungen Gesellen an seine Mutter zu schreiben. Welch ein Abstand gegen damals! Ihn, den einst gesuchten und gefeierten Juristen, zwang die Not, die Dienste eines öffentlichen Schreibers und Winkelkonsulenten zu versehen! Und wenn diese Arbeit ihn und die Seinigen noch ernährt hätte! Was wäre aus ihnen geworden, nachdem die Sparpfennige

einer besseren Zeit ausgegeben, die Kunstwerke, die Möbel nach und nach verkauft waren ohne Camillas Kunstfertigkeit? Er hohnlachte innerlich über sich selbst, während er die Buchstaben auf das schlechte Briefpapier malte.

Auf der nahen Basilika von S. Maria erklang das Nachtgeläute, und Hunderte von ehernen Zungen riefen zugleich den Engelsgruß über die ewige Stadt hin. In der Straße Lungaretta verstummte plötzlich das Lärmen, auch Camilla unterbrach ihre Beschäftigung, neigte den Kopf und faltete die Hände. Der Vater folgte ihrem Beispiele nicht; er hatte das Tafeltuch zwischen sich und der Kirche längst zerschnitten und ging weder zur Messe noch Beichte. Nichts vermochte ihn, den Fuß in Demut zu küssen, der ihn zertreten hatte. Er warf die Feder hin, die fortwährend stockte, und forderte seine Tochter auf, ihren Hut und Überwurf zu nehmen. Sie pflegten täglich bei gutem Wetter in der Dämmerstunde einen Gang ins Freie zu machen. Es war die einzige Erholung, welche die fleißige Camilla sich gönnte. Heute verzichtete sie darauf, weil sie mit Bestellungen für das nahe Osterfest überhäuft war. Der Vater drang nicht weiter in sie, er selbst aber entfernte sich, um in der Nachbarschaft ihr frugales Abendbrot einzukaufen. Er besorgte alle äußeren Angelegenheiten und Geschäfte für Camilla, ging auf den Markt und zu Bäcker und Fleischer, während eine arme Witwe, die über ihnen wohnte, die groben häuslichen Arbeiten verrichtete.

III.

Ganz Rom wallfahrtete zur Corinna des Antonio Spinola, und sein Name war auf allen Lippen. Wilfredo Rosati erschien jeden Morgen in der Ausstellung und verbrachte den Tag damit, das Original des Bildes zu suchen. Fortwährend durchstreifte er die Kirchen, Straßen und Plätze; auch die Osterien, in denen das Volk verkehrte, suchte er ab und dehnte seine Nachforschungen selbst bis zu den kleinen Orten aus, die von den Abhängen des Albanergebirges herübergrüßten. Zuweilen glaubte er, sie entdeckt zu haben; eine frei und groß daherschreitende Gestalt, ein gleich dem der Ludovisischen Juno blickendes Augenpaar trieben ihm plötzlich das Blut zum Herzen; allein es waren stets rasch zerfließende Täuschungen. Es fehlte nicht an Momenten, in denen er sich das Thörichte seines Beginnens vorhielt und sich selbst wegen der Suche nach einem Wesen, das wohl nur in der Phantasie des Malers bestand, so scharf ironisierte, wie es Emilio Morosini gethan haben würde, wenn er um sein Treiben gewußt hätte. Dennoch bedurfte es nur eines Blickes auf die seelisch durchleuchtete Schönheit Corinnas, um ihn alle Einwendungen seines Verstandes vergessen zu lassen. Wieder wanderte er unter den Modellen auf der spanischen Treppe und in der Via Sistina gespannten Blickes umher, als ob er selbst ein Maler wäre, und wohnte den Fastenpredigten in den Kirchen und auf den Straßen mit dem erbaulichsten Fleiße bei. Überall, wo sich Menschen ansammelten, war er zu finden, selbst auf dem Petersplatze, wann die Prälaten in ihren roten Glaskutschen mit reich geschirrten Pferden, von deren Köpfen Federbüsche nickten, dort zum Konzil anfuhren.

Den Besuch bei Ugo Ghibello verschob er darüber von einem Tage auf den anderen. Auch sein Interesse für die Kunstschätze und Reste des Altertums, obgleich sie es waren, die ihn zum Besuche Roms veranlaßt hatten, erkalteten bedenklich. Kehrte er abends nicht zu müde von seinem vergeblichen Suchen in sein Hotel zurück, so fuhr er wohl noch nach der Villa Morosini hinaus, die vor der Porta Pia an der zum heiligen Berge führenden Nomentanostraße lag. Emilios Mutter war die Schwester der seinigen; die Politik aber hatte die Väter seit dem Jahre 1848 auf das Bitterste entzweit. Der inzwischen verstorbene Bankier Morosini war ein eben so fanatischer Anhänger der Legitimität und des Ultramontanismus gewesen, wie Agostino Rosati für die Idee der Einheit und Freiheit Italiens begeistert war. Auch nach dem Tode jenes waren die Beziehungen zwischen beiden Familien sehr kühl geblieben, weniger, weil Signora Morosini in den Ansichten ihres Gatten aufging, als aus ihrer kaum überwindlichen Scheu vor Tinte und Feder. Geistigen Anstrengungen abhold, brach ihr Phlegma allen Entschließungen dieser Art die Spitze ab. Vilfredo hatte ihr auf Wunsch seiner Mutter sofort einen Besuch gemacht und war von ihr mit großem Wohlwollen empfangen worden.

Wie zu Lebzeiten ihres Gatten war auch jetzt die Villa Morosini von der klerikalen Gesellschaft viel besucht, und ein leiser Weihrauchduft parfümierte die eleganten Räume. Emilio freilich, der seinen Anteil an einem beinahe fürstlichen Vermögen in ungebundener Freiheit zu genießen liebte, war kein Freund dieses Parfüms. Seine Mutter aber und seine Schwester Beatrice, welche in dem Frauenkloster der Trinita dei Monti von den Schwestern des heiligen Herzens erzogen war, hätten die Atmosphäre der geistlichen Herren um keinen Preis missen mögen. Daß Mutter und Tochter jetzt, während der Fastenzeit, unter der eleganten Welt nicht fehlten, welche zwischen den schlanken jonischen Säulen von S. Maria Maggiore den Bußpredigten des Pater Santini, des beliebtesten Kanzelredners von Rom, andächtig lauschte, versteht sich von selbst. Niemand wußte wie er so feurig und dennoch so delikat und in so vornehmen Formen den reichen und aristokratischen Sünderinnen das Gewissen zu rühren. Wie wurden da die duftenden Spitzentaschentücher von süßen Reuethränen durchnäßt! Wie leicht und engelhaft schlugen die Herzen unter der dunkelen Seide, dem schwarzen Sammt, wenn die Lippen des eleganten Priesters die Beichtenden losgesprochen hatten!

Signorina Beatrice war eine jener blonden Schönheiten, wie der Pinsel Tizians sie verherrlicht hat. Die Lebhaftigkeit der Italienerin war bei ihr durch einiges von der Mutter ererbtes Phlegma gedämpft, und das Feuer leuchtete aus ihren Augen durch einen Schleier. Entzückend war sie, wenn sie die breiten, etwas schweren Lider emporhob. Es verschmolz dann die Madonna mit der Danae, wie sich in Rom ja überall das Heidnische mit dem Christlichen mischt. Die Messe und die Toilette bildeten die ernste Hauptbeschäftigung ihrer Tage, und die Muße, die ihr dann noch Korso und Visiten übrig ließen, verbrachte sie im holden Nichtsthun auf ihrem Schaukelstuhle, Confitüren naschend oder mit ihrem Hündchen spielend, das ein Ausbund von Häßlichkeit und auf Vilfredo

bissig eifersüchtig war. Wenn sie einmal ein Buch zur Hand nahm, so waren es die Geschichten der Heiligen. Es verursachte dem jungen Mädchen köstliche Schauder, inmitten des sybaritischen Luxus, der es umgab, von den Martern der frommen Männer und Frauen zu lesen und sich an ihre Stelle zu phantasieren. Dem Vetter begegnete sie aufs freundlichste und hielt ihn gern an ihrer Seite fest. Sein schlicht männliches und gerades Wesen stach auch höchst vorteilhaft von der Stutzerhaftigkeit, Geschmeidigkeit und Blasiertheit der jungen römischen Nobili ab. Leider blieb ihre graziös schmachtende Schönheit ohne den gewünschten Eindruck auf ihn. Er nahm das Leben zu ernst und war von seinem Berufe ganz erfüllt. Mit Leib und Seele Soldat, Soldat der Unabhängigkeit und Einheit seines Vaterlandes, war er, als im Jahre 1866 der Waffenruf erscholl, um die Königin der Adria der Herrschaft Österreichs zu entreißen, als Freiwilliger in die Reihen der Bersaglieri getreten. War der kurze Feldzug unter General La Marmora auch für die italienische Armee kein sonderlich ruhmreicher gewesen, so hatte er doch Vilfredo Gelegenheit geboten, für sich persönlich einige Lorbeeren zu pflücken. Er war gegenwärtig Oberlieutnant und man hegte große Erwartungen von ihm. Nun war ihm die Idee, der er sein Leben gewidmet hatte, in dem Bilde Spinolas plötzlich, mit dem Zauber einer idealen weiblichen Schönheit verschmolzen, vor Augen getreten, und je weniger er bisher seine Gefühle in Liebeleien verzettelt hatte, um so mächtiger war die blitzartige Wirkung.

Inzwischen war der Abend vor dem Osterfeste herangekommen, und Vilfredo begleitete Mutter und Tochter nach dem Colosseum. Diese hatten dessen Ruinen noch nie im Mondschein gesehen, ebenso wenig kannten sie die Kunstschätze in den Museen. Dergleichen Genüsse überlassen die römischen Damen meistens den Fremden. Es kostete auch heute einige Mühe, wenigstens um Signora Morosini zu bewegen, ihren hellen und warmen Salon mit der Nachtluft zu vertauschen; allein Beatrice wünschte es wegen Vilfredos, und ihr Wille war wie immer für die Mutter Gesetz. Emilio schloß sich der Partie an.

Vor dem Eingange des Amphitheaters hatte sich bereits eine förmliche Wagenburg gebildet, und die Bühne mit den Leidensstationen ringsum war von Fremden überfüllt, welche Rom nicht verlassen wollten, ohne den zauberhaften Anblick genossen zu haben. Die Wirkung des Vollmondes auf die Trümmer der im weiten Kreise hintereinander zum schwarzblauen Nachthimmel sich emporhebenden Sitzreihen war märchenhaft. Selbst Frau Morosini bereute die Fahrt nicht, und Beatrice hing anfangs in stummem Staunen an Vilfredos Arm. In silbernen Kaskaden floß das Licht rings von den Höhen, aber man vernahm kein Rauschen, keinen Laut in dem Rinnen, Gleiten und Schweben des flüssigen Glanzes. Die Ruinen der Unterbauten und Bogen warfen scharfe Schatten hinein. Wie träumend ruhten in dem silbernen Dämmerlichte die phantastischen Formen und Gestalten. Eine schwamm in die andere über, verschwamm, zerrann, und aus Licht und Schatten bildete sich eine neue Märchenwelt, die Seele magisch umspinnend.

Die kleine Hand Beatricens legte sich fester auf den Arm ihres Begleiters, und sie schlug die Augen mit dem Blick der Danae zu ihm auf. Vilfredo sah

es nicht, und in der nächsten Sekunde mußte sie über eine Bemerkung ihres Bruders, der mit der Mutter neben ihr stand, lachen. Emilio Morosini fand die Zuschauer interessanter als das Schauspiel, und seine satirischen oder frivolen Äußerungen unterhielten Mutter und Schwester aufs beste. Sie sahen kaum noch hin, wenn Vilfredo sie auf einen besonders schönen Lichteffekt der stets sich ändernden Beleuchtung aufmerksam machte. Ihm selbst störte die fortwährende Bewegung in der Menschenmenge wiederholt den Genuß. Eben wurde er wieder geschoben und gedrängt, und als er unmutig den Kopf wandte, trafen seine Blicke auf ein Gesicht, das in einiger Entfernung von ihm dem über den Ruinen schwebenden Monde zugekehrt war. Es war ein Frauenantlitz, das hell beleuchtet aus der Umhüllung eines schwarzen Spitzentuches emporschaute. Wenn es ein Vorbild der Corinna gab, so war es dieses, und Vilfredo wollte dem ersten Antriebe gehorchend darauf zueilen. Aber Beatricens Arm ruhte auf dem seinigen, und sie sah bei seiner hastigen Bewegung verwundert zu ihm auf. Er mußte sich bezwingen, gedulden, und unter welchem Vorwande sollte er sich auch der endlich Gefundenen nähern?

Ein vielfacher Ruf des Staunens ertönte aus der Menge. Durch die Bogen der Korridore droben leuchtete eine Fackel, und angeglüht von ihrem roten Lichte schwebte eine Gruppe weiblicher Gestalten in dem dämmernden Silberduft. Vilfredo blickte nur flüchtig hin, doch von der so lange sehnsüchtig Gesuchten gewahrte er darauf nur noch einen Teil des edlen Profils. Sie schien mit einem Manne zu sprechen, der ihr ein kühn geschnittenes, von einem krausen, schwarzen Barte umrahmtes Gesicht zuwendete. In der nächsten Minute verbarg eine Menschenwoge sie ihm vollends, und dann sah er sie noch einmal an dem Arm des Schwarzbärtigen, der einen weichen Filzhut trug, in der Nähe des Ausganges auftauchen und zurückschauen. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Glücklicherweise mahnte Signora Morosini schon nach wenigen Minuten, die ihn freilich eine Ewigkeit dünkten, an die Heimkehr, und er suchte mit einer für seine schöne Begleiterin wenig schmeichelhaften Hast den Ausgang zu gewinnen. Sobald die Damen in den Wagen gestiegen waren, verabschiedete er sich und überließ es Emilio allein, mit ihnen nach Hause zu fahren. Beatrice drückte sich schmollend in die Ecke der eleganten Equipage, die Mutter aber war froh, nach der ungewöhnlichen Anstrengung schweigend sich ausruhen zu können.

Hoffend, die Unbekannte noch einzuholen, verfolgte Vilfredo mit raschen Schritten den Weg zur Stadt. Der Mond verbreitete fast Tageshelle. Die Straße, dem Fuße des Palatin entlang durch den Triumphbogen des Titus zum Forum, erschien wie beschneit. Wagen und Fußgänger belebten sie; allein Corinna entdeckte er nicht. Nur nach ihr spähend, achtete er nicht des magischen Spieles, welches das Mondlicht mit den Ruinen der entthronten Weltbeherrscherin trieb. Er sah nicht die zyklopischen Hallenreste des Konstantindomes an seinem Wege finster gähnen, nicht die schlanken, korinthischen Säulen des Dioskurentempels noch die mächtigen Granitschäfte des Tempels des Saturn, mit den Gebälkstücken auf jonischen Kapitälen, träumerisch auf das Trümmerfeld des Forums schauen,

wo die angenagten Marmormassen des Severnsbogens über die heilige Straße sich spannten und die Phokassäule den Byzantinismus des entarteten Volkes beschämend verewigte.

Am Fuße der breiten kapitolinischen Treppe machte Vilfredo Halt. Die Spuren der Verlorenen in dem krausen Straßennetz vor ihm aufzufinden, mußte er als hoffnungslos erkennen und sich mit dem Gewinne begnügen, Corinna in Rom zu wissen. Er überließ sich dem Zufall. Die Straßen, die sich bereits zum Auferstehungsfeste geschmückt hatten, waren ungewöhnlich belebt. Überall, wo es der Raum gestattete, waren bunte Zelte aufgeschlagen, in denen Süßigkeiten und fettes Gebäck, mächtige Schinken und Haufen von Würsten auslagen und die Garköche hantierten. Hauptsächlich waren es die Fleischer, die Fett- und Wursthändler, die ihre Läden und Waren in verlockendster Weise aufgeputzt hatten. Nach den mageren Wochen begannen morgen die fetten Tage, und das Osterfest ist im wahren Sinne eine Auferstehung des Fleisches. Überall strahlte heller Lichtglanz, überall eine Fülle von Stechpalmen, Lorbeer und Blumen, von roten Draperien, Rauschgold, Guirlanden und Fähnchen. Heiter blickten die Menschen, die hier vor den Schaufenstern standen, dort um die Buden sich drängten, oder die Straßen entlang zogen, alle schauend, schwatzend, scherzend. Bunt leuchteten unter ihnen die malerischen Volkstrachten aus der Umgegend hervor. Die Leute waren von den Gebirgen herabgestiegen und aus der Campagna zur Stadt gekommen, um des Ostersegens des heiligen Vaters teilhaft zu werden. Es waren kräftige Gestalten von schönem Ebenmaße, diese Frauen aus dem Albanergebirge in ihren hellbunten Röcken und Miedern von schwerer Seide und den weißen Kopftüchern, diese im breiten Schlapphut und grauem Radmantel sporenklirrend einherschreitenden Büffelhirten, diese Ginnciatori im Spitzhut, in roter Weste mit dem Schaffell darüber und in kurzen Beinkleidern aus zottigem Ziegenfell. Leider fehlte es auch nicht an solchen, denen die Not und das Fieber aus den gelben Gesichtern lugten, wie dem Landarbeiter in blauem Kittel und blauer Weste, der unter seinem breitrandigen Hute begehrliche Blicke auf die zur Schau gestellten Eßwaren richtete. Andere lagen betend mit Weib und Kind vor den Heiligenbildern an den Ecken, während die Trasteverin im farbigen, reichen Seidenmieder, die Silbernadel im schwarzen Haar, am Arm des Zuaven, des Legionärs zur Trattoria oder Osteria schritt, aus der Gläserklirren und Stimmengebrause erscholl.

Ein Gefühl der Vereinsamung überkam Vilfredo in dem lauten und fröhlichen Treiben, in dem jeder die Freuden des nächsten Tages vorausgenoß. Entmutigt suchte er sein Hotel auf. So nahe war er Corinna gewesen, daß er fast den Atem ihres Mundes hätte spüren können, und dennoch war sie ihm wieder entschwunden! Würde er nicht Rom verlassen müssen, ohne sie gefunden zu haben? Sein Urlaub war nahezu abgelaufen. Das Ende desselben gemahnte ihn aber auch daran, daß er sein Versprechen dem Jugendfreunde des Vaters noch immer nicht erfüllt hatte. Er suchte die vergilbte Visitenkarte Ugo Ghibellos hervor und legte sie auf seinen Nachttisch. Es sollte sein erstes sein, ihn am folgenden Morgen aufzusuchen.

IV.

Das lebhafte Erschallen aller Glocken Roms, die seit dem Charfreitage geschwiegen hatten, dazu das Donnern der Kanonen weckten Vilfredo am frühen Morgen schon. Anstatt der Feier in der Peterskirche beizuwohnen, ließ er sich nach der Via della Lungaretta in Trastevere fahren; zur Segensspende des Papstes kam er nach dem Besuche wohl noch zeitig genug.

Ghibello empfing ihn mit der größten Herzlichkeit und ließ ihn seine Entschuldigung, daß er nicht schon längst gekommen wäre, kaum beginnen.

„Ein junger Mann, der zum erstenmale in Rom ist, da müssen wir Alten warten, das versteht sich von selbst," unterbrach er ihn sofort und zog ihn zu sich auf das Sofa, das ihm zugleich zur nächtlichen Ruhestätte diente. „Ihr Besuch bereitet mir einen köstlichen Ostermorgen, mein lieber —"

„Vilfredo!"

„Mein lieber Vilfredo also!" und seine Stimme erhebend, rief er: Camilla! Camilla! — Das ist meine Tochter. Sie ist eben aus der Kirche gekommen und legt nur ihre Sachen ab."

Diese trat darüber aus ihrem Stübchen, und der Vater rief ihr mit heiteren Augen entgegen:

„Mein teures Leben, das ist Agostinos Sohn — Aber was hast du?" unterbrach er sich, denn Camilla blickte befremdet auf den Gast, der von seinem Sitze emporgeschnellt war.

Vilfredo stand ihr wie ein Verzückter gegenüber; sein Gesicht flammte. Er sah das Original Corinnas vor sich. Nun betrachtete auch Ghibello ihn verwundert.

„Ich bitte um Vergebung," stotterte er nach Fassung ringend. „Ich hatte nicht vermutet — Die Ähnlichkeit der Signorina mit einem Bilde —"

„Mit dem Bilde unseres Freundes Spinola," ergänzte Ghibello. „Es ist mir lieb, daß Sie es sahen."

„Corinna war es, die mich zu den alten Kampfstätten führte, wo ich Sie traf, Signor Ghibello," fiel ihm Vilfredo ins Wort, dessen Augen mit unverhohlener Bewunderung auf dem schönen Mädchen ruhten.

„So danke ich meiner Tochter auch diese Begegnung wie alles Erfreuliche, das ich noch erlebe," sagte der Vater mit einem zärtlichen Aufschimmern seiner melancholischen Augen. „Aber, Signor Vilfredo, hat man in Rom die Bedeutung des Bildes verstanden? Ich fürchte, unsere Jugend denkt nicht wie Sie, und der Genius Italiens wird sich in Gram um Rom vergebens verzehren wie Corinna."

„Wer lebt in Rom, der sie sah und nicht bewundert?" erwiderte Vilfredo mit einem Feuer, das ein kleines Lächeln auf Camillas granatrote Lippen lockte. „Nein, nein, das Schwert Italiens wird sie nicht sterben lassen; zu dem Lorbeer wird es die Brautkrone in ihre Locken flechten."

Er neigte sich vor dem Mädchen, als ob er das Knie beugen wollte. Ein roter Schein flog über ihre bräunlichen Wangen, während der ernste Blick ihrer großen, schwarzen Augen ihn durchdringen zu wollen schien. Das Lächeln war

von ihren Lippen verschwunden, und abwehrend erhob sie die Rechte, indem sie sagte:

„Die Huldigung gehört dem Künstler, Signor Rosati; ich bin nur ein einfaches Mädchen."

„Glycera, wenn ihre Blumen auch nur künstliche sind," rief der Vater. „Aber wohlan, mein junger Freund, werben Sie mit dem Schwerte um Rom, wie Ihr Vater und ich es thaten, als wir noch Jünglinge waren! Es steht freilich zu besorgen, daß man an den grünen Tischen zu Florenz sich nie entschließen wird, dem mächtigen Protektor Roms den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Seine Herrschaft steht heute fester als je. Doch Hoffen ist das schöne Vorrecht der Jugend, Resignation die traurige Pflicht des Alters. — Da fällt mir ein, daß ich aus jenen Blütentagen unseres Hoffens noch ein Andenken von Ihrem Vater besitze, das ich Ihnen doch zeigen muß!"

Er öffnete die Lade seines Schreibtisches und brachte nach einigem Suchen einen kleinen Dolch hervor. Es war eine schöne Waffe, deren silberner Griff Masken und Ranken in kunstvoll getriebener Arbeit zeigte. Vilfredo betrachtete sie mit dem Interesse und der Freude eines Kenners und lobte den vorzüglichen Stahl.

„Sie soll ein altes Erbstück Ihrer Familie sein, wie mir Agostino mitteilte," äußerte Ghibello. „Eines Abends, wir hatten die Neapolitaner bei Velletri geschlagen und ließen den dortigen Feuerwein uns munden — der Mainond stand über der Gräberstraße — da ritzten wir uns mit ihr den Arm, ließen das Blut in unsern Becher tröpfeln und tranken Blutbrüderschaft, den Tyrannen ewigen Haß schwörend. — Ohne etwas Romantik ging es damals nicht ab."

„Sie schrieben Signor Agostino, daß Sie Papa trafen?" fragte Camilla den Gast.

Er verneinte verlegen; er hätte gezögert, weil er gewünscht mehr als die einfache Thatsache nachhause berichten zu können, entschuldigte er sich.

„Und deshalb ließen Sie Papa bis heute auf Ihren Besuch warten?" sagte sie mit einer kleinen Falte zwischen den Bogen ihrer schwarzen Brauen. „Wissen Sie auch, daß er jeden Tag mit der Hoffnung sich betrog, Sie würden kommen?"

Das Herz schlug ihm hoch auf. Welch ein Narr des Glückes war er gewesen! Er wurde erwartet, auch von ihr, wenngleich des Vaters wegen, und er hatte sie überall gesucht, nur hier nicht, wo er sie sofort gefunden haben würde!

„Aber, Kind, wie du redest," schalt der Vater. „Signor Vilfredo ist ja nicht um meinetwillen nach Rom gekommen. Du magst wohl denken, daß er mancherlei Verpflichtungen hat."

„Nein, nein, ich habe keine," versicherte dieser eifrig den Dolch weglegend, „Signorina Camilla hat Recht, und ich flehe um Gnade."

Er ergriff ihre Hand und drückte seine Lippen in heißer Buße darauf.

„So beweisen Sie Papa, daß Ihre Reue echt ist," erwiderte sie ein wenig verwirrt und entzog ihm die schlanken Finger, als er sie noch länger festhalten wollte. Sie that es ohne Ziererei, wie überhaupt nichts Gemachtes, keine Ge-

fallsucht in ihrem Wesen lag. Es war von einem anmutigen Anstande und schlicht, wie es die Natur immer ist, und so erschien auch ihre Toilette, welche ihre beschränkten Verhältnisse nicht Lügen zu strafen suchte. Ein einfaches schwarzes Wollenkleid umschmiegte die schlanke Gestalt, und der Mode trotzend, welche in übertrieben aufgebauschten Frisuren sich gefiel, floß ihr bläulich schimmerndes Haar eben um die breite Stirn und war am Hinterkopfe in ungekünstelten Flechten aufgesteckt. Sie trug keine Ringe, keine Ohrgehänge. Ihren einzigen Schmuck bildete eine Korallenschnur mit einem goldenen Kreuzchen um den leicht bräunlich schimmernden Hals, der sich kräftig gerundet aus einem weißen Spitzenkragen erhob.

„Sie sehen, daß ich an meiner Camilla einen tapfern Anwalt habe," scherzte Ghibello, und sie rief, seine Wange flüchtig küssend:

„Muß ich es nicht ein wenig sein, Papa, da du nur die Rechte anderer Leute bis auf den Punkt über dem I verteidigst?"

Ghibello hatte sich unterdessen wieder auf das Sofa gesetzt und Vilfredo an seine Seite winkend forderte er ihn auf, ihm von seinem Vater zu erzählen. „Ich weiß nicht einmal bestimmt, wo er vor den grimmen Wettern der Reaktion sein Haupt barg," fügte er hinzu.

Es waren keine ungewöhnlich abenteuerlichen Schicksale, von denen Vilfredo zu berichten hatte. Darum fand er an Ghibello und seiner Tochter nicht minder aufmerksame Zuhörer. Camilla saß ihm gegenüber in der Nähe des Fensters, an dem ihre Blumen blühten, und der Anteil, den er in ihren Mienen las, mochte nicht wenig dazu beitragen, seine Mitteilungen zu erwärmen und zu beleben. So schöpfte wohl Othello aus Desdemonas holder Schönheit die Zauberkraft, mit der die Erzählungen seiner Kriegsfahrten auf seine Zuhörerin wirkten. Vilfredo sprach in seinem Herzen nur zu Camilla. Wie er erzählte, war Agostino Rosati glücklich nach Genua entkommen, ehe auch Piemont, dem Drucke der kontinentalen Reaktion nachgebend, seine Grenzen den Flüchtlingen verschließen mußte. An Bord eines Kauffahrers war er nach England gegangen. Von Hause aus wohlhabend, blieb ihm wenigstens die materielle Not des Exils und der harte Pfad erspart, den, wie Dante klagt, der Verbannte auf fremden Treppen auf- und absteigt. Die Sehnsucht jedoch nach der sonnigen Heimat, die er in den Nebeln Englands doppelt schmerzlich vermißte, sollte er ganz und voll kennen lernen. Allein er war nicht der Mann, sich in diesem Gefühl unthätig zu verzehren, nachdem ihm deutlich geworden, daß an ein Wiederaufflammen der Revolution, mit welcher Hoffnung die Flüchtlinge das bitter gesalzene Brot der Fremde zu würzen suchten, nicht zu denken sei. Schon auf der Seefahrt von Genua nach London war in ihm die Idee angeregt worden, die er nun verwirklichte: er wurde Kaufmann.

„Kaufmann! Er, der immer nur Soldat gewesen war?" rief Ghibello höchlich überrascht. „Wahrlich, der Entschluß dazu kann ihm nicht leicht geworden sein! Wissen Sie es, mein junger Freund, daß Ihr Vater bis zum Ausbruche der Revolution Offizier in der Armee des Großherzogs von Toskana war und



daß er damals seinen Abschied nahm, um unter Garibaldi erst in der Lombardei, dann hier für die Freiheit Italiens zu kämpfen."

„Ich weiß es," versicherte Vilfredo. „Für das Vaterland war er jedes Opfers fähig. Hatte er sich doch selbst von meiner Mutter losgerissen und von mir, der ich damals erst kürzlich geboren war."

Camilla warf einen besorgten Blick auf ihren Vater, der sich bei diesen Worten mit einem trüben Lächeln über Scheitel, Stirn und Augen strich. Vilfredo aber fuhr in seinem Eifer fort:

„Da ich selbst Soldat bin, so vermag ich es ihm wohl nachzufühlen, welche Überwindung es ihn gekostet haben muß, in die Dienste Merkurs zu treten. Aber mit eiserner Willenskraft wie immer verfolgte er auch diesmal sein Ziel, und sobald er mit seinem Plane im Reinen war, ließ er uns zu sich kommen. Seiner Energie gelang es denn auch, sich durch alle Schwierigkeiten seines Berufes hindurch und empor zu arbeiten. Darüber ist er allerdings ernst, sehr ernst geworden, und nach den Schilderungen meiner Mutter, wie er früher war, dürften auch Sie ihn kaum wieder erkennen, Signor Ghibello."

„Würde es ihm mit mir anders ergehen?" fragte dieser. „Das Leben bildet fortwährend an uns aus und um, und nicht immer mit der sanftesten Hand, so daß wir selbst in späteren Jahren in dem Bilde unserer Jugend unsere Züge nicht wieder zu finden vermögen. Agostino freilich ist darin glücklicher als ich, wie er stets ein Günstling des Glückes war. Er sieht in seinem Sohne die eigene Jugend verkörpert vor sich stehen."

„O, Papa, das hättest du nicht sagen sollen," schmollte Camilla. „Du wirst mich noch eifersüchtig auf Signor Vilfredo machen."

„Eifersüchtig, Geliebteste? Aber in dir lebt mir deine teure, unvergeßliche Mutter fort," erwiderte er bewegt.

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich in seine Arme werfen, kehrte sich aber rasch dem Fenster zu, um dem Gaste ihre nassen Augen zu verbergen.

„Ihre früh verstorbene Mutter," flüsterte der Vater, und Vilfredo drückte ihm mit stummer Teilnahme die Hand.

Camilla pflückte von ihren Blumen einige welke Blätter ab, und der Vater fuhr nach einer kurzen Pause fort, er hoffe, daß das Glück Agostino auch in der Heimat treu geblieben sei, nachdem die neue Aera ihm die Rückkehr gestattet. Vilfredo bestätigte es und fügte hinzu:

„Mit Ungeduld erwartet er jetzt die Vollendung der Einheit Italiens, um ein Unternehmen ins Werk zu setzen, das ihn schon lange beschäftigt. Es ist nichts Geringeres als die Korrektur des Tiber, um die Kampagna wieder in gesunde, blühende Fluren zu verwandeln. Das nötige Kapital würde sich in dem einigen Italien leicht finden lassen, meint er."

„Diesen Drachen zu töten, der Gift aushauchend vor den Thoren Roms verborgene Schätze hütet, Fluch in Segen zu verwandeln, wahrlich ein schöneres Ziel konnte sich Agostino nicht stecken," rief Ugo Ghibello begeistert.

In diesem Augenblicke erhob sich ein Krachen, von dem die Fensterscheiben

zitterten und klirrten, so daß Camilla erschrocken zurückwich. Es waren die Kanonen von dem unfernen Kastell S. Angelo, welche verkündeten, daß der Papst von der Loggia der Peterskirche aus die Stadt und den Erdkreis gesegnet und die Feinde der Kirche verflucht hatte.

„Es befinden sich auch Könige darunter, und Viktor Emanuel ist einer von ihnen," bemerkte Ghibello sarkastisch. „Aber die Blitze zünden nicht mehr. Sie hätten indessen das Schauspiel nicht versäumen sollen."

Vilfredo zuckte leicht die Achseln. Er hatte unterdessen ungleich Beglückenderes genossen. Camilla mahnte ihn, dafür morgen wenigstens nicht die Girandola und das Feuerwerk zu versäumen.

„Wenn ich sie in Ihrer Gesellschaft genießen darf?"

„Odi profanum vulgus, mein lieber Vilfredo," antwortete an des Mädchens Stelle der Vater. „Ich scheue das Volksgewühl und Gedränge und beabsichtigte auf dem Palatin die Ausgrabungen in Augenschein zu nehmen. Die farnesischen Gärten sind morgen zwar für das Publikum geschlossen, allein ich kenne den Kustos, und er läßt uns gern ein."

„So lassen Sie uns als Bürger einer kommenden Zeit von den Palasttrümmern der heidnischen Cäsaren auf die flammende Peterskirche hinabschauen," rief Vilfredo heiter, und Camilla stimmte ihm zu.

„Das ließe sich vielleicht thun," meinte der Vater, und man kam überein, sich auf dem Palatin zu treffen.

Vilfredo erhob sich, und als er Camilla zum Abschiede die Hand reichte, fragte er, indem er ihr mit einem tiefen Blick in die sonnigen Augen schaute:

„Unsere Väter waren Freunde, Signorina, sollen wir es nicht auch sein?"

„Man behauptet, daß wir Frauen uns schlecht auf die Freundschaft verstehen," antwortete sie nach einem kurzen Zögern und mit einer kleinen Schalkhaftigkeit, die sie bei ihrem Ernste reizend kleidete, fügte sie hinzu: „Doch ohne Dolch und Schwur, Signor Vilfredo!"

Sie erwiderte den Druck seiner Hand, aber ließ es nicht geschehen, daß er die ihrige an seine Lippen zog.

Ihm war es, als ob ihn Wolken die schlechten Treppen hinuntertrügen, und nur wie durch Wolken dämmernd erschienen ihm Welt und Menschen. Auf der Villa Morosini wurde das Osterfest mit einem großen Diner gefeiert, zu dem auch er geladen war. An der Decke des Speisesaales war Amors Vermählung mit der Psyche im Olymp gemalt; Amoretten umgaukelten die frohen Götter und streuten Blumen auf die Gäste herab. Vilfredo tafelte dort oben, und weder die elegante Gesellschaft, in der schöne Augen mit den Edelsteinen um die Wette funkelten und flammten, noch die auserlesenen Speisen und Weine, welche die Unterhaltung unstät umflatterte, vermochten ihn herabzuziehen. Er gewahrte nur ein farbiges Wogen und vernahm nur ein Rauschen um sich her, und die Rosen des Lukullus wurden für ihn, der für kulinarische Genüsse überhaupt wenig empfänglich war, zu Brennesseln, je mehr sich das Diner in die Länge zog. Sobald man

von der Tafel aufstand, schlich er sich fort, um wenigstens noch einen Blick auf die Fenster zu werfen, hinter denen Camilla atmete.

Die Lampe brannte hinter den geschlossenen Vorhängen, und ihr gedämpftes Licht fiel auf die geistvolle Stirn Ugo Ghibellos und die edlen Züge Camillas, um die noch die duftende Frühlingsfrische zu schweben schien, die sie unter den Bäumen vor der Porta Angelica eingesogen hatte. Sie waren nur eben von einem Spaziergange gegen den Ponte Molle zu heimgekehrt. Es verging selten ein Abend, an dem Ghibello seiner Tochter, während sie arbeitete, nicht etwas vorlas. So that er auch jetzt; allein wegen des Feiertages saß ihm Camilla müßig gegenüber, und ihre Hände ruhten lässig in ihrem Schoße. Nachdem ihre Großmutter, die seit der Verheiratung ihres Sohnes bei diesem gelebt, vor einem Jahre etwa hochbetagt aus dem Leben geschieden war, hatten Vater und Tochter sich noch enger an einander geschlossen wie zwei Schiffbrüchige auf einer einsamen Insel im Ozean. Sie war eine einfache Frau gewesen, die Großmutter, ohne sonderliche Bildung, doch hellen Verstandes und festen Charakters. Für Ugo Ghibello war ihr Tod ein fast noch größerer Verlust gewesen als für die Enkelin, der ihre verständig sorgende Liebe die Mutter voll ersetzt hatte. Ihr hatte er es hauptsächlich zu danken, wenn er unter den schweren Schlägen, die sein Leben verwüstet hatten, nicht zusammengebrochen war; ihr auch, daß Camilla unter den Trümmern zur schönen Blüte sich entfaltet hatte.

Der Vater hatte kaum zu lesen begonnen, als an die Thür geklopft wurde, und zugleich rief eine Stimme:

„Ich bin's, Spinola. Stör' ich?"

„Nur herein," antwortete Ghibello, indem er das Buch fortlegte, und in dem Schein der Lampe tauchte die Gestalt des Malers auf. Sein Wuchs war hager, aber nicht schwächlich, und aus dem adlerartigen, bärtigen Gesichte schauten unter vorgewölbten Brauen dunkle Augen, wie ein See, der im Schatten von Felsenufern träumt. Seine Stirn verschwand fast unter dem überfallenden, krausen Haar. Er mochte dreißig Jahr alt sein, und der Schnitt und Zustand seines aus groben Stoffen gefertigten Anzuges berechtigten zu der Folgerung, daß er auf sein Äußeres wenig gab.

„Ich wollte Ihnen nur noch ein frohes Fest wünschen, sagte er, und Camilla lächelte:

„Am Abend, Signor Antonio."

„Dafür bringe ich Ihnen einen Gruß von der Campagna," versetzte er und übergab ihr einen großen Strauß von Feldblumen. „Sie schliefen am Morgen noch, als ich fortging."

„Ach, wie köstlich," rief sie, den Wohlgeruch der Veilchen, Primeln, Jonquillen und Hyazinthen einatmend, und nickte dem Maler ein freundliches „Danke!" zu.

Über seine scharfgeschnittenen Züge leuchtete ein flüchtiges Lächeln.

„Sie waren also den ganzen Tag über draußen fleißig?" fragte Ghibello, während Spinola, das Haar aus der Stirn schüttelnd, an den Tisch sich setzte.

„Ich hatte nur mein Skizzenbuch mitgenommen und habe nicht viel gethan," sagte er.

Camilla breitete die Blumen vor sich aus und begann sie zu einem neuen Strauße zu ordnen, wobei Spinola ihr so aufmerksam zusah, daß er die weitere Frage Ghibellos, wo er gewesen wäre, überhörte oder doch nicht beantwortete. Ghibello machte vorläufig auch keinen Versuch, ein Gespräch in Gang zu bringen, wußte er doch aus Erfahrung, daß der Maler aus gesellschaftlichen Rücksichten nicht zum Sprechen zu bewegen war. Spinola war bereits seit mehreren Jahren ein Hausgenosse des Advokaten. Seine Wohnung lag auf demselben Flur auf der anderen Seite der Treppe; Ghibello verbrachte manche müßige Stunde in seinem Atelier, und Spinola kam öfters des Abends herüber. Unter den mächtigen Eichen und Kastanien der Sabinerberge hatte seine Wiege gestanden, in einem jener verfallenen Nester, in denen die Maler zur Sommerfrische ihr Zelt aufschlagen. Civitella war seine Heimat. Als kleiner Knabe hatte er den Malern zum Modell gedient; dann war er nach Rom gewandert, um selbst ein Maler zu werden.

Mit fünf Scudi in der Tasche hatte er seinen Einzug in die ewige Stadt gehalten, nach der er so oft von der Mauer bei der Porta Romana ausgeschaut, wenn die sinkende Sonne ihr klares Goldlicht über das zerklüftete Gebirge ausgegossen hatte. Unter harten Entbehrungen, mit dem Fleiße des Genies und der Halsstarrigkeit des Contadino hatte er sich allmählich heraufgearbeitet, des Schweißes nicht achtend, der von seiner Stirn auf das scharfkantige Geröll seines Weges träufelte, das seine Füße blutig riß. Die Kultur oder das, was man gern für sie ausgeben möchte, hatte nur wenig an ihm herumgeschliffen, und auch jetzt noch fühlte er sich am wohlsten in den verräucherten Osterien, unter dem Himmel der Campagna: da regte sich sein Schaffensdrang, da träumte er Entwürfe, da arbeiteten sich seine künstlerischen Ideen zur Klarheit durch.

Er war überhaupt keine gesellige Natur und schloß sich anderen nur schwer an. Mit seinen leichtlebigen Kunstgenossen kam er daher wenig in Berührung. Nur mit einem unter ihnen verkehrte er vertrauter, einem Landsmann, Namens Carlo Petrucchi, den er schon in Rom vorfand, und der seines Zeichens ein Landschaftsmaler war. Petrucchi war noch schweigsamer als er, und es kam wohl vor, daß beide bei der schilfumflochtenen Flasche eine Stunde lang sitzen konnten, ohne ein Wort miteinander auszutauschen.

Viel Wissen beschwerte Spinola nicht. Was der gute Arciprete in Civitella, der die wandernden Maler gastfreundlich behauste, da es im Orte keine Herberge gab, ihn hatte lehren können, das hatte er gelernt. Es war nicht viel. Aber er besaß viel Intelligenz, und der Verkehr mit Ghibello hatte seinen geistigen Horizont bedeutend erweitert. Auf der anderen Seite kam dieser Umgang Camilla bei ihren Arbeiten zu statten. Er komponierte für sie manches Boukett, das er mit dem Stifte auf ein Stück Papier warf, während sie bei der Lampe plauderten oder Ghibello vorlas, oder er brachte ihr von seinen Ausflügen wie heute lebende Modelle mit.

Als sie diese jetzt nach ihrem Geschmack geordnet hatte und den Strauß von sich ab in das volle Licht hielt, um die Wirkung zu prüfen, brach er sein Schweigen und sagte:

„Sie hätten doch Malerin werden sollen! Wenn Sie sich noch dazu entschlössen, was meinen Sie? Sie haben einen so feinen Farbensinn, und die Handgriffe will ich Ihnen schon beibringen."

„Lassen Sie mich nur bei meinem Kunsthandwerk," entgegnete sie mit einem ungläubigen Kopfschütteln. „Bei ihm versteht sich das Tagelöhnern von selbst. Es würde mich sehr unglücklich machen, Flügel zu haben und sie nicht gebrauchen zu dürfen. Könnte ich aber eine Kunst wählen, so würde ich Bildhauerin; Gestalten zu schaffen, den Stein mit Leben und Seele zu erfüllen, das könnte mich reizen."

Sie nahm die Abfälle des Straußes zusammen und verließ auf einen Augenblick das Zimmer, um für ihre Blumen einen Krug mit Wasser zu holen.

„Und nicht alle Flügel tragen zur Sonne," bemerkte der Vater. „Sie wissen aus eigener Erfahrung, Signor Antonio, welcher Kraft es bedarf, um sich nur über die Grenzlinie des Gewöhnlichen zu erheben: heute freilich liegt Ihnen das schon in grauer Ferne."

„Wie so?" fragte Spinola zerstreut und nahm aus der äußeren Brusttasche seines sackartigen Rockes eine Zigarre, steckte sie aber, sich besinnend, wieder fort. Er wollte den Frühlingsduft, den die Blumen ausströmten, nicht durch das schreckliche Kraut verpesten, welches die päpstliche Regierung fabrizierte.

„Weil Sie diese Grenzlinie schon längst überschritten haben," erklärte Ghibello, „und jetzt hat Ihre Corinna Sie zum berühmten Manne gemacht."

Antonio zog geringschätzig die Schultern in die Höhe.

„Nun, nun, seien Sie nicht zu bescheiden, mein Lieber," lächelte der Alte, Spinola aber grollte mit finsterer Miene: „Ich wollte, daß ich das Bild nie ausgestellt hätte!"

Camilla, welche inzwischen zurückgekommen war und den Strauß in den altertümlichen Krug stellte, blickte fragend auf ihn, und er sah verlegen zur Seite.

„Wie?" rief Ghibello verwundert. „Aber alle Welt bewundert es, und wenn „alle Welt" für Sie ein leeres Wort ist, so nehmen Sie einen für alle. Sie hätten nur hören sollen, mit welcher Begeisterung der junge Rosati heute Morgen von ihm sprach."

„Er hat Ihnen also endlich seinen Besuch gemacht?" fragte der Maler gespannt. „Unterschreiben Sie das Urteil Ihres Vaters über ihn, Signora Camilla?"

„Nach einem ersten Besuche?" fragte sie mit unbefangener Miene dagegen und stellte die Blumen mit den Worten: „Sie duften zu stark," von dem Tische auf das Fensterbrett.

„Er war Feuer und Flamme für die Idee Ihres Bildes," rief der Vater.

„Für Corinna," sagte der Maler und betrachtete finster den Rücken seiner Hand, die er mit gespreizten Fingern wagrecht vor sich hinstreckte.

„Es ist schade, daß Sie unterdessen in der Campagna umherschweiften," fuhr

Ghibello fort. „Aber er wird wiederkommen, und Sie werden ihn kennen lernen. Sie verachten unsere jungen Herrchen, diese geschniegelten und gebügelten Modepuppen und Wüstlinge, deren Kopf und Herz so hohl sind wie eine Glocke. Nun gut, Vilfredo Rosati ist ein Mann, und ich bin überzeugt, Sie werden Freunde werden."

„Ich bedarf keines Freundes," antwortete der Maler rauh.

„Glauben Sie wirklich, daß jemand eines wahren Freundes entbehren kann?" fragte Camilla ernst.

„In meinen Jahren schließt man keine Freundschaften mehr," erwiderte er, indem er sich das krause Haar aus der Stirn strich, und mit einem tiefen Aufatmen fügte er hinzu: „Aber Ihre Freunde, Signorina, werde ich stets betrachten, als ob sie die meinigen wären."

Sie dankte ihm dafür mit einem herzlichen Worte, bei dem sein bronzierte Gesicht sich lebhafter rötete. Er murmelte etwas Unverständliches und griff nach dem Buche, aus dem Ghibello vorzulesen begonnen hatte, schaute hinein und legte es wieder hin.

„Verbotene Ware," lächelte Ghibello. „Welche freie Geistesregung stände bei uns nicht auf dem Index? Aber eben so wenig wie die Sorge kann man den Atem der Freiheit aussperren; ihr Hauch dringt durch die kleinste Ritze."

Das Buch enthielt die Gedichte von Giuseppi Giusti, deren schneidige Satire die Bourbons und Lothringer aus Italien hinausgespottet hatte, wie die Bérangers die Orleans aus Frankreich.

„Wenn Sie zuhören wollen, lese ich weiter," sagte Ghibello und nahm das Buch auf.

Antonio Spinola zog als Antwort sein Skizzenbuch, das ihn auf allen seinen Ausflügen begleitete, aus der Tasche, und Ghibello begann.

Er hatte sich in seiner erzwungenen Unthätigkeit zu einem geistigen Feinschmecker entwickelt, und die Gedichte Giustis kannte er meistens auswendig, schon von der Zeit her, als sie nur erst abschriftlich unter den Liberalen von Hand zu Hand gegangen waren. Jede Pointe verstand er zur Geltung zu bringen.

Für ein Mädchen war die gewählte Lektüre etwas seltsam. Camilla war jedoch in keiner Klosterschule abgerichtet worden; der Vater selbst hatte sie unterrichtet und gebildet. Sie wußte und verstand daher manches, wovon ein römischer Frauenkopf sich gewöhnlich nichts träumen läßt. Aufmerksam hing ihr Ohr an den Lippen des Vaters, und ihr Mienenspiel bekundete, wie der sittliche Zorn Giustis, sein Schmerz um das geknechtete Vaterland, sein beißender Spott über die schweifwedelnden Streber und den Schachergeist der Zeit, dem alles feil war, lebhaft von ihr mitempfunden wurden. Ihre Wangen begannen zu glühen, ihre Augen blitzten, und ihr reizender Mund lächelte bald, bald zürnte er oder verzog sich zum Spott.

Spinola beobachtete sie verstohlen, wohl mit dem Auge des Künstlers nicht allein. Wenn er, nach seinem eigenen Geständnisse, in der Campagna so gut wie nichts gethan, so trug der Gedanke an sie die Schuld, ein Gedanke, der voll Un-

ruhe war und ihn nirgends hatte rasten lassen. So lange Camilla ihm zu seinem Bilde gesessen, wozu sie sich erst nach langem Sträuben entschlossen, hatte er sich in die schönen Linien ihrer Gestalt und die edlen Züge ihres Antlitzes vertiefen können, ohne daß sein Herz schneller geschlagen hätte. Erst als das Bild auf die Ausstellung gewandert war, ja man kann sagen, in dem Moment, in dem er es verhüllt hatte, um es fortzuschicken, hatte sich in seinen Gefühlen eine Umwandlung vollzogen. Alle Ruhe war von ihm gewichen; es war ihm, als ob er sein Heiligstes der Öffentlichkeit preisgegeben hätte, und der von Tag zu Tag wachsende Beifall machte ihn nicht froh, sondern wütend. Er redete sich ein, daß derselbe nicht seiner Kunst, nicht der Idee, sondern deren Trägerin gälte, und es wäre ja auch in vielen Fällen schwer zu bestimmen gewesen, ob nicht die Schönheit Corinnas über die Idee triumphierte und die Kunst in den Schatten stellte. Für Spinola war es ausgemacht, daß die Bewunderung nur auf Camilla sich bezog, und die Vorstellung, daß jeder Laffe das schöne, edle und reine Antlitz ungehindert begaffen durfte, erfüllte ihn mit einer Art von Ingrimm, dessen Natur ihm nicht deutlich werden wollte. Denn er pflegte seinen Gefühlen sich hinzugeben, ohne sie zu analysieren. Er war voll Unruhe und ärgerlich über sich selbst wegen seiner Unthätigkeit, die ihm die Arbeit verleidete, aber die Lösung seines rätselhaften Zustandes fehlte ihm. Er hätte vor Camilla niederknieen und zu ihr beten können wie zu einem Heiligenbilde. Das konnte nicht Liebe sein, wie er sie wohl schon früher heftig genug empfunden hatte.

Camilla gab nicht auf ihn acht. Anfangs hatte sie wohl bei einem Verse, der ihr besonders gefiel, seine Beistimmung durch einen Blick herausgefordert; jetzt sah sie ihn nicht mehr.

Sie hatte den rechten Ellenbogen auf den Tisch und die Wange in die Hand gestützt. Aus dem Schwirren und Klirren der scharfen Liederpfeile waren ihr die begeisterten Worte Vilfredos erklungen, daß er mit dem Schwerte um Roma werben wollte, erklungen in dem Wohllaut seiner toskanischen Aussprache. Sie sah seine Sammetaugen dabei flammen; doch seltsam! Das Feuer der Begeisterung schmolz in dem tiefen Blick, den er bei dem Abschiede in ihre Augen gesenkt hatte.

Der Ernst ihrer Mienen wandelte sich in eine träumerische Weiche, und jetzt ertönten wie ein Echo ihrer Stimmung Mandoline, Flöte und Geige in einem Adagio herauf. Camilla hob lauschend den Kopf, der Vater ließ das Buch und Spinola den Stift sinken, den er nur zum Scheine führte. Unter ihnen, gegenüber, vernahm man das Klirren sich öffnender Fenster. Camilla folgte dem Beispiele, Ghibello lehnte sich neben ihr hinaus, und der Maler blickte über ihre Köpfe. Das Adagio sang weich durch die Nacht, und in der ganzen Nachbarschaft thaten sich die Fenster auf, beugten sich lauschende Köpfe hinaus, und die Balkons füllten sich mit Zuhörern. Ein allgemeines Bravo lohnte den Musikern, als sie geendet hatten. Sie standen, im Mondschein deutlich sichtbar, vor dem Hause, in dem Ghibello wohnte. Wenige Schritte von ihnen entfernt aber warf ein tiefer Thürbogen seinen Schatten über denjenigen, der das musikalische Klee-

blatt mit einer handvoll Paoli aus einem Kaffee am Corso entführt, wo es sich ambulierend hatte hören lassen. Auch auf der Straße begannen sich Zuhörer um die kleine Kapelle zu sammeln, die, von dem Beifall angeregt, Arien, Tänze, Allegros im bunten Wechsel folgen ließ. Und jetzt ertönte in der Richtung von Ponte Rotto her ein fröhlicher Gesang. Eine Schar trasteveriner Bursche in ihren schwarzen Sammetjacken und roten Leibbinden kam mit ihren Mädchen Hand in Hand, vermutlich aus der Schänke am Monte Testaccio, heimgezogen, an der Spitze ein Fackelträger trotz des hellen Mondscheines. Sie sangen ein Tanzlied, und sofort fielen Geige, Flöte und Mandoline in die Weise ein, und um die Musiker schlang sich bei Mond- und Fackelbeleuchtung der muntere Reigen.

Es gab ein heiter bewegtes Bild: die tanzenden Burschen und Mädchen in ihren malerischen Trachten, die Zuschauer auf den Balkons und in den Fenstern der alten Häuser, alles vom Mondlicht umwoben. Aber welcher Schönen galt die Serenade? Die Frage flog herüber und hinüber; man riet, man stritt in Ernst und Scherz. Den Lauscher in der dunkelen Thürnische gewahrte oder beachtete niemand. Er seinerseits richtete sein Augenmerk nur auf ein einziges Fenster. Erst nachdem die Musiker mit einer letzten schmelzenden Opern-Melodie der unbekannten Schönen ein Felicissima notte gesungen, die Tänzer weiter gezogen und die Zuhörer sich zerstreut hatten, wagte er sich aus seinem Versteck hervor. Camilla, die noch am Fenster stand, sah ihn daherkommen, und das Gesicht zu ihr emporkehren. Er grüßte herauf, der Mond beleuchtete hell die edelstolzgewölbte Stirn, und mit einem süßen Erschrecken überflog es sie: ihr hatte das Ständchen gegolten!

V.

Der goldene Schlüssel öffnete Vilfredo mühelos die Pforte zu den farnesischen Gärten. Wie er erfuhr, war Ghibello bereits vor einer halben Stunde gekommen. Von den einstigen Gartenanlagen war wenig übrig geblieben. Krautfelder und weiter oben bei den Ruinen Aloe und Kaktus bedeckten, was die Spaten der napoleonischen und päpstlichen Forscher noch nicht umgewühlt hatten. Verwildertes Gebüsch wucherte auf den ehemaligen Terrassen. Hier und da schimmerte eine verstümmelte Marmorstatue, eine Bank unter Myrthen, Lorbeer, Rosen und Kamelien, oder trauerte ein versiegter Springbrunnen in der Sonne.

Als Vilfredo nach dem Trümmerfelde hinaufging, wo einst die Hütte des Romulus und zuletzt die Prachtpaläste der Kaiser gestanden hatten, gewahrte er plötzlich Camilla, die allein auf einer Ruhebank im Schatten blühender Kamelien saß. Sie errötete, als sie seiner ansichtig wurde, und er kam schnell auf sie zu mit freudestrahlenden Mienen. Es war ein reizender Platz, an dem er sie traf, und sie machte keine Einwendungen, als er sie bat, noch zu verweilen; zu den Ruinen kämen sie ja zeitig genug. Zu ihren Füßen lag das Kolosseum und das Forum. Über das Kapitol schweiften die Blicke zu den Palastmassen des Quirinal, die sich inselartig aus dem Häusermeer erhoben und hinter denen die grünen Wipfel des Monte Pincio und der Villa Borghese in der Sonne schimmerten.

Die sanften Linien des Albanergebirges umgrenzten den Horizont. Vom Meere her wehte ein sanfter Lufthauch, und wie Schwäne mit blendend weißem Gefieder zogen droben in der transparenten Bläue des Himmels kleine Wölkchen über der Siebenhügelstadt. In den Gebüschen des Palatin zwitscherten und sangen die Vögel.

„Dort sah ich Sie zuerst," sagte Vilfredo, auf den zerbröckelten Riesenzahn des Kolosseums deutend. „Vorgestern Abend war's, und ich ahnte nicht, wer Sie seien. Wie eine Vision tauchten Sie im Mondlicht auf und verschwanden wieder."

„Vielleicht war es auch nur eine Vision," antwortete Camilla in die Ferne schauend. „Es löst sich vieles in Rauch auf und zerrinnt zwischen unseren Fingern, was uns Wirklichkeit dünkt."

„Nicht, was der Mensch einmal mit dem Herzen erfaßt hat," rief er feurig.

Sie schüttelte mit einem stummen Proteste den Kopf.

„Kann es die Toten aus den Gräbern erwecken?" fragte sie nach einer kurzen Zögerung dagegen und richtete die Augen wehmütig auf ihn. „Was hilft es, daß man die Häuser der Adeligen und die Paläste der Kaiser hier aus dem Schutte der Vergangenheit ausgräbt? Der Fuß des Schicksals hat sie zu Trümmern zerstampft, und es bleiben Trümmer nur der Herrlichkeit, die einst war."

„Aber sie existierte doch einst," entgegnete er warm. „Ihre Schöpfer genossen sie und fühlten sich durch sie beglückt. Die Vergangenheit gehörte ihnen, die Gegenwart gehört uns."

„Aber die Schatten, die aus der Vergangenheit auffsteigen, fallen darüber und verdunkeln sie," sagte sie trübe.

„Die Sonne des Glückes wird sie verscheuchen, und ich würde sie stillzustehen zwingen," rief er.

„Der Glückliche darf sich alles zutrauen," entgegnete sie und die breiten Lider senkend, fügte sie leise hinzu: „Ich habe keinen Glauben an die Beständigkeit des Glückes, ich vermag überhaupt an das Glück nicht zu glauben."

Er erschrak, und seine Augen übergossen die neben ihm Sitzende mit einem Strom von Mitleid und Liebe. Sie sah vor sich nieder und wühlte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes in dem Kies. Eine Wolke von Traurigkeit schwebte zwischen ihren feinen Brauen. So jung und so hoffnungslos, durchbebte es ihn. Aber seine Liebe konnte sie in einem solchen Zustande nicht lassen, und er begann:

„Sie sollten sich von Rom lossagen, Signora Camilla, und zu uns kommen in das schöne, heitere Florenz. Rom ist so schrecklich ernst. Mir ist es immer, als sähe ich den Geist, der hier an dieser Stelle die Fundamente der Weltbeherrscherin legte, wie eine Wolke vor der Sonne Italiens schweben. Ja, kommen Sie zu uns, bewegen Sie Ihren Vater, den ja hier nichts zu fesseln scheint, daß er an den Arno übersiedelt. Florenz ist jetzt der Mittelpunkt unseres nationalen Lebens; dort würde man seinen Geist besser zu schätzen wissen als hier, und ein geeigneter Wirkungskreis ihm nicht fehlen. Mein Vater würde ihm dabei gewiß mit Freuden behilflich sein, ist er doch noch tief in seiner Schuld, und ich weiß ja, welch' hohe Meinung er von Signor Ghibello hat. Sein Einfluß reicht weit.

O, es würde Ihnen beiden in Florenz, dem blühenden, schon gefallen, und meine Mutter, meine Schwestern, zwei liebe heitere Mädchen, Sie, Camilla, mit offenen Armen empfangen."

Camilla trank ihm die Worte von den Lippen. Welch' freundlich Bild beschwor er vor ihr, der Einsamen, herauf! Aber dann schüttelte sie den Kopf.

„Es ist zu spät!" seufzte sie.

„O nicht doch," protestierte er. „Signor Ghibello ist jünger als mein Vater, so viel ich weiß, und kann daher nicht mehr als fünfzig Jahre zählen."

„Nicht die Zahl der Jahre hat ihn alt gemacht; der Glückliche würde sie leicht getragen haben," sagte sie bekümmert.

„Es ist noch so viel geistiges Leben in ihm; er wird sich in unserer Mitte verjüngen," rief Vilfredo mit großer Wärme.

„Was finstere Wetterwolken zerschlagen haben, richtet nachher auch der freundlichste Sonnenschein nicht wieder auf," bemerkte Camilla mit zitternden Lippen.

„Aber es werden sich die Folgen des Wetterschlages mildern lassen. Haben Sie Vertrauen zu mir! Ich habe freilich erst seit gestern das Glück, Sie persönlich zu kennen, aber es ist mir, als hätte es keine Zeit gegeben, in der ich Sie nicht gekannt hätte, und Sie erlaubten mir, Ihr Freund zu sein."

Camilla errötete jäh bis zum Stirnhaar, und ebenso rasch ebbte das Blut zum Herzen zurück und entfärbte ihr Gesicht.

„Sie meinen es gut, und dafür danke ich Ihnen herzlich," sagte sie, ihre Erregung niederkämpfend und reichte ihm die Hand. „Helfen kann uns niemand, nicht Ihr Vater, nicht Sie. Es giebt Leiden, welche den Menschen zwingen, einsam zu bleiben; sie zwingen uns, selbst den Freund zurückzuweisen und ihn zu bitten, uns zu meiden. Ein unfruchtbares Mitleid ist alles, was er uns zollen darf."

„Aber das ist furchtbar, was Sie da sagen," rief er aufs tiefste erschüttert. „Doch es ist ja unmöglich — und wenn —. So lehren Sie den Freund wenigstens dieses Leid kennen, ich beschwöre Sie, Camilla!"

„Ich kann es nicht," entgegnete sie mit einer abwehrenden Geste, und als er sie darob vorwurfsvoll anschaute, fuhr sie fort: „Fragen Sie mich nicht weiter, ich bitte Sie!" Flehend blickte sie ihn an. „Und dann, zu resignieren ist ja das allgemeine Menschenlos. Darum ist vielleicht derjenige als der Glücklichere zu preisen, dem das Schicksal den bitteren Kelch schon in der Jugend reicht. Wenn wir nichts mehr zu hoffen haben, haben wir auch nichts mehr zu fürchten. — Und jetzt, mein Freund," schloß sie nach kurzer Pause, „lassen Sie uns Papa aufsuchen, der Sie gewiß schon längst erwartet."

Sie erhob sich, und er folgte ihrem Beispiele. Einige Schritte ging er stumm neben ihr her und kaute an seinem Lippenbart. Dann blieb er stehen und sagte mit der Miene der Entschlossenheit:

„Sie müssen einem Soldaten nicht von Resignation sprechen, Camilla. Mein Beruf ist, gegen den Feind zu kämpfen, ohne danach zu fragen, wie stark er sei. Ich will lieber mit dem Degen in der Hand fallen als mich ergeben."



Camilla verbarg ihr Gesicht vor ihm, indem sie es zur Seite wendete, und schweigend gingen sie weiter.

Sie fanden Ghibello bei den mächtigen Ruinen, die einst der Palast des Caligula gewesen waren. Er war eben aus den tiefliegenden Gewölben heraufgestiegen und klopfte sich den Moder von den Ärmeln. Während er Vilfredo freundschaftlich begrüßte, tauchte aus den Gewölben noch eine Gestalt auf, in der Vilfredo sofort den Begleiter Camillas im Kolosseum wiedererkannte. Es war Antonio Spinola, dessen Mienen sich verfinsterten, als er Vilfredos ansichtig wurde. Er wußte, daß dieser von Ghibello erwartet wurde, und zwang sich auch nicht zur Verhüllung seiner Antipathie, als der junge Florentiner ihm vorgestellt wurde. Vilfredo streckte ihm mit einer Mischung von Hochachtung und Kordialität die Hand entgegen, so wie er den Namen des Malers hörte. Spinola schien sie aber nicht zu bemerken, sondern lüpfte seinen weichen Filzhut mit der kältesten Höflichkeit, worauf er aus seiner Brusttasche eine Zigarre hervorzog und anzündete. Vilfredos Augen blitzten auf, allein er bezwang sich, grüßte mit derselben kühlen Förmlichkeit und wendete sich zu Ghibello, der seinen Arm nahm, indem er unwillig ausrief:

„Sie müssen um seines Genies willen Nachsicht mit ihm haben, mein lieber Vilfredo. Kommen Sie; er ist ein Bär.“

Der Maler stieß dicke Rauchwolken unter seinem Barte hervor.

„Ihr Vater hat Recht, und ich wollte, daß ich meine Höhle in den Sabinerbergen nie verlassen hätte,“ murrte er, mit Camilla den anderen folgend.

„Sie halten Ihr Versprechen schlecht, obgleich Sie es aus freien Stücken gaben,“ sagte Camilla, vorwurfsvoll zu ihm aufblickend.

Er schleuderte ingrimmig seine Zigarre fort.

Als sie unter Ghibellos Führung oberhalb des Circus Maximus aus den Ruinen heraustraten, war die Sonne bereits hinter den vatikanischen Höhen verschwunden. Nur breite Strahlenbündel schossen noch hinter ihnen am Himmel auf. Wie von ihnen entzündet begannen die Wolken zu brennen; es entbrannte der Pinienwald der Villa Pamfili, der Monte Pincio, das Kreuz auf St. Peter, und zur Flamme ward das Schwert des Erzengels auf dem Grabmale des Hadrian. Die ganze Stadt in der Tiefe wurde ein wogend Feuermeer, aus dem die Marmorpaläste, das Pantheon, S. Peter in Montorio in transparentem Rosenlichte sich erhoben. Gleich einem blinkenden Bande schlang sich der Tiber durch die Stadt und geleitete den Blick in die Campagna hinaus, auf der ein rosiger, mit zartem Silberton gemischter Duft schwebte. Es war ein Glühen von einer unbeschreiblichen Pracht, still, feierlich, erhaben.

Vilfredo lehnte mit gekreuzten Armen an dem Stamme einer Ulme und schaute auf Camilla, die neben ihrem Vater auf einer umgestürzten Säule saß. Sie bemerkte es nicht. Ihre Seele war noch von dem Gespräch mit ihm erregt, und ihr Antlitz, das von der Abendröte übergossen war, spiegelte die Bewegung wieder. Mit traurigem Sinnen blickte sie in die Rosenglut, und an ihren Wimpern schimmerte es wie Thautropfen. Vilfredo gewahrte es und machte unwillkürlich

eine Bewegung gegen sie hin, lehnte sich aber in der nächsten Sekunde wieder an den Baum. Antonio Spinola beobachtete alles. Er hatte sich auf ein Mauerstück geschwungen und kaute an einer frischen Zigarre, die er aber nicht angezündet hatte. Wie er Camilla und Vilfredo unter den Zypressen der Ruinen hatte stehen sehen, war es wie eine Offenbarung über ihn gekommen. Plötzlich war er sich seines Empfindens klar geworden. Er liebte Camilla und er kam sich wie ein Wahnsinniger vor, daß er sie liebte. Er, der ungehobelte, unwissende Bauer aus den wild zerklüfteten Sabinerbergen, wagte, das junge, schöne, ihm geistig so weit überlegene Mädchen zu lieben. War das nicht Wahnsinn? Dennoch liebte er sie, der um so vieles ältere Mann, und die Eifersucht auf Vilfredo zernagte sein Herz. Was für ein Zaubermittel besaß dieser Florentiner, daß er nur zu kommen brauchte, um geliebt zu werden! Denn daß sie ihn liebte, davon war er so fest überzeugt, wie von seinem Dasein. Die Eifersucht vermochte seinen Künstlerblick nicht zu trüben. Die wohlgebildete Gestalt Vilfredos, sein männlichstolzes, an die Dioskuren auf dem Quirinal gemahnendes Antlitz mußte jedes Mädchenauge bestechen. Und er hatte Camilla gelobt, daß Vilfredo Rosati auch sein Freund sein sollte! Es fehlte nicht viel und er hätte ein lautes Hohngelächter aufgeschlagen. Wütend spuckte er die zerkaute Zigarre fort. O, welche Qual durchwühlte seine Brust! Unwillkürlich zog er den Hut bis zu den Brauen über die Stirn, als fürchtete er, daß man sie in seinen Mienen lesen könnte.

Mittlerweile war das Abendrot erblaßt, und in dem rasch sich verdunkelnden Grau begannen die Sterne aufzuleuchten. Ghibello unterbrach die Stille und sich erhebend, sagte er:

„Es ist doch ein großes Gefühl, als Enkel derjenigen, die einst Rom an dieser Stelle gründeten, demselben Naturschauspiele beizuwohnen, das schon Romulus und Junius Brutus, Cäsar, Nero und Titus von hier aus beobachteten, und von demselben Abendrot zu seinen Füßen die Welthauptstadt des Kreuzes übergossen zu sehen. Sinken wird die Sonne nach tausend Jahren wie heute, aber der Mensch einer neuen Kulturepoche wird ihr vom Palatin nachschauen. Was bedeutet der einzelne Mensch und sein Schicksal in der Entwickelung der Menschheit, auf deren Riesenspuren die ewige Sonne ihre Rosen streut?“

Niemand von den anderen mochte an seine Äußerung anknüpfen. Camilla hatte bei seinen letzten Worten ihre Augen unwillkürlich auf Vilfredo gerichtet, und ihre Blicke begegneten sich. Er ging zu ihr und setzte sich an ihre Seite, während Ghibello, der hin und her schritt, schließlich bei dem Maler stehen blieb und ein Gespräch mit ihm anknüpfte.

„Zürnen Sie mir, Signora Camilla?“ fragte Vilfredo leise seine Nachbarin.

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Aber Sie weinten. Warum weinten Sie? Sie dürfen, Sie sollen nicht leiden, Camilla!“

Er ergriff ihre Hand, aber sie entzog sie ihm und nach einer Weile versetzte sie:

„Ich gedachte der teuren Toten, deren Gräber der scheidende Tag mit Rosen



überschüttet. Der Vater hat Recht: was sind wir in der Menschheit, daß wir gegen unser kleines Schicksal uns empören? Eine Minute und alles ist vorüber."

„Aber auch unser Pulsschlag zählt in der Menschheit, und das Handeln des Einzelnen bestimmt ihren Gang."

„Auch das Dulden ist ein Handeln," versetzte sie mit zuckender Lippe.

Am fernen Horizont blitzten Lichter auf. Wie Irrwische hüpften sie hin und her, und dann erhob sich die Fassade der Peterskirche in hellen Linien aus der Nacht. Ein strahlender Lichtglanz umgab die Kuppel, und wie aus Sternen gebildet leuchtete auf ihr das Kreuz. In demselben Augenblicke schossen bei S. Peter in Montorio auf dem Gianicolo Raketen in die Höhe. Schwärmer wirbelten und kräuselten sich feurig in der Luft, Sonnenräder strahlten und flammten. Leuchtkugeln in allen Farben stiegen empor, oder schienen in großen Boukets herabgestreut zu werden und erhellten plötzlich die Gebäude der Stadt, den Fluß und die Menschenmenge auf den Brücken und den Plätzen. Dazwischen krachte es wie von Geschützen, und bengalische Flammen tauchten die Baummassen und Villen auf den Höhen, die Häuser und Gärten der Tiefe in weißes, grünes und rotes Licht. Inzwischen war auch der Mond aufgegangen, ihn selbst verdeckten noch die Ruinen des Palatin, sein Licht hauchte jedoch den Himmel an, und in dem dämmernden Silberduft schwebte die Girandola in stiller Glorie.

Camilla wies auf das Kreuz und sagte:

„Es giebt auch eine weibliche Tapferkeit, Signor Vilfredo, und sie schreckt ebenso wenig wie die Ihrige vor irgend einem Opfer zurück, das Pflicht und Ehre gebieten. Das dort ist ihre Waffe."

Vilfredo kam nicht dazu, ihr zu antworten, denn ihr Vater wendete sich eben an ihn.

„Erinnern Sie sich noch an das, was ich Ihnen in der Villa Pamfili von jener Nacht erzählte, in der Ihr Vater verwundet wurde? Das Prasseln und Funkenstieben dort bringt mich darauf. Es war in der Nacht des Peter-Paul-tages. Während sich dort, wo man das Feuerwerk abbrennt, die Menschen im heißen Kampfe mordeten, leuchtete wie heute die Girandola. Am Himmel aber tobten Gewitter, und in das Flammen und Brüllen der Geschütze mischten sich der Blitz und Donner aus den Wolken. Damals fiel unser Schlachtensänger Geoffredo Mameli. Was meinen Sie, Signor Antonio, der Dichter, der in einer solchen Nacht den Heldentod für die Freiheit stirbt, wäre das nicht ein dankbarer Vorwurf für den Maler?"

„Hm, wenn eine Photographie Mamelis aufzutreiben wäre, ließe sich darüber reden, Dekoration und Beleuchtung würden effektvoll genug sein," meinte Spinola von seinem Sitz heruntersteigend.

Unterdessen hatte Vilfredo zu dem Ohr Camillas sich geneigt und flüsterte:

„Wie stark der Glaube sein mag, es giebt etwas, das stärker und mächtiger ist als er: die Liebe!"

Camilla erhob sich, wie es schien, mit einiger Anstrengung und mit abgewendetem Gesicht, und sagte, zu dem Vater herantretend:

„Wollen wir nicht nach Hause gehen, Papa? Es wird zu kühl für dich."

Dieser war damit einverstanden, faßte aber den Maler unter, ehe Camilla, wie sie offenbar beabsichtigte, ihren Arm in den seinigen legen konnte. Er bemerkte es in seiner lebhaften Unterhaltung über Mameli nicht und ging, sie fortsetzend, mit Antonio Spinola voraus.

Vilfredo schloß sich mit verdüsterter Miene dem Mädchen an, und ein paar Minuten schritten sie stumm neben einander abwärts. Der höher heraufgekommene Mond goß sein helles, bleiches Licht über die Ruinen und Trümmer. In einem der dichten Gebüsche schlug eine Nachtigall. Ihrem süßen Schluchzen lauschend, verlangsamte Camilla ihren Schritt. Vilfredo bot ihr jetzt seinen Arm an, und sie nahm ihn nach kurzem Zögern. Langsam gingen sie weiter und dann blieben beide lauschend stehen. Vilfredo hörte freilich weniger auf die Nachtsängerin, als daß sein eigenes Gefühl nach Worten rang. Fester drückte er Camillas Arm, der leicht wie eine Feder auf dem seinigen ruhte, an sich. Sie erwachte aus ihrem Sinnen oder Träumen und strebte weiter. Er hielt sie mit sanftem Zwange zurück. Die anderen waren unterdessen hinter einem Lorbeergebüsche verschwunden.

„O, Camilla," begann Vilfredo mit einer vor Erregung fast unverständlichen Stimme, „was bedarf es noch der Worte? Ich verstehe nicht, mit Ihnen zu spielen und zu streiten, noch weniger, meine Gedanken und Gefühle hinter ihnen zu verbergen. Der Freund fordert sein Recht, Ihnen schützend zur Seite zu stehen. Seitdem ich Ihr Bild sah, habe ich Sie gesucht aller Orten, Tag für Tag. Ich fühlte, daß Sie leben mußten, und nun ich Sie gefunden habe —"

„Halten Sie ein, ich beschwöre Sie," unterbrach sie ihn in ängstlicher Hast. „Das Wort, das Ihnen auf den Lippen schwebt, darf zwischen uns nie ausgesprochen werden."

„Aber es muß, und sollte es mir den Tod bringen," rief er mit hervorbrechender Flamme. „Was Sie auch von mir zurückhalten mag, ich werde es überwinden, denn ich liebe Sie, Camilla, ich liebe Sie!"

Sie riß sich von ihm los, wollte fortstürzen und konnte nicht. „O, Madonna, Madonna!" stöhnte sie und rang verzweifelnd die Hände. Die Kraft ihres Widerstandes war gebrochen.

„Ja, ich liebe Sie," wiederholte Vilfredo mit glühendster Innigkeit. „Camilla! — Geliebte!"

Da sah sie ihn an mit ihren großen, sonnigen Augen und von der Leidenschaft des Südens überwältigt, warf sie die Arme um seinen Hals und ließ ihr Gesicht auf seine Schulter fallen. Ihre Gestalt zitterte und bebte in seinen Armen, und er selbst erzitterte in dem Sturm des Glückes, das ihm die Sprache raubte.

Die Stimme Ghibellos aus der Ferne, der nach seiner Tochter rief, scheuchte die Liebenden auf. Camilla erhob ihr Antlitz zu dem Geliebten; es war von Thränen überströmt und bleich wie der Mond; aber die Empfindung des höchsten Glückes verklärte es. Ohne ein Wort zu sprechen, eilten sie die Terrassen hinunter.

(Schluß folgt.)



Die Wiener Operette.

Plaudereien mit Komponisten und Librettisten.

Von

Curt von Zelau.

Johann Strauß.

Eine Audienz beim Walzerkönig Johann Strauß ist unter Umständen schwerer zu erlangen als bei einem der regierenden Häupter. Nachdem ich mehrmals vergeblich bei ihm vorgesprochen, ward mir der Unnahbare endlich durch die freundliche Vermittlung seiner Frau zugänglich. Der seltsame Mann, der durch seine fascinierenden Walzer-Kompositionen die tanzlustige Welt der fünf Erdteile beherrscht und dessen Operetten den Weg durch ganz Europa und über den Ozean gefunden, bewohnt ein eigenes, mit allem erdenklichen Komfort ausgestattetes Haus, weit draußen in der Vorstadt Wieden, in der Igelgasse. Von der Einfahrt tritt man in eine geräumige Vorhalle mit weitem Treppenhaus. Von dort gelangt man zu dem zu ebener Erde gelegenen Billard-Saal, wo ein prächtiger Neufundländer auf einem Teppich sein Mittagsschläfchen hält; daran anstoßend befindet sich das in türkischem Geschmack eingerichtete Arbeitszimmer des Komponisten. Ein Etablissement mit Divan und Fauteuils in der linken Fensterecke, ein elegantes Stehpult in der Nähe des Mittelfensters und nahebei ein Pianino bildet, kurz skizziert, die Szenerie, in deren Umgebung uns Johann Strauß empfängt. Sein Äußeres ist durch zahlreich verbreitete Photographien sowie durch die von illustrierten Blätter reproduzierten Porträts hinlänglich bekannt, so daß wir uns einer Personbeschreibung füglich entschlagen können. Seit 13—14 Jahren, zu welcher Zeit ich häufig mit ihm verkehrt, hatte ich ihn nicht wieder gesehen; er hat sich seither nicht viel verändert und ist noch immer ein schöner Mann. — Ganz offen gesteht er zu, daß er sich vor der Unterredung gefürchtet und daß es ihm fast ebenso unangenehm sei, Daten zu einem Lebensbild zu geben, wie sich photographieren zu lassen. Von seiner Jugend wisse er so wenig Gutes zu sagen, daß er am liebsten davon schweigen möchte. Wir verzichten daher sofort auf ein regelrechtes Interview und schlagen ein allgemeines Gesprächsthema an, an welchem Frau Strauß, eine ebenso liebenswürdige als zierliche Erscheinung, mit wunderbaren dunklen Augen und einem reizenden Köpfchen, regen Anteil nimmt. Mitten im Gespräch werfen wir die Frage hin: Wie weit sind Sie mit Ihrer neuesten Operette, dem Zigeunerbaron? — Er ist zur Hälfte fertig und wird im nächsten Herbst über die Bretter gehen. — Und wo spielt die Handlung? Zwei Akte in Ungarn, ein Akt in Wien. — Der Text dieses Werkes ist bekanntlich von M. Jókai und J. Schnitzer, welche das Aufführungsrecht von vornherein dem Theater a. d. Wien zugesichert hatten. Strauß, der diese Vereinbarungen nicht für fest abgemacht hielt, dachte noch vor kurzem daran mit dem Zigeunerbaron seinen Einzug im Hofopernhause zu halten und gab demgemäß auch der Musik mehr die Form einer komischen Oper, so daß er sich nun zu manchen Umge-

staltungen im Sinne des Operettengeschmackes veranlaßt sieht. — Selbstverständlich, bemerkte ich, werden wir darin doch wieder einen neuen Walzer zu hören bekommen? — Allerdings. Gegenwärtig bin ich gerade mit dem Instrumentieren beschäftigt. — Wann und wie pflegen Sie gewöhnlich zu arbeiten? — Zumeist vormittags zwei Stunden. Nachmittags läßt die starke Nervosität, an der ich leide, selten eine ruhige, gesammelte Stimmung aufkommen. Übrigens kann bei meinem Schaffen von einer eigentlichen Regel kaum die Rede sein. Musikalische Gedanken und Einfälle kommen mir vielmehr zu den verschiedensten Tageszeiten. So jüngst eine symphonische Idee während einer Spazierfahrt. Lachen Sie nicht, aber häufig fällt mir auch des Nachts im Schlafe oder im Halbschlummer ein glückliches Motiv ein. — Pflegen Sie solche Ideen auch sofort zu fixieren? fragte ich. — Das ist gewöhnlich meine Aufgabe, bemerkte lächelnd die Frau des Komponisten. Mein Mann sagt mir die Noten vor, welche der Melodie zu Grunde liegen, und ich präge mir nun die Reihenfolge der A's, G's B's, E's ꝛc. so lange im Gedächtnisse ein, bis sie mir bis zum nächsten Morgen in der Erinnerung haften bleiben, worauf das Motiv niedergeschrieben wird. — Dann muß Ihnen, gnädige Frau, die musikalische Welt zu besonderem Danke verpflichtet sein, denn Sie bringen ihr in der That ein wahres Opfer, ohne welches manch' schönes Motiv unwiederbringlich verloren ginge. — Zuweilen, bemerkte Herr Strauß, wohne ich im Traume Konzerten und musikalischen Aufführungen bei, wobei oft ganz wundervolle Stücke zum Vortrage kommen. — Der Komponist, der im allgemeinen sehr zurückgezogen lebt und das Theater nur wenig besucht, äußerte sich über die Novitäten auf dem Gebiete der Operette mit begreiflicher Zurückhaltung. Mit großer Verehrung sprach er von Offenbach, der ihm selbst die erste Anregung zur Operetten-Komposition gegeben, und rühmte den graziösen Stil seiner Musik und seine sorgfältige Instrumentierung. Wie manch' anderer seiner Kollegen so führt auch Johann Strauß Klage über den in Deutschland herrschenden Mangel an für die Komposition dankbaren Librettos. Unter den von ihm komponierten giebt er vor allen dem Textbuche zur Fledermaus den Vorzug. Als echter Wiener findet Strauß daran Gefallen, hier und da einmal eines jener Lokale in den Vororten zu besuchen, in denen sich die niederen Volksschichten in ungebundener Heiterkeit erlustigen. So erzählte er mir von einem Abend, den er jüngst bei den „Schrammels", spezifisch Wienerischen Geigern, zugebracht, wo außerdem ein Kunstpfeifer und ein Fiaker als Preisjodler aufgetreten. Da habe das Publikum so lebhaften Anteil an den musikalischen Genüssen genommen, daß es mitsang und die Vorträge durch allerhand drollige Bemerkungen von urwüchsiger Komik unterbrach. Zum Abschied habe der jodelnde Fiaker Johann Strauß als musikalischem Kollegen herzhaft die Hand gedrückt, was dem Maestro vielen Spaß machte. — Bälle und Konzerte besucht der Komponist, der zu jener Zeit, da er noch in Paris, Berlin und anderen Großstädten sein Orchester dirigierte, viel in der Welt gelebt, fast gar nicht mehr. Sein geselliger Verkehr ist auf einige gute Freunde beschränkt, zu denen der Bildhauer Tilgner und der Maler Fuchs gehören, mit welchen er gern eine Partie Billard oder Tarok spielt.

Den Sommer pflegt er auf seinem Landsitze Schönau bei Leobersdorf zuzubringen, wenn er nicht auf ärztliches Gebot, seiner Nervosität wegen, nach Franzensbad muß. Seine allerliebste Frau meint zwar, dies Leiden würde sich am besten geben, wenn „er nicht so viele Einfälle hätte", doch gegen den sprudelnden Melodienreichtum, mit dem ihn die Natur gesegnet, wird ihm auch die Franzensquelle keine Lethe bieten; wogegen sich übrigens auch die tanzlustige Welt der beiden Hemisphären auf das entschiedenste verwahren müßte.

Franz von Suppé.

Wenn bei den Straußschen Operetten, von „Indigo" (1870—71) angefangen, bis zu der „Nacht in Venedig" (1883), das spezifisch wienerische Element hervortritt, so macht sich bei Franz von Suppé, der mit seinen Singspielen und Operetten die Bühnen seit mehr als 40 Jahren beherrscht, das ihm angeborene italienische Naturell vielfach geltend. Suppé stammt von einer aus Brüssel nach Italien (Cremona) eingewanderten Familie und wurde in Spalato, in Dalmatien, wo sein Vater Beamter war, am 18. April 1820 geboren. An seiner Art deutsch zu sprechen merkt man ihm noch jetzt, wiewohl ihm die Sprache vollkommen geläufig ist, den italienischen Accent an. Auch seinem Äußeren haftet der südliche Typus an. Der Maestro ist von hoher, stattlicher Gestalt, zu der sein Embonpoint ganz gut paßt, hat ein geistvolles, dunkles, gutmütig blickendes Auge, Lippen und Kinn von einem dichten, schwarzen, ins Graue spielenden Vollbart umrahmt. Ich suchte ihn in seiner bescheidenen, aber anheimelnden Stadt-Wohnung am Lannenzberge (nächst der Donau) auf und wurde alsbald in des Maestro Arbeitszimmer gewiesen, dessen Wände mit Kranzspenden und vergilbten Bändern, Bildern von Musikern, Ehrendiplomen u. s. w. ausgeschmückt sind. Ein altes Spinett dient ihm als Schreibpult. „Sind Sie denn imstande, fragte ich, diesem Instrumente, das in eine Antiquitäten-Sammlung weit eher paßt als in das Arbeitszimmer eines Komponisten, überhaupt noch einige klingende Töne, geschweige denn Ihre herrlichen Melodien zu entlocken?" — „O zum Komponieren, erwiderte er schmunzelnd, brauche ich das Klavier nie. Ich höre meine Sachen im Geiste stets voll instrumentiert und so schreibe ich sie auch sofort nieder." — „Darf man Ihre Tageseinteilung wissen, Maestro?" — „Warum nicht? Ich stehe zeitig, zumeist schon um ½7 Uhr früh auf und arbeite unausgesetzt bis um 1 Uhr mittags; dann halte ich mit bestem Appetit eine tüchtige Mahlzeit, schlafe hierauf bis gegen 5 Uhr und widme den Abend bis in die späte Nacht hinein der Erholung und geselligem Vergnügen. Vor zwei Uhr morgens komme ich selten zu Bette." „Nun begreife ich, warf ich ein, wie Sie es im Laufe der Zeit in Ihren Operetten und Singspielen allein auf die stattliche Opuszahl von 200 bringen konnten." — Wir sprachen nun von seinen letzten Operetten, und ich wies auf die italienischen Motive im Boccaccio hin. — „Der italienische Zug ist meiner Musik angeboren, erwiderte er, doch will ich nicht leugnen, daß ich demselben im Boccaccio ganz besonders freien

Lauf gelassen habe. Daher mag es auch kommen, daß mich die Italiener gewissermaßen zu den ihrigen zählen und daß meinen Operetten ein internationaler Charakter innewohnt, der ihnen auch in den Repertoires nichtdeutscher Bühnen Aufnahme sichert. So fanden Fatinitza, Boccaccio und Juanita in Paris, Brüssel, in Italien und Spanien eine günstige Aufnahme. Letztere Operette wurde in Barcelona allein 150 mal gegeben." — Nun lenkte ich das Gespräch auf Suppés Liederkompositionen, von denen sich das bekannte „Das ist mein Österreich" in der habsburgischen Monarchie zu der Bedeutung einer zweiten Nationalhymne aufgeschwungen und sich weit über die Grenzen Österreichs hinaus der größten Popularität erfreut. „Dieses Lied hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt, bemerkte der Maestro. Ich schrieb es in der größten Eile für ein Singspiel „s' Alraunl", welches am 13. November 1849 am Theater a. d. Wien gegeben wurde. Als die Lokalsängerin Fräulein Rudini an die Rampe trat und die erste Strophe gesungen hatte, wurde sie so gründlich ausgepfiffen, daß sie das Lied kaum zu Ende singen konnte. Darauf geriet es in Vergessenheit, bis es plötzlich in den fünfziger Jahren wieder auftauchte, um mit einemmale eine Beliebtheit und Verbreitung zu erlangen, die mir selbst ganz erstaunlich schien." — „Und dieses Lied haben Sie in so flüchtiger Eile hingeworfen?" — „Gerade so wie die dritten Akte von Fatinitza und Boccaccio; zu welch' letzterer Operette ich den ziemlich bekannt gewordenen Marsch erst während der Schlußproben schrieb. Ich bin in der That so glücklich, daß mir das Komponieren keine Schwierigkeiten bereitet." — Bei der Eigenart Suppés schien es mir interessant, sein Urteil über die italienische und die deutsche Musik zu hören. Hierbei frischte er einige Reminiscenzen an Donizetti auf, mit dem er auch befreundet gewesen und der ihn an Stelle Nicolais, welchen er gründlich haßte, an die Wiener Hofoper bringen wollte. Auch mit Pacini war er in Berührung gekommen und mit Verdi ist er persönlich bekannt. Daß er den Motiven seiner letzten Operetten italienische Volkslieder zu Grunde gelegt, leugnet er entschieden und behauptet vielmehr, daß manche seiner Arien in Italien ins Volk gedrungen seien. — Wie sollte er für den musikalischen Geschmack jenes Landes, das die Wiege der Musik gewesen, nicht eine besondere Vorliebe hegen! — So äußerte er sich, als von der italienischen Musik die Rede war. Mit Begeisterung sprach er von Paläſtrina und anerkannte die Vorzüge der älteren italienischen Opern, wobei er jedoch zugestand, daß sie in ihrer ganzen Form mit den obligaten Cabalettas für den heutigen Geschmack veraltet wären, indem sich gar oft der in der Handlung liegende Ernst der Situation in allzu grellem Gegensatze mit dem heiteren, lebhaften Charakter der Motive befände. In dieser Richtung sei Richard Wagner, dessen Genialität ihm die größte Bewunderung einflößt und dessen Oper „Der fliegende Holländer" ihm besonders sympathisch ist, von heilsamem Einflusse gewesen. Dies zeige sich beispielsweise an den neueren Werken Verdis sowie an Boitos „Mephisto," welches Werk der hochbegabte Komponist und Dichter als Jüngling von 20 Jahren geschrieben. Gegenwärtig arbeite Boito an dem Texte zu der neuesten Oper von Verdi." — —

Suppé, der sonst kein Jahr vorübergehen ließ, ohne sich auf einer der Wiener Bühnen mit einer Novität einzufinden, hat die letzte und vorletzte Saison, die den Wiener Theatern im ganzen wenig günstig war, ohne ein neues Werk vorübergehen lassen. Seine letztaufgeführte Operette war „die Afrikareise.“ Gegenwärtig ist er mit der Vollendung einer einaktigen komischen Oper „Der Matrose“ für das Hofopernhaus beschäftigt, zu welcher der Text noch von dem verstorbenen Anton Langer herrührt. Gleichzeitig arbeitet er an einer dreiaktigen Operette „Bellmann“ und an einer fünfaktigen großen Oper „die Corsin.“ Sobald es die Jahreszeit zuläßt, vertauscht er die Wiener Stadtwohnung mit seinem in dem idyllischen Kampthale gelegenem Landsitze, einem reizenden Gütchen in Niederösterreich, das er bereits vor mehreren Jahren von dem Ertrage seiner Werke erstanden. Das Verzeichnis dieser letzteren weist außer den schon erwähnten 200 Operetten, Singspielen und anderen Theaterkompositionen über 1000 Nummern auf; darunter mehrere größere Kompositionen für Kirchenmusik, Festouvertüren, symphonische Stücke und Märsche für Orchester und eine ansehnliche Zahl von Liedern und Männerchören ernsten und heiteren Inhalts. Im März 1881 beging Franz v. Suppé unter Kundgebung zahlreicher Sympathien der musikalischen Kreise in festlicher Weise sein 40jähriges Jubiläum als Bühnen-Komponist. —

Karl Millöcker.

Ein Wiener Kind wie Johann Strauß und bezüglich seiner Kunstrichtung ganz in dem Wiener Boden wurzelnd ist Karl Millöcker, dessen Ruf „der Bettelstudent“ weit über die Grenzen Österreichs und Deutschlands hinaus verbreitet hat. Im Jahre 1842 geboren, ist er der jüngste unter seinen Kunstgenossen. Als ich ihn in seiner einfachen Wohnung in der Papagenostraße aufsuchte, war er kaum von einem schmerzlichen Gelenkrheumatismus genesen, der ihn an ein mehrwöchentliches Krankenlager gefesselt. Man sah es dem hohen, schlankgewachsenen Manne mit dem braunen Vollbart, dem wallenden Haar und den treuherzig blickenden blauen Augen kaum an, daß er Rekonvaleszent sei; nur wenn er sich erhob, um von einem Orte zum anderen zu gehen, mußte er sich eines Stockes als Stütze bedienen. Seine große Bescheidenheit giebt seinem Wesen einen Anstrich von Schüchternheit, und so war es nicht ganz leicht, von ihm einige Daten über sein Leben und sein künstlerisches Wirken zu gewinnen.

In schlichter Weise erzählte er mir, daß sein Vater Goldarbeiter gewesen; daß er ursprünglich gleichfalls für diesen Beruf bestimmt, frühzeitig Neigung zur Musik gezeigt und zuerst bei einem Orchestermitgliede des Theaters an der Wien, dann am Konservatorium Unterricht im Flötenspiel genommen. Das Klavierspiel lernte er autodidaktisch nach der Adamschen Schule; in der Kompositionslehre gab ihm ein Beamter Josef Leinsegger, der, ein alter Junggeselle, in seinen Mußestunden junge Musiker zu seinem Vergnügen heranbildete, die ersten Unterweisungen. Auch Hans Richter, Weinwurm, Dr. Krickl, Dr. Zeller und Prihoda, die seither in ihrer Kunst viel Rühmenswertes geleistet, besuchten damals, gegen Ende der fünfziger

Jahre, den alten Musikfreund, der eine schwärmerische Verehrung für Mozart hegte und mit dessen Sohne befreundet gewesen. Die erste Anregung, selbstschöpferisch an die Öffentlichkeit zu treten, wurde dem jungen Millöcker von Suppé gegeben, der damals Kapellmeister im Karltheater war, in dessem Orchester unser Kunstnovize als Flötenspieler mitwirkte. Der Maestro entdeckte in den ihm vorgewiesenen Kompositionen ein ausgesprochenes Talent, nahm Einfluß auf die weitere Entwicklung seines Schützlings und verschaffte ihm 1864 eine Kapellmeisterstelle am Thaliatheater in Graz, wo Millöckers erste (einaktige) Operette „der tote Gast“ (nach der gleichnamigen Zschokkeschen Novelle) über die Bretter ging. Suppés Einfluß, für den der Komponist seither eine dankbare Anhänglichkeit hegt, macht sich übrigens bis auf den heutigen Tag in seinen wirksamen Akt-Finales bemerkbar, in denen er meist zu Ende des Stückes einen melodiösen Marsch einzuschieben weiß, der den Zuhörern noch lange nach der Vorstellung im Gehör bleibt. Im Jahre 1869 wurde Millöcker definitiv als Kapellmeister und Komponist für das Theater an der Wien engagiert, in welcher Eigenschaft er bis 1883 wirkte. Während dieser Zeit schrieb er an 70 Possenmusiken, von denen jene zu „Drei Paar Schuhe“, worin der Geistinger eine Glanzrolle zugedacht war, am meisten auffiel. Das Libretto, ursprünglich aus Norddeutschland stammend, hat Berla für die Wiener Bühne bearbeitet. Seine erste dreiaktige Operette war „Abenteuer in Wien;“ dann kommen in rascher Folge: „Musik des Teufels,“ „das verwunschene Schloß,“ „Gräfin Dubarry,“ „Apajune, der Wassermann,“ „die Jungfrau von Belleville“ und 1882 „der Bettelstudent,“ welche Operette in Wien innerhalb eines Jahres über 100, im Berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater über 300, in Hamburg 200, in Leipzig 100, in Stettin 90 Vorstellungen ꝛc. erlebte. Auch an deutschen Hoftheatern, wie in Schwerin, Koburg, Stuttgart, Altenburg wurde „der Bettelstudent“ häufig gegeben. In französischer Textübersetzung unter dem Titel „L'étudiant pauvre“ geht dieselbe in Brüssel und in Paris über die Bretter. In der französischen Hauptstadt dürfte übrigens der der Operette zu Grunde liegende Stoff nicht ganz unbekannt sein, indem derselbe schon einmal, allerdings in anderer Form, nach dem Scribeschen Buche „Le Gitterero“ von Halévy in Musik gesetzt wurde. Auf den „Bettelstudent“ folgten Ende Januar 1884, gleichfalls mit bedeutendem Erfolge, „Gasparone“ und endlich zu Beginn der letzten Herbstsaison „der Feldprediger,“ dessen Handlung die Librettisten Hugo Wittmann und A. Wohlmuth der Zeit der deutschen Befreiungskriege entnahmen. Der erstere, von den genannten Autoren dramatisch wirksam behandelte Stoff, bot dem Komponisten Gelegenheit, sich in diesem neusten Werke mehr der komischen Oper zu nähern, worin, wie er mir gestand, nunmehr sein Hauptbestreben bestehe. Über die Art und Weise seines Schaffens zeigte er sich ziemlich reserviert; nur soviel konnte ich erfahren, daß ihm der Gedanke zu dem so populär gewordenen Walzer im „Bettelstudent“ auf einem Spaziergange gekommen. Auf dem Flügel, der in Millöckers Arbeitszimmer steht, fand ich den Klavierauszug von Mozarts „Zauberflöte“ aufgeschlagen.

Richard Genée.

In Richard Genée, der auf die Schöpfung der deutschen Operette einen sehr entscheidenden Einfluß nahm, finden wir den Komponisten mit dem Librettisten vereinigt. Im Jahre 1823 in Danzig geboren, genoß er auf der Schule des Grauen Klosters zu Berlin eine gründliche humanistische Vorbildung und widmete sich dann dem Studium der Medizin. Sein Vater war Direktor des Danziger Theaters, wodurch er schon frühzeitig das Bühnenleben kennen lernte. Immer stärker wuchs in ihm die Neigung zur Musik, der er sich mit großem Eifer zuwendete, um dieselbe später, seine medizinischen Studien aufgebend, zum Lebensberufe zu machen. Im Jahre 1848 trat er sein erstes Engagement als selbstständiger Orchesterdirektor am Theater zu Reval an, wirkte von 1863—1868 in gleicher Eigenschaft am Prager Landestheater und kam schließlich ans Theater a. d. Wien, wo er gegen Ende der 70er Jahre seine Thätigkeit als Kapellmeister beschloß, um sich ins Privatleben zurückzuziehen und sich fortan vollständig der Komposition und Textdichtung zu widmen. Genée bewohnt gegenwärtig Winter und Sommer eine ihm gehörige Villa in Preßbaum, in der Nähe der Hauptstadt, welche er nur ab und zu besucht. In seinem Absteigquartier im Hotel zur Stadt Triest suchte ich ihn auf und erneuerte unsere vor mehreren Jahren geschlossene Bekanntschaft. Genée ist von mittelgroßer, schlanker Gestalt, trägt einen dunklen Vollbart, das schwarze Haar nach vorn zu gescheitelt; die blauen Augen blicken verständig unter einer Brille hervor; der ganze Eindruck seiner Erscheinung ist der eines deutschen Professors. Bereitwillig gab er mir die vorerwähnten Daten über seine Lebensgeschichte und erzählte, daß er anfangs hauptsächlich vierstimmige Männerchöre und Lieder geschrieben, von denen er die stattliche Opuszahl von 250 geschaffen. Im Jahre 1857 schrieb er seine erste lyrisch-komische Oper „der Geiger von Tirol“, welcher eine die Geschichte des Geigenmachers Jakob Stainer behandelnde Novelle von Julius v. d. Traun zu Grunde lag. Die Oper, in welcher der Tenorist Jung große Erfolge erzielte, ging damals über mehrere deutsche Bühnen. „Mein Übergang von der Oper zu der Operette,“ fuhr Genée in seinen Mitteilungen fort, „vollzog sich erst, als ich 1868 als Kapellmeister an das Theater a. d. Wien kam. Damals fiel mir unter der Direktion Steiner die Aufgabe zu, Johann Strauß für die Bühne zu gewinnen, welchem ich bei der Komposition seiner ersten Operetten „Indigo“ und „Fledermaus“ mit meinen Theater-Erfahrungen unterstützend zur Seite stand. Die Offenbachiaden mit ihren burlesken Texten hatten sich überlebt, und als ich daran ging, selbständige Librettis zu schaffen, war mein Streben darauf gerichtet, das parodistische Element und die französische Frivolität aus der Operette zu verbannen und die Schöpfung einer deutschen Operette anzubahnen, die sich in ihrem Wesen der komischen Oper nähern sollte. Daß das Publikum an dieser Richtung Geschmack findet, tritt seit dem Sturze des zweiten Kaiserreichs, welcher auch den Niedergang der Offenbachschen Muse in Deutschland in sich schloß, immer klarer zu Tage. Setzt sich doch unser Theaterpublikum aus ganz anderen Elementen zusammen als das pariser. Dort bildet die blasierte Jeunesse dorée mit der

Demimonde den Hauptfaktor der Zuhörerschaft; wenigstens in den Operetten-Theatern, welche man nach luxuriösen Diners besucht, um bei prickelnder Musik und bei pikanten Zweideutigkeiten angenehm — zu verdauen. Bei uns gehört das Theatervergnügen zu den Abendunterhaltungen der Familien, und auf diesen Moment mußte meiner Ansicht nach bei den von uns zu schaffenden Novitäten unbedingt Rücksicht genommen werden. Unter solchen Auspizien schrieb ich 1876 die Operette „der Seekadet“, der dann „Nanon“ folgte, welche in Berlin 309 Mal (und zwar 301 Mal hintereinander), in Hamburg 100 Mal gegeben wurde; in Wien, wo dieses Genre 1877 sich noch nicht Bahn gebrochen hatte, errang Nanon lediglich einen Achtungserfolg und wurde nur 11 Mal aufgeführt.

„Wollen Sie wohl die Güte haben,“ bemerkte ich, „mir etwas über Ihre Mitarbeiterschaft mit Herrn Walzel (F. Zell) zu erzählen? Bei welcher Gelegenheit kamen Sie mit ihm zuerst in Berührung?“ — „Das geschah zu der Zeit, da das Theater a. d. Wien noch die Offenbachschen Operetten kultivierte, gelegentlich einer gemeinsamen Umarbeitung der Operette La Diva oder die Theaterprinzessin, wovon der dritte Akt von Walzel ist. Schon früher hatte ich übrigens für diese Bühne Übersetzungen aus dem Französischen und die Einrichtung französischer Librettis für das deutsche Theater, u. a. jene des „Karneval in Rom“ besorgt. Die erste selbständige Arbeit, die ich mit Herrn Walzel gemeinsam machte, war das Buch zu Fatinitza 1875; darauf folgte 1876 die schon erwähnte Kollaboration des Seekadet, dann Cagliostro in Wien, die Fledermaus, Nanon, Boccaccio u. s. f.“ — „Könnten Sie mir, Herr Kapellmeister, „vielleicht einen Einblick in die Geheimnisse der Art und Weise dieses gemeinsamen Schaffens eröffnen?“ — „Recht gern. Für gewöhnlich ist Herr Walzel, der eine außerordentliche Belesenheit besitzt, der Finder der Stoffe. Hat er einen passenden Stoff entdeckt, so halten wir mehrere Besprechungen behufs der Einteilung der Handlung in drei Akte. Bei dieser Gelegenheit wird namentlich der Schauplatz und die Steigerung in den Aktschlüssen festgesetzt. Alles Weitere geschieht, da wir zumeist im Sommer arbeiten, zu welcher Zeit Herr Walzel auf seinem Landsitze zu Weißenbach a. d. Triesting weilt, während ich meine Villa in Preßbaum bewohne, auf dem Wege der Korrespondenz. Nun findet ein täglicher Briefwechsel zwischen uns statt, worin wir uns die beiderseitigen Manuskripte, so wie sie von einem Tage zum anderen anwachsen, Stück für Stück mitteilen und darüber unsere Meinungen austauschen. Mir liegt in der Regel die Besorgung des sanglichen Teiles und die Versifizierung der Texte ob, während Herr Walzel die Prosa und den dialogischen Teil schreibt.“ — Eine so große Gewandtheit Genée auch in der Dramatisierung von Operetten-Stoffen erlangt hat, seine Lieblingsbeschäftigung bildet doch die musikalische Komposition. Auch auf diesem Gebiete tritt er teils selbstschöpferisch, teils als Mitarbeiter, u. a. an der Seite des ihm befreundet gewesenen v. Flotow, des Komponisten der Martha, auf. Dieser Kollaboration ist die einst in Prag aufgeführte Oper „Am Runenstein“ und die noch nicht in die Öffentlichkeit gedrungene komische Oper „Die Musikanten“ entsprungen. Im Hinblicke auf die Entstehung einzelner Textbücher teilte er mir mit, daß die Idee zur Fatinitza einem fran-



zösischen Buche von Scribe „La Circassienne“ entnommen wurde, zu welchem Auber die Musik schrieb, welche Oper in Paris aber nur 8 Mal gegeben ward. Gelegentlich der Verfassung des Librettos zu „Boccaccio“ reiste Genée nach Florenz, von wo er sich die richtige Stimmung und manches Motiv zu seiner Arbeit holte. Zu „Apajune“ ist der Stoff einer rumänischen Volkssage entnommen. Der Text zu „Das Spitzentuch der Königin“, wozu Johann Strauß die Musik schrieb, ist ein gemeinsames Werk von Genée und Bohrmann, während die Librettis zu den letzten Straußschen Operetten „Der lustige Krieg“ und „Eine Nacht in Venedig“, ebenso eine Kompagnie-Arbeit von Genée und Zell sind, wie jene zu den Millöckerschen Werken: „Gräfin Dubarry“, „Apajune“, „Die Jungfrau von Belleville“, „Der Bettelstudent“ und „Gasparone“. Für Suppé schrieben die unermüdlichen Librettisten außer den genannten Büchern noch die Texte zu „Juanita“ und „Der Gascogner“; während an jenem zur „Afrikareise“ Genée und Wirt arbeiteten. Zu den Operetten „Der letzte Mohikaner“, „Nisida“ und „Rosina“ schuf Genée die Musik, und im Vereine mit Zell die Texte. Die letzten Arbeiten dieser beiden die deutschen Bühnen beherrschenden Librettisten waren die Bücher zu den Rothschen Operetten „Der Marquis von Rivoli“ und „Die Zwillinge“, sowie endlich zu der in dieser Saison mit großem Erfolg in Szene gegangenen Erstlings-Operette des talentvollen Adolf Czibulka „Pfingsten in Florenz“. — —

Camillo Walzel.

Über den treuen Mitarbeiter Richard Genées, Herrn Camillo Walzel (Pseudonym F. Zell), haben wir manches schon in dem vorhergehenden Abschnitte mitgeteilt. So wie Genée mit einem Fuße in der Musik, mit dem anderen in der Textdichtung wurzelt, so hat Zell seine Bühnenlaufbahn als Übersetzer französischer Stücke und als Lustspieldichter begonnen, um sich schließlich vollständig dem Libretto zuzuwenden. Beide gebieten in ihrem Fache über eine gründliche Sachkenntnis, beide wußten sie sich theoretisch durch das Studium französischer Dramatiker und praktisch durch das Theaterleben eine große Bühnentechnik anzueignen, und nicht bald dürften zwei Talente zu finden sein, die sich gegenseitig so vollständig ergänzen, wie die des Wiener Meilhac und Halévy. — Herr Walzel ist gegenwärtig Direktor des Theaters an der Wien. Im vergangenen Herbste hat er sich zu dem großen Opfer entschlossen, die behagliche, sorgenfreie Existenz, die ihm der Ertrag seiner dramatischen Produktion zu führen gestattete, mit den aufreibenden Mühen und Plagen, sowie der schweren Verantwortlichkeit eines Bühnenleiters zu vertauschen, lediglich, um das Theater, welches die Pflanzstätte der Wiener Operette gewesen und Gefahr lief der Gewinnsucht unverständiger Geldmenschen anheimzufallen, vor dem künstlerischen Ruin zu retten. In einem Salon der Theaterkanzlei gewährte mir auch der vielbeschäftigte Direktor eines Abends die Unterredung, welcher ich die nachfolgenden Daten entnommen habe. Seine äußere Erscheinung hat etwas überaus Sympathisches. Der stattlichen Mannesgestalt mit dem dichten, weißen Haar, den dunklen, scharfgezeichneten Augen-

braunen, den schwärmerisch blickenden Augen, dem braunen Schnurrbart und einem kleinen Bärtchen unter der Lippe haftet im ganzen Auftreten noch immer etwas von dem einstigen Offizier an. Camillo Walzel ist ein Sohn der dramatischen Sängerin Frau Franchetti Walzel und wurde in Magdeburg geboren, als seine Mutter an der dortigen Bühne im Engagement war. Später kam die zu ihrer Zeit gefeierte Künstlerin als königliche Hofopernsängerin nach Dresden, wo sie ihren Söhnen eine sorgfältige Erziehung angedeihen ließ. Dieselben traten dann in den österreichischen Militärdienst, den Camillo als Leutnant verließ, um eine Anstellung bei der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft anzunehmen. Hier brachte er es binnen kurzer Zeit zum Schiffskapitän und wurde für seine im Jahre 1866 während des Krieges geleisteten Dienste mit dem Franz Josefs-Orden dekoriert. In dieser Stellung boten dem strebsamen jungen Manne die Wintermonate, während welcher die Schiffahrt ruhte, volle Muße, sich seinen litterarischen Neigungen hinzugeben. Mit dem Theater trat er, wie er mir selbst erzählte, zum ersten Male in Berührung, als Carl Treumann gegen Ende der fünfziger Jahre, da mit Frankreich noch kein Vertrag über die Rechte des geistigen Eigentums bestand, eine Anzahl von Operetten und Einaktern von Paris nach Wien brachte, bei deren Übersetzung ins Deutsche er sich der Dienste des Kapitäns bediente. So wirkte dieser bei der Bearbeitung der „Hochzeit bei Laternenschein“, „Fortunios Liebeslied“ und anderen Offenbachschen Operetten für das Karltheater mit. Zu der „Schönen Helena“ schrieb Walzel, nachdem er das Textbuch übersetzt hatte, einen zweiten Teil „Die Belagerung von Troja“. Mit entschiedenem Talent zur Satire ausgestattet, arbeitete er für die Wiener Bühnen eine Reihe von Parodien, die in jener Zeit, da das Publikum für ähnliche Pariser Produkte schwärmte, volle Häuser machten; so die „Elegante Tini“, eine Parodie von Eduard Mantners Eglantine; „Abälina oder ein Schwager für alles“, welche Adelina Patti und ihren Impresario Strakosch in komischer Weise auf die Bühne brachte, endlich „Angot an der blauen Donau“, „Arria und Messalina“, Sarah und Bernhard. Doch auch einer ernsteren Richtung widmete sich Walzel, der 1883 die Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft verlassen hatte und als Kapitän in den Ruhestand getreten war, mit Glück. Die freundliche Aufnahme, die seine Lustspiele „Vier Uhr morgens“, „Aus der komischen Oper“, „Der Raubmörder“, „Die Büste“ am Wiener Burgtheater und an anderen deutschen Bühnen gefunden, sind der beste Beweis dafür; gleichzeitig war er journalistisch für das Feuilleton der Ostdeutschen Post, sowie der Wiener Abendpost und des Neuen Fremdenblatts thätig. Bei seiner Vielseitigkeit gab es keine Bühnenarbeit heiteren Genres, in der er sich nicht versucht hätte. So ist auch das im Opernhause beifällig aufgenommene Wiener Ballet „Der Stock im Eisen“ ein Werk seiner Komposition. Sein eigentliches Feld der Wirksamkeit eröffnete sich ihm aber erst, als er sich im Verein mit Genée vollständig dem Operetten-Libretto zuwendete. Schon bei Gelegenheit der etwas mysteriösen Entstehung des Buches zu „Carneval in Rom“ kam er mit seinem späteren Mitarbeiter in Berührung. Ihre ersten gemeinsamen Arbeiten waren das Buch zu Fatinitza, welches Johann Strauß, als es ihm von Direktor Jauner

zur Komposition angeboten worden, als unbrauchbar zurückwies und die „Porträtdame" (Musik von Wolf und Genée). Als selbständiger Komponist näherte sich letzterer Herrn Walzel gelegentlich seiner Operette „Der Seekadet". — Als in Paris unter der Herrschaft der Republik, wie schon früher erwähnt, sich der Geschmack für die Offenbachiaden allmählich abstumpfte, tauchte dort eine neue Gattung leichter Bühnenstücke, halb Lustspiel, halb Posse auf, die weit entfernt einen moralischen Hintergrund zu haben, in jener zwanglosen, ungebundenen Art, wie man sie in Paris aufführte, für die deutsche Bühne geradezu unmöglich waren. Unser Publikum verlangte aber um so stürmischer nach jenen Novitäten, je pikantere Dinge die Pariser Rezensenten darüber zu melden wußten. So traten denn die Direktoren der Wiener Privatbühnen an Herrn Walzel mit dem Ansuchen heran diesen Stücken: Niniche, Papas Frau, Der Mann der Debutantin, Lilli, ein Gewand zu geben, in welchem sie sich auch vor unserem Publikum sehen lassen konnten. — Hinsichtlich der Kollaboration der Operetten-Texte stimmen die Angaben Walzels selbstverständlich mit jenen Genées überein; hierbei bemerkte er nur, um die Art und Weise seiner Beteiligung durch Beispiele zu illustrieren, daß im „Bettelstudent", der bekannte Walzer-Refrain „Ich hab sie ja nur auf die Schulter geküßt", sowie das seither populär gewordene Scherzwort „Schwamm drüber" von ihm herrühre. Schließlich sei noch erwähnt, daß Walzel auch den Text zu einer komischen Oper von Ign. Brüll unter dem Titel „Königin Mariette" geschrieben. —



Kaukasische Frauen.

Von

Baronin B. von Suttner.

Daß Georgien das Land der „schönen Weiber" ist, gehört zu den gewissen sprüchwörtlich bekannten Dingen, welche jeder normal „gebildete" Mensch in seinen Kenntnisvorrat aufnehmen muß, er mag wollen oder nicht. Wer sollte — wenn er auch die gleichnamige Operette nicht kennt — von den schönen Weibern aus Georgien und Tscherkessien nicht gelesen haben, mit welchen die Harems aller erdenklicher Sultane geschmückt werden, und wer sollte, wenn von weiblichen Schönheitstypen überhaupt die Rede war, nicht die zum Gemeinplatz gewordene obige Behauptung vorbringen gehört — oder selber vorgebracht haben? Ebensogut könnte man ignorieren, daß die Chinesinnen kleine Füße besitzen, daß die Lappländerinnen Fischtranpomade gebrauchen und die Pariserinnen kokett sind.

Aber es ist nicht nur Gemeinplatz, nicht nur Legende, es ist auch Wahrheit: die kaukasischen Frauen sind reizend schön. Sie besitzen nämlich nicht allein die Regelmäßigkeit der Züge, welche dem altgriechischen Ideal entspricht, die üppigen Haare, die weißen Zähne, das zarte Inkarnat, die wohlgeformte Gestalt, sie besitzen

vor allem Grazie und Lieblichkeit. Ihre Bewegungen sind voll natürlicher Anmut, mehr noch: voll natürlicher Vornehmheit. Was der Franzose „distinguée“, der Engländer „ladylike“ nennt, nämlich die graziöse Haltung, das feine Mienenspiel, der edle Gang, die kleinen Händchen und Füßchen, das sanfte und bescheidene Gebahren, kurz alles das, was in andern Ländern als ein Resultat sorgfältigster Erziehung oder als blaublütige Rasseneigenschaft gilt, das ist hier jedem Landmädchen angeboren.

Natürlich will ich mit dieser Schilderung nicht berichtet haben, daß der Kaukasus Mohameds Paradiese gleichkomme und nur von Houris bevölkert ist; es giebt genug mittelhübsche und auch häßliche Geschöpfe da; aber wenn man die Allgemeinheit betrachtet, so notiert man nur die typischen Züge und die Züge der Mehrheit. Je größer das Feld, dessen Abbildung man in einen kleinen Rahmen zwängt, desto mehr Einzelheiten müssen darin verschwinden, und desto unexakter wird das Ganze. — Ich verzichte demnach von vornherein auf die Prätension in vorliegenden kurzen Skizzen eine Totalreduktion des in der Aufschrift genannten Gegenstandes zu bringen. Denn um zu erzählen, was das gesamte Frauentum des gesamten Kaukasus dem Charakter, der Geschichte und der Lebensweise nach vorstellt, dazu gehörte erstens ein Buch und zweitens — irgend ein anderer, der dieses Buch schriebe. Ich habe weder den ganzen Kaukasus bereist, noch daselbst besondere ethnographische oder historische Studien gemacht: ich bin selber eine Frau, und es fehlt mir daher der souveräne Überblick, mit welchen die Herren der Schöpfung unser ganzes Geschlecht als etwas Apartes, Nebenmenschliches zusammenzufassen gewohnt sind; — was ich also in diesen Aufzeichnungen bieten will, sind ganz unsystematisch aneinander gereihte Einzelheiten aus dem Leben meiner kaukasischen Schwestern, sofern mir dieselben in meiner persönlichen Beobachtung und Erfahrung aufgefallen sind.

Zunächst waren es die Frauen der Tifliser „Societé“, welche ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Es ist schwer die charakteristischen Merkmale aufzufinden, durch welche sich die kaukasische große Dame von den Standesgenossinnen anderer Länder unterscheidet. Die alles nivellierende Zivilisation hat auch hierzulande Trachten und Sitten nach europäischem Muster gemodelt, — das Nationale verschwindet immer mehr und mehr. Die georgischen Fürstentöchter, von französischen und englischen Gouvernanten erzogen, an russische Generäle verheiratet, in pariser Toiletten gekleidet, haben nur noch in ihren Zügen den orientalischen Typus bewahrt; und in einigen Generationen wird durch die Vermischung mit dem russischen Elemente wohl auch dieses letzte Rassezeichen verschwunden sein. Eins, was die georgischen Damen von den Aristokratinnen Europas unterscheidet, ist die sie niemals verlassende Grazie, die stets bewahrte, strengste Würde. Emanzipation, Ausgelassenheit, was die Engländer fastness nennen, Effekthascherei u. dgl. findet sich hier nie; eine edle Ruhe liegt in allen Bewegungen und Worten, im ganzen Thun und Lassen der georgischen Damen. Vielleicht zuviel Ruhe ... Wenn man schon kritisieren wollte, so könnte man diese nimmerwankende Korrektheit schließlich langweilig finden und sie auf einige geistige Trägheit zurückführen; man

könnte den Mangel an Lebhaftigkeit und Heiterkeit beklagen — aber zuletzt muß man doch eingestehen, daß durch jenes stets taktvolle Benehmen das Ideal weiblicher Vornehmheit am besten erreicht ist.

Unter den älteren Frauen giebt es noch einige wenige, die dem Nationalkostüm treu geblieben, und deren Wohnungen nicht mit modernen Möbeln, sondern auf orientalische Weise eingerichtet sind. Das Kostüm besteht aus einem glatten, seidenen Schleppkleid mit nach vorn hängenden Gürtelschleifen aus breitem Bande, eine Art Stirnband und Schleier, an den Wangen herabhängende Locken, das Hinterhaar in am Ende offenen Zöpfen über den Rücken fallend. Die hierzu passende Zimmereinrichtung besteht darin, daß ringsum polsterreiche, niedere Divans stehen, daß persische Teppiche nicht nur auf dem Boden liegen, sondern auch an den Wänden hängen; daß eingelegte Taburets herumstehen, welche als Tische dienen; daß Tambourins und Lauten, schlankhalsige Silberkrüge, allerlei Kästchen und Schalen, Trinkhörner und Dolche, Stickereien und Goldwebereien den Raum ausfüllen. Dazu gehört, daß die Hausfrau in ihren winzig kleinen, weißen Händen, die von Ringen und Braceleten funkeln, eine Schnur von Bernsteinkugeln hält, welche sie unablässig durch die Finger gleiten läßt. Was der Spanierin ihr Fächer, das ist der Georgierin — der verschwindenden Georgierin nämlich — ihre Perlschnur. Ich habe in Tiflis nur eine solche letzte Georgierin gekannt — die trotz ihrer 45 Jahre noch immer schöne Fürstin M. — die das beschriebene Kostüm trug und ihre Freunde in den polsterreichen Gemächern empfing; aber auch diese sprach perfekt französisch, auch diese ließ öfters die Perlenschnur liegen, um eine Revue oder einen Daudetschen Roman zur Hand zu nehmen.

In den tiefern Schichten der Tifliser Bevölkerung und auf dem Lande finden sich wohl noch Frauentypen genug, die von der europäischen Kultur noch unberührt geblieben, und unter diesen sollte man eigentlich seine Studien anstellen, wenn man zu dem Gegenstand „Frauenleben der Erde" ein originelles Kapitel liefern wollte. Aber auch da würde man sich beeilen müssen: denn schon schicken die Landedelleute ihre Töchter in die städtischen Gymnasien, und russische Mädchenschulen entstehen in jedem Flecken. Heute giebt es noch viele Frauen auf den Herrenhöfen und in den Bauernhäusern, die noch an alten Sitten und Gebräuchen hängen, deren Erziehung nicht weiter reicht als zur Fertigkeit im Sticken, zum Lesen des Gebetbuches und zum Tanzen der einheimischen „Lesginka". Trotz dieser Mangelhaftigkeit der Bildung, trotz der Beschränkung des Gedankens, die damit verbunden ist, findet man doch in den einfachsten Frauen und Mädchen jene graziöse Würde des Benehmens, von welcher ich vorhin sprach und welche bei uns zulande nur die Frucht besonderer Anerziehung ist. Sie gehen und stehen, sie grüßen und lächeln, sie empfangen ihre Gäste mit einer Gemessenheit und Lieblichkeit, die den Fremden in Erstaunen setzen muß.

Die Georgierin ist sehr fromm und abergläubisch dabei. Über die hier herrschenden, zahlreichen abergläubischen Bräuche ließe sich ein langes Kapitel schreiben — ich will hier vorübergehend nur einige erwähnen: Wenn eine Frau

schwer niederkommt, so soll dem abgeholfen werden, indem der Mann an die Decke des Zimmers steigt und von dort ein Ei herunterfallen läßt — oder es ist auch gut, wenn eine Person das Zimmer betritt, die einen Frosch vom Schlangenrachen gerettet hat; will ein Mädchen ihren Zukünftigen sehen, so bereitet sie sich — an einem Montag und bei Neumond — einen soviel als möglich gesalzenen Maiskuchen und ißt ihn, indem sie zum finstern Himmel schaut. Dann legt sie sich, von Durst gequält, schlafen, und im Traume erscheint ihr ein junger Mann, der ihr zu trinken reicht — das ist der ihr bestimmte. Während einer Trauung soll sich niemand an die Kirchenmauer lehnen, denn das bringt sicher Unglück. Bei verschiedenen Krankheiten sind ganz besondere Vorkehrungen zu treffen: im Zimmer eines Scharlachkranken zum Beispiel muß alles rot behangen werden; die Pflegenden sollen rot gekleidet sein, und auch die Genesenen sollen noch ein paar Wochen lang diese Farbe tragen — so wollen es die Scharlachengel.

Die Rolle der Orakel fällt ganz den Frauen zu; sie lesen die Zukunft in den Träumen, in allerlei Vorzeichen und durch mancherlei Zaubereien. Im religiösen Sinne des Volkes steht das Weib sehr hoch, denn die heilige Nina — die Landespatronin — gilt als die Erleuchterin des Kaukasus, und die heilige Jungfrau selber, heißt es, hat es sich auf sich genommen, das Christentum hierherzubringen, in welcher Mission sie den h. Andreas ausgesandt. Das Wallfahrten ist eine im Lande sehr verbreitete Sitte. Zu dem „Allaverdi"-Fest in Kachetien kommen an einem bestimmten Tag des Jahres über tausend mit Pilgern gefüllte Arabas (Büffelkarren) an; zu den mingrelischen und imerethischen berühmten Wunderkirchen wird zu Fuß und Pferd gewallfahrtet. In der Nähe von Tiflis befindet sich eine kleine Kirche, zu welcher, wie es Sitte ist, die Frauen barfuß gehen — jeden Montag. Man ist sehr erstaunt, wenn man darüber nicht unterrichtet ist, auf den Straßen von Tiflis Frauen zu begegnen, die unter ihren seidenen Schleppkleidern bloße Füße zeigen. Auch viele der mit europäischer Bildung und europäischer Toilette ausgestattete Frauen sind diesem Montagskirchgange noch treu geblieben — auf die Barfüßigkeit jedoch haben sie verzichtet.

Das weibliche Wesen, welchem in den kaukasischen Ländern die meiste Liebe geweiht wird, ist — die Amme. Es ist ein ganz eigentümliches Verhältnis, welches hier zwischen Amme und Säugling herrscht — ein Verhältnis, das als ein viel innigeres als das verwandtschaftliche gilt. Wenn die Frau eines Fürsten oder Aznaurs (Edelmann) ein Kind erwartet, so kommen die nachbarlichen jungen Frauen mit Geschenken daher und werben um die Ehre, das zukünftige Kind nähren zu dürfen — denn daß die Mutter selber dieses Amtes walte, ist gar kein denkbarer Fall. Die Auszeichnung wird als eine sehr große betrachtet, und um dieselbe mehreren Begünstigten zukommen zu lassen, wurden dem Sohne des regierenden Fürsten fünf oder sechs Ammen zugeteilt. Gewöhnlich wird aber doch nur eine Ziza (das georgische Wort für Brust und Amme) gewählt, und diese Glückliche betrachtet fortan ihr ganzes Leben als dem Säugling geweiht. Derselbe wird ihr teuerer als die eigenen Kinder: stirbt er, so trägt die „Ziza" und ihr Mann (der



„Mordu") ein Jahr lang Trauer; er wird als das Kostbarste, Geliebteste und Heiligste betrachtet, das die Welt enthält; und das nicht nur für die Zeit der Säugung, sondern fürs ganze Leben. Dafür ist auch dem Pflegling die Ziza oft lieber als die eigene Mutter, und sein Haus steht ihr für immer offen. Zu den Kindern seiner Amme tritt er auch in innige Beziehung, er betrachtet sie als Geschwister und sämtliche Verwandte der Ziza betrachtet er als die seinen. Diese alle haben immer das Recht, in seinem Hause aus und einzugehen; so habe ich oft gesehen, wie der Fürst von Mingrelien eine ganze Schar von Landleuten um sich hatte, denen er mit der größten Freundlichkeit begegnete: es waren seine sechs Ammen, deren Töchter und Söhne, Schwäger und Nichten, welche alle mehr oder minder zu dem nunmehr sechsunddreißigjährigen Säugling in Milchverwandtschaft standen, und die er beherbergen und beschenken mußte. — Das sind freilich alles Sitten und Bräuche, die im Aussterben begriffen sind. Dieser selbe Fürst, welcher eine russische Gräfin geheiratet hat, nahm für seine Kinder keine inländische Ziza mehr, sondern russische Ammen.

Die Mutter dieses Fürsten, die im Jahre 1816 geb. und 1882 † Fürstin Ekaterina Dadian, war die letzte „Dedopali" (d. i. Königin, Herrscherin) von Mingrelien. Sie war eine georgische Fürstentochter und in ihrer Jugend von wahrhaft blendender Schönheit. Noch in ihrem Alter war sie die imposanteste Frauenerscheinung, die ich je gekannt. — Das Bild einer Königin: jede Bewegung, Gang, Haltung, Lächeln, Benehmen — voll anmutiger Majestät. Sie war freilich auch schon halb Europäerin, da sie ihr Land, dessen Regentin sie nach dem Tode ihres Mannes war, verlassen mußte, als dasselbe in russischen Besitz überging. Sie lebte dann in Petersburg und in Paris, in welch' letzterem Ort ich sie kennen gelernt. Sie war ein am Tuilerienhofe sehr gern gesehener Gast und hat sich in der Folge auch mit der kaiserlichen Familie alliiert, indem sie ihre Tochter an einen Prinzen Murat verheiratete. Ihr damals von Winterhalter gemaltes Porträt, welches sie in Hofballtoilette, geschmückt mit ihren Ordensbändern und ihrer Tapferkeitsmedaille, darstellt, ist ein Bild, das an Schönheit dem vom selben Maler gemalten Porträt der Kaiserin Eugenie als Pendant dienen kann.

Der königliche Rang scheint übrigens seit jeher von den Frauen des Landes mit Glanz getragen worden zu sein. Noch heute gilt in der geschichtlichen Reihe der georgischen Könige als „der größte" die glorreiche Thamar, welche im XII. Jahrhundert regierte und unter deren Herrschaft die Macht und die Kultur des Landes die höchste Blüte erreicht hatte. Der litterarische Stolz Georgiens, der Dichter Rustaveri, dessen 1593-strophiges Heldengedicht „die Tigerhaut" noch heute die Bevölkerung begeistert, dieser Dichter war der Schatzmeister der schönen Königin Thamar.

Wie sehr die Regentinnen ihren Höflingen und Unterthanen Ehrerbietung einflößten, sah ich auch in einem Drama gespiegelt, das in Tiflis aufgeführt worden ist. Darin erscheint eine „Dedopali", auf deren Wink alle zittern; die nicht anders auftritt, als von einem großen Gefolge umgeben, und da herablassend ihre Befehle erteilt. Dieses in Georgien nur im Landeskostüm spielende Stück ist

jedoch eine Adaptierung der Halmschen Griseldis. Einer der Edelleute am Hofe der Königin (Namens Kwarkware — so heißt auch das Stück) ist es, welcher mit der Herrscherin selber die Wette eingeht, daß sein Weib alle Proben bestehen wird. Als Preis der Wette, verspricht die Königin, vor der siegenden Gattin niederzuknien. Dazu aber läßt es im letzten Akt die georgische Griseldis nicht kommen: sie hält die „Dedopali" zurück, die sich eben anläßt, das Knie zu beugen, und sie verzeiht auch dem Gatten das grausame Spiel.

Solche Adaptierungen und Übersetzungen des europäischen Repertoirs sind auf dem georgischen Theater sehr häufig. Man spielt da Shakespeare und Molière, das italienische „Morte civile" und — wie obiges Beispiel zeigt — auch deutsche Dramen. Die westliche Kultur dringt immer mächtiger herein und formt die Männer sowohl als auch die Frauen um. Die Zeiten scheinen schon fern, wo das hiesige Mädchen weiter nichts lernte als sticken und beten, wo ihre einzige Lektüre aus dem Psalmenbuch und dem Ruftaverischen Gedicht bestand, wo, um schreiben zu lernen, die Buchstaben — da Papier selten war — auf Rinderknochen oder in die Asche gezeichnet wurden. Jetzt stehen die Dinge anders: die achtzehnjährige eingeborene Schullehrerin eines hiesigen Dorfes äußerte neulich den Wunsch nach Bereicherung ihrer Bibliothek — auf unsere Frage, welches Buch sie begehre, antwortete sie: „Die Schriften Lassalles."

Um auf die angestammten Sitten des Landes zurückzukommen, so ist zu berichten, daß der Eheschließung häufig Entführung vorangeht. Pferdediebstahl und Brautraub galten einst hier als die ritterlichsten Großthaten, und einem Mädchen konnte kaum ein größerer Gefallen geschehen, als wenn des Nachts ein paar verwegene Reiter herankamen, sie mit Gewalt auf's Pferd hoben und mit Windeseile über Berg und Thal, durch Flüsse und Schluchten flogen, bis sie irgend ein Kirchlein erreichten, wo ein Pope — die gesetzliche Strafe riskierend — den Trauungsakt vollzog. Diese Sitte ist durchaus noch nicht ausgestorben: ich habe selbst einmal solch' eine wilde Jagd vorüberrasen sehen, und die in weiße Gewänder verhüllte Gestalt — die willig Entführte, war eine Fürstentochter noch dazu.

Bei den Bauern geschieht es häufig, daß die Braut nach der Trauung noch ein oder zwei Jahre im Elternhause bleibt; die eigentliche Hochzeitsfeier findet erst statt, wenn die junge Frau — bisweilen mit ein oder zwei Kindern — ins Haus des Gatten gebracht wird. Hier hat sich das ganze Dorf versammelt, und eine zahlreiche Eskorte zu Pferde holt die Braut. Man erwartet ihre Ankunft mit Spannung; endlich knallt ein Schuß, und ein Reiter kommt herbeigesprengt — das ist das Zeichen, daß der Zug schon nahe ist. Die Hausmutter beeilt sich, diesem Freudenboten ein Stück Zucker zu reichen. Bald nachher kommt die ganze Schar heran und führt vor dem Hauseingang eine Art Manègereiten auf. Die Gäste gehen in das Zimmer zurück und stellen sich auf die längs den Wänden laufenden Bänke, um dem Zuge, der jetzt eintritt, Platz zu lassen um den Mitteltisch einige Mal herum zu gehen. Dabei wird gestampft und geschrien und um ein Stück Brot gerauft, das jemand in die Luft wirft. Ein Familienglied — der Vornehmste unter den Verwandten — hält einen Teller, auf welchem Hirse und ein

Ei liegt, und er streut die Körner auf den Boden — das soll dem jungen Haushalt Erntesegen und Fruchtbarkeit sichern. Die Braut ist dicht verhüllt — Alle kennen sie längst, aber an diesem Abend bekommt man ihr Gesicht nicht zu sehen. Das ist noch eine Reminiscenz orientalischer Sitten, aber weiter nichts als eine Reminiscenz, denn die Frauen sind hierzulande nie verschleiert und nie abgesperrt. Noch ein anderes Ueberbleibsel einstiger Sklavenhaftigkeit des Weibes hat sich darin erhalten, daß eine mingrelische Frau niemals den Namen ihres Mannes ausspricht; wenn sie von ihm redet, muß sie es mit einer Umschreibung thun: sie sagt zum Beispiel „der Mordu meines Mordills (der Pflegevater meines Säuglings.)"

Ich schließe diese losen Aufzeichnungen über die kaukasischen Frauen mit einer Episode aus der georgischen Geschichte, welche würdig wäre — wenn von Frauentapferkeit die Rede ist — neben den Großthaten der Spartanerinnen und Römerinnen zitiert zu werden. Während des Krieges von Marabo folgte ein Weib dem Heere; sie sah hintereinander ihre drei Söhne fallen, welche einer nach dem andern die Fahne getragen. Als der dritte sank, sprang sie herbei, und die Fahne ergreifend rief sie: „Nein, noch ist das Feuer nicht erloschen in meinem Hause!"



Der Hof und die Gesellschaft von England.

(Fortsetzung.)

II.

Die königliche Familie.

Die ganze Last, welche die königliche Würde mit sich bringt, ruht seit vielen Jahren auf den Schultern des Prinzen von Wales. Es ist erstaunlich, wieviel er thut und wieviel man von ihm erwartet, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er während des größten Teils des Jahres einer der meist beschäftigten Männer ist. Die eigentümliche Sitte, daß bei jeder öffentlichen Gelegenheit ein großes Bankett stattfindet, bei welchem stets ein Ehrenpräsident zugegen sein muß, erhöht die Thätigkeit des Thronfolgers ungemein.

Es wird im vereinigten Königreiche keine Schule begründet oder eröffnet, kein Krankenhaus errichtet oder erweitert, keine Straße durchgebrochen oder benannt, keine Kirche erhält einen neuen Altar oder wird vergrößert — und wo wäre eine solche in England zu finden, bei der man sich nicht stets wenigstens mit Vergrößerungsplänen beschäftigt? — ohne daß der Prinz gebeten wird, die Feierlichkeit durch seine Anwesenheit und eine Rede zu verherrlichen. Schon alle diese Ansprüche zu erfüllen, würde ihm unmöglich sein; außerdem giebt es jedoch noch eine große Anzahl von Festen, Jahrestagen, mildthätigen Stiftungen, militärischen Zeremonien, an denen Seine Königliche Hoheit selbstverständlich teilnehmen muß.

Dazu gehören besonders musikalische Veranstaltungen, Komitee-Sitzungen

der Kunst-Akademien, der Universitäten und großen öffentlichen Schulen. Es ist aber nicht allein der Gedanke, durch die Gegenwart des Prinzen dem ganzen eine höhere Weihe zu verleihen, sondern im Hintergrunde lauert noch eine an sich zwar lobenswerte, jedoch eigentlich recht materielle Absicht. Bei dem der offiziellen Feier folgenden Bankett findet nämlich eine Sammlung für das betreffende Institut statt, deren Ausfall einen sehr wesentlichen Teil der jährlichen Einkünfte bildet. Präsidiert nun der zukünftige König von England, so sucht jeder bei einem solchen Festessen zugegen zu sein und trägt sein Scherflein zum allgemeinen Besten bei, das er natürlich unter dem Eindruck der Anwesenheit seines künftigen Herrschers reichlich bemißt. Manche Wohlthätigkeitsanstalten, wie z. B. die Gesellschaft zur Errichtung kleiner Gebäude an den Droschkenhalteplätzen, in denen die Kutscher Thee, Kaffee und Mittagessen für eine Kleinigkeit haben können, verdanken ihre Erhaltung lediglich einem solchen Festessen unter dem Vorsitze des Prinzen. Die freiwilligen Gaben, die bei dieser Gelegenheit im Jahre 1884 eingingen, erbrachten die erhebliche Summe von über sechzigtausend Mark. Hätte bei dem Bankett jemand anders präsidiert, so würde der Ertrag der Subskription kaum den dritten Teil betragen haben.

Eine fernere unvermeidliche Beschäftigung des Thronfolgers besteht in der Erfüllung der Repräsentationspflicht gegen fürstliche Besucher und andere Personen von Rang oder sonstiger Bedeutung, die sich recht häufig in London einfinden. Diese erhalten Einladungen nach seinem Palaste, welcher bescheidener Weise Marlborough House genannt wird, und solche Empfangszeremonien, die Abhaltung von Bällen und Banketten erfordern viel Zeit. Bei den Festlichkeiten in Marlborough House erscheinen indes außer den Mitgliedern der Aristokratie auch Künstler, Gelehrte, Schriftsteller, Geistliche aller Konfessionen, einige bedeutende Finanziers wie die Rothschildsche Familie, die Spitzen der Kommunalbehörden wie der Lord Mayor von London nebst seiner Gemahlin, die Aldermen und Sheriffs, sowie Minister, Gesandte, hervorragende Mitglieder des Parlaments, berühmte Ärzte und viele andere, die durch ihre Persönlichkeit Interesse erregen.

Da der Prinz, als Thronerbe, kein Staatsamt bekleiden und keiner der beiden großen Parteien, die die Geschicke des Landes abwechselnd leiten, angehören darf, so ist seinerseits große Umsicht und viel Takt nötig, um selbst den Anschein zu vermeiden, als ob er einer oder der andern politischen Richtung den Vorzug gäbe. — Wenn Mr. Gladstone bei ihm zum Diner erscheint, so ist die Anwesenheit von Lord Salisbury, des leidenschaftlichen Toryführers und mutmaßlichen Nachfolgers des ersteren,*) ziemlich sicher, sollte dies aber aus irgend einem Umstande unmöglich sein, so wird der letztere bald mit einer besonderen Einladung beehrt.

Wenn andere Leute, deren Mittel es erlauben, den Staub der Weltstadt

*) Der Aufsatz war vor dem jüngsten Ministerwechsel in England geschrieben, durch welchen, wie der Herr Verfasser richtig vorausgesehen hat, Lord Salisbury der Nachfolger Gladstones geworden ist. Die Redaktion der Deutschen Revue.



hinter sich lassen, um auf idyllischen Landsitzen reinere Luft einzuatmen und die Standespflicht für einige Zeit zu vergessen, beginnt für den unermüdlichen „ersten Gentleman Englands“ eine neue Arbeit. — Eine Mehrzahl von Personen, Herzöge, Grafen, Barone, Ritter, Bischöfe, Richter, Squires (Landbesitzer mit Gerichtsbarkeit), Leute mit allen Buchstaben des Alphabets hinter ihren Namen, sei es ein „M. P.“ (Parlamentsmitglied), „M. D.“ (Doktor der Medizin), „D. D.“ (Doktor der Theologie), „M. A.“ (Mitglied der Akademie der Künste), „Q. C.“ (Regierungsrat), „D. C. L.“ (Doktor der Zivil-Rechte), kurz jeder, der ein großes Landhaus und Waldung besitzt und Geld genug hat, um königliche Gäste zu bewirten — ein Vergnügen, das sehr kostspielig und geradezu ruinierend für weniger Bemittelte ist — drängt sich um die Ehre, das fürstliche Paar bei sich zu sehen. In der engern Wahl entscheidet sich dasselbe für die Annahme von etwa zehn bis zwölf Einladungen, wobei es sich jedesmal den öffentlichen Empfangsfeierlichkeiten zu unterwerfen hat, welche jede Stadt von irgend welcher Bedeutung, die es auf seinen Reisen berühren muß, ihnen erweist. Diese bieten den betreffenden Kommunalbehörden die erwünschte Gelegenheit, nicht nur ihre — niemals bezweifelte — Loyalität an den Tag zu legen, sondern Adressen zu verfassen und vorzulesen, deren wortgetreuer Inhalt mit den Namen und Würden des Mayors u. s. w. am nächsten Morgen, zu der unendlichen Befriedigung dieser würdigen Magnaten, in allen Zeitungen publiziert wird. — In der „Times“ und andern großen Journalen in Zusammenhang mit „Ihren Königlichen Hoheiten“ erwähnt zu sein, ist das Ziel des Ehrgeizes der „freien Bürger“, die den einzelnen Städten vorstehen. — Das wäre alles erträglich, wenn es nicht täglich sich wiederholte, daß die gefeierten Gäste stehenden Fußes die Ansprachen anzuhören, darauf zu erwiedern und endlich die unvermeidliche Einladung anzunehmen hätten, mit dem würdigen Stadtoberhaupt, dessen Ehefrau und anderen spießbürgerlichen Größen des Ortes zu speisen. Das muß den sonst vielleicht erfreulichen Ausflug zur Last machen. — Der Prinz hat glücklicherweise Eigenschaften, die es ihm mehr als den meisten Sterblichen ermöglichen, den Erwartungen des getreuen Volkes in dieser besonderen Hinsicht zu genügen; man sagt, daß er — ohne Unbequemlichkeit — dreimal des Vormittags umfangreiche Mahlzeiten einzunehmen im stande ist. Das erste Frühstück, welches auf dem Lande gewöhnlich gegen 10 Uhr stattfindet, verhindert ihn nicht, ein zweites substantielles gegen ein Uhr, ein offizielles Luncheon mit einem Mayor und Gesellschaft um drei zu vertilgen und läßt ihm genügenden Appetit, um einem um acht Uhr abends abgehaltenen Bankette (dinner) volle Ehre anzuthun. Seine untersetzte Gestalt, die ein volles Embonpoint zeigt, ist wohl das Resultat dieser Fähigkeit.

Ludwigs des XI. berühmter Ausspruch, daß niemand ein schlechter Mensch sein könne, der so außerordentliche Eßfähigkeit besäße wie Gringoire, findet auf den Prinzen von Wales volle Anwendung. Er ist ein sehr gutmütiger Herr, und seine Bonhommie prägt sich auf seinem Antlitz so aus, daß er überall einen höchst günstigen Eindruck hervorbringt. Viele seiner Eigenschaften und Handlungen, von denen manche bei anderen ungünstig kritisiert werden würden, werden bei ihm

entschuldigt. Er ist ein leidenschaftlicher Raucher, führt stets die besten Havannas mit sich und macht bei vielen Gelegenheiten davon Gebrauch, wenn kein anderer es sich erlauben dürfte. Weder die hier und da mit Übertreibung geschilderten Feste auf seiner gewöhnlich einige Meilen von Southampton stationierten Yacht, an denen kokette Pariserinnen häufig teilgenommen haben sollen, noch die Gerüchte intimer Beziehungen mit theatralischen Celebritäten, wie Mrs. Langtry und Sarah Bernhard, haben seinem Rufe geschadet oder Veranlassung zu öffentlichem Ärgernis gegeben. Auch die entschiedene Vorliebe des Prinzen für Paris und französische Sitten und seine Abneigung gegen Deutsche — besonders deutsche Prinzen zweiten und dritten Ranges — findet man berechtigt. Seine königliche Mutter hat sich so sehr in Sprache, Lektüre, Umgang auf Deutsch und Deutsche beschränkt, ihre Söhne und Töchter soviel mit deutschen Lehrern gequält, daß die eingetretene Reaktion natürlich ist. Die Leute haben den Prinzen von Wales gern, weil er sich überall zeigt wie andere Sterbliche, ißt, trinkt, plaudert, reitet, jagt, tanzt, scherzt, raucht und das schöne Geschlecht liebt. Besonders entzückt sind die Gutsbesitzer, daß er den landwirtschaftlichen Interessen soviel Aufmerksamkeit schenkt. Sein Leben in Sandringham, seinem in der Grafschaft Norfolk gelegenen Landsitze, berechtigt zu dieser Annahme. Obgleich die Besitzung nicht übermäßig ausgedehnt, so hat sie doch genügend große Gärten, Waldungen, Wiesen und Wasser, um jeden erdenklichen Sport zu gestatten. Sie ist der Lieblingsaufenthalt der Familie, und wenn auch deren Stellung eine gewisse Ausgeschlossenheit nötig macht, so verkehrt sie doch mit anderen großen Grundbesitzern derselben Provinz in intimer, sozialer Weise. Eine Einladung nach Sandringham wird als eine große Auszeichnung betrachtet und ist fast ebenso ersehnt als „ein Befehl", an dem königlichen Hofe von Windsor zu erscheinen. Der Prinz und seine Gemahlin lieben es, Leute verschiedener Klassen um sich zu haben und erfreuen sich im Umgange mit fast allen Schichten der besseren Gesellschaft. — Offiziere der Armee und Flotte, Diplomaten, Minister, Künstler teilen die Gastfreundschaft mit Herzögen, Grafen und Gutsnachbarn. Von dem Gute werden die fettesten Ochsen und Hammel, die besten Käse, die edelsten Pferde, schwersten Schweine, seltensten Hühner, sowie die vorzüglichsten Gattungen von Früchten und Gemüsen nach den landwirtschaftlichen Ausstellungen gesandt und sind häufig mit Preisen gekrönt worden. — Während der Christzeit, wenn Roastbeef auf jeder Tafel erscheinen muß, sieht man in vielen Metzgerläden ganze Ochsen mit der Notiz versehen, daß solche in Sandringham aufgezogen und ihnen der erste Preis erteilt worden ist. Schweine sind etikettiert; „wie von der prinzlichen Familie in Sandringham verzehrt." — Kann ein Mensch größere Bewunderung erlangen?

In Popularität steht die Prinzessin von Wales, Tochter des Königs von Dänemark, ihrem Gemahle kaum nach. Trotzdem sie bereits 41 Jahr zählt, ist sie noch immer eine angenehme Erscheinung, und ihr hübsches, etwas längliches, ovales Gesicht sieht viel jünger aus. Sie hat den Ruf einer vorzüglichen Gattin und Mutter, ist sehr mildthätig, wovon ihre täglichen Besuche in den Hütten in der Nähe Sandringhams Zeugnis ablegen, und die anerkannte Königin der Mode.

Sie erinnert in letzterer Hinsicht viel an die Kaiserin Eugenie, nur daß sie keine extravaganten Toiletten erfindet, sondern mehr ihre einfacheren Neigungen zum Ausdruck bringt. Um ihre etwas unregelmäßige Halsbildung zu verbergen, trägt sie stets eine hohe enganschließende Spitzenkrause, und selbst dieses ist von der englischen Gesellschaft sofort nachgeahmt worden, trotzdem sie nichts weniger als schön ist. Daß in Frankreich keine Fürstin mehr auf dem Throne sitzt, der man in Toilettenangelegenheiten zu folgen gewohnt war, und die Zurückgezogenheit, in der die Königin lebt, hat wohl mehr als die persönliche Neigung der Prinzessin mit der ihr zuerkannten Ehre, den Ton in Modesachen anzugeben, zu thun. Da sie mit dem Volke nur als Vorsteherin mildthätiger Gesellschaften oder volkstümlicher Institute in Berührung kommt und selbst die niederste Presse, die von Skandalberichten aus der vornehmen Welt existiert, niemals ein Wort gegen ihre Sittenreinheit zu sagen gehabt hat, so wird sie überall mit großer Achtung und Liebe betrachtet. Ihr Mitgefühl erstreckt sich auch auf die Tierwelt, die sie besonders liebt, und es ist ihren Bemühungen gelungen, daß das beliebte Taubenschießen gesetzlich verboten wurde. Leider ist sie durch Harthörigkeit, welche in den letzten Jahren erheblich zugenommen hat — und die sie gleichwie eine kleine Lähmung in der rechten Seite zu verbergen sucht — verhindert, so viel als früher in Gesellschaft zu erscheinen, und wenn sie sich in größeren Zirkeln befindet, vermeidet sie soviel wie möglich, sich in Unterhaltungen einzulassen. Die Prinzessin hat eine zahlreiche, aus zwei Söhnen und drei Töchtern bestehende Familie, von denen Prinz Albert Viktor Edward, jetzt auf seines Vaters Wunsch einfach Prinz Edward genannt, vor kurzem majorenn geworden ist. Die im Januar dieses Jahres in Sandringham stattgehabte Feier brachte den jungen Mann zum erstenmale mehr vor die Öffentlichkeit. Bisher hatte man sich wenig um seine Existenz gekümmert, da sein Vater das ganze Interesse monopolisierte. Was man von ihm weiß, bezieht sich daher vornehmlich auf seine äußere Erscheinung. Er ist groß, schlank, hat eine weniger deutsche als dänische Gesichtsbildung und sieht im ganzen ziemlich gut aus. Da er seine Studien auf der Universität Cambridge noch nicht beendet, so ist es verfrüht, sich über seine geistige Ausbildung zu äußern. Bisher hat er wenig Gelegenheit gehabt, sich bemerklich zu machen und ist nur soweit in seines Vaters Fußtapfen getreten, daß er vor kurzem als Student der Rechte Mitglied des „Inner temple“ geworden ist. Diese Gesellschaft besteht nur aus Juristen, und aus ihrer Mitte sind die größten englischen Rechtsgelehrten hervorgegangen. Natürlich ist der jugendliche Prinz auch Freimaurer, deren englischer Großmeister der Prinz von Wales ist; er hat auch als Kadett mit seinem jüngern Bruder ausgedehnte Seereisen gemacht und sich in Person von der endlosen Ausdehnung des englischen Reiches und seiner Kolonien überzeugt. Was bei der Majorennitäts-Feier — die ausdrücklich einen Privatcharakter hatte — besonders auffiel, war die Abwesenheit Ihrer Majestät, die mit der Verlobung der Prinzessin Beatrice in Zusammenhang stand, welche letztere sich ebenfalls entschuldigte. Es ist dieses kaum erstaunlich, da weder der Thronfolger noch sein Bruder, der Herzog von Edinburgh,

Gefallen an der bevorstehenden Verbindung ihrer Schwester mit dem Prinzen von Battenberg fanden und ihre Mißstimmung auch nicht verbargen.

Prinz George von Wales, der zweite Sohn steht im zwanzigsten Jahre und hat in seinen Studien mehr Begabung als sein älterer Bruder gezeigt; man weiß jedoch noch weniger von ihm als von letzterem; er ist für die Marine bestimmt, soweit ein englischer Prinz eine wirkliche Thätigkeit ausübt.

Die Prinzessinnen Louise, 18 Jahre alt, Victoria, beinahe 17 und Maud, 15, werden gewöhnlich zusammen erwähnt, wenn sie ihre königliche Großmutter oder ein Theater besuchen, sich von London nach Sandringham oder umgekehrt begeben. Ihre Photographien sind in den hervorragendsten Kunst-Läden gewöhnlich in einer Gruppe ausgestellt und sie erinnern so an die „three maids of Lee“. Soweit man bis jetzt urteilen kann, kommt keine an Schönheit und Grazie ihrer Mutter nahe.

Der Königin zweiter Sohn, Prinz Alfred, Herzog von Edinburgh, hat Interesse für Deutschland als Thronerbe des Herzogtums Sachsen-Coburg-Gotha, dessen gegenwärtiger unvermählter Landesvater bekanntlich der ältere Bruder des verstorbenen „Prince Consort“ und somit des Prinzen Onkel ist. Das Herzogtum hätte eigentlich dem älteren Bruder zufallen sollen, doch hatte dieser darauf wegen seiner Erwartungen auf die englische Krone verzichtet. Der Herzog bekleidet im sogenannten „aktiven“ Dienste der Flotte die Stelle eines Vizeadmirals. Er ist nicht besonders beliebt und steht im Rufe eines Mannes, der dem Mammon vorzugsweise huldigt. Seine Heirat mit der einzigen Schwester des regierenden Kaisers von Rußland, der Großherzogin Marie, hat sein Einkommen sehr vermehrt; die letztere war der Liebling ihres Vaters, der ihr außer anderen Zuwendungen bei ihrer Vermählung eine Summe von zwei Millionen Rubeln in russischen Fonds als Geschenk gab. Der Herzog ist ein großer Musikliebhaber und nimmt als solcher lebhaften Anteil an allen Vorgängen auf diesem Gebiete. Er spielt verschiedene Instrumente, besonders Geige und Flöte, und wirkt von Zeit zu Zeit als Solospieler auf ersterem Instrumente in öffentlichen Konzerten mit, besonders in der großen Royal Albert Hall. Ob dieselben dadurch an Kunstwert gewinnen, ist zweifelhaft, doch trägt sein Erscheinen jedenfalls zum finanziellen Erfolge bei, da die Loyalität des Volkes so groß ist, daß es wenn möglich einen Sohn der Herrscherin spielen „sehen“ will. — Die russische Kaiserstochter hat es nicht verstanden, sich in ihrem neuen Vaterlande beliebt zu machen; man hätte ihre zwar jugendliche, doch wenig anziehende Erscheinung übersehen und sie mit gleicher Liebe bewillkommnet als die Prinzessin von Wales, wenn ihr übergroßer Stolz, der jedenfalls ein Fehler ihrer Erziehung ist, das Volk von Anfang an nicht gegen sie eingenommen hätte. Sie wollte sich vor allem nicht den Anordnungen des Zeremonienmeisters fügen, der der Gemahlin des Thronfolgers und der Prinzessin Beatrice den Vorrang bei öffentlichen Gelegenheiten gab. Um (wie sie sich äußerte) nicht „hinter dem kleinen Dänemark“ zu gehen, vermied sie an den wenigen Festlichkeiten, Drawingrooms und Hofbällen teilzunehmen und erscheint daselbst auch jetzt nur, wenn sie es garnicht vermeiden kann.

In ihrer zukünftigen deutschen Residenz hat die russisch-englische Prinzessin bekanntlich öftere Beweise ihrer heimatlichen Anschauung sozialer Verhältnisse gegeben, von denen die guten Coburg-Gothaer so wenig erbaut waren, daß sie ihrem Unwillen mehr öffentlichen Ausdruck gaben, als dem fürstlichen Paare angenehm gewesen sein muß.

Der Herzog von Edinburgh ist seit elf Jahren vermählt und erfreut sich einer aus einem Sohne und vier Töchtern bestehenden Familie.

Der Königin Viktoria dritter Sohn, Prinz Arthur, Herzog von Connaught, ist eine bekannte Persönlichkeit in Berliner Hofzirkeln und soll besonders die Freundschaft des deutschen Kaisers besitzen. — Man sieht in ihm den künftigen Erben der Stellung des Herzogs von Cambridge, des General-Befehlshabers der Armee; einstweilen ist er noch Generalmajor; er hat die letzte Expedition in Ägypten unter General Wolseley — der ihn bei Telel-Kebir auf besonderen Befehl Ihrer Majestät fern von Gefahr halten mußte — mitgemacht und ist gegenwärtig im Besitze der einträglichen Stelle eines militärischen Befehlshabers der Provinz Bombay (Gehalt 200000 Mark). Er selbst, sowie seine liebenswürdige Gemahlin Louise Margarethe, Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, sind sehr populär. Die letztere hat den Herzog nach Indien begleitet und ihre drei Kinder inzwischen unter großmütterlicher Aufsicht in Windsor zurückgelassen.

Der im vorigen Jahre verstorbene jüngste Prinz, Albert, Herzog von Albany, war von jeher so kränklich, daß ihm regelmäßige Studien verboten waren und er sich an jugendlichen Kraftübungen nie beteiligen konnte. Kurz vor seiner Verlobung mit der Prinzessin Helena von Waldeck, einer allerliebsten, kleinen, gemütlichen Dame, erschien sein Gesundheitszustand etwas besser, doch während der wenigen Jahre seiner Ehe war er wiederholt monatelang ans Bett gefesselt. Seine Witwe, die fortfährt in königlichem Stile auf Kosten der Königin in Claremont zu residieren, erfreut sich deren besonderer Gunst; sie hat zwei Kinder, und man kann nicht behaupten, daß Habsucht von Seiten des Prinzen dem Ehebündnisse zu Grunde lag.

Von den fünf Töchtern der englischen Herrscherin sind die älteste Viktoria, Prinzeß Royal, Gemahlin des Kronprinzen von Deutschland und die zweite, die verstorbene Großherzogin von Hessen-Darmstadt, Prinzessin Alice von Großbritannien, wohl genugsam in Deutschland bekannt. Seit dem Tode der letzteren hat ihre Mutter besonderes Interesse an den verwaisten Enkeln und deren verwitwetem Vater genommen. Der Großherzog verweilt gewöhnlich zweimal jährlich auf geraume Zeit bei seiner Schwiegermutter, und sein häufiges Kommen hat wohl allein zu dem lange Zeit bestandenen Gerüchte Anlaß gegeben, daß er Prinzeß Beatrice heiraten wollte, sobald das Gesetz, welches Ehen mit der Schwester einer verstorbenen Frau in England verbietet, aufgehoben wäre. Das Faktum, daß die Königlichen Prinzen ihre Stimmen im Oberhause für die Aufhebung des Verbotes gaben, ihren Einfluß in dieser Richtung geltend

machten, besteht jedoch. — Von den Kindern der Prinzessin Alice sind Viktoria, jetzt Gemahlin des in englischen Diensten stehenden Prinzen Louis von Battenberg, Bruder des regierenden Fürsten Alexander von Bulgarien, Prinzessin Elisabeth, an den Großherzog Sergius von Rußland vermählt, und Prinzessin Irene am meisten durch die Hofzirkulare bekannt. Daß der Großherzog seine zweite, zur linken Hand eingegangene Ehe mit Frau von Kolemine auflöste, ist allein dem Einflusse der Königin Viktoria zuzuschreiben.

Prinzessin Helena, die dritte Tochter, deren Gatte Prinz Christian von Schleswig-Holstein — Onkel der Prinzessin Wilhelm von Preußen — ebenfalls in englischen Diensten und gleichwie sein Darmstädter Schwager ein großer Günstling der Königin ist, lebt mit ihrer Familie in der Nähe ihrer Mutter in verhältnismäßig einfacher Weise, da die dem Paare zu Gebote stehenden Mittel keine Extravaganz gestatten. Sie nimmt großes Interesse an wohlthätigen Anstalten, an Musik und Kunst und ist die Mutter von vier blühenden Kindern.

Prinzessin Louise, die vierte Tochter, zeichnet sich in vieler Hinsicht vor ihren Geschwistern aus; sie ist an keinen Prinzen, sondern an den Marquis of Lorne, ältesten Sohn des schottischen Herzogs von Argyle, einen Mann von alter Abstammung und wenig Vermögen, verheiratet und kinderlos. Wieso sich die Königin entschloß, dies Bündnis zu billigen, ist nie ganz klar geworden; es scheint, daß eine lebhafte Neigung, welche die jugendliche Prinzessin für einen Lehrer ihres Bruders, den jetzigen bekannten Vikar von St. Marks, Hamilton Terrace in London und Canon von St. Pauls, fühlte, die besorgte Mutter veranlaßte, sofort eine geeignete Partie für ihre enthusiastische Tochter zu finden. Englische Prinzen — außerhalb des Königlichen Hauses — giebt es nicht, und einen deutschen wollte die junge Dame unter keinen Umständen nehmen; die Liebhaberei ihrer Mutter für die Prinzen des „Vaterlandes" war bei ihr in das Gegenteil umgeschlagen.

Die vornehmlichsten wählbaren, ältesten Söhne englischer Aristokratie wurden deshalb nach Windsor geladen, um die mütterliche Revue zu passieren. Mancher unabhängige Kandidat entzog sich der lästigen Prüfung unter einer oder der andern trivialen Entschuldigung. Speziell wird dies von Lord Rosebery, der seit einigen Jahren mit einem Fräulein von Rothschild, einzigen Tochter des verstorbenen Baron Carl, verheiratet ist, behauptet. Diese Herren sahen zum voraus, daß ihre Stellung am Hofe als Gemahl einer Tochter der Königin wenig in Einklang mit der biblischen Oberherrschaft des Gemahles zu bringen sein würde, und ihre Voraussicht war wohl begründet. Der Marquis von Lorne tritt mehr als Appendix zu seiner Gattin denn als unabhängiger Edelmann auf, und wenn das Paar den Hof besucht, so berichtet das Zirkular: „Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise (Marquise von Lorne), und der Marquis von Lorne u. s. w.". Bei öffentlichen Gelegenheiten erscheint er nicht nur nicht in gleichem Range mit den englischen Prinzen, sondern alle fremden sogenannten „Hoheiten" wie die Prinzen Battenberg, Leiningen, Schleswig-Holstein, ja selbst Graf Gleichen, die Herzöge nicht Königlichen Blutes und Erzbischöfe, haben den Vortritt vor ihm. — Der junge Marquis macht aber

wohlweislich „bonne mine à mauvais jeu“ und hat sich erfolgreich bemüht, Vorteil aus seiner ausnahmsweisen Stellung zu ziehen. Dies ist ihm durch die Übernahme des bedeutenden Postens eines General-Gouverneurs von Canada mit 200,000 Mark Gehalt und sonstigen großen Nebeneinnahmen gelungen. Er hat die Stellung fünf Jahre innegehabt, während dessen seine Gemahlin geraume Zeit mit ihm zubrachte und eine Imitation königlicher Hofhaltung im Palaste von Ontario zum großen Entzücken der schönen canadischen Welt einführte. Das Klima beeinträchtigte jedoch ihre Gesundheit, und sie kehrte deshalb ein Jahr vor dem Marquis zurück. Der letztere wird als Kandidat für die nächste Vakanz in der Vizekönigswürde von Irland genannt, und seine Anstellung dürfte die chronische Unzufriedenheit der Irländer etwas besänftigen, da sich dieselben trotz ihrer gerühmten „national-republikanischen“ Tendenzen durch die permanente Anwesenheit einer Tochter der Herrscherin sehr geschmeichelt fühlen würden. — Es ist der zweitbeste Posten, den ein Ministerium zu vergeben hat. Der beste ist der des Vizekönigs von Indien, welcher mit einem Einkommen von ungefähr 28000 Pfund (560000 Mark) verknüpft ist.

Prinzessin Louise, mit welchem Namen die Marquise noch immer volkstümlich genannt wird, ist eine Beschützerin der schönen Künste und nimmt außerdem lebhaftes Interesse an der Wohlfahrt der zahlreichen „Damen von guter Geburt und Erziehung“, welche — ohne eigenes Verschulden — von Existenzmitteln mehr oder weniger entblößt sind. Sie ist die Stifterin eines sehr prosperierenden Institutes, der „School of art“ in Sloane Street, in unmittelbarer Nähe der besten Stadtteile. Es werden daselbst Stickereien und andere von Damen verfertigte Luxusartikel an reiche Patroninnen zu hohen Preisen verkauft und die eingenommenen Beträge den Arbeiterinnen ohne Abzug ausgezahlt. In solcher Weise finden eine große Anzahl „Ladies“ die nötigen Unterhaltsmittel ohne Verlust ihrer Würde oder sozialen Stellung. Auch als Bildhauerin hat die Prinzessin lobenswertes geleistet, und einige ihrer Werke sind gewöhnlich in der jährlichen Ausstellung in Burlington House, der Königlichen Akademie der Künste, zu sehen.

Prinzessin Beatrice, 28 Jahre alt, ist das jüngste und einzige unverheiratete Kind der Monarchin. Seit der Vermählung ihrer Schwester, der verstorbenen Großherzogin von Darmstadt, im Jahre 1862 ist sie unausgesetzt die Begleiterin ihrer Mutter gewesen und als solche seit vielen Jahren fast täglich „auf Papier“ vor das Publikum gekommen, hat an den meisten Ordensfestlichkeiten, Vorstellungen von Gesandten, Ministern u. s. w. teilgenommen und erscheint fast überall mit der Königin. Sie lebt mit ihr in Windsor, Balmoral, auf der Isle of Wight, auf dem Kontinente, begleitet sie zu den wenigen abgehaltenen Drawingrooms und scheint ganz und gar unzertrennlich von ihr zu sein. Infolge dieser abgeschlossenen Lebensweise hat die Prinzessin wenig oder keinen Anteil an den Vergnügungen nehmen können, welche ihre Brüder und Schwestern genießen; ihr Leben war bisher mehr das einer Gesellschaftsdame als einer Prinzessin. Die Königin hat nur unter der ausdrücklichen Bedingung ihre Einwilligung zu der

Verlobung mit dem Prinzen Heinrich von Battenberg gegeben, daß das junge Paar seine Residenz bei ihr zu nehmen und sie, wohin sie geht, zu begleiten habe. Dies Arrangement ward von der Königin offiziell veröffentlicht und bietet vielleicht eine der vornehmlichsten Ursachen der sonderbaren Allianz, die weder in Hof- noch aristokratischen Kreisen mit Wohlgefallen betrachtet wird. Ein unabhängiger Prinz hätte wahrscheinlich Anstand genommen, sich auf solche Beschränkungen einzulassen.

Von den nächsten in England residierenden Verwandten des Königlichen Hauses verdienen besondere Erwähnung: Georg, Herzog von Cambridge, „nomineller" Oberbefehlshaber der Armee, der in gleichem Alter mit der Königin steht und ihr Vetter ist. Er ist morganatisch mit einer Tänzerin vermählt und bezieht für seine verschiedenen militärischen Posten die stattliche Summe von 22000 Pfd. St. (440000 Mark) vom Staate. Ob er dieser Bezahlung gemäß auch entsprechende Dienste leistet, ist einigermaßen zweifelhaft, ebenso ob sein militärisches Talent den Ansprüchen der Jetztzeit genügt. Seine hauptsächlichste Beschäftigung während des Krimkrieges war die Sorgfalt für seinen Regenschirm, ohne den er niemals erschien, und in den späteren kolonialen Feldzügen ist das Oberkommando daher stets Generälen übertragen worden, die im Range bedeutend unter ihm standen. Wenn er jedoch als Feldherr so erfolgreich wäre wie in der Wahl und häufigen Änderung der Uniformknöpfe vieler Regimenter, so ist es im Interesse des Landes zu bedauern, daß der Kriegs-Minister — Marquis von Hartington — sich weigert, ihn mit der wirklichen Führung der Armee zu betrauen. Gesellschaftlich zeichnet sich der Herzog durch „horsy" (derbe) Sprache, Leutseligkeit und ununterbrochenen guten Appetit aus. Seine Mutter ist die in St. James' Palace wohnende Herzogin von Cambridge, die sich der besonderen Aufmerksamkeit ihrer königlichen Nichte erfreut und beinahe 88 Jahre zählt. Seine beiden Schwestern sind:

Auguste, regierende Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, die während der Saison stets in London in ihrem eigenen Palaste verweilt, und die populäre

Mary, Prinzessin von Teck, oder, um sie mit ihres Gemahles Titel zu bezeichnen „Herzogin Franz von Teck". Diese Familie hatte bis zum Herbst 1884 in Kensington Palace gratis gewohnt, war jedoch — zum Bedauern der loyalen Bewohner der par excellence „Royal" genannten Vorstadt — wegen unzureichender Mittel genötigt, ihre Einrichtung öffentlich zu verkaufen und ein bescheidenes billigeres Leben auf dem Kontinente anzufangen, wo der Prinzessin 5000 Pfund Apanage wohl ausreichend für einen kleinen Haushalt sein werden.

Die Liebhaberei des Herrn Herzogs für den Turf ist der Grund für diese Veränderung.

Von entfernteren Verwandten haben Prinzessin Friederike von Hannover (Baronin von Pawel-Rammingen), General Prinz Eduard von Sachsen-Weimar, Ferdinand, Graf von Gleichen, pensionierter Vize-Admiral, obgleich erst 51 Jahre

alt und Gouverneur von Schloß Windsor, Ernst, Prinz von Leiningen, ebenfalls Vize-Admiral der Flotte und persona grata am Hofe, ein Asyl und teilweise reichliche Existenzmittel in England gefunden.



Die Finanzbarone.

(Fortsetzung.)

Rein unverständlich ist es, wie die Frauen aus dem vorhin geschilderten Kreis, deren Taktgefühl so oft wunderbar sensitiv ausgebildet ist, im rastlosen Kampf, im blinden Eifer, immer höhere Gesellschaftspositionen einzunehmen, ihre Gatten nicht abhalten, eine unnatürliche, komische, zu cynischen Witzen herausfordernde Rolle zu spielen. Durch dieses Streben verkennt der Finanzbaron in einer ihn herabwürdigenden Weise sich selbst und seine Stellung, und der Einfluß der geistvollen, feindurchbildeten Frau ist in dieser Beziehung gleich Null. Aber nicht nur eine rücksichtslose Zurücksetzung bei Dinereinladungen gegen seine Gesellschaftsfiguren herbeischleppenden Freunde kann man dem Finanzbaron nachsagen, nein die krasse Undankbarkeit ist ihm eigen. Sie ist das charakteristische Merkmal des Sozialstrebers, der sich in allererster Linie aus der Clique der Finanzbarone rekrutiert. Der Finanzmann sucht, nachdem er keine Sorge mehr um sein materielles Leben hat, einen seinem Gemüte, seiner Lebensfreudigkeit wohlthuenden Umgang. Er durcheilt wie der Freimaurer Grad um Grad auf der Stufenleiter des sozialen Lebens, und wie diesem nirgendwo das ethische Geheimnis voll offenbart wird, das im mystischen Bunde liegt, und er immer wieder glaubt, der nächstfolgende Grad biete ihm die Erkenntnis, so durcheilen auch unsere Finanzgrößenfamilien die verschiedenen Gesellschaftskreise, überall nach der Umgebung suchend, wo sie sich glücklich zu fühlen vermögen. Aber in jedem Kreise, bei jeder Etappe angelangt, entdecken sie, daß in diesem noch nicht ihr Glück zu finden ist. Zum neuen Kreise emporgestiegen, vergöttert der Finanzmann die neuen Freunde, schimpft auf die alten und so fort bei jeder Änderung. Aber Menschengeschick, Menschenglück, Position und Ansehen, die Existenz von Familien, die sich als Sprossen der sozialen Stufenleiter haben benutzen lassen, sind gefährdet. Der Gesellschaftsstreber irrt ziellos umher, er sucht nach einem Phantom, das er nie findet, da seine Individualität zu nervös entartet ist, um im Freundeskreise wirkliche gesellige Freude zu empfinden.

Wie oft hört man sagen: „Ich habe früher U. U. ja näher gestanden; er ist sehr unbedeutend; N. N.s Töchter sind sehr schlecht erzogen; ich kann es ja beurteilen, denn ich habe früher der Familie nahe gestanden; ich kann Sie nur vor einer Verbindung warnen; ganz im Vertrauen — — —" folgt ein Satz kompromittierendster Art, der aber thatsächlich Wahres enthält.

Der frühere Freund wird zum unnachsichtigen Beobachter, er entdeckt eine Menge Fehler, die auf den entfernt Stehenden abstoßend, ja vernichtend wirken müssen, die aber für den nahestehenden Freund harmlose Erscheinungen bilden.

Der Nichtgesellschaftsstreber, der Berufsstreber, der immer auf der Hut ist, sich seinen Rückzug zu decken, ist vorsichtig, er teilt nur Fußtritte aus, wenn er so fest steht, daß er nicht ausgleiten kann, er ist berechenbar. Der soziale Streber ist unberechenbar, er will nicht zurück, er hat nichts zu verlieren; denn das, was er aufgiebt, giebt er mit Freuden auf, er will nur coûte qui coûte in das neue gelobte Land und er glaubt, daß der Paß ins neue Verrat am alten ist. Ja der Wechsel der Kreise findet so häufig statt, so schnell, daß denselben Personen heute schon als Hölle erscheint, was ihnen vor einigen Jahren noch unerreichbarer Himmel gewesen ist.

Schon im vorigen haben wir dargethan, wie wenig die Frau des Finanzmannes aus dem krassen Parvenütum zum Manne paßt. Wir können selbst weiter gehen und behaupten, daß die Frauen der Finanzkreise im allgemeinen in Berlin den Männern in gesellschaftlichem Geschick bei weitem überlegen sind. Sie besitzen mit geringen Ausnahmen gute geistige Anlagen, ein gewisses Verständnis für Geschmack und Geselligkeit, und auch wenn sie viel gelernt haben, wirken sie doch nie blaustrumpfartig, sie behalten immer ihre weibliche Anmut und Frische des Urteils. Ihre Medisance ist spirituell boshaft, aber die Bosheit anzubringen, ist nicht der Zweck der Unterhaltung, und daher vergiebt man ihnen gerne die weibliche Schwäche und glaubt sie harmlos. Die Männer der höheren geistigen Sphäre fühlen sich durch den Esprit, durch die leichte Kauserie zu der Frau der Finanzkreise im geselligen Leben mehr hingezogen als zu den Frauen der Beamtensphären.

Wir wollen damit keineswegs behaupten, daß die Frauen der hohen Beamten- und Offizierskreisen nicht außerordentlich viel gelernt haben, aber es ist charakteristisch, daß die Männer ihnen gerade umgekehrt als in den Finanzkreisen an gesellschaftlich geistiger Bildung und persönlicher herzlicher Liebenswürdigkeit bei weitem überlegen sind. Je mehr diese Frauen gelernt haben, um so mehr verlieren sie den Reiz und ihre weibliche Anmut, um so mehr vernachlässigen sie ihr Äußeres. Hierzu mögen ja die geringeren materiellen Subsistenzmittel, die Notwendigkeit des Miteingreifens in die häusliche Wirtschaft wesentlich beitragen. Ja die Frau des Beamten begreift viel besser den praktischen Sinn des Kaufmanns und findet viel mehr Gefallen an seinem Wesen; und dieser unterhält sich lieber mit ihr als mit einer Dame seines Kreises, die ihn fortwährend fühlen läßt, daß er im Kourszettel weit mehr zu Hause ist als in Schopenhauers Werken. Der Finanzmann hat gewiß auch oft viel gelernt, hat viel bessere Unterrichtsgrundlagen als seine Gattin, aber er kann das Erlernte nicht reflektieren lassen, und seine Frau versteht es mit dem bißchen Aufgeschnappten geschickt Wucher zu treiben. Die Frau Geheime Oberregierungsrätin nebst ihrer etwas veralteten Tochter haben ihr beiderseitiges Gouvernantenexamenwissen so solide angelegt, daß sie bei der Unterhaltung höchstens ein sarkastisches Lächeln abgeben, wenn die lebhaften, geistsprühenden Gesellschaftsgenossinnen in den Jahreszahlen

sich um ein paar Jahrhunderte irren. Sie selbst sind nie so verschwenderisch, von dem Erlernten durch Eingreifen in die Konversation etwas abzugeben. Durch die mehr oder weniger große Differenz des gesellschaftlichen Geschickes der Frau zum Manne gestalten sich hauptsächlich die verschiedenen Familientypen der Finanzkreise. Diese bewegen sich in verschiedenen Etappen von dem krassen Parvenütum zu den Kreisen derjenigen Familien, deren Namen nicht nur in der Finanzwelt seit langem einen hervorragenden Platz einnehmen, sondern deren Namen auch in der Philosophen-, Gelehrten- und Musikerwelt einen schönen Klang haben.

Zum geistigen Ansehen unseres Reiches im Auslande haben die Pioniere, die aus Berliner Kaufmannsfamilien entstammt sind, wesentlich beigetragen. Wirklich in allen Teilen gebildete Finanzbaronsfamilien in unserem Sinne, wozu das Adelsprädikat ja nicht erforderlich ist, findet man in Berlin häufig genug; sie können als mustergültiger Typus bürgerlicher Tugend gelten. Sie verstehen es oft seit Generationen, das Ansehen, den Wohlstand ihres Hauses aufrecht zu erhalten, sie verstehen es aber auch, von Geschlecht zu Geschlecht dem Staate an Beamten, Künstlern und Gelehrten tüchtige, ehrenwerte, charakterfeste Mitarbeiter zu stellen.

Aber die hervorragendsten Söhne bleiben eben Kaufleute, erhalten die von den Vätern begründeten Geschäfte, und die Zweige und Äste des Stammbaumes, die Künstler- und Gelehrtennamen tragen, sind stolz auf den Urstamm, der kräftig emporstrebt und dessen Grundlage ein solides Kaufmannsgeschäft bildet.

Diese Familien, zu denen übrigens Späßemacher und seine Sippe keinen Zutritt haben, sind die konservativen Erhalter der freiheitlichen Ideen der Entwickelung früherer Jahrzehnte; sie haben keine Berufs- und Gesellschaftsstreber unter sich aufzuweisen, sie bleiben auf der gemäßigt-liberalen Mittelstraße ihres Denkens sowohl in politischer, wie in sozialer Beziehung. — Die geistige Anregung aber erhalten die Knaben auch in diesen Familien vornehmlich von ihren Müttern.

Kommen wir jedoch zu einem anderen Typus. Seit unser Staatenlenker durch seine große Energie der Welt bewies, daß ein eisernes Rückgrat eine Hauptbedingung des Erfolges bietet, verwechselt man in Berlin oft Brutalität mit Genie; und es giebt einen Typus der Finanzbarone, der sich durch Brutalität, Roheit und Gewaltherrschaft auszeichnet. Das Publikum glaubt an dieselben, sie glauben aber nicht an das Publikum und haben dadurch großen Erfolg. Millionen hat die Welt durch sie verloren, Millionen haben sie der Welt abgenommen, aber sie erfreuen sich des besten Daseins, und, was noch mehr sagen will, eines ziemlich leidlichen Leumundes. Auch sind sie für die neu kreierte Reichshauptstadt typisch.

Aber nunmehr gehen wir zu einer mit allen möglichen und unmöglichen Orden der verschiedenen Staaten bunt befiederten Taubenspezies über, die dem Treibhauswachstum der Berliner Großstadt ihren typischen Charakter verdankt. Recht humoristisch wirkt unser Täubchen, welches wir jetzt charakterisieren wollen, dadurch, daß es uns in einem halblauten, hochfeindeutschen, einschmeichelnden Tone allein vertraut, daß es die Geschicke Europas „mitlenke.“ Zuerst lachte man



darüber, dann gab es einen Höllenskandal in Prozessen, und dann, nachdem sich in denselben die eitle Renommiersucht bewiesen, bleibt, da die Welt das Tatsächliche vergißt, ein mystisches Dunkel ob der Beziehungen des Täubleins zu den Adlern übrig. Übrigens verliert unsere Großstadt vielleicht diesen amüsanten Typus, da die Angehörigen, die kleinen Täublein, nicht das Talent und die Charlatanerie besitzen, in die Fußstapfen der Vorfahren einzutreten, ja auch einzelne dieser Typen kinderlos sind. Uns schweben exzellente Gestalten vor Augen, die neben ihren recht schmutzigen, geizigen Eigenschaften ihre Nichtgeschäftszeit mit älteren Balleteusen verbringen, welche ihrem geistigen Können nahe stehen und uns in säuselndem Tone ihre Beziehungen zu hohen und höchsten Herrschaften beibringen.

Diese eben geschilderten Arten sind recht bedauerlich, sie geben maßgebenden Kreisen vollständig falsche Bilder über das eigentliche Wesen und Können der Finanziers. Hier ist auch die Geburtsstätte des Renegaten- und Strebertums, der Mißgunst, der Provokation des Klassenhasses, der Großzüchtung der Revolverpresse.

Der Berliner zeichnet sich ziemlich in der ganzen Welt dadurch aus, daß sein höchstes Streben darauf gerichtet ist, seine Söhne und seine Töchter in eine andere Gesellschaftssphäre herein zu erziehen und zu bilden als die ist, in welcher er Vermögen und Ansehen erworben hat. Der Bäcker, der ein gut gehendes Geschäft hat, trachtet danach, seinen Sohn Jurist, ja, wenn es möglich wäre, Offizier werden zu lassen. Ein gut besuchter Laden wird selten vom Sohne, vielleicht einmal vom Schwiegersohne, übernommen. Der Sohn wird entweder Grossist oder tritt in das Beamtenleben ein. Die erste Generation dieser Beamtenfamilien hat ein wenig Geld, bei der zweiten Generation ist es bereits durch Teilung verschwunden oder so verkleinert, daß man es eigentlich als verschwunden betrachten kann; und da giebt es denn die große, gewaltige Klasse der Unzufriedenen, die ein blindes Geheul gegen die Finanzleute aufschlagen, deren nationale wirtschaftliche Bedeutung sie nicht nur nicht kennen, deren eigentümliche wirkliche Fehler, wie wir sie hier geschildert haben, sie aber nicht herausfühlen, sondern sich karrikierte Zerrbilder schaffen, die eben unwahr und nur aus Neid und Mißgunst entstanden sind.

Dieser eigentümliche soziale Mißstand hat die fast feindliche Stellung der gebildeten Nichtwohlhabenden zu den gebildeten Wohlhabenden gestaltet, die sich freilich mehr im Leben als in der Gesellschaft zu erkennen giebt. Aber den Urkeim dieses Fehlers pflanzt der Finanzmann selbst wieder von neuem und schafft den künftigen Generationen aus seiner eigenen Nachkommenschaft eine erneute Legion von Gegnern. Statt daß sich die Plutokratie durch ihren eigenen Nachwuchs stärkt, statt daß der Familienstolz darin läge, das begründete Geschäft weiter auszubilden, geschieht dies nur in einzelnen Fällen, die wir früher geschildert, wo auf den ersten Anlauf das Haus ein Welthaus geworden war, im allgemeinen handelt der Finanzmann wie der Bäcker und greift in andere Sphären, und der Sohn des Finanzmannes wird, falls er

ein spezifisches Talent hat, vor allem einmal zur Ausübung desselben erzogen, zum Musiker, Maler, Schriftsteller. Hat er kein derartiges spezifisches Talent, aber einen guten intelligenten Kopf, so betritt er die Gelehrten-, die Dozentenkarriere irgend einer Fakultät, wohin ihn die Neigung treibt. Ist diese hohe Begabung nicht bei ihm vorhanden, so wird er praktischer Jurist, nicht Professor der Jurisprudenz, hat er aber im ganzen keinen Kopf zum Studieren, so ist am Ende mit dem Jungen nichts anzufangen, als daß er in Papas Geschäft eintritt. Recht gern möchte der Sohn Offizier werden und er hat auch das Zeug dazu, er hat körperlich und geistig in vielen Fällen die Eigenschaften, die letzten Kriege haben ihn als unerschrockenen Reserveoffizier oft genug auf dem Kampffelde gezeigt und sich bewähren lassen; aber die sozialen Anschauungen der maßgebenden Kreise schließen ihn von dem Beruf in erster Generation aus.

Nicht so die Töchter, welche als Gattinnen der Offiziere recht sehr in der Armee beliebt sind, und es kommt das Wortspiel, daß die einen die Bons, die andern die Fonds lieben und sich daher kriegen müssen, häufig genug zur Anwendung. Der Entschluß des Finanzmannes, seine Tochter in eine andere Berufssphäre zu verheiraten, ist wohl durch mancherlei richtige Reflexionen begründet. Ein Leutnant, ein Assessor, ein Künstler, ein Schriftsteller, ein Gelehrter kann vielleicht viel Geld ausgeben, aber das Vermögen des Kindes ist keineswegs so gefährdet wie in der Hand eines intelligenten, gelderwerbenden Kaufmanns, der bei aller richtigen Kombination ganz leicht sein und der Seinigen Vermögen verliert, und es ist Unrecht, das Motiv einer derartigen Verbindung von Seiten der Väter immer auf Eitelkeit zu schieben. Auch wünscht besonders der Self made man, der sein Kind innig liebt und es als höheres Wesen betrachtet, wenn es sich in einer höheren geistigen Sphäre den glücklichen materiellen Verhältnissen entsprechend, akklimatisiert hat, was fast immer geschieht, auch ihm diejenigen Sorgen und denjenigen Kummer zu ersparen, den er selbst im Ringen um Geld und Ansehen ausgestanden. Seine Sorgen, seinen Kummer kennt er, den der anderen nicht; und daher übersieht er ihn.

Natürlich giebt er denen den Vorzug, die aus seiner Sphäre hervorgegangen sind. Am liebsten würde er sein Kind dem Künstler, dem Gelehrten, dem Beamten geben, dessen Vater gleichfalls Finanzmann gewesen, nicht, weil der zukünftige Eidam auch materiell günstiger situiert ist, (diese Reflexion würde nur in zweiter Linie maßgebend sein) nein, er glaubt, sein Kind wird glücklicher, wenn es in einen verwandten Kreis kommt, der dem seinen gleicht. Ob diese Reflexion richtig ist, wer weiß? Wir haben oft genug Beispiele erlebt, daß gerade die so geschaffenen Verbindungen in der Sucht des Mannes und der Frau, daß man ihnen ihre Abstammung aus der Plutokratie nicht anmerken soll, in einen Zustand der Geschmacklosigkeit des Benehmens und äußeren Erscheinens führen, der geradezu abstoßend wirkt. Die Kinder dieser Verbindung gehören dann zu den Legionen von Streitern gegen die Finanzkreise, von denen wir vorhin gesprochen haben. Ja, so lange es in Deutschland noch zu den Verbrechen gehört, Geld zu verdienen und den materiellen Wohlstand seiner Familie in anständiger Weise zu

begründen, so lange werden auch die gerade aus diesen Kreisen hervorgehenden Berufsklassen die feindlichst gesinnten gegen ihre Ursprungssphäre sein, sobald sie, was ja in der zweiten, dritten Generation sehr oft und sehr schnell geschieht, sich ihres Ursprungs kaum mehr bewußt sind.

Nach den Männern, die aus der kaufmännischen Sphäre stammen, glaubt der besorgte Vater vielleicht unter den Söhnen der höheren Beamten als ihnen am verwandtesten, scheinbar am nächsten stehend, die richtige Wahl treffen zu können. Er glaubt, da er früher diese Sphäre nie so nahe zu Gesicht bekommen hat, seine Tochter werde sich in dem neuen Verwandtenkreise wohl fühlen. Hier irrt er sich leider recht oft, und die beiden Schwiegermütter schließen ebenso leicht Freundschaft, sie verstehen sich ebenso leicht, wie wenn Wasser mit Feuer sich mischt. Die hohe Beamtenfrau sieht in der Schwiegertochter immer eine Fremde, entschuldigt sich fortwährend bei ihr, daß sie so eine einfache Frau ist; und wenn die Tochter nicht große Liebe zum Gatten hegt und große Objektivität besitzt, so rennt sie mit Frau Schwiegermutter recht hart an einander; die junge Frau akkommodiert sich schnell den neuen Verhältnissen, aber Frau Schwiegermutter will dies nie zugestehen, fühlt sich nie bei ihr wohl, ja die Enkelkinder sind ihr selbst, wie sie sich ausdrückt, zu vornehm, das heißt, ihr Beamtendünkel läßt sie selbst diese nicht als voll anerkennen. Ja das, was den Fernstehenden als verkehrteste Verbindung erscheint, die Verbindung eines wirklichen Aristokraten mit einer Bankierstochter, bietet vielleicht die beste Gewähr für ein richtiges Verständnis der Verhältnisse, wenn der Aristokrat nicht gerade ein Lump ist; dies ist freilich nicht ausgeschlossen, die fürchterlich traurigen Folgen derartig geschlossener Verbindungen sind oft genug in den Annalen der unglücklichen Ehen verzeichnet.

Die Frau des Berliner Finanzmannes hat ein richtiges Verständnis für die Manieren und Lebensauffassungen der Mutter des adligen Herrn Schwiegersohnes, und diese wieder fühlt sich recht heimisch im Luxus des Hauses der zukünftigen Schwiegertochter. Die Frau Schwiegermama, die ihre Ahnen in früheren Jahrhunderten aufzuweisen hat, nimmt, wenn sie Geist und Verstand hat, den neuen Zuwachs der Familie, sobald sie sich einmal dazu entschlossen hat, ganz und voll auf, und wenn ihr Schwiegertöchterchen hübsch und geistreich ist, erzieht sie es schnell in ihren aristokratischen Gewohnheiten auf. Der Schwiegersohn, wenn er nicht Talmi-Baron, wenn er wirklich Edelmann ist, wird durch sein taktvolles Benehmen und seinen liebenswürdigen Charakter leicht das Herz seiner Schwiegermama erwerben, und wir glauben, daß die Mehrzahl derartiger auf diesen Bedingungen geschlossenen Ehen glücklich ausfallen; unglücklich werden natürlich, wie nicht anders möglich, diejenigen, die von vornherein den Krebsschaden in sich tragen. Es ist gradezu ein empörender Sport, den zuweilen Finanzbarone begehen, daß sie Mitglieder des Militärstandes aus Wucherhänden befreien und sie noch obendrein mit ihren Töchtern beschenken. Diese Töchter sind dann natürlicherweise nichts als die „Portemonnaies“ ihrer Männer und verkommen in dem Unglück ihrer Ehe.

Die Berliner Börse.

Klammern wir uns einmal an die Fersen eines Börsenmitbeherrschers an und begleiten wir ihn von seinem Büreau aus in seinem reizenden, offenen Phaeton, an dem ein paar, gegen den Wagen möglichst unproportioniert großer, sonst aber tadellos schöner, feuriger Karossiers gespannt ist, zum Rialto des Spreeatheus. Der Weg führt uns längs der Linden. An Kranzlers Konditorei wird das Gefährt durch ein kleines Bäuerchen beobachtet; nach einer Weile deutet dieser auf einen vorübergehenden General und teilt seinem Sohne mit: „das muß der Kronprinz oder ein anderer Prinz sein, sonst hätte der vornehme Herr in dem schönen Wagen mit Diener und Kutscher denselben nicht 20 Schritte vorher mit entblößtem Kopfe ehrfurchtsvoll begrüßt und 10 Schritte rückwärts sich zurückwendend den Hut noch in der Hand behalten." Du dummer Bauer, du weißt ja nicht, daß General M. neulich bei Bankier X. zum Sterletdiner war, und daß die momentane Glückseligkeit der Gattin des Wageninhabers davon abhängt, den Stabsoffizier nächstens zu einer kombinierten Schüssel Sterlet in Trüffeln, X. zum Trotz und diesen übertreffend, einzuladen. Freilich hat X. ihn neulich im Couloir des Theaters dem General M. vorgestellt, und er verdankt diesem die Bekanntschaft, aber wie hat er auch X. gestellt! In dem engen Gange des Schauspielhauses war kein Entweichen mehr, und da mußte sich M's. Winterdinerliste erweitern. Bauer, warte nur noch einige Monde, nächstens grüßen wir M. mit einer kurzen Handbewegung zum Hut, lächeln auch allergnädigst, wenn M. hocherfreut, seinen kulinarische Genüsse bietenden Gastgeber wiederzusehen, diesem freundlich zunickend stehen bleibt.

Doch nun schnell fort, wir haben keine Zeit zu sozialen Betrachtungen. Wir nehmen Anteil an der nervös-fieberhaften Aufregung, die nunmehr unsern Begleiter überkommt, je näher er sich Hitzigs Prachtbau nähert. Wir biegen beim Kastanienwäldchen ein. Ein flüchtiger, zerstreuter Gruß wird noch einem Geheimen Oberministerialdirektor zugeworfen; wäre er uns früher begegnet, wir hätten ihn ehrfurchtsvoll begrüßt, aber die Metamorphose hat sich zu dreiviertel vollzogen, wir denken mehr an unsere Börsen- als an unsere Dinerfreunde. An der Treppe der Börse angelangt, sind wir ganz Börsenmann geworden. Wir haben den halb lustigen, burschikosen, Gleichgültigkeit fingierenden Ton angenommen, der die innere Aufregung und den furchtbaren Ernst, den die Momentdispositionen erheischen, nicht erkennen lassen soll.

Es ist merkwürdig, wie lustig, wie guter Dinge, fortwährend faule Witze machend, die Börsenbesucher ihr schwieriges Gewerbe durchführen. Nur die leidenschaftlich verzerrten Züge kontrastieren eklatant mit den Reden, die die Zunge ausführt, fast als ob diese mit dem Kopfe nicht in direktem Konnexe stände.

Der Finanzbaron ist heute innerlich sehr erregt; denn es handelt sich um die Einführung eines bereits seit längerer Zeit im Portefeuille befindlichen Wertes. Dazu graut ihm schon am Eingang vor der Hitze im Saal, vor der unerträglichen Atmosphäre die in dem Raum, der von Tausenden besucht ist, herrschen muß. Die Aufregung der vorigen Tage, das Redigieren der Prospekte, das Verfertigen officiöser

Artikel für die Fachjournale, das Auskunftgeben, die Zirkulare, alles dies hat er selbst machen und die kleinsten Obliegenheiten, die er vielleicht andern in dieser Sache vertraut, zum wenigsten kontrollieren müssen. Der Apparat eines noch so gut geschulten Bankgeschäfts ist nicht so organisiert wie eine Staatsverwaltung. Bei der Erledigung der Geschäfte von Behörden stehen immer wieder die gleichen Formen zur Verfügung. Das Subalternen-Personal macht schablonenhaft den größten Teil der Arbeit. Aber im Geschäftsleben, besonders in dem der Finanzwelt, giebt es keine Analogien; und wie jedem Accoucheur eine Geburt etwas Neues bietet, so steht der Finanzier bei Beginn einer neuen Emission vor einer schwer zu entwirrenden neuen Aufgabe. Das ungezogene, unberechenbare Kind, das sogenannte Publikum, die öffentliche Meinung drehen sich wie die Wetterfahne; die noch unvorhergesehenen, in Rechnung zu ziehenden Faktoren kommen von allen Seiten geflogen, unübersteigliche Schwierigkeiten legen sich im letzten Augenblick in den Weg; alles muß überwunden werden, und zwar im Moment; keine falsche Disposition darf in der großen Kette von Dispositionen getroffen werden. Ein großer Mechanismus von lauter kleinen Rädchen muß sich drehen und wenden, aber nirgends sind die Rädchen aus irgend einer Fabrik herzunehmen; schnell müssen die dazwischen liegenden Bestandteile des Mechanismus geschaffen, geformt, gedruckt, telegraphiert, gesprochen, kurz alles hergestellt werden. Dabei muß die unbedingteste Ruhe nach außen gezeigt, die Nüchternheit bei der Beobachtung bewahrt bleiben.

Wir sind in der Garderobe; der gravitätisch dastehende, uniformierte Garderobier teilt lakonisch die Tendenz der Börse mit: „Vorbörslich matt, jedoch bei Beginn fester durch große Käufe erster Häuser.“ Unsers Finanzbarons Gesicht bleibt unverändert; er hat die Bemerkung des Mannes, der für das zukünftige Neujahrstrinkgeld sich angewöhnt hat, von den Börsenbesuchern einige Tendenzbrocken aufzuschnappen, um den Eintretenden zu orientieren, scheinbar überhört; aber innerlich weiß er, es kostet heute einen harten Kampf. Man hat bereits bei Beginn der Börse eingreifen müssen, um die Stimmung zu erhalten, deren man notwendig bedarf. Und die erste Operation des Abstoßens des Schmerzenskindes, des im Portefeuille befindlichen Aktienschatzes, muß glücken, sonst ist die Sache verfehlt. Zur vollständigen Entbindung gehören noch recht viele Stadien.

Wir sind im Saal, wir haben unsern Hut aufbehalten. Die Börse teilt sich in 2 Kategorien von Menschen, die einen, die den Hut aufbehalten, die andern, die ihn abnehmen. Die Chefs, die ersten Beamten, alle diejenigen, die sich geistig erhaben fühlen, bedecken ihr Haupt. — Die Gallopins, die Makler, die „jungen Leute“ atmen die fürchterliche Staubluft mit entblößtem Haupt und drängen und puffen sich durch die Menge, um den Boten Depeschen abzunehmen, Aufträge zu erteilen und zu empfangen, Depeschen zu versenden, an dem allgemeinen Getöse und Schnurren mitzuwirken. Wer noch nie eine Börse besucht, ist nicht imstande, ein Wort zu verstehen. Es summt und braust, nur dann und wann hört er dazwischen gellende Rufe von Zahlen, wieherndes Gelächter einer Gruppe, wo irgend ein Makler, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, einen faden Witz gemacht hat.

Doch begleiten wir wieder unsern Chef auf seinem Wege zum Tische. Jedes große Bankhaus besitzt einen Tisch, an dem die jungen Leute mit Büchern sitzen, die Geschäfte notieren und die Depeschenkorrespondenz sichern. Auf dem Wege dorthin hat der eine ihm zugerufen: „Ich halte auf Kredit still bis ultimo zu so und so viel." Der andere hat ihn gefragt: „Wie geben Sie Russen?" Der dritte hat ihn umarmt und leise ins Ohr geflüstert: „Privat-Diskont so und so viel." Einer seiner lieben Konkurrenten hat ihm recht warm die Hand geschüttelt und macht sich die malitiöse Freude, ihn durch irgend welche Anfrage, wie ihm das gestrige Diner bekommen ist, aufzuhalten, weil er weiß, wie notwendig jener an seinem Platze ist. Zehn Herren haben ihm unterwegs mitgeteilt, daß sie ihn am Ende der Börse dringend sprechen müssen. Gegen alle muß er heute freundlich sein, gar keinen darf er unfreundlich behandeln; er sitzt momentan im Glashause und ist sich bewußt, daß er nicht mit Steinen werfen darf. Vierzig bis fünfzig Personen haben sich an ihn herangedrängt, sie wollen zum ersten Kurse beteiligt sein. Er hat zehn bis zwölfen zugesagt, von denen er weiß, er macht ihnen ein einfaches cadeau, denn heute verkauft er ihnen den Wert zum Einführungskourse, ja vielleicht heute oder an der nächsten Börse, spätestens aber am dritten, vierten Tage besitzt er die Effekten wieder zu einem höheren Kurse, als er sie heute gegeben. Aber es giebt an den Börsen Gentlemen, die durch dieses sogenannte Fressen zum ersten Kurse ihre recht gute und kostspielige Existenz fristen.

Wir sind am Platze angelangt. Ein Bündel Depeschen wird ihm entgegen gehalten, er blickt sie schnell durch; es geht gut mit Aufträgen zum ersten Kurs; auch fremde Bankiers haben solche von anderen Börsenplätzen angemeldet. Der vorbörslichen, durch niedrige Notierungen hervorgerufenen flauen Stimmung hat eine feste Tendenz Platz gemacht. Die fremden Börsen sind dem tonangebenden Berlin gefolgt, und man hat politisch allen Grund, fest sein zu können. Das Wolffsche Telegraphenbüreau bringt soeben die Nachricht, daß General Z. im fernen Asien plötzlich gestorben ist. Schnell ist die Börsenreflexion fertig. An die Stelle von Z. kommt X., und wenn X. am Ruder ist, so ist der Friede zwischen dem Lande A. und F. und G. gesichert, und wenn der Friede zwischen dem Lande A. und F. und G. gesichert ist, so bedarf das Land G. Getreide, und wenn Getreide exportiert wird, steigen die Bahnen, und für Bahnen ist heute feste Stimmung, und deshalb glückt die Finanzoperation unseres Freundes. Hätte aber die auswärtige Baissepartei im Anfang gesiegt, wäre noch irgend ein unvorhergesehener Faktor dazwischen gekommen, und dadurch nicht möglich gewesen, mit dem Ankauf von ein paar tausend Stück Spekulationseffekten den Markt in günstige Tendenz zu bringen, dann hätte der Tod des General Z. einen deprimierenden Eindruck hervorgerufen: denn Z.s Schwächen in der Kriegführung mit dem A-B-C-Stamme sind bekannt; aber es kann ein noch viel schlechterer hinkommen. Die Konsequenzen, die daraus folgen, sind unabsehbar. Dazu kommt, daß Getreide exportiert wird, und wenn bereits jetzt Getreide exportiert wird, so haben

die Bahnen in der und der Gegend später nichts zu thun, und das übt einen bösen Einfluß auf die Dividenden aus, — und deshalb waren heute Bahnaktien niedriger notiert.

Die vorher geschilderten Börsentendenzen und die Unberechenbarkeit der Börsenstimmung sind am charakteristischsten in politisch und geschäftlich ereignislosen Zeiten. Da kommen die Hausse-Bewegungen oft von den geringfügigsten Zufällen her, und ebenso wirkt oft eine harmlose Thatsache deprimierend und lähmend auf das Geschäft. Im allgemeinen kann man jedoch mit Recht behaupten, daß die Börsenbesucher außerordentlich intelligent und sensitiv und weitschauend sind, und daß die dem Fernstehenden oberflächlich scheinbare Reflexionsweise außerordentlich tiefgehend, klar und richtig gewesen ist. Aber diese tiefernste Reflexion ist unbewußt, instinktiv. Denn wenn man mit nüchternem Verstande die Begründung der Operation hört, so schaudert einem vor der scheinbaren oberflächlichen Unwissenheit. Es liegt aber, wie wir im Anfang schon gesagt, mehr an dem gewohnheitsmäßigen Jargon, als an der eigentlichen Natur der Börsenbesucher selbst.

Es schnurrt und summt weiter; ein Provinziale erscheint, umringt von 40, 50 jungen Menschen im Alter von 18 bis 30 Jahren, auf der Bildfläche. Man amüsiert sich mit dem famosen Tippspiel, d. h. einer tippt dem Unschuldigen auf die Schulter und läuft dann weg. Der Getippte dreht sich um; — und bis sein Nervensystem so unempfindlich geworden ist, daß er nicht mehr auf das Tippen hereinfällt und sich umdreht, so lange erzeugt er mit jeder Kopfwendung ein wieherndes Gelächter seiner Umgebung. Der Knäuel droht immer größer zu werden, ja, er staut das Geschäft in der Gruppe, wo das neue Effekt eingeführt wird — wieder ein unvorgesehenes Ereignis. Der Börsenkommissar eilt zu Hilfe, der unschuldige Exzedent wird abgeführt resp. in eine Gruppe hineingeschoben, der das Tippspiel nicht mehr eine solche große Freude bereitet wie der früheren Umgebung.

Inzwischen haben sich die Herren Börsen- und Fachjournalisten mit unserem Chef recht seriöser Weise über die Zukunft der Bahn von X nach Y unterhalten. Es wird unglaublich viel gekannegießert, und dabei Kalauer gemacht, die oft halb, oft gar nicht zur Sache gehören. Unser Finanzbaron arbeitet nach dem Prinzip: „Reden ist das beste Mittel, seine Gedanken zu verbergen“ und läßt einen Schwall nationalökonomischer Betrachtungen in burschikos leutseliger Weise los, die glücklicherweise nicht stenographiert und nicht der Durchsicht eines Kritikers anvertraut werden.

Der Journalist arbeitet nach dem Prinzip: „Wer viel redet, hört viel,“ hält auch wieder Betrachtungen über Völkerglück und Völkerwehe, um seinen Partner ans Mitteilen zu bringen, mit mehr oder weniger Erfolg. Das Endresultat aber ist, daß jeder einen offiziösen hektographierten Artikel über die vortrefflichen Eigenschaften der Bahn X—Y in die Hand gedrückt bekommt und denselben noch heute in dem redaktionellen Teil seiner Zeitung bringen wird. Der eine ergänzt die ihm zugesteckte Mitteilung mit den Eingangsworten: „Wir erhalten von beteiligter

Seite ein Communiqué, das wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen;" der andere: „Von unterrichteter Seite entnehmen wir;" der dritte: „Dem dringenden Bedürfnis abzuhelfen u. s. w., ist die Bahn von X nach Y." — Er giebt den Artikel als sein eigenstes Werk seinen Lesern zu kosten und teilt nicht mit, daß er ihm zugestellt ist.

Hinter dem offiziösen Communiqué folgt dann eine eigene Betrachtung des Fachjournalisten, und da ist es die gegenseitige Kunst, wer unseren unglücklichen Finanzmann mehr oder weniger ausgehört hat und früher in die Lage gekommen ist, seinem Publikum davon Mitteilung zu machen, was der Börsenmann sich vorgenommen hatte erst in zwei, drei Tagen in einem neuen Artikel wieder vorzuführen.

Wir haben hierbei jedoch nur von der anständigen Fachpresse gesprochen, die die Prospekte zum Abdruck in ihren Zeitungen direkt ins Haus gesandt bekommt; nicht von denen, die um höfliche Berücksichtigung ihres Käseblättchens alleruntertänigst bitten.

Belauschen wir eine derartige Szene: Herr So und So, Herausgeber, Redakteur, Drucker und Verleger des Blattes: „Unabhängiger Aufklärer des Publikums" tritt an unseren Chef heran. Am liebsten möchte unser Kunstmäzen den in seiner Kuriositätensammlung bewahrten, mit Eisen beschlagenen Stiefel des Ritters So und So anhaben, um mit demselben dem Litteraten einen Tritt zu versetzen, der ihn am ferneren Aufstehen hindert; aber er beherrscht sich; er wagt sich so weit vor, wie er im gefährlichen Moment der Emission sich nur hervorwagen kann; er ist so mutig, die dargebotene Hand des Biedermanns nicht zu acceptieren, ihn ganz fremd anzusehen. Unser Aufklärer macht sich nicht viel aus dem taktlosen Benehmen des Geldprotzen und murrt vor sich hin: „ich hab' schon andere Vögel pfeifen hören." — Mit einem langgedehnten: „So!" entfernt er sich vom Platz; 20 Schritte weiter stellt er sich in Positur. Ein Kommis tritt an den Prinzipal heran und meint, es wäre doch richtig, dem Kerl eine Annonce zu geben; nützen kann er nichts, aber doch schaden. — Unser Prinzipal thut moralisch entrüstet, aber innerlich ist er froh, einen Ausweg zu finden. Der junge Mann fragt, ob er den Kerl nicht ins Büreau bestellen soll. Da verliert aber unser Chef den Gleichmut. Solch eine Bestie dürfe man nicht über die Schwelle kommen lassen. — „Sprechen Sie hier irgendwo, wo man es nicht sieht, mit ihm."

Der Jüngling, stolz auf den ersten ihm gewordenen diplomatischen Auftrag, begiebt sich in die Nähe des Strauchdiebes. Er winkt ihm, und hinter ein paar Säulen im entfernten zweiten Saal beginnt die hübsche Konversation. Der überlegene Hallunke kuckt den nunmehr ängstlich werdenden jungen Mann triumphierend an und weidet sich an dessen Verlegenheit; der weiß nicht, wie er diese gefährliche Unterhaltung beginnen soll. Da endlich fängt der sogenannte Schriftsteller selbst an: „Mein verehrter Herr, Sie wissen, daß ich im Interesse der Öffentlichkeit mein Organ möglichst unabhängig erhalten habe, daß es im Berufe der Journalistik liegt, das Publikum vor Täuschungen zu hüten. Könnten Sie mich

in die Lage versetzen, dem Publikum ausführlich und klar die Vorteile u. s. w. u. s. w." — Der Börsenjüngling atmet erleichtert auf, er glaubt, dem Manne ist es wirklich um Material zu thun, er hält ihm eine längere Rede, behandelt ihn wie einen anständigen Menschen. Jetzt verliert der Schriftsteller die Geduld; das ist nicht seine Absicht, als anständiger Mensch behandelt zu werden. Cynisch und grob erklärt er nun dem Jüngling, daß er den Prospekt als Inserat haben will, daß er die Mitteilung im redaktionellen Teil auch bezahlt haben muß. Verdutzt schleicht der Jüngling von hinnen, macht den Versuch, mit seinem Prinzipal nochmals zu sprechen. Dieser weist ihn barsch zurück: „Machen Sie mit dem Kerl, was Sie wollen, nur fragen Sie mich nicht, ich will nichts hören und nichts wissen." — Am anderen Tage hat der „Unabhängige" den Prospekt und bringt im redaktionellen Teil ausführliche Mitteilung.

Nachdem die Prospekte in einigen Zeitungen gestanden, klopft es an der Thür des Emissionshauses am andern Tage hundert Mal, und herein kommen die Annoncensammler aller Zeitungen von der feinsten Hoch-Toryzeitung bis zum demokratischen Volksblatt ohne Unterschied der Religion und Nationalität. Diese Inseratenausbaldowerer nennen sich natürlicherweise Redakteure, Mitarbeiter, auch kommen sie zuweilen mit Empfehlungen der wirklichen Redakteure versehen und betteln um die Inserierung der Prospekte. Dieses Überlaufen der Annoncensammler, das Abdrucken ohne Auftrag ist so überhandnehmend, so belästigend, daß viele Bankhäuser bei ihren Bekanntmachungen, die nicht zu Emissionen gehören, wohl oft den Satz zufügen:

„Wiederabdruck wird nicht honoriert."

Das Tagewerk des Finanzmannes ist vollendet. Er steigt sehr übermüdet in seinen Phaeton; lang ausgestreckt, sich mit dem Taschentuche fächelnd, mit ernstem, finsterem Gesicht fährt er wieder nach seinem Büreau zurück. An Kranzlers Ecke steht unser Bäuerlein noch immer, er kann sich von dem schönen Beobachtungspunkt der Friedrichstraße nicht entfernen. Hinter sich hört er von 2 Herren die Worte sagen, wie das Bankiergefährt vorüberrollt: „Nun, der kann froh sein, heute ist er seine ganze Ware los geworden, aber auf wie lange, wird ihm die ganze Geschichte wieder angeschmissen!"

Verwundert kuckt das Bäuerlein drein und sagt zu seinem Sohn gewendet: „Na, wenn wir unsere Ernte verkauft haben, dann sehen wir fideler aus, — und wie kann eine Ware, die verkauft ist, einem wieder zurückkommen?"

Du dummer Bauer, du verstehst vom Emittieren nichts. Zwischen Effektenemittieren und Effektenplazieren ist ein himmelweiter Unterschied. Zuerst wird die ganze Ware, und noch darüber hinaus zum Einführungskurs verkauft. In den nächsten 8 Tagen, wenn der Emittent geschickt ist, wird sie von dem reinen Börsenpublikum, aus dem die ersten Käufer zusammengesetzt sind, zurückgekauft. Dann kommt die ganze Ware wieder an die Spekulanten in der Provinz, die nunmehr bei gesteigertem Kurs des Effektes Vertrauen bekommen. Auch von diesen wird mit Gewinn sehr oft zurückgenommen, und erst bei der dritten, vierten

Wiederveräußerung gehen die Fonds in diejenigen Kanäle und in diejenigen Kasten und Kisten, wo sie ziemlich dauernd liegen bleiben. Bis es zur wirklichen Entbindung kommt, müssen alle möglichen Wehen durchgemacht werden. Immer und immer muß die Trommel von neuem gewirbelt, und immer und immer wieder muß das Publikum in den Zeitungen hören, wie wenn Hoff seine Malzextrakte verkauft oder Professor Jäger seine wollenen Hemden an den Mann bringen will. Und bei diesem Trommelwirbeln und Rühren muß der Emittent noch in den Augen des Publikums eines außerordentlichen Emissionskredites genießen, sonst kann er läuten und schellen, so viel er will, vom Plazieren keine Rede; abgesehen von krankhaften Zeitperioden, wo es dann und wann einmal plötzlich auftauchenden sogenannten Börsengenies gelingt, die blinde Menge mit sich fortzureißen, bis dann ein Ende mit Schrecken den Börsenpilz mit seiner Umgebung ins krasse Elend niederschmettert. Meistens sind derartige Börsenerscheinungen Leute, die vor allem an sich selbst glauben und durch dieses Ansichselbstglauben dem Publikum Vertrauen einflößen. Aber sie täuschen sich ebenso in sich selbst, wie sich das Publikum in ihnen täuscht, und der Untergang ist stets das Lied vom betrogenen Betrüger.

Wir haben uns bestrebt, in diesen Charakteristiken Licht und Schatten möglichst gerecht zu verteilen und wirklich objektiv das zu schildern, was wir wahrgenommen haben. Wir glauben, daß trotz vieler Fehler die einzelnen Typen der Finanzleute in Berlin doch eine mächtige Stütze im Aufbau unseres Staatenlebens gebildet haben und bilden. Der großen Energie, der großen Intelligenz und vor allem der Beharrlichkeit dieser Männer verdankt Berlin, und die Mark mit, daß aus dem armen Sandboden eine so mächtige, wohlhabende Stadt entstanden ist. Berlins Finanzkreise haben es wohl verstanden, auch auf ihrem Gebiete sich das politische Ansehen, das Deutschland auf der ganzen Welt genießt, nutzbar zu machen. Berlin ist maßgebend, tonangebend für die ganze Börsenwelt. Es ist aber nicht nur der Grund hierfür lediglich in der politischen Machtstellung Deutschlands, in der Lage an der Quelle der politischen Ereignisse zu suchen, sondern auch, und zum allergrößten Teile, in dem Scharfsinn derjenigen Leute, die das Börsengewerbe betreiben. Berlin versteht es, vermöge dieser Geschicklichkeit, vermöge des gründlichen Studiums der Verhältnisse mit bedeutend geringerem Kapital und Hinterland als irgend eine andere Börse eine dominierende Machtstellung in derjenigen Sphäre einzunehmen, wo eigentlich nur die kapitalen Massen den wirklichen Erfolg garantieren. Aber es verdankt nicht nur Berlin diesen Kreisen die gegenwärtige Stellung als Börsenplatz, sondern auch Berlins und Schlesiens Industrie bekunden den Fleiß und die Intelligenz ihres Schaffens.

(Schluß folgt).



Plattdütsch buten un in de Kolonien.

Von
Klaus Groth.

Vör Jahren keem en Mann enmal
Vun Kalifornien hendal.
He harr dar „diggert“ [1], as man seggt,
Gold gravt, doch lohn de Arbeit slecht.
Dat geev keen Hupen [2], broch keen Fohr [3],
As bi den Törf to Hus opt Moor,
As he sik dacht harr, do he hör,
Dat dar dat Gold to graben weer.
Ja, graben kunn man, Land un Sand
Dat leeg dar apen [4] vör de Hand;
Doch Gold — de Klumpen, as he meen,
Vun Gröt as unse Ackersteen —
Harr jüs en Annern eben weg,
Wo he nu Sand to graben plegg [5]:
Un Körner funn man, an un af [6],
As söch man se ut Wetenkaff [7].
„Ne! grav du mi!“ seggt unse Fründ,
„Dat kann ik ok, wo Minschen sünd,
„Wo man sik Abends leggt to Bett
„Un vörher warm to eten [8]) hett.
„Hier mank de Baren un de Böm
„Ward mi de Sak to unbequem! —
„Jüm Annern ok?“ . . So röppt he lut
Sin Maten [9] ut ehr Löcker rut. —
„Wüllt mit?“ — Un wiest, de Peek in Hand,
Na't Osten rut, in't fremde Land.
De Sprak verstunn se. — Sunsten weer
Verstan man seitlich [10] ünner ehr.
Dar weern Franzosen, Spanjers, Dän' —
Vun allerwärts woher, wohen.
Doch Plattdütsch — wenn't mal recht wat gellt —
Versteiht man op de ganze Welt.
Mit wulln se: Jo, un Yes! un Wui! —
Uns Fründ de kenn de Ortgraphie!

---

[1] diggern, engl. Gold graben. [2] Hupen, Haufen. [3] Fohr, Fuder. [4] apen, offen. [5] plegg, pflegte. [6] an un af, dann und wann. [7] Wetenkaff, Weizenspreu. [8] eten, essen. [9] Maten, Kameraden. [10] seitlich, mäßig.

„Slecht geit dat!“ seggt he, „uns al lang!
„Dat is, as Flöhn in Kaff to fangn! —
„Hier lank na't Osten liggt Newyork!“ —
— He teek[1]) en Sporweg mit de Fork —
„Dar gat wi!“ Un se packen in —
Liek, Osten rut, dar gat se hin!
Uns Fründ, de kenn sin Origraphie:
He wuß, Newyork weer neger bi,
As um Kap Horn de lange Weg —
En Plattdütsch findt sik wul torech!
So wannert se mit Sack un Pack
Un lat den Spaden un de Hack.
Se wannert öwer Moor un Heid,
Se wannert, wo keen Padd[2]) mehr geit,
Slapt ünnern Himmel nachts getrost,
Un wannert morgens wedder los.
Doch endlich ward dat Eten knapp,
De Weerthshüs' fehlt mit Schenk un Schapp[3]).
De Spanjer un Franzos ward möd,
De Dän de humpelt op de Föt.
De Plattdütsch mit sin „Ortgraphie“
Beholt den guden Moth darbi.
He denkt, dat muß ja dösig[4]) sin,
Weer hier keen Minschenseel to finn!
He lett se humpeln, liggn un stöhn'n,
Un strevt bargan, sik umtosehn.
Un füh — wat füht he, as he süht?
Fast as en Dörp[5]) Zigeunerlüd!
De Telten rokt — de Braden rükt —
Uns Holst de snüffelt, un he kiekt!
Ei Wetter! denkt he, wat en Braden!
Kunn de uns nich to Gasten laden?
Gewiß! — so denkt he noch enmal,
Un geit den Barg allmählich dal.
Un as he weet — un hett erfahrn —
Wo he ok keem in vele Jahrn —
Wo Eener reist, un wankt[6]), un geit —
Dat seker Plattdütsch wer versteit —
So röppt he öwern Kraal entlank:
„Is nich en Holsten hier dermank?“

[1]) teek, zeichnete. [2]) Padd, Pfad. [3]) Schapp, Schrank. [4]) dösig, dumm, wunderlich.
[5]) Dörp, Dorf. [6]) wanken, wandern.

Un süh — de Häuptling vun den Tropp,
Mit bunte Feddern op den Kopp,
Blau täteweert, bemalt, besmeert,
Den Düwel lieker, as uns Weerth, —
De hevt sik op — en Kerl — so sacht
Vun Läng' — ik segg en Foter acht[1])!
Un seggt — in Hand en Bradenstück —
„En Holsten?" seggt he, „de bün ik!"
„Wo büst du her?" „„Ik, seggt uns Fründ,
„„Ik bün en Angeliter Kind!""
„So," seggt de Mohikaner, ik"
„Bün Swanseuer! Ik harr dat Glück,
„As't een un föfdig[2]) mit uns klar[3]),
„Ik bi den Tropp hier Häuptling war!"
Ja, nu weer't gut! Franzos un Dän
Un Spanjer haln[4]) se mit darhen,
Un eten, un dat smeck ni slecht. —
Mit Plattdütsch findt man sik torecht!
Gif't wul en Placken[5]) op de Eer,
Wo nich mal Plattdütsch spraken weer?
Na'n Nordpol rop, seggt Doctor Pansch[6]),
Hörn wi keen Engelsch un keen Fransch —
Rein nix as Plattdütsch! — frielich weer
Uns Mannschop meist ut Holsteen her,
Un wat wi ünnerwegens dropen,
Weern Walfisch, Seeköh, Barn un Robben.
Sunst, wo man Minschen drapen[7]) mag,
Drippt[8]) man gewiß vun unse Slach.
Bi Türken, Mohren un Chinesen
Dar sünd se, oder sünd dar wesen.
In Afrika bi de Zulus
Ward plattdütsch snackt, as hier to Hus,
Op plattdütsch predigt se de Preester,
De „Buren" scheet dar „Hartebeester[9])."
Reichskanzler sprok mit ehr Gesandten
Op plattdütsch as mit ol Bekannten,
In Kamerun un Lütt Popo
Is't oder ward dat ebenso.

---

[1]) Foter acht (Fot ist Fuß), etwa acht Fuß. [2]) Een un föfdig (1851) wurden die Schleswig-Holsteiner, die seit 1848 mit den Dänen gekämpft hatten, von Preußen und Österreich entwaffnet. Angeln und Schwansen sind Schleswigsche Landschaften. [3]) klar, zu Ende, fertig. [4]) haln, holten. [5]) Placken, Fleck. [6]) Doktor Pansch machte eine Reise nach dem Nordpol mit. [7]) drapen, treffen; dropen, trafen. [8]) drippt, trifft. [9]) Hartebeester, Antilopen.

Leep[1]) nich en Schipp, de Galathee[2]),
Mal Japan an bi hoge See,
Vör Jahren al. De Koptein, Pött,
De frag', ob man keen Dolmetsch hett?
De harr man. Un nu war dar redt
In alle Spraken, de man hett:
Französch un Engelsch, Spansch, Latin —
Nix vun dit allens trock darhin,
Keen Dolmetsch kreg en Wort tofaten,[3])
Se stunn koppschütteln un verlaten.
Do seggt de Stürmann, Jochen Krumm,
Un dreih sin Priem[4]) en paar mal um:
„Koptein, so seggt he, dat's de Sak:
„Dat Swientüg hett hier gar keen Sprak!"
Dat hölp! denn richti Bremer Platt
Dat harrn se ehr in Japan hatt.
Un Pött de seggt: „Ik dumme Hund!
„Dat harr ik glik al weten kunnt.
„Plattdütsch versteit ja jede Kind!"
Un fertig war man nu geswind.
Ja, as ik segg: bi Mamelucken,
Bi Türken, Mohren un Haiduken,
In de Brunsilgen[5]), wiet un siet,
Wo't nich to hitt is, sitt uns Lüd.
Hitz war noch gahn, Tempramentur,
Doch Dörst is gegen uns Natur.
Sunst sünd wi allerwärts in Drift[6]),
Wo't Eten un to Drinken gift.
Ol Carsten Niebuhr[7]) hett vertellt:
He seet bi Scheich Haßan int Telt,
En Araber, dicht bi Medina,
Do drop he dar en Hadler „Trina"[8]).
Se weer dar Slav. As Haßan schull,
Do war ol Trina splitterndull
Un sä op plattdütsch: „Hol din Snack,
Du kaffebrune Bullerback!"
Gar op de See, so wiet se reckt,
Wohin en Strom sin Öwer[9]) streckt,

---

[1]) leep, lief. [2]) Mit der dänischen Korvette Galathee machte Prof. Behn aus Kiel eine Reise um die Welt und erlebte wörtlich den Vorfall. [3]) tofaten kriegen, fassen. [4]) Priem, Endchen Kautabak. [5]) Brunsilgen, Brasilien. [6]) in Drift, im Gedeihen. [7]) Carsten Niebuhr, der große Reisende (1766—73), erzählt den Vorfall; die alte Sklavin war aus dem Lande Hadeln, im Mittelmeer von Seeräubern gefangen. Sie wünschte aber nicht mehr nachhaus, wo doch alles tot wäre, was sie lieb gehabt. [8]) Trina, Katharina. [9]) Öwer, Ufer.

Wohin en Schipp dat Segel föhrt,
Dar ward uns ole Plattdütsch hört.
Keen Stück ant Schipp — un hett't en Nam,
So is he ut dat Plattdütsch kam;
Keen Wort opt Schipp ward kummandeert,
Man hett't toeerst op Plattdütsch lehrt.
Wenn't nu ok engelsch, hochdütsch ludt:
Ut't Plattdütsch neem' se dat herut.
Un wenn't mal geit in Storm un Noth,
Wenn't geit op Leben oder Dod,
Wenn't hult un kracht opt wilde Meer,
Denn klingt dat Plattdütsch ruhig dör,
Un wenn't Latin al all to En,
Bringt Plattdütsch uns den Haben binn [1].)
Un nich alleen opt Schipp, wenn't gelt, —
Mal cummandeer dat Gut un Geld,
Den Handel op de halwe Welt.
Vun London bet na Astrachan
Regeer de plattdütsch Handelsmann.
Na Cöllnsch Gewicht, na Lübsche Geld
War rekt un wagen in de Welt.
Op Plattdütsch schick de Handelsherr
Sin Wessels öwer Land un Meer,
Un jag de ole Hansabund
Den Dän herut ut Belt un Sund.
Doch Eens, dat weer ni recht uns Sak:
Wi funn ant Schrieben meist keen Smack.
Wenn Koptein Pött binn Haben weer,
So reep he: „Jung! Dat Blackfatt [2]) her!
„En Bagen Postpapier! en Fedder!
„Möt doch mal schrieben an uns Rheder.“
Un sett sik achtern Klappdisch hin,
Un feet un stipp de Fedder in.
„Na,“ seggt he, „nu, wat schrievt wi denn?
„Dat ik mit Ladung ankam' bün?
„Ankam', dat weet se, bün ik jümmer.
„Dat't Wedder slecht? — Weer oftmals slimmer.
„Dat ik gesund? — Weet se eerst rech! —
„Jung! nimm dat Blackfatt wedder weg!“
Un bi uns Schipper, unse Bur
Weer't Prahlen ok ni de Natur.

---

[1]) Haben binn, in den Hafen. [2]) Blackfatt, Dintenfaß.

Sogar uns Moltk' un Blücher tuschen [1])
Bet op so'n eenzeln Wort, as: fluschen!
So öwerleten wi in Freden
De annern Dütschen ganz dat Reden,
Bet endlich meen' Markör, Barbeer,
Dat Plattdütsch gar keen Spreken weer,
Un wi binah ok füllsten meen',
Uns schöne Platt dat weer gemeen.
  Doch de Berliner hebbt uns lehrt,
Wohin de falsche Demoth föhrt:
Bescheidenheit is eine Zier,
Doch geht es besser ohne ihr.
Ganz Dütschland weer man to bescheden,
Harr't sunst den franschen Prahlhans leden?
„Haut em hinut!" Un Jeder fleit
Sin Psalm, as em de Snawel steit.
  Dat hebbt wi dan. Nu steit dat Riek,
Un jede Stamm verwunnert sik.
Dat mak den Plattdütsch endlich klok:
Wat alle sünd, dat sünd wi ok,
Vun Dütschland nich de slechsten Kinner,
Vun Art, vun Slach, vun Sprak ni minner.
  Hört to, ju annern! Wenn wi stumm —
Hört to! dat Dings dat dreiht sik um!
  Vun nu an is't en annern Kram:
Wo wi uns findt, wi holt tosam!
Uns Modersprak, so slicht un recht,
De ole frame Red —
Wo blot en Mund „Min Vader" seggt,
Uns klingt dat as en Bed.
Un darum hollt se uns tosam,
Un Plattdütsch is uns Ehrennam.

Bei den Indianern Kanadas.

Von

Ernst v. Hesse-Wartegg.

Während die Indianer der Vereinigten Staaten seit einer Reihe von Jahrzehnten in fast ununterbrochenen Aufständen und Kriegen gegen die Weißen begriffen waren und auch heute noch bald im fernsten Nordosten, bald in den

[1]) tuschen, still schweigen.

Felsengebirgen oder in den mexikanischen Grenzländern der andringenden Zivilisation den verzweifeltsten Widerstand entgegensetzen, hat man von den kanadischen Indianern bis auf die jüngste Zeit nur wenig zu hören bekommen. Zu den Zeiten des französisch-englischen Krieges im vorigen Jahrhundert spielten die „sechs Nationen", speziell die Irokesen und Huronen, eine bedeutende Rolle. Aber sie ist längst vorbei. Die mächtigen, volkreichen „Six nations" sind in alle Winde zerstreut, und aus den wilden, tapferen Irokesen sind friedliche Ackerbauer geworden, welche einzelne Länderstriche am unteren St. Lorenzstrom, in der Nähe von Montreal und Quebec bewohnen.

Wie in den Vereinigten Staaten, so sind auch in den kanadischen Provinzen Ihrer Majestät die Prärien und Felsengebirge das Hauptgebiet der Indianer, ja sie bilden in Kanada einen viel wichtigeren und einflußreicheren Faktor als in dem großen Nachbarlande. Während die Viertelmillion Indianer der Union auf Reservationen untergebracht sind und nur einen verschwindenden Bruchteil der weißen Millionen-Bevölkerung bilden, leben von den hundertzwanzigtausend kanadischen Indianern nur etwa dreißigtausend in festen Ansiedelungen. Der große Rest sind Jäger, Nomaden, Wilde in mancher Bedeutung des Wortes. Dazu kommt, daß ihr etwa zwei Millionen engl. Quadratmeilen umfassendes Revier in dem großen einsamen Nordwesten des Kontinents nur von etwa der doppelten Zahl Weißen bewohnt wird, sie demnach ein Drittel der Gesamt-Bevölkerung des Great lone Landes ausmachen.

Man begegnet ihnen deshalb auch überall: auf den großen Verkehrsrouten und in den Städten wie in den ausgedehnten Wäldern und Prärien, dort ziemlich harmlos, hier immerhin noch recht gefährlich. Nach Winnipeg, der Hauptstadt dieses enormen Landes, dem man beinahe den Namen des englischen Sibirien beilegen möchte, kommen die Rothäute nur mehr im Gefolge der Weißen, als Angestellte der Hudsonsbay-Kompagnie, Trapper, Jäger, Kutscher oder „Voyageurs" — Berufsarten, in welchen sie seit jeher unerreicht waren und in welchen sie heute noch unentbehrlich sind. Um die Indianer jedoch noch in ihrem vollständig wilden Zustande, ja beinahe noch in der gleichen Verfassung zu sehen, wie sie vor dem Kontakt mit den Weißen noch gewesen, muß man über Winnipeg hinaus den Assiniboine-Strom aufwärts, weiter nach Westen wandern. Dort, an den Oberläufen des Assiniboine und Saskatschewan, in den Prärien nördlich von Dakota, ist das heute noch von Weißen wenig besuchte Revier der tapfersten und wildesten Indianerstämme, der Piegans, Blut-Indianer, Sioux, Gros-Ventres und vor allem der Blackfeet oder Schwarzfüße, welche auch augenblicklich auf dem Kriegspfade gegen die Kanadier begriffen sind. Innerhalb ihrer mehrere Hunderttausend engl. Quadratmeilen umfassenden Jagdgründe wird man kaum eine größere Ansiedlung der Weißen finden, ja selbst die Hudsonbay-Kompagnie, welche ihre Forts in den entlegensten unwirtlichsten Gegenden Kanadas zerstreut hat und mit den übrigen Indianerstämmen in gutem, fast freundschaftlichem Einvernehmen steht, konnte hier keinen festen Fuß fassen. Als ich im Jahre 1883 auf der eben vollendeten Strecke der Kanada-Pacific-Eisenbahn bis gegen das schon im Gebiet der

Blackfeet gelegene Regina fuhr, gewahrte ich allerdings einige eben entstandene Ansiedlungen unternehmender, tollkühner Schotten und Halfbreeds; aber die Bauart dieser Häuser, die Lage der Ansiedlungen selbst ließen auf die gefährliche Nachbarschaft schließen. Heute führt die Eisenbahn bereits mitten durch das Indianergebiet bis an die Felsengebirge, ohne jedoch vorläufig die Verhältnisse besonders geändert zu haben. Ihr Einfluß erstreckt sich nur auf die unmittelbar an der Bahnlinie gelegenen Strecken. Weiter hinaus herrschen dieselben Zustände wie vor hundert Jahren. Die Blackfeet sind in ewigem Krieg mit den andern Stämmen begriffen, aber auch dieser Krieg hat auf die Stärke und Macht der Indianer höchstens insofern Einfluß, als sie dadurch nur noch wilder, grausamer und tapferer werden. Es ist ein Irrtum zu glauben, die Stämme des Nordwestens würden sich gegenseitig durch die beständigen Unruhen, Kriege, das erschöpfende, unstäte Leben aufreiben, oder sie würden numerisch abnehmen. Im Gegenteile — ihre Zahl scheint zu keiner Zeit besonders größer gewesen zu sein. Gegen Norden und Osten hin haben die Blackfeet fortwährende Einfälle ihrer Todfeinde, der Crees, zurückzuschlagen; im Süden und Westen sind es die Kootanais und Flatheads (Flachköpfe) — im Südwesten verursachen ihnen die Assiniboines u. a. unausgesetzte Händel. Die Ursache dieser durch Generationen fortgesetzten Fehden sind zumeist gegenseitige Diebstähle. Wie die Nomaden in den afrikanischen Wüsten, so bestehlen und berauben sie einander, wo sie nur immer können, schneiden ihren gefallenen Gegnern die Skalpe ab und machen die gefangenen Squaws zu Sklaven. Sie sind von derselben Rasse wie die in den Vereinigten Staaten hausenden Gros-Ventres (Dickbäuche) und die Chippewyans hoch im Norden, am Athabaska-See, aber die gemeinschaftliche Abstammung hindert sie nicht, einander bis auf den Tod zu bekriegen. Zu den Blackfeet werden auch die zwischen dem Saskatschewan und dem Assiniboine umherziehenden heidnischen Sarsies, die Blut-Indianer und die Piegans gerechnet, im ganzen eine Nation von etwa fünfzehntausend Seelen bildend. Wenn ihre Zahl sich zeitweilig vermindert, so liegt die Ursache weniger in den Kriegen als in den schrecklichen Epidemien, hauptsächlich den Blattern, welche in manchen Jahren furchtbar unter ihnen wüten.

Diejenigen, welche ich Gelegenheit hatte zu sehen, zeichneten sich durch große, kräftige, wohl proportionierte Körpergestalt und intelligente Gesichtszüge vor den Indianern anderer Stämme, speziell vor den südlichen Apachen, Navajoes und Utes aus. Ihre Augen waren klar und mit durchdringendem Blick, ihre Backenknochen weniger stark hervortretend, die Lippen dünner, die Nase schöner gewölbt als bei anderen Stämmen. Ihr Anzug war von jenem der übrigen Prärie-Indianer wenig verschieden: Hemden aus Büffelleder mit Glasperlen-Stickereien und Lederstriemen reich besetzt; enge, die Schenkel hinaufreichende Gamaschen, perlenbesetze Mokkasins, reicher Federschmuck in den Haaren, und vorzüglich gegerbte, weiche Büffelhäute über die Schultern geworfen. Die Squaws sind von den immer weiter um sich greifenden Moden der Weißen auch noch nicht beeinflußt worden, wie beispielsweise die „Damen" der Sioux, der Pottawatomies oder Comanches. Sie kennen noch kein Mieder, keine Strümpfe, keine Federhüte.

Ihre Toilette ist noch immer der kurze, schmutziggelbe Leder-Unterrock, durch einen breiten, mit Messingknöpfen besetzten Gürtel um die Hüften festgehalten. Die Füße und Beine sind im Sommer bloß, im Winter durch lederne Gamaschen oder „leggins“ bekleidet, an deren Seiten der beliebteste Aufputz der Indianer, kleine Lederstreifchen, in großer Fülle herabhängen. Die schwarzen, glänzenden Haare fallen in reichen Flechten über den Rücken. Der einzige Toilette-Artikel der Schwarzfuß-Indianerin, welchen sie mit ihrer weißen Schwester jenseit des „großen Wassers“ gemeinschaftlich hat, ist die Schminke. Sie wird hier in den Prärien allerdings nicht in denselben zarten Tönen, gedämpft durch Puder, aufgetragen, aber es wäre doch nicht uninteressant zu erfahren, welche der Evatöchter die Schminke der anderen abgelauscht — ob die rothäutige oder die bleichgesichtige. Krieger wie Squaws beschmieren sich die Backen, Stirne und Nasenrücken mit dem grellsten Zinnober. Ich habe diese sonderbare Gesichtszierde hier wie unter den Felsengebirgsstämmen in Kolorado und sogar bei den Pueblo-Indianern in Neu-Mexiko und Arizona wahrgenommen, selbst bei solchen, welche heute in täglichem Umgang mit den Weißen stehen und von diesen häufig auf das dem Auge des Bleichgesichtes Unschöne und Lächerliche dieser Mode aufmerksam gemacht werden. Die wie eine Art Maltesermantel getragenen Büffelhäute wurden stets von den Weibern in unübertrefflicher Weise gegerbt und mit rohen Figuren bemalt. Heute ist diese Kunst im Abnehmen begriffen. Die „blankets“, gewöhnliche baumwollene Decken von grellroter oder blauer Farbe, werden ihnen von den „traders“ zu so billigem Preise geliefert, daß sie immer mehr die schönen, weichen Büffelfelle verdrängen. Ich war selbst noch so glücklich, zwei derartige Felle gegen meine eigene Reisedecke und etwa ein Pfund Thee — das Lieblingsgetränk der Indianer — umzutauschen. — Indessen richtet sich die Gattung und Quantität der Bekleidung auch bei den Blackfeet vollständig nach der Jahreszeit, und die geschilderte Tracht gilt mehr für die Wintermonate, während in den heißen Sommermonaten die ganze Bekleidung in einem dünnen ledernen „Azain“ oder Lendenschurz besteht. Dann ist allerdings der nackte Körper mit allerhand grotesken Malereien, hauptsächlich in hochrot oder gelb, bedeckt. —

Wie erwähnt, zerfallen die „Blackfeet“ in fünf verschiedene, eng mit einander verbrüderte Stämme, und diese wieder in mehrere Banden, deren jede ihren eigenen Häuptling besitzt. Aber ein Oberhaupt sämtlicher Stämme giebt es nicht. In jedem Stamme, in jeder Bande ist der Häuptling die Exekutivgewalt, der Vollstrecker des Volkswillens, wie er sich in dem Rate der Krieger und Ältesten äußert. Für denjenigen, der eine oder die andere Sprache der Rothäute versteht — und sie sind nicht schwer zu erlernen — sind diese Konzilien oder „Pau-Waus“ sehr interessant. Die Indianer sind vorzügliche Redner und bereiten sich für ihre Speeches ebenso sorgfältig vor, wie es nur irgend ein Reichstagsabgeordneter thun kann. Der Flug ihrer Ideen ist so unendlich wie die Prärien, in welchen sie umherschwärmen — und ihre Reden sind das getreue Echo der sie umgebenden Natur. Die Indianersprachen sind durchschnittlich so wortarm, daß sie, um zartere Formen oder politische Feinheiten auszudrücken, zu Vergleichen aus der

Natur Zuflucht nehmen. Für die vielen durch den Umgang mit den Weißen, oder doch durch diese unter ihnen neu eingeführten Begriffe haben sie ganz eigentümliche beschreibende Namen. Eine Flinte ist beispielsweise ein „Ding zum Schießen", ein Glas ein „Ding zum Trinken". Beim Sprechen und besonders beim Erzählen von Begebenheiten begleiten sie die Worte durch entsprechende Gesten und Bewegungen von sehr drastischer, bezeichnender Art, so daß selbst der der Sprache Unkundige den Inhalt der Erzählung unschwer erraten kann. Diese bei den Indianern höchst entwickelte Geberdensprache diente auch als Verständigungsmittel unter den verschiedensprachigen Stämmen. Gewisse konventionelle Zeichen sind über die ganzen, eine Million Quadratmeilen ausgedehnten Prärien bekannt, und soweit eben das Auge reichen kann, wird ein Indianer dem andern, auch wenn er einem fremden Stamme angehört, das Nahen einer oder mehrerer Buffalos, die Zahl und Stärke weißer Trapper oder sonst dergl. signalisieren können.

Die Häuptlinge der „Blackfeet" werden gewöhnlich aus den tapfersten und weisesten Männern des Stammes erwählt, doch kommt es auch vor, daß sie diese Würde von ihrem Vater ererben. Aber ihre Herrschaft stützt sich einfach auf den Volkswillen. „Von Gottes Gnaden" giebt es bei den Indianern nicht. Hat sich die Nation über die Wahl eines Häuptlings geeinigt, so überläßt sie ihm auch willig die Herrschaft. Ungehorsam gegenüber seinen Befehlen würde die Todesstrafe nach sich ziehen. Er ist Oberkommandant der „Armee" in einem Kriege und besitzt auch im Frieden großen Einfluß auf die Entschließungen im Volksrate, weshalb sich die kanadische Regierung diese Indianer-Durchlauchten in der Regel durch Geschenke von Pferden, Gewehren u. dergl. zu guten Freunden macht. Auch die „Blackfeet" erhalten von der Regierung eine Subsidie von, ich glaube, 5 Dollars pro Jahr und Kopf, sowie Werkzeuge, Decken, in besonders strengen Wintern auch Lebensmittel.

Die zahlreichen katholischen, Methodisten-, Baptisten- und Quäker-Missionäre, welche ganz Kanada durchziehen und in jeder Ansiedlung, jedem „hunting Camp" zu finden sind, haben bei den Blackfeet keine besonderen Erfolge aufzuweisen. Sie sind Erzheiden geblieben, abergläubisch, durch ihre dem Fetischdienst huldigenden Medicin-Men geleitet; aber doch glauben sie an einen guten und einen bösen Gott, etwa den Ormuz und Ahriman Amerikas, ebenso auch an die Unsterblichkeit der Seele. Nur können sie sich den Begriff der Seele nicht recht klar machen, sondern verwechseln ihn häufig mit dem Körper. Mit den anderen Prairie-Indianern glauben auch sie, daß sie in derselben Verfassung, in welcher sie aus dem Leben scheiden, auch in die ewigen Jagdgründe gelangen. Ein Blinder oder Lahmer ist demnach auch im Jenseits blind oder lahm. Aus dieser Ursache ist ihnen auch nichts daran gelegen, wenn sie im Kampfe in der Blüte und Kraft ihres Lebens erliegen, weil sie dann in Ewigkeit jung und kräftig bleiben. Es ist dies eine der Hauptursachen ihrer Tapferkeit und Tollkühnheit.

Damit die wackeren Krieger im Jenseits auch ihre Waffen und Pferde zum Jagen haben, werden die ersteren zu der in den besten Kriegsschmuck gekleideten

Leiche gelegt, die Lieblingspferde des Verstorbenen jedoch erschossen und neben ihm beerdigt. Die Leichen selbst werden entweder in sitzender Stellung in ein Zelt oder ein kleines Blockhaus gebracht, und die Waffen, Bogen, Pfeile, Flinte und Schild, an der Außenwand aufgehängt.

Die beliebteste Bestattungsart der Blackfeet ist jedoch die Beisetzung auf hohen Gerüsten, außer dem Bereich der Wölfe und Coyoten, die zur Nachtzeit mit den trauernden Squaws und Verwandten um die Wette heulen. Ein eigentümlicher Gebrauch herrscht hier beim Tode eines Kindes. Kaum hat sich die Nachricht hiervon im Lager verbreitet, so stürzen auch schon sämtliche Bewohner desselben herbei und berauben das Zelt der unglücklichen Eltern seines Inhalts, selbst die Kleidungsstücke nicht ausgenommen. Prophezeit der „Medicinman" deshalb den herannahenden Tod eines Kindes, so schaffen die Eltern gewöhnlich im geheimen ihre wertvollste Habe beiseite.

Und eine solche „wertvollere Habe" besitzen die Blackfeet in viel ausgedehnterem Maße als irgend ein anderer Indianerstamm des Kontinents. Während die bettelhaften Crees und Crows, Zigeunern gleich, in zerlumpte Kleidungsstücke der Weißen gehüllt, einen Zylinder oder Militärtschako auf dem Kopf, und in elenden, durchlöcherten Leinwandzelten wohnend, einen ebenso traurigen als lächerlichen Anblick darbieten, ist bei den Blackfeet und den zu diesen gehörigen Blood- und Piegan-Indianern alles rein indianischen Ursprungs, und die Zelte wie deren Einrichtung zeigt von einem gewissen Wohlstand und Lebenskraft. Die geräumigen, spitz zulaufenden Zelte der Blackfeet (hier Moyas genannt), sind mit zahlreichen Büffelfellen bekleidet, welche mit verschiedenen Tier-Emblemen, Adlern, Schlangen, Elentieren und Büffeln übermalt sind. Die Häuptlings-Moyas sind etwa fünfzehn Fuß hoch und an der Basis von ebenso großem Durchmesser. Das Häuptlings-Zelt, welches ich in „Red Jacket", einer kleinen Ansiedlung in Assiniboia sah, war von zwölf langen Zeltstangen getragen, die indessen über die Spitze des Zeltes noch weit hervorstanden und ein kleines segelartiges Stück Fell trugen, wahrscheinlich um die obere Öffnung für den Rauchdurchzug gegen den Wind zu schützen. Der Eingang wurde durch ein kleines, mit Pelzen verhängtes Loch in der Zeltwand, etwa einen Fuß über dem Boden, gebildet. Im Inneren lagen längs des ganzen Umkreises Pelze und gegerbte Häute aufgeschichtet, während in der Mitte des Zeltes auf dem bloßen Boden ein von Steinen eingeschlossenes Feuer brannte. Die einzelnen Lagerstätten der Familienmitglieder waren durch Binsen- und Weidengeflechte von einander geschieden. Dem Eingang gegenüber gestattete eine kleine Öffnung am Boden den Zutritt frischer Luft. Davor befand sich ein Verschlag aus Flechtwerk, in welchem Sättel, Zaumzeuge, Waffen, wertvolle Tierfelle und Kleidungsstücke sowie der phantastische Kriegsschmuck des Häuptlings aufgeschichtet lagen. Die sorgsamste Pflege schien er jedoch seiner schönen Pfeifen-Sammlung zu widmen, die aus Pfeifen aller möglichen Formen und Größen — durchwegs aus rotem Speckstein geschnitten — und mit Federschmuck oder Perlenstickereien versehen, in einer Reihe neben seinem Lager aufgestellt waren. Die Blackfeet wie überhaupt die kanadischen Indianer rauchen

teils aus Ökonomie, teils aus Neigung, nicht reinen Tabak, sondern mischen ihn gewöhnlich mit der gleichen Quantität von zerkleinerter Weidenrinde oder auch mit Salbeiblättern, deren Genuß jedoch vielfach Hals- und Lungenkrankheiten mit sich bringen soll. Das den Indianern eigentümliche trockene, kurze Hüsteln wird dem Rauchen des Salbei zugeschrieben.

In ihrem stolzen, kriegerischen, würdevollen Wesen und ihrer vielbewährten Tapferkeit zeichnen sich die Blackfeet vor allen anderen Stämmen, selbst die Sioux nicht ausgenommen, besonders aus, und es ist nur zu bedauern, daß die Habsucht und Übervorteilungen, welcher sie von seiten der amerikanischen Händler ausgesetzt waren, sie aus warmen Freunden in grausame, blutdürstige Todfeinde der Weißen verwandelt haben. Hätte sich die Hudsonbay-Kompagnie von Anfang an des Handels mit den Blackfeet bemächtigt, wie sie es mit allen anderen kanadischen Stämmen gethan, so wäre das Unheil abgewendet worden. Der Grenzstreitigkeiten mit den Vereinigten Staaten halber überließ sie die Blackfeet den gewissenlosen, betrügerischen Yankee-Traders aus Dakota und Montana, und diese rohen, gewöhnlich der rächenden Hand des Gesetzes entsprungenen „Outlaws" waren natürlich kaum dazu geeignet, bei den Blackfeet Vertrauen zur weißen Rasse zu erwecken. Erst in allerjüngster Zeit wurden im Gebiete der Blackfeet kanadische Handelsstationen und Militärforts errichtet, wie z. B. Milk River Post, Eastend Post, Medicin Hat, Indian Head u. s. w. Aber bis dahin war der nächste Handelsposten der Hudsonbay-Kompagnie das an den Ausläufern der Felsengebirge nahe dem Ursprung des North Saskatschewan-Stromes gelegene Rocky Mountain-House. Dieser Trading Post versah auch die Blackfeet und andere Indianerstämme des fernen Nordostens mit ihren Lebensbedürfnissen, aber da sie dort weder Kriegswaffen noch das leidenschaftlich begehrte „Feuerwasser" erhalten konnten, bevorzugten sie gewöhnlich die amerikanischen Traders jenseit der Grenze. Weil dieser Posten nun durch die berittenen Gensdarmen der „Mounted police" aufgehoben wurde, wird das Rocky Mountain-House wieder durch die Besuche der Blackfeet beglückt.

Das Rocky Mountain-House gleicht in seinem Aussehen und seinen Anlagen mehr einer starken Festung als einer Faktorei. Palissaden, Wassergräben, Zugbrücken, Fallthüren, Gitter und Schießscharten sowie eine permanente Garnison deuten hinreichend die Gattung Leute an, mit welchen es die Hudsonbay-Kompagnie hier zu thun hat. Man darf allerdings nicht vergessen, daß dieser Posten mitten im Gebiete feindlicher Indianerstämme, hunderte Meilen von den nächsten weißen Posten entfernt und somit vollständig auf die eigene Wachsamkeit und Stärke angewiesen ist. Ein Besuch der Blackfeet im Rocky Mountain-House ist also eher mit einem feindlichen Überfall zu vergleichen, und man bereitet sich hinter den Palissadenmauern auch dementsprechend vor. Haben die Indianer auf ihren Jagdzügen hinreichende Mengen Pelze und Felle erbeutet, um sie in der Faktorei gegen ihre Bedürfnisse einzutauschen, so werden zwei oder drei schlaue, tollkühne „Scouts" oder Vorreiter vorausgesandt, um zunächst auszukundschaften, ob nicht etwa zur gleichen Zeit andere Indianer, haupt-

sächlich ihre Todfeinde, die Crees und Assiniboines, in der Faktorei sind, dann auch, um den Beamten derselben die Menge und Gattung der einzutauschenden Felle, sowie ihre eigenen Bedürfnisse anzuzeigen, damit man sich in der Faktorei bei Zeiten auf den Besuch vorbereiten könne. Diese Kundschafter bleiben gewöhnlich mehrere Tage im Fort als Gäste der Beamten. Man füttert sie, macht ihnen Geschenke, und kundschaftet sich gegenseitig über alles Wissenswerte aus. Kehren die Scouts endlich zu ihrem Stamm zurück, so wird das Fort über Hals und Kopf in Verteidigungszustand gesetzt — Schlösser und Gitter geprüft, Gewehre und Revolver neben die Schießscharten gelegt, die Warenlager auf alle erdenkliche Weise vor einem Überfall gesichert. In dem eigentlichen Kaufladen wird die Menge der aufgestapelten Waren auf das möglichst Geringe reduziert, — um die Habgier der kauflustigen Indianer nicht übermäßig zu reizen. Mit welcher Vorsicht man bei dem bevorstehenden Tauschhandel zu Werke geht, kann man aus der Anordnung der einzelnen Räumlichkeiten eines solchen „trading forts“ allein schon entnehmen. Von der äußeren Palissadenpforte führt ein langer schmaler Gang nach dem sogenannten Indian Room, einem fensterlosen, aus schweren Palissaden gezimmerten Verschlag, und von diesem führt eine seitlich zuschiebbare, gepanzerte Thüre nach einem zweiten engen Durchgang, durch welchen die einzeln hintereinander marschierenden Indianer erst in den trading Store gelangen. Aber auch dieser ist durch schwere, vom Boden bis zur Decke reichende Verschläge in zwei Hälften geschieden — einer für den Händler und die Waren, der andere für die Indianer. Ein kleines, vergittertes Fensterchen läßt gerade hinreichend Raum, um ein Fell, eine Decke oder sonst einen Kaufartikel hindurchzulassen. Diese Vorsicht war notwendig, da sich die Indianer erfahrungsgemäß stets an die Händler herandrängten, alles in die Hände nahmen, genau untersuchten und dann wahrscheinlich aus purer Vergeßlichkeit mit den Waren das Weite suchten, ohne zu bezahlen. Zuweilen argumentieren sie auch, wenn aufgeregt, mit dem Revolver oder dem Tomahawk, und aus dieser Ursache stecken in den oberhalb des Indian Room und des trading Store befindlichen Schießscharten während der ganzen Prozedur ein paar Gewehrläufe und ein paar gute Schützen dahinter. Wie man sieht, ist der Verkehr mit den Indianern kaum ein freundschaftlich vertraulicher.

Am Tage des Besuches selbst zeigt den Händlern eine dichte Staubwolke am Horizont das Kommen der Indianer an, und bald entpuppen sich daraus die einzelnen pittoresken Figuren der Reiter, in voller Kriegsrüstung, da sie jeden Moment einen Überfall von Seiten der Crees oder Assiniboines befürchten können. Die Squaws und Papooses (Kinder) folgen im Nachtrab und behüten die vor „Travailles“ gespannten zahlreichen Ponys. Der „Travaille“ ist das Fuhrwerk der Indianer: Zwei lange elastische Stangen die unter einem spitzen Winkel gegen vorne zulaufen, und dort mit ihren Enden auf dem Sattel des Zugtieres — Pferd oder Hund — aufliegen, während die hinteren divergierenden Enden auf dem Boden schleifen. In der Mitte sind sie durch zwei oder drei Querstücke miteinander verbunden, und auf diese Bahre werden die zu transportierenden Lasten

geschnürt. — In der Nähe des Forts angelangt, werden Wachen ausgestellt, die Zelte errichtet, die Waren abgeladen und geschichtet, die zum Tausch bestimmten Ponys eingefangen und in Corrals (Einzäunungen) untergebracht. Die Ponys der Blackfeet werden allgemein als die besten und kräftigsten unter allen Prairiepferden gerühmt, und es mag wohl ihrethalben sein, daß die benachbarten Indianerstämme so häufig auf dem Kriegspfad gegen sie begriffen sind. —

Ist alles vorbereitet, so zieht der ganze Stamm, mit Ausnahme der Wachen — nach dem Fort. Krieger wie Squaws sind in ihre „Sonntagskleider" gehüllt, über und über mit Farbe beschmiert und mit Perlen-, Muschel- und Federschmuck in grotesker Weise aufgeputzt. Nahe am Eingange zum Fort wird die malerische Bande von dem Kommandanten begrüßt. Der Häuptling und die „big guns" oder Ältesten des Stammes stellen sich in einen Halbkreis zusammen, und der Pau-Wau beginnt. Eine Unzahl Reden wird nun vom Stapel gelassen, jeder einzelne Krieger schildert dem Händler in weitschweifiger, blumenreicher Sprache, wie sehr er die weiße Rasse und ihn ganz speziell liebt, wie uneigennützig er dem Händler seine ganze Habe schenken würde u. dergl. Nach stundenlangem Palaver zeigt der Häuptling seine Freundschaft für den Händler dadurch, daß er ihm einige Ponys oder Felle, Leder, Pemmican (Büffelfleischpastete) oder dergl. zum Geschenk macht. Das ist nun alles sehr schön, hat aber sein kleines Häkchen. Nicht daß er das Geschenk in ähnlicher Weise machen würde wie jener Mexikaner, der mir im vergangenen Jahre in Puebla ein Paar prachtvolle Pistolen, ein vollständig gesatteltes Reitpferd und anderes zum Geschenke machte und nach echt spanischer Manier drei Stunden darauf alles wieder vergessen hatte. — Der Indianer meint es mit seinen Geschenken ernstlich, nur erwartet er ein Gegengeschenk von drei und vierfachem Werte.

Das wird ihm dann auch stets in Gestalt von zinnoberroten Decken, Stoffen, Perlen, Zucker, Thee u. dergl. zu teil, denn es ist im Indianerland stets gut den Häuptling auf seiner Seite zu haben, geradeso, wie ich es unter den Arabern in Afrika nur zu häufig erfahren. — Endlich werden die Indianer eingelassen — nicht wie Freunde, sondern als wäre in jedem Moment ein wütender Überfall zu gewärtigen. Kaum sind zwei Indianer mit ihren Fellen und Häuten in den engen Durchgang eingetreten, so wird die Thüre hinter ihnen zugeschoben. Durch das vorn geschilderte Labyrinth gelangen sie endlich zu dem Warenlager und tauschen Stück für Stück ihrer Felle gegen Decken, Schießbedarf, Lebensmittel, Hausgeräte u. dergl. um. Man darf jedoch nicht glauben, daß es bei diesem Tauschhandel irgendwie willkürlich zuginge. Im Gegenteil, jeder Artikel hat seinen festen, bestimmten Preis, gerade so wie bei uns in Europa, nur wird hier der Preis nicht nach Mark oder Schilling, sondern nach Biberfellen berechnet. Das Biberfell ist heute noch in vielen Indianergebieten Kanadas die Münzeinheit, obschon der Biber selbst längst nicht mehr so zahlreich vorhanden ist wie vor dreißig, vierzig Jahren. Das Fell eines Büffels ist sechs, das eines Marders zwei, eines Silberfuchses zwanzig Biberfelle wert; ein Pony kostet fünfzig, eine Pferdedecke zehn, ein Theekessel fünf Biberfelle u. s. w. Auf dieser Grundlage

wird der Tauschhandel vollzogen. In manchen Forts erhalten die Indianer für ihre Jagdhäute vom Händler eine Anzahl Stäbchen, deren jedes ein Biberfell repräsentiert, und mit denen er die von ihm gekauften Waren bezahlt, so daß ihm die Rechnung ziemlich leicht wird. Die Hudsonbay-Kompagnie beherrscht auch heute noch den ganzen Handel im Nordwesten, obschon sie ihr Privilegium längst an die kanadische Regierung verkauft hat. Ihre Angestellten sind allgemein bekannt wegen ihrer Ehrlichkeit und der durchwegs soliden Art ihres Verkehrs mit den Indianern, so daß diese für ihre Waren in der That den vollen Wert erhalten. Früher allerdings, als noch Feuerwasser an die Indianer verkauft werden durfte, war es anders, und mit Grauen erzählen die alten Voyageurs und Pelzhändler von den Schreckensszenen, welche sich unter den betrunkenen Indianern innerhalb des Forts abspielten. Für eine Flasche Rum konnten sie ihre ganze Habe, Waffen, Zelte, Ponys, ja ihre eigenen Kleidungsstücke hergeben; der Besuch der Indianer im Fort artete bald in eine wilde Orgie aus und endigte schließlich auf die blutigste Weise. Noch heute zeigt man in manchem Fort zahlreiche Kugellöcher und Tomahawkeinschnitte in den Wänden, die gewiß nicht für diese letzteren bestimmt waren.

Überhaupt scheint die Zivilisation der Weißen bei den Indianern des kanadischen Nordwestens nicht viel weiter gekommen zu sein als bis zur Bewaffnung. Bogen und Pfeil und demzufolge auch Schilder sind nahezu gänzlich durch Schießwaffen verdrängt worden. Ihr Hauptstreben ging darauf aus, sich von den amerikanischen Schleichhändlern gute Winchester- und Remington-Gewehre, Revolver und Pistolen zu erhandeln, mit denen sie heute ebenso gut und sicher umzugehen wissen wie einstens mit Bogen und Pfeil. Ihre Medizintänze, Festlichkeiten und Exerzitien zeigen, daß sie bei ihren altangestammten Sitten und Gebräuchen standhaft beharren und von Christentum und Kultur eben nur so viel annehmen, als sich mit ihren eigenen Zwecken vereinbaren läßt. Sie sind Barbaren geblieben in der vollsten Bedeutung des Wortes, wie ihre heute noch üblichen Sonnen-Tänze, Hundetanz u. dergl. hinreichend zeigen. — Die Kraft der Crees und Croms, der Blackfeet und Sioux ist noch lange nicht gebrochen, und viel Blut wird noch fließen, bevor die weiten Prärien am Assiniboine und Saskatschewan von der weißen Kultur ganz beherrscht sein werden. Jetzt ist es allerdings ein beliebtes und begreifliches Mittel der Auswanderer-Agenten, die Indianer-Unruhen Kanadas, ja die Indianer selbst ganz totzuschweigen, da man schon ihre Existenz nicht in Abrede stellen kann. Es wurden mir Bücher und Broschüren über Kanada zugesandt, in welchen das Wort „Indianer" überhaupt gar nicht vorkommt, oder in welchen er doch als ein harmloses, gutherziges, reizendes Wesen dargestellt wird. Alles nur um so viel Emigranten als möglich heranzulocken. Solch' milde, harmlose Indianer giebt es in Kanada allerdings, aber nicht in den Flußgebieten des Saskatschewan und Assiniboine. Ihr Revier sind die Provinzen Ottawa und Kewatin, vielleicht auch die Gegenden um den Winnipeg-See. Weit im hohen Norden unter den Indianern am Mackenzie-Fluß, am Wollaston und Athabaska findet man sogar noch ganze Stämme, deren sprichwörtliche Ehrlichkeit früherer Jahrhunderte noch heute



fortbesteht, einfach, weil sie nicht in Berührung mit den Weißen kommen, und weil es ihnen möglicherweise leicht ist, ehrlich zu sein. Dort oben, so viele hundert Meilen weit von jeder weißen Ansiedelung entfernt, im Gebiete des achtmonatlichen Winters, kann die Hudsonbay-Kompagnie begreiflicherweise keine ständigen Handelsposten unterhalten. Sie läßt dort von Zeit zu Zeit an bestimmten Orten in ihren Blockhäusern die unter den Indianern gebräuchlichsten Waren aufstapeln. Die Indianer besuchen zeitweilig diese verlassenen Posten, deponieren in ihnen ihre Pelze und Felle, nehmen das Äquivalent an Decken und Provision und verschließen den Eingang beim Verlassen wieder gegen die wilden Tiere. Ein derartiger Vorgang ist wohl unter den tagsüber vereinsamten Zeitungsständen der Rue Rivoli in Paris denkbar, aber daß er sich in so großem Maßstabe in den Einöden Kanadas wiederholt, zeugt nicht nur von der großen Naivetät und angestammten Gutherzigkeit der in ihrem Urzustande lebenden Indianer, sondern er zeigt auch im Vergleich zu den im Verkehr mit den Weißen lebenden grausamen und blutdürstigen Indianern weiter südlich, zu welchem Resultat die Weißen es dort gebracht haben!

Diese Verdorbenheit früherer tapferer Indianerstämme läßt sich in den westlichen Gebieten Kanadas, in nahezu jedem „Winter Camp" in den Trapper- und Jägerlagern wahrnehmen. Die pittoresken indianischen Vagabunden, zerstreuten, in ihrer Kraft und ihrem Widerstand gebrochenen Stämmen angehörig, bilden so zu sagen den Troß „der Jäger", unverkennbar durch ihr scheues, ernstes Wesen, ihre zerlumpte Umhüllung, ihre Unterwürfigkeit dem Weißen gegenüber. Sie ziehen mit ihren „tepees," ihren Familien, Ponys und Hunden bandenweise in den weiten Einöden und Wäldern nördlich des Winnipeg-Sees umher und schließen sich den weißen Jägern in der Regel nur an, wenn sie diese mit vollgepackten Provisionsschlitten, mit Lebensmitteln und Munition reichlich versehen wissen. Die Erfahrung hat ihnen gelehrt, daß ein solches Lager das Ideal einer Kommunistengemeinde ist. Die ganze Habe eines Jäger-Lagers, ob ursprünglich Weißen oder Mischlingen gehörig, ist allen Mitgliedern des Lagers zu gleichen Teilen eigen. Gehen nach monatelangen Streifzügen die Lebensmittel aus, ist Hunger und Entbehrung ins Lager gezogen, so schließen sich die Leutchen nur noch enger aneinander. Wird endlich ein Büffel oder ein Bär erlegt, so wird die Beute vom ganzen Lager geteilt, ja auch der Fremde, ob Indianer oder Weißer, erhält seinen Teil. Den Indianerbanden jener Gegenden ist es heute, wo Büffel und Wild immer seltener werden, viel leichter, hinreichend Lebensmittel bei seinem weißen oder Mischlingsbruder zu erbetteln als seinen Bedarf selbst zu erjagen. Stoßen sie auf ein „Winter Camp", so schlagen sie sofort irgendwo in der Nähe ihre Zelte auf und lagern dann ernst und still in den einzelnen Zelten der Weißen umher, bis man sich ihrer erbarmt und ihnen ein Stück Pemmican oder Brot zuwirft. Die Rothäute scheinen ebenso wenig wie Hunde das Bewußtsein zu haben, daß sie stören, wenn sie verstohlen in irgend ein Zelt oder selbst ein Haus schleichen und sich, nachdem sie allen Insassen stillschweigend die Hände geschüttelt, in irgend einem Winkel auf den Boden kauern, um stundenlang sitzen zu bleiben. Zu jeder Zeit des Tages

oder des Nachts hat man den Besuch dieser rothäutigen Hungerleider zu gewärtigen. Bei Mahlzeiten wird er nicht etwa um Futter für sich betteln, selbst wenn ihm der Magen vor Hunger knurren sollte. Die Indianer-Etikette verbietet ihm dies. Er wird ruhig warten, bis man ihm etwas anbietet. Dann erst wird er seine Jeremiaden beginnen — von den Entbehrungen und Darben seiner Squaws und Papooses erzählen, von seinen tagelangen Reisen ohne irgend welche Lebensmittel. Findet er aber bei einem oder dem anderen Jäger Rum oder Whisky, so wird er sofort mit ein paar Fellen angelaufen kommen und diese gegen ein Fläschchen Feuerwasser umtauschen. Geringe Quantitäten reichen hin, um ihn ganz aus dem Häuschen zu bringen. Er wird aber doch so lange trinken und seinen Kollegen zu trinken geben, bis das letzte Tröpfchen verschluckt ist. Auch dann noch wird er heißes Wasser in das Blechgefäß gießen und dann trinken, um wenigstens noch das zurückgebliebene Aroma des geliebten Feuerwassers nicht zu verlieren. —

Die Lager dieser Vagabunden der kanadischen Wälder gleichen einander bis in die kleinsten Details. Ausgehungerte, räudige Köter jeden Alters und Größe lungern um die Tepees. Auf den Baumästen rings herum, aber hoch genug, daß sie von Hunden oder Wölfen nicht erreicht werden können, hängen Fleischschnitte. Zaumzeuge, Sättel und Geschirr, Schneeschuhe und Kleidungsstücke. Im Zelt selbst drängen sich ein halb Dutzend oder gar ein Dutzend Personen um das Feuer in der Mitte; Darüber, nahe der Spitze des Zeltes, sind Fleisch-Streifen zum Räuchern aufgehängt. Fette, schmierige Kinder spielen mit den in jedem Zelte anzutreffenden jungen Hündchen, trinken mit diesen aus derselben Schüssel oder schlafen auf den Fellen. Die Squaws, in kaum glaublicher Bekleidung, kochen oder flicken oder säugen ihre Kinder, ohne sich durch den Fremden irgendwie stören zu lassen. Häufig findet man in diesen Zelten auch einen Missionär dieser oder jener Religion, eifrig damit beschäftigt, die Rothäute zu bekehren. Fast jedem Winter-Camp des weiten kanadischen Nordwestens schließen sich Missionäre an, um ihre Bekehrungs-Versuche an Rothäuten und Mischlingen zu probieren, aber ihre aufopfernde Thätigkeit, ihr Leben voll Mühen, Gefahren und Entbehrungen wird selten von Erfolg gekrönt. Ein Hauptgrund dieser Mißerfolge liegt in der Verschiedenheit der Religionen, denen sie angehören. Bald ist es ein katholischer, bald ein methodistischer Priester, ein Baptist oder gar ein Quäker, der bei denselben Rothäuten anpocht. „Diese Narren mögen sich doch zuerst selbst über ihre Religion einigen", meinte ein Häuptling, „bevor sie zu uns kommen, uns ihre Religion aufzuzwingen."

Bisher wurden, wie gesagt, von den kanadischen Indianern nur die Huronen und die Irokesen, dann auch ein paar Banden der Algonkinen im Norden der Provinz Quebec zum Christentum bekehrt, aber diese letzteren haben dessen ungeachtet ihre nomadenhafte Lebensweise nicht aufgegeben. Noch weiter nördlich, in den die Hudsonbai umgebenden Wäldern des Rupertslandes, hausen auch noch etwa zehntausend der Jagd und dem Fischfang ergebene Indianer, die Abbittibis, die Papinaschis, Mistassins, Daskapis u. a., größtenteils von den Faktoreien der Hudsonbai-Kompagnie abhängig, und da noch der Berührung mit den Weißen fremd, höchst friedfertig und harmlos. —

Bandenweise durchstreifen sie die Wälder, um bald hier, bald dort ihr Lager aufzuschlagen. Die Squaws sind es, welche dann tagsüber allein in den Wäldern das Wild aufspüren, während ihr Herr und Meister im Zelte ruht und seine Pfeife schmaucht. Sind ein paar Spuren aufgefunden, so begiebt sich der Krieger selbst auf die Jagd nach dem Wilde. Aber oft vergehen Tage und Wochen, bevor die Bande auf Jagdtiere stößt. Die Lebensmittel sind ausgegangen, Männer, Weiber und Kinder darben und hungern. Vielleicht begegnen sie auf ihren Irrfahrten einer anderen Bande, die mit ihnen ihre Provisionen teilt — vielleicht aber auch nicht. Manche sind vor Hunger und Entbehrungen in den weiten, furchtbar kalten, aller Kultur baren Einöden zu dem großen „Manitou" in die glücklichen Jagdgründe versammelt worden. Die treuen, selbst bis auf die Knochen abgemagerten Hunde sind bis zum letzten geschlachtet und verzehrt. Ist dann alle Hoffnung auf Rettung verschwunden, dann thun es die Rothäute Labradors den Indiern und Arabern gelegentlich der großen Hungerjahre gleich: Mit stoischem Gleichmut hüllen sie sich in ihre Decken, ihre Felle, kauern in einer Ecke ihres Zeltes nieder, und bei der furchtbaren Kälte dieses Winterlandes dauert es nicht lange, bis sie weder Speise noch Trank mehr bedürfen. — — —



Die überseeische Bank für Deutschland.

Von

C. H. Bitter.

Zu Anfang des vorigen Jahres und im Verlauf desselben brachten die deutschen Zeitungen mehrfach Artikel, welche darauf hinwiesen, daß zur Erleichterung des deutschen Verkehrs mit dem überseeischen Auslande eine Bank begründet werden solle, für welche die Mittel, man sprach damals von 50—60 Millionen Mark, durch dem Handelsstande angehörige Kapitalisten beschafft werden sollten.

Die Presse, so weit sie sich mit dieser Angelegenheit beschäftigte, diskutierte das Für und Wider in ziemlich objektivem Sinn und nahm im ganzen eine abwartende Stellung ein.

Inzwischen hörte man, daß diese Frage zur Entscheidung des Reichskanzlers gelangt sei, sah darum baldiger Lösung entgegen, und als diese auf sich warten ließ, verstummte nach und nach jede weitere Besprechung.

Diejenigen, welche sich für die Sache interessiert hatten, und deren waren nicht wenige, vermochten nicht, sich den Grund für diesen thatsächlichen Verlauf derselben zu erklären, zumal das für den Reichskanzler so glänzende Ergebnis der Debatten im Reichstage über die von ihm inaugurierte Kolonial-Politik darauf hinzuweisen schien, daß die Gründung der überseeischen direkten Dampferlinien, nicht weniger die Übernahme des deutschen Protektorats für die Kolonial-Erwer-

bungen durch deutsche Reichsangehörige in Afrika und Neu-Guinea es mehr wie je notwendig machen werde, daß die große Lücke, welche thatsächlich in den Verkehrs-Beziehungen Deutschlands zu dem überseeischen Auslande vorhanden ist, beseitigt werde. In der That bedarf es nur eines flüchtigen Blickes auf das, was in Deutschland selbst für den inneren Verkehr in Geldfragen, in Zahlungsverkehr und Wechselangelegenheiten und in den geschäftlichen Beziehungen zum In- und Auslande erreicht worden ist, um darauf aufmerksam zu werden, daß nach der oben angedeuteten Richtung noch gar nichts geschehen ist, während doch gerade alles auf die dringende Notwendigkeit hinweist, die deutschen Reichsangehörigen, welche im überseeischen Auslande Handelsgeschäfte betreiben, in bezug auf ihren Beruf sicher und von der Ausbeutung durch das Ausland unabhängig zu machen.

Während England und Frankreich nach dieser Richtung hin mit einem großen Apparat von Erleichterungen für den ihnen angehörigen überseeischen Verkehr auftraten (England besitzt in Indien und Asien, Australien und Amerika nahe an 30 Kolonialbanken, in Frankreich fällt dem Comptoir d'Escompte die Besorgung der Geschäfte des überseeischen Verkehrs zu, in beiden Ländern sind diese Institute mit großen Mitteln reichlich ausgestattet und zum Teil von dem allerbesten Erfolge begleitet), ist der deutsche Verkehr mit dem überseeischen Auslande fast ganz auf die Vermittelung der Banken dieser Länder angewiesen.

Die Gegner überseeischer deutscher Bank-Institute haben nun zwar vielfach erklärt, daß das deutsche Geld jenseit des Ozeans keine Rolle spiele, kaum bekannt sei, während die englische Valuta den gesamten derartigen Verkehr beherrschte und der Frank mindestens in den dem französischen und italienischen Handel offenen Gegenden seine festen Grundlagen finde, daß es daher deutscher Geld-Institute mindestens zur Zeit nicht bedürfe.

Aber es scheint, daß man hier die Ursache mit der Wirkung verwechselt hat.

England beherrscht den überseeischen Verkehr, eben weil es rechtzeitige Fürsorge getroffen hat, seinen Forderungen gerecht werden zu können. Dieses Land hat mit seinem praktischen Blick seit vielen Jahren erkannt, daß die Aufrechterhaltung seiner zahlreichen, die ganze Welt umspannenden Handels-Beziehungen, deren Verbindung mit seinen Kolonien in allen Weltteilen, nicht weniger deren innerste Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande davon abhängig sei, daß keine fremde Zwischenwirkung diese Verhältnisse störe, daß vor allem die Handeltreibenden jenseit der Meere sich stets auf dem festen Grunde der englischen Nationalität zu bewegen haben und daß selbst die anderen, nicht der englischen Nation angehörigen Personen der Meinung sein müßten, daß eigentlich nur England ein Recht habe, die Handelsverhältnisse dort nach seinem Sinn und nach den ihm eigentümlichen Verkehrs-Beziehungen zu leiten. Englische Sprache, englische Rhederei, englische Schiffahrts-Gesetze und Interessen, englisches Geld, englische Bankinstitute und Währungs-Verhältnisse, alles muß dazu beitragen und trägt dazu bei oder strebt danach, dieses System zu einem alle anderen Interessen nahezu ausschließenden zu festigen.

Wenn Frankreich innerhalb seiner außereuropäischen Machtsphäre in ähn-

lichem Sinne zu wirken suchte, so ist ihm das in so weit geglückt, daß dies Land in seinem Kolonialbesitz außerhalb Europas die Mittel in Bereitschaft gestellt hat, seinen Angehörigen den Verkehr in französischer Sprache und Gesetzgebung und in naher Verbindung zum Heimatlande in allen Verkehrs- und Zahlungsverhältnissen sicher zu stellen.

Deutschland hat ein großes Netz von konsularischer Vertretung über die Welt gespannt, es hat jetzt in sehr hervortretender Weise seine kolonialen Anfänge, seine Dampferlinien waren bereits vorbereitet, seine Gesetze gelten in Afrika und Neuguinea, seine Marine durchschneidet achtunggebietend alle Meere, des deutschen Kaisers Kriegsflagge weht stolz in den Häfen in und außerhalb Europa, aber des Kaisers Bildnis auf den deutschen Münzen kennt man kaum, und im Welthandel ist es das englische Pfund, ist es die englische Sprache, die auch diejenigen Gebiete beherrschen, in denen deutsche Arbeit, deutscher Fleiß, deutsche Intelligenz und deutsches Kapital dem deutschen Mutterlande dienen.

Wir wissen genau, daß Deutschlands Export und Import eine außerordentlich hohe Stufe in dem Weltverkehr einnimmt. Ich lese in einem zu München am 27. März d. J. vom Direktor Raab gehaltenen, in der dortigen allgemeinen Zeitung abgedruckten Vortrage, daß im Jahre 1883 Deutschland im Weltverkehr 6,626,000,000 M. umgesetzt hat, gegen das Vorjahr 1882 mehr 218 Millionen, während derselbe Verkehr bei Frankreich 8,904,000,000 M. Franken beträgt mit einer Minusdifferenz gegen 1882 von 252 Millionen, indes der englische Weltverkehr die ungeheure Summe von 668,691,000 Lstr., also das dreifache des deutschen Verkehrs betragen und gegen 1882 um 11 Mill. Pfund zugenommen hatte.

Nach diesen Ansätzen entfallen auf den Kopf der Bevölkerung in England 380 M., in Frankreich 191 M., in Deutschland 146 M., wobei aber zu berücksichtigen ist, daß hier gegen das Jahr 1880 16 M. mehr pro Kopf zu berechnen waren.

In wieweit diese Zahlen richtig sind, läßt sich freilich nicht ohne weiteres kontrollieren. Die Statistik für das deutsche Reich weist für dasselbe Jahr andere Zahlen nach. Inzwischen können auch diese nicht ohne weiteres maßgebend sein, da auch hier gegen ein schließliches Endresultat mancherlei Bedenken obwalten. Doch ergiebt sich auch aus den hier gegebenen Zahlen in jedem Falle ein gewaltiger Verkehr, dessen Gesamtresultate in Geld ausgedrückt eine Milliarde an Wert weit hinter sich zurücklassen, während die Statistik von Hamburg und Bremen noch weitere sehr erhebliche Summen nachweist, welche den Nachweisen der Reichsstatistik hinzugerechnet werden müssen.

Immerhin ist der deutsche Waren-Verkehr nach dem überseeischen Auslande ein so großer, daß es sich der ernstesten Erwägung empfiehlt, ob man den damit verknüpften Geld-, Wechsel- und Bank-Verkehr auf die Dauer dem Auslande und dem Ausbeutungssystem des englischen Geldmarktes werde überlassen können.

Es wird ja die Bankthätigkeit nicht um ihrer selbst willen in Aussicht genommen. Sie wird durch den Handelsverkehr bedingt, durch ihn notwendig.

Ist dieser im überseeischen Auslande für Deutschland zu der Höhe eigener Selbstständigkeit emporgewachsen, so erfordert die Fürsorge für ihn, daß das Land, sei es auf privatem, sei es auf öffentlichem Wege, diejenigen Institute schaffe, ohne deren Hilfe und Mitwirkung seine weitere Blüte und Entwicklung, insbesondere seine Zusammengehörigkeit mit dem Vaterlande gefährdet sein würde.

Von wie ausgedehnter Beziehung der Geldverkehr nach diesem überseeischen Auslande schon in diesem Augenblick ist, das ersieht man aus der Kundgebung eines süddeutschen Privat-Instituts[1]), welches über seine Wechsel-Ziehungen auf Nord- und Süd-Amerika, Afrika, Asien, Australien und Ozeanien einige Bestimmungen an seine Geschäftskreise bekannt gegeben hat, in denen über 3000 Namen von Städten angeführt sind, nach denen die deutsche Handelskorrespondenz reicht und in der u. a. die Kapkolonie mit 74, China mit 17, Vorder-Indien mit 62, Hinter-Indien mit 21, Australien mit über 500 Namen figuriert.

Man wird mit großer Bestimmtheit annehmen dürfen, daß über das Bedürfnis an sich, man mag dasselbe vom merkantilen oder nationalen Standpunkt aus auffassen, eine Verschiedenheit der Ansichten nicht obwaltet. Anders könnte die Frage sich stellen, wenn man darüber zu entscheiden hat, ob ein derartig überseeisches Bank-Institut aus Privatmitteln zu errichten, oder ob dessen Schaffung der Initiative des Staats, d. h. des Deutschen Reichs zu überlassen sein würde.

Bekanntlich giebt es unter den politisch maßgebenden Personen in Deutschland, insbesondere im deutschen Reichstage, eine nicht geringe Anzahl von solchen, welche jeder Vermehrung der Machtsphären und des Einflusses der Staatsregierung mit argwöhnischem Blicke folgen, ihr von vornherein abgeneigt sind.

Es sind dies nahezu dieselben Personen, die zugleich die Möglichkeit jedes großen Erfolges für die Regierung und deren Leiter beseitigen möchten, während sie als das Hauptinteresse ihrer wirtschaftlichen Axiome den Fortgang und die Hebung des Volkswohls und seine Existenzbedingungen in die Privat-Industrie und den Privat-Verkehr verlegt sehen möchten.

Es ist mit einem Worte das Manchestertum, das sich am ausgeprägtesten in dem Auftreten allbekannter Reichstagsmitglieder darstellt, das aber auch in gewissen Finanzkreisen der Reichshauptstadt sehr deutlich entwickelt ist und hier seine hauptsächliche Stütze findet.

Nun ist es ja keineswegs zu verkennen, daß, wenn es sich bei einem derartigen Reichs-Institut um eine büreaukratische Schöpfung handeln könnte, man schweren, und wie ich gern anerkenne, auch berechtigten Bedenken begegnen würde.

Gute Verwaltungsbeamte können im inneren und äußeren Dienst vortreffliches leisten und würden dabei immer noch sehr entfernt davon sein, als gute Bankbeamte figurieren zu können. Sie können als Vertrauenspersonen im eminentesten Sinne des Wortes gelten und würden darum immer noch Gefahr laufen, an einer Bankstelle eine sehr verfehlte Rolle zu spielen. Daß es auch hier Ausnahmen geben könne, würde die Bankbehörde noch nicht berechtigen, mit solchen Ausnahmen

[1]) Köfters Bank, Mannheim, Heidelberg, Frankfurt. Nr. 6. 1885.

einen generellen Versuch zu machen, noch weniger sie als Regel einführen zu wollen. Das mindeste, was zu befürchten ist, würde Unkenntnis in den vorkommenden Geschäften sein, nicht bloß des eigentlichen Bankverkehrs, sondern auch vorzugsweise der überseeischen und kolonialen Verhältnisse und des Verkehrs mit den Eingeborenen und Handeltreibenden fremder Weltteile, der absolut auf genauer Kenntnis von Land und Leuten, besonders auch der Sprachen, beruhen muß. Nicht Buchführung, Report-Geschäft, Börsen- und Syndikats-Angelegenheiten und was damit zusammenhängt, sind es, die hier als Maßstab der Beurteilung dienen können, sondern es ist vor allem die Beurteilungsfähigkeit für den Handel und Verkehr im großen, insbesondere auch in bezug auf dessen Lokal-Beziehungen. Nicht bloß der Exporteur, der Importeur, der Kolonist, der Faktorei-Besitzer, der Zwischen- und Unterhändler müssen diese kennen, ihrer mächtig sein. Auch der Bankier, der die Umsätze in Geld zu vermitteln, bei deren Realisierung mitzuwirken, Vorschüsse zu leisten oder zu besorgen, Waren in Pfand zu nehmen oder zu expedieren hat, muß neben der Kenntnis des Bank-Geschäfts als eines solchen in der Lage sein, den Wert und die Rentabilität der an ihm vorübergehenden Umsätze sachlich beurteilen zu können.

Weder der bloße Verwaltungsbeamte noch der Rotürier werden solchen Anforderungen auf die Dauer genügen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Privatunternehmungsgeist am meisten berufen und genügend sein würde, nach dieser Seite hin die richtigen Wege einzuschlagen und die Gefahr büreaukratischer Zersetzung der Geschäfte zu vermeiden, wenn gleich hiermit nicht ausgesprochen sein soll, daß jeder Finanzmann oder gute Bankier zugleich ein geeigneter Beurteiler überseeischer Bankthätigkeit sein würde.

Auch die Beschaffung der für eine solche Thätigkeit nötigen Geldmittel würde durch private Zeichnungen erfolgen können, ohne daß das Reich als solches deshalb die Sache zu der seinigen zu machen nötig hätte.

Wir sehen an den zahlreichen englischen überseeischen Banken, an dem Institut des comptoir d'escompte, an der niederländischen Bank für Java, daß auch Privatunternehmungen, zum Teil mit großem Nutzen, derartige Geschäfte übernehmen und betreiben können.

Indes liegen die Sachen in und für Deutschland doch anders als in jenen Ländern, in denen alter und ausgedehnter, mit dem Kolonial-Besitz Hand in Hand gehender Handel seit einer langen Reihe von Jahren die Grundlagen für eine derartige Bankthätigkeit gewährt hat.

Wie steht es in Deutschland?

Schon die Reichstagsdebatten über die Kolonialfrage haben deutlich gezeigt, in welchem Maße das Mißtrauen des deutschen Publikums geweckt worden ist, nicht bloß gegen die Kolonial-Politik des Reichskanzlers und alles, was damit zusammenhängt, sondern auch gegen die Subventionierung der Dampferlinien, die doch recht eigentlich nur den Zweck verfolgt, dem großen Verkehr die Bahnen freier Entwicklung zu ermöglichen, zu erleichtern. Darf man bei solchen Verhältnissen vertrauen, daß das Unternehmen einer überseeischen Bank von dem

Vertrauen der Geschäftswelt getragen werden könnte, wenn die Autorität der Regierung und des Reichskanzlers dieselbe nicht stützt, sondern gerade diese nach Möglichkeit lahm gelegt wird?

Mein Vertrauen geht so weit nicht. Ich spreche dies mit um so größerer Zuversicht aus, als die bisherigen Versuche, im überseeischen Auslande deutsche Bank-Institute mit Privatmitteln zu schaffen, notorisch gescheitert sind.

Wie die Sachen in Deutschland stehen, blickt das Gros der Bevölkerung in dieser Frage, deren Notwendigkeit und Dringlichkeit ihr sehr klar ist, auf den Reichskanzler als den Mann der schöpferischen und schaffenden Real-Politik. Weder die Namen v. Bleichröder und v. Hansemann noch die Firmen irgend welcher Aktien-Gesellschaften, wie sicher begründet und gut geleitet dieselben sein mögen, würden imstande sein, dasjenige Vertrauen zu gewähren, welches unausbleiblich ist in einer Sache, deren innerster Kern unzertrennlich ist von dem nationalen Gedanken, auf welchem die überseeische und koloniale Thätigkeit der Reichs-Regierung beruht.

Mag man im Laufe der Jahre, und ich muß hinzufügen, einer langen Reihe von Jahren, dahin gelangen, an Stelle des Reichs nach und nach die Privatthätigkeit treten zu lassen, mag man selbst von vornherein die Schöpfung der überseeischen Bank für Deutschland nicht als durch besondere Privilegien geschützt betrachten, wie ja auch neben der deutschen Reichsbank die Bankthätigkeit der Privaten nicht behindert ist, immerhin ist es für den Beginn der Sache, für deren feste und sichere Organisation und für deren dauernde Verantwortung unvermeidlich, sie in bewährte Hände zu legen, die mit den Zielpunkten der Reichs-Regierung und mit ihrem Wollen und Können vertraut, vor allem mit ihrer Verantwortlichkeit gegen das Land und dessen Vertretung gebunden sind.

Nicht das mit der Gründung solcher Banken verbundene Risiko, nicht die Gefährlichkeit daraus folgender Unternehmungen, nicht der etwaige Mangel an Erfahrungen sind bei dieser Erwägung maßgebend, sondern vor allem der politische Gedanke, der bei denselben vorwiegend sein muß. Die große Mehrzahl der Bevölkerung verlangt in diesen eine sichere Leitung und konsequente Behandlung nach festen politischen Prinzipien. Der enge Gesichtskreis, von dem aus die Gegner der Kolonial-Politik bei den Debatten im Reichstage die einschlagende Angelegenheit beurteilt sehen wollten, muß von vornherein ausgeschlossen bleiben. Nicht große Schwierigkeiten, nicht die Möglichkeit einzelner Verluste dürfen hierbei von wesentlich entscheidendem Einfluß werden. Die Erfolge der englischen Banken in Asien, Australien und Südamerika, die bei Gesamtumsätzen von weit über 100 Mill. Lstr., im Jahre 1882, 7, 8, 12½, 14, 15, 16, 17½ bis 25% Dividende ergeben haben,[1]) bürgen dafür, daß bei richtiger Organisation und Leitung die bezüglichen Geschäfte der deutschen Bank-Institute jenseit der See nicht mit dauernden Verlusten arbeiten werden.

Es würde zu weit führen, auch das Gebiet technischer Erwägungen mehr berühren, als dies Zweck der vorliegenden Zeilen ist, wollte ich hier mich über

[1]) Vortrag von Prof. Raab a. a. O.

die Geldmittel auslassen, deren ein derartiges, von dem Sitze der Zentralstelle des deutschen Reiches aus geleitetes Bank-Institut bedürfen würde.

Ich will hier nur kurz hervorheben, daß das Gründungs-Kapital jedenfalls reichlich und voll bemessen werden muß und kaum erheblich unter der Summe von 120—150 Millionen Mark würde normiert werden können.

Ebenso will ich nur andeutungsweise berühren, daß ein Teil desselben zwar ohne Zweifel durch das deutsche Reich würde beschafft werden müssen; denn wenn man diesem die Verwaltung der Bank und die Verantwortung für deren Geschäftsbetrieb und die Ehre des letzteren überweisen will, darf man es auch nicht von der direkten Teilnahme an den Kosten der Anlage und des Betriebs ausschließen. Ob man dabei den Reichsanteil auf $^1/_2$ oder vielleicht auf $^1/_3$ normieren will, würde Sache spezieller Erwägung sein.

Keinen Zweifel darf man darüber lassen, daß der Sitz und die Leitung dieser überseeischen Reichsbank nicht etwa nach Bremen oder nach Hamburg verlegt werden dürfe, sondern daß nur in Berlin sein Platz ist. Dagegen würde es zunächst als offene Frage behandelt werden können, ob dieselbe mit der deutschen Reichsbank in organische Verbindung gesetzt werden oder als besonderes Reichs-Institut behandelt werden solle.

Für die erstere Alternative scheinen mir besonders dringende Gründe nicht zu sprechen.

Immerhin wird der Schwerpunkt der Bankverwaltung in den Stellen liegen, die unter der Zentralleitung des Instituts teils innerhalb Deutschlands (Hamburg, Bremen, Lübeck, vielleicht selbst Köln a. Rh., Stettin oder Königsberg) zu errichten sein würden, teils in den im überseeischen Auslande zu schaffenden und mit hinreichenden Vollmachten ausgestatteten Filialen oder Agenturen.

Die wesentlichste Erwägung würde die Beschaffung desjenigen Teils von dem Gründungskapital (von obigem $^1/_2$ oder $^2/_3$) erfordern, für welches nicht Reichsmittel flüssig gemacht, sondern die Privathandelsthätigkeit herangezogen werden müßte.

Da dieser ein sehr wesentlicher Einfluß auf die Verwaltung der Bank und insbesondere auch auf die äußerst wichtige Erledigung der Personalfragen eingeräumt werden müßte, so würde man dieselbe auch mit vollem Vertrauen heranziehen können und hierdurch zugleich die Garantie dafür geben, daß die Besorgnis lediglich büreaukratischer Leitung eines solchen, den weitesten Interessen des Vaterlandes und dessen eminent praktischen Zielpunkten bestimmten Instituts von vornherein als beseitigt betrachtet werden könnte.

Möchten die vorstehenden Erörterungen dazu beitragen, das Interesse an den in ihnen behandelten wichtigen Fragen neu anzuregen, vor allem den Beweis zu führen, daß dieselben mit dem Schweigen der Reichsregierung nicht aus dem Interessenkreise derjenigen verschwunden sind, die in ihnen ein wesentliches Glied zur Vervollständigung der deutschen Kolonialpolitik und der überseeischen Handelsinteressen des Vaterlandes gefunden zu haben meinten.



Was thut die englische Diplomatie beim Vizekönig von Ägypten?[1]

Die Geschichte der englischen Intervention in Ägypten bietet eigentlich ein ganz wunderbares Beispiel, wie eine verkehrte Politik alle günstigen Chancen zu ihrem Gegenteil verkehren und in kürzester Zeit das Prestige einer hochzivilisierten Macht in einem halbbarbarischen Lande völlig zerstören konnte. Wenn wir die heutige Lage mit derjenigen vergleichen, wie sie vor drei Jahren war, stehen wir vor einem Rätsel, dessen Lösung demjenigen Schwierigkeiten bereiten muß, der nicht in der Lage ist, die Ursachen der überraschenden Wirkungen zu sehen. Der Einzug der englischen Truppen in Kairo wurde von Europäern und Arabern mit aufrichtiger Begeisterung empfangen; ein tiefes Dankgefühl für England erfüllte jeden, dem durch die Intervention Leben und Gut gerettet worden war, und mindestens ebenso nachhaltig war der Groll gegen Frankreich, dessen Zurückhaltung man als Ohnmacht oder Egoismus auffaßte. Das französische Prestige in Ägypten erlitt damals einen anscheinend unverbesserlichen Stoß. Europäer erzählen, daß zu jener Zeit ihrer Tausende bei Port Said, wo die französische Flotte lag, unter Zelten kampierten, und daß sie jeden Morgen — kaum erwacht, sehnsüchtig nach dem Hafen blickten, um zu sehen, ob die französischen Truppen schon gelandet wären. Grade als die Lage den Höhepunkt der Gefährlichkeit erreicht hatte, war die Flotte eines Tages verschwunden, und all' die ungezählten im Stich Gelassenen schwuren damals der großen Republik Fehde und wandten ihre Hoffnungen England zu, das als Befreier und Retter erschien. Aber kaum, daß das Staatsruder einige Monate in englischen Händen geruht hatte, war auch alle Sympathie dahin. Die Europäer erkannten, daß ein egoistischer und berechnender Konkurrent sich unter ihnen eingenistet, die Araber sahen mit Schaudern ein, daß sie dem schlimmsten Feinde des Glaubens ihr Land überliefert hatten. Heute ist es dahin gekommen, daß der Araber in ein fieberhaftes Entzücken gerät bei der Nachricht, daß der so gefürchtete und gehaßte Türke die Rotröcke ablösen soll, und daß selbst die Europäer eine solche — an sich beklagenswerte Änderung ersehnen, weil sie von ihr nur eine Besserung erwarten. Dieses Resultat ist ungeheuerlich und fordert auf, daß man seinen tieferen Ursachen nachforsche. Man schiebt die Schuld der fortdauernden Mißerfolge hauptsächlich der schlechten und erdrückend kostspieligen englischen Administration zu. Abgesehen jedoch, daß es in dem Heere englischer Beamten unstreitig tüchtige Leute und noch viel mehr vom besten Willen beseelte Männer giebt, kann die Verwaltung eines seit Jahrzehnten an das Chaos gewöhnten Landes nicht allein die tiefgehende Unzufriedenheit erzeugt haben, welche in der That alle — die Engländer selbst nicht ausgenommen, beseelt. Was Eng-

[1] Der vorstehende Artikel ging uns von Kairo **vor** dem Rücktritt des liberalen Kabinets in England zu. Trotzdem behält die Abhandlung ihren Wert, da Lord Salisbury nicht viel in der ägyptischen Politik von Mr. Gladstone abweichen wird.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

land in Ägypten unmöglich gemacht hat, ist seine Politik, die ein Unikum bildet von Schwäche, Haltlosigkeit und Mangel an bestimmten Zielen. Es ist nicht unsere Aufgabe, dem Kabinet Gladstone ein Sündenregister vorzuhalten, es mag aber nicht ohne Interesse sein zu zeigen, wie die Haltung dieser Regierung sich in den Akten ihrer hiesigen Vertreter wiederspiegelt. Es ist zwar überaus schwierig, in dem hiesigen englischen Bevollmächtigten den Diplomaten vom Administrator zu trennen, vielleicht gelingt es uns aber doch in einigen charakteristischen Zügen die allgemeinen Ursachen zu zeigen, welche den moralischen Einfluß Englands im Nilthale völlig und für immer zerstört haben.

Das Unglück Ägyptens und Englands größter Feind in diesem Lande nennt sich Baring. Dieser Mann hat bei der besten Absicht seinem Vaterlande mehr Schaden gethan, als er je wieder gut machen kann; der Moment, welcher ihn zum britischen Generalkonsul in Kairo machte, bezeichnet einen markanten Wendepunkt in seiner Karriere vom Guten zum Bösen. Nach dem Urteile der ihm Nahestehenden wäre Sir Evelin ein befähigter Mann. Das Verhängnisvolle seines Wirkens liegt dann auch nicht an persönlichen Mängeln, vielmehr an einem Überfluß an gewissen moralischen Vorzügen, welche dem einstigen Major zur Zierde gereicht haben mögen, für seine gegenwärtige heikle Stellung jedoch höchst nachteilig sind. Energie des Willens, welche sich hauptsächlich durch Hinwegsetzung über die Formen des Ausdruckes auszeichnet, bildet seine hervorstechende Charaktereigenschaft. Als Vertreter Englands bei der gemischten Kontrolle leistete er gerade durch seine Kürze verbunden mit Geschäftskenntnis gute Dienste, in denen er oft Verhandlungen, die sonst wochenlange Korrespondenz nötig gemacht hätten, durch persönliche Intervention in kürzester Zeit zur Zufriedenheit aller Teile beschloß. Auch in Indien soll er sich gut bewährt haben, diese Vergangenheit bewog die englische Regierung ihm die schwierige Aufgabe zu übertragen, sie in Kairo zu vertreten. Die Meinungen über Barings diplomatische Befähigung gehen übrigens auseinander; das folgende Beispiel aber stellt diese in ein nicht sehr schmeichelhaftes Licht. Am 5. März dieses Jahres telegraphierte Baring an Lord Granville: Ich habe Lord Wolseley mitgeteilt, daß Zobeir-Pascha sich freiwillig erboten habe, zum Mahdi zu gehen, um herauszufinden, was dessen Absichten und Ziele sind. — Am folgenden Tage sandte er neuerdings eine Depesche nach London dieses Inhaltes: Lord Wolseley hat auf mein Telegramm geantwortet: Es wäre eine Tollheit (it would be a madness) Zobeir Pascha zu gestatten, sein Vorhaben auszuführen, denn sein Anhang hat mehr als irgend jemand sonst dazu beigetragen, den jetzigen Zustand im Sudan herbeizuführen. — Eine Woche später wurde Zobeir mit seinen Söhnen ausgehoben und nach Gibraltar geführt.

Als Generalkonsul ist Baring diplomatisch den übrigen Vertretern der Mächte gleichgestellt, thatsächlich aber der Vizekönig Nr. 1. Seine Stellung erscheint auch dadurch erschwert, daß sein Vorgänger Malet — das gerade Gegenteil Barings, sich die Sympathie aller Ägypter zu erobern verstanden hatte. Sir Edward vermied im Verkehre mit den Paschas, welchen es an Eigendünkel nicht fehlte, die Ostentation, durch welche Baring alle Welt abstößt. Er besuchte diese Herren

15*

allein, als Privatmann, trat sozusagen durch Hinterthürchen ein und wußte sie durch seine Freundlichkeit dahin zu bringen, wohin er wollte, ohne daß sie es merkten. Sein Nachfolger liebt es mit Lärm und Demonstration aufzutreten, — er befiehlt, er droht, er beleidigt, die Gewalt, auf welche er sich einzig stützt, verschafft ihm Gehorsam — von ihm stammt das Wort: die Ratschläge der englischen Funktionäre sind Befehle. Er hat sich ein wunderbar zusammengesetztes Ministerium angeschafft, dessen Chef ein Christ ist und welches einen, sage einen einzigen eingeborenen Ägypter umfaßt: den Unterrichtsminister Mahmud Pascha Falaki. Es hat lange gedauert, bis er Charaktere fand, welche sich seine Behandlung gefallen ließen. Riaz-Pascha, Scherif-Pascha und alle Patrioten zogen sich zurück, und er konnte schließlich aus Türken, einem Armenier und einem maltesischen Konvertiten ein „ägyptisches Ministerium" bilden. Von diesen sind manche englischer als Baring selbst, und man kann sich leicht vorstellen, mit welchem Eifer diese Leute ihre Stellung ausnützen, da die schönen Tage für sie jederzeit ein jähes Ende finden können. Wenig verschlägt es ihnen, daß sie dabei unterthänige Diener dem ihnen zur Seite gesetzten Ratgeber sein müssen, und ebenso gleichgiltig nehmen sie die moralischen Ohrfeigen hin, welche der Generalgewaltige freigebig austeilt.

Verhängnisvoller als die Wahl der Werkzeuge ist das seit seinem Antritte von Baring verfolgte Ziel gewesen, das Ansehen des Vizekönigs systematisch zu untergraben. In der Hauptsache war ihm diese Politik von London diktiert; der Khedive mußte nicht nur um alle Macht, sondern auch um die Liebe seiner Unterthanen gebracht werden, damit gegebenen Falles die Beseitigung des Vizekönigs nur ein formeller Akt sei. Baring scheint diese Aufgabe wörtlich genommen zu haben; jedenfalls aber hat er in der Durchführung die erlaubten Grenzen überschritten. Daß er im persönlichen Verkehr mit dem Khedive diesen seine Ohnmacht fühlen läßt, könnte schließlich gleichgültig scheinen, da sich diese Szenen intra muros abspielen. Die englische Politik geht jedoch dahin, den Khedive in den Augen seines Volkes verächtlich zu machen. Die Ägypter lieben ihren Herrscher aufrichtig; jedenfalls ziehen sie ihn seinem Vater vor, das Volk, von jeher an strikten Gehorsam gewöhnt, beugt sich seiner Autorität ohne Murren. Mohamed Tewfik besitzt ganz besonders die Sympathie der Araber; er hält keinen Harem, besitzt nur eine Gemahlin, ist sparsam, guter Moslem, der die Europäer nicht begünstigt. Diese passiven Vorzüge mögen den Khedive noch nicht zu einem großen Regenten stempeln — es bedarf aber keines hervorragenden Scharfblicks um zu erkennen, daß diese günstige Vorbedingung benutzt werden sollte, um durch den Khedive das Volk zu beeinflussen. Baring strebt das Gegenteil an. Sein stetig verfolgtes Ziel ist es, den Regenten dem Volke zu entfremden und — wenn wir so sagen dürfen — eine Art Anarchie permanent zu erhalten, welche plötzliche Veränderungen begünstigt. Die Organe Englands verkennen ganz und gar den Charakter der Araber — sie halten diese für dumm und unwissend in politischen Dingen, während in Wahrheit die Araber die englische Staatskunst in einer Weise beurteilen, welche dem hochintelligenten englischen Volke sehr zur Unehre

gereicht. Um den Leser nicht glauben zu lassen, daß wir hier nur persönliche Ansichten aussprechen, seien einige Beispiele angeführt. Vor einigen Wochen kehrte das letzte ägyptische Bataillon aus Suakim zurück. Colonel Watson, der interimistische Chef der Armee des Khedive, hielt über diese Truppe Revue und sagte am Schlusse derselben: daß es ihm zum Vergnügen gereiche, im Namen Sir Evelyn Barings den Truppen für die in Suakim geleisteten guten Dienste den Dank auszusprechen. — Kurz vorher hatten die englischen Blätter die Nachricht gebracht, daß die Königin von England Soldaten und Offiziere der ägyptischen Armee (folgten die Namen) für die im Gefecht von Kerkeban bewiesene Tapferkeit mit Auszeichnungen bedacht habe. In beiden Fällen war der Name des Khedive nicht erwähnt. Die englischen Offiziere in der ägyptischen Armee haben nicht den Zweck, die Mannschaften mit kriegerischem Geist zu beseelen und auszubilden; denn hierzu ist die überwiegende Mehrzahl von ihnen schon wegen Unkenntnis der Sprache ungeeignet; überdies besteht ja die Armee nur dem Namen nach. Was man damit erreicht, ist, dem Volke Ägyptens immer und immer wieder in das Gedächtnis zu rufen, daß es den Befehlen ihrer huldvollen Majestät unterthänig zu sein habe. Wir haben schon erwähnt, daß diese Politik — das Ansehen des Khedive zu untergraben, schon von langer Hand datiert. Auch hierfür sei ein Beispiel gegeben. Ein reicher Bauer aus der Umgebung Kairos erzählte, daß zur Zeit, als Lord Dufferin in besonderer Mission hier weilte, verkappte Agenten in sein Dorf kamen und fragten, ob die Fellahne es gern sähen, wenn der Vizekönig abgesetzt würde? Der poetisch angehauchte Lord hegte überhaupt eine ganz eigentümliche Auffassung seiner Mission, welche erkennen ließ, daß gar kein ernster Zweck zu Grunde lag. In jenem hochernsten Augenblicke veranstaltete er eine glanzvolle Lustpartie nach Luxor, um sich von der klingenden Memnonssäule das Schicksal Ägyptens weissagen zu lassen! Von keiner Seite hat diese Politik eine schärfere Beurteilung erfahren als von englischer selbst. Die größte Mehrzahl der Engländer leidet mit unter dem Chaos, das Gladstone geschaffen — er und seine hiesigen Vertreter sind denn auch mit Epitheta belegt worden, die wir schlechterdings nicht wiedergeben können.

Unsere Aufgabe wäre es eigentlich, die diplomatischen Mißerfolge und Fehler der Engländer und speziell am Hofe des Khedive zu zeigen, aber wie kann von einer eigentlichen diplomatischen Thätigkeit die Rede sein, da die englischen Agenten als ultima ratio immer wieder an die Bajonnete der Rotröcke appellieren? Unter Umständen wäre eine solche Regierungsform in Ägypten die beste, wenn nämlich die englischen Suprematiegelüste nur den Widerstand der Eingeborenen zu besiegen hätten. Die schärfste Opposition geht aber von den Europäern aus, die sonst wenig Gemeinsames haben, jedoch einig sind in dem Bestreben, den englischen Einfluß zu paralysieren. Frankreich ist hier durch einen seiner brillantesten jüngeren Diplomaten vertreten. Rußland hat den geschäftskundigen Chitrowo nach Egypten entsendet. Herr von Barrère wird von den Engländern mehr gefürchtet als gehaßt, man konnte dies deutlich an dem Freudenschrei merken, der sich in der englischen Presse erhob bei dem Gerüchte, Barrère würde nach Schluß der

Suez-Kanalkommission nicht mehr auf seinen Posten zurückkehren. Es ist bekannt, daß diese wachsamen Vedetten schon wiederholt englische Pläne durchkreuzt haben. Neben dieser ist aber auch die im geheimen arbeitende, nicht offizielle Diplomatie außerordentlich thätig; bei jedem Schritt, den England hier machen will, fühlt es tausend und aber tausend unsichtbare Schlingen sich um seine Füße legen. In stolzer Selbstgefälligkeit thut es aber nichts, gleiches mit gleichem zu vergelten. Noch schwerwiegender dürfte es aber sein, daß England sich ganz und gar nicht des weiblichen Elementes bedient, um Erfolge zu erzielen, welche sich nicht offen erringen lassen. Von Lady Baring wird die Welt nur gutes sagen, aber niemand hat noch behauptet, daß sie irgend welchen Einfluß in der Politik genommen habe. Und doch giebt es hier ein offenes Feld für das weibliche Wirken, denn im Oriente regiert schließlich ebenso gut wie bei uns die Frau — die Frau in der Mehrheit — der Harem. Jeder dieser ist ein Herd der politischen Intrigue, in welchem zarte Hände die feinen Fäden spinnen, an welchen die großen Puppen — Paschas genannt — gehorsam tanzen; während die Damen der englischen Gesellschaft diese Zentren vernachlässigen, sind andere unablässig an der Arbeit, für gewisse Zwecke und Persönlichkeiten Stimmung zu machen und den empfänglichen Boden mit goldener Saat zu beackern. Die Möglichkeit — das Oberhaupt des Landes auf diese Weise direkt zu beeinflussen entfällt zwar, weil der Khedive keinen Harem hält, aber auch hier setzt die Intrigue ihre Hebel an, und bis vor kurzem wurde von zwei Mächten um das Herz Tewfik Paschas gekämpft. Auch für den früheren Khedive wird sehr lebhaft agitiert, und bei den bekannten Neigungen dieser gefallenen Größe ist es nicht zu verwundern, daß sie in den Harems einen sehr starken Anhang besitzt, wie auch die Mehrzahl der hiesigen Europäer eine merkwürdige Sympathie für diesen Fürsten hegt. Um nicht ungerecht zu sein, müssen wir konstatieren, daß die Engländer mit Erfolg sich des Gespenstes Ismail Pascha bedienen, um dessen Sohn in Gehorsam und Abhängigkeit zu erhalten, und der größte Vorwurf, der gegen den jetzigen Khedive erhoben werden kann, ist eben, daß er durch die Drohungen Barings sich einschüchtern läßt und nicht einsieht, daß seine Kerkermeister das Nilreich lieber Beelzebub als seinem Vater ausliefern würden, dessen erste That die wäre, die Rotröcke dahin zu schicken, wo sie hergekommen sind. — Eine europäische Großmacht, welche erst vor Wochen sich im denkbar schärfsten Gegensatz zu England befand, läßt hier eine erfolgreiche Minierarbeit ausführen, welche sich in die weitesten Kreise erstreckt. Die zahllosen nichtenglischen Angestellten der ägyptischen Regierung sind natürlich ebensoviele Oppositionelle, welche mit Freuden jede Gelegenheit benützen, die siegreichen Eindringlinge zu hemmen. So kann man sagen, daß England soviel Gegner hat, als es in Ägypten denkende Menschen giebt; diejenigen aber, welche nicht denken, hassen alles Englische aus Instinkt.

Aber diesen im geheimen arbeitenden Einflüssen, deren fatale Wirkungen sie nur zu wohl empfinden, setzen die Engländer einen Polizei-Apparat entgegen, der jenem des dritten Kaiserreiches nachgebildet ist. Die geheime Polizei, schwarzes Kabinet, eine korrumpierte Presse — nichts fehlt. Ohne gerade zu behaupten,

daß die sprichwörtliche englische Freiheitsliebe eitele Heuchelei ist, muß man doch konstatieren, daß sie eine sehr einseitige Deutung findet. Die Freiheit für die Engländer — gegen andere ist aber jedes Mittel recht. Man muß dies englische System bei der Arbeit in fremden Ländern beobachten, um diesen scheinbaren Widerspruch zu lösen, ohne die gesamte englische Nation des Jesuitismus zu beschuldigen. Der Engländer thut bekanntlich nichts um Gottes willen, alles muß einem Zwecke dienen, und dieser Zweck ist bei ihnen für den Staatsmann wie für den ärmsten Auswanderer business: Geschäft. Es ist ein natürlicher Ausfluß dieses kaufmännischen Egoismus, daß der Brite sich in den Kolonien eine privilegierte Stellung schafft. Wo er Alleinherrscher ist, erreicht er es durch die Gewalt, aber auf dem internationalen Boden Ägyptens reicht die Anwesenheit der Rotröcke nicht aus, John Bull die unbestrittene Suprematie zu sichern, und begreiflicherweise ist sein Streben darauf gerichtet, die gegen ihn arbeitenden Gegner kennen zu lernen. Hierzu hat er sich einen großartigen und kostspieligen Polizeiapparat angeschafft, dessen Kosten das bankerotte Ägypten tragen muß. Von den unglaublichen Fehlern der englischen Polizeiverwaltung, welche aus dem einst friedlichen Nildelta glücklich das Räuberland par excellence gemacht hat, soll hier nicht weiter die Rede sein, denn alle europäischen Zeitungen haben sich wiederholt mit diesem Thema befassen müssen. Uns interessiert nur die geheime Polizei, welche die Intriguen der Gegner Englands bloßlegen soll. Rücksichtslosigkeit und eine unglaubliche Naivetät sind die leitenden Prinzipien dieser geheimen Agenten, die aber aller Welt bekannt sind. Der englische Detektiv mag ein ausgezeichneter Diebsfänger sein; aber zum Mouchard oder zum Spitzel hat er nicht das Zeug. Sie wollen geheim thun und verraten sich, wie sie sich nur zeigen. Die beliebteste Praktik ist, die Häuser der Verdächtigen durch einen solchen Ehrenmann überwachen zu lassen, und es sei bemerkt, daß selbst einzelne Konsulate sich dieser liebevollen Aufsicht erfreuen. Der Verdächtige kennt seinen Überwacher ganz genau, denn dieser wird nicht verfehlen seinen Schutzbefohlenen ehrerbietig zu grüßen, wenn dieser das Haus verläßt. Diese Aufsicht erstreckt sich auch auf die Eingeborenen; die zahllosen Kaffees wimmeln von Agenten der Polizei. Es ist unerklärlich, was man auf diese Art von den Arabern erfahren will, die sich um Politik nicht kümmern, nur für Schacher oder Unterhaltung Sinn haben und überhaupt viel zu mißtrauisch sind, als daß sie an einem öffentlichen Orte kompromittierende Dinge in den Mund nehmen sollten. Schreiber dieser Zeilen begegnete kürzlich einigen befreundeten Eingeborenen, die auf einen als Araberin gekleideten Spion Jagd machten, um ihn öffentlich zu entlarven. Dieses Gelichter ist in seiner Dummheit harmlos und hat noch keinem schlaflose Nächte verursacht. Schlimmer dagegen ist die unverschämte Art, mit welcher man Privatkorrespondenzen mit Beschlag belegte. In den letzten Monaten wiederholten sich in den Blättern häufige Klagen wegen Verletzung des Briefgeheimnisses, die saisierten Briefe wurden teils im Departement der Geheimpolizei, teils im Ministerium des Auswärtigen durchsucht. Auch die ägyptischen Telegraphen sind unter Zensur gestellt worden.

Die Engländer haben es auch versucht, durch die Presse direkt auf die Araber einzuwirken und mehrere Blätter in ihren Sold genommen. Unglücklicherweise für sie ist aber das einzige einflußreiche Blatt — El-Ahrâm, ganz französisch gesinnt; die für England arbeitenden besitzen zusammengenommen nicht die Verbreitung des genannten. Die Ägypter wissen übrigens sehr wohl, wie es um die Anglomanie jener Eintagspublikationen bestellt ist, und sie beklagen es sehr, daß in Ägypten eine freie Presse nicht existiert und nicht existieren kann. Für solche Blätter, welche nicht wie El-Ahrâm unter dem direkten Schutze einer Großmacht stehen, giebt es nur die Alternative: Zur Guinee schwören oder — die Suspendierung. Preßfreiheit ist bei den Engländern so wie vieles andere ihrer sogenannten freiheitlichen Gesinnung nur leerer Begriff, sobald ein Fremder diese Rechte für sich fordert. Man wird vergeblich unternehmen, diesen häßlichen Vorwurf zurückzuweisen. Es vergeht keine Woche, ohne daß das offizielle Organ der Okkupation diesen oder jenen der arabischen Kollegen der hohen Regierung denunziert. Man hat es auch mit Proklamationen versucht und ganze Ladungen davon nach dem Sudan gesendet. Schon wegen der barbarischen Behandlung des Arabischen haben diese Machwerke kein besseres Schicksal verdient als das, welches sie gefunden.

Sollen wir noch von dem größten greifbaren Fehler der englischen Regierung, von der Preisgebung des Sudan, reden? Was dieses Hinterland Ägyptens für das Nilthal bedeutete, weiß jeder gebildete Europäer, ist jedem Kaufmann, jedem Zeitungsleser bekannt. Der große Mohammed Ali hatte mit seinem wunderbar staatsmännischen Auge erkannt, daß das schmale Nilthal des eigentlichen Ägypten bei aller Fruchtbarkeit doch gerade nur hinreicht, die überaus dichte Bevölkerung zu ernähren, und daß Ägypten an sich nur als eine Mittelstation zwischen Europa und dem ferneren Osten Bedeutung hat. Um diesem Lande selbständige wirtschaftliche Entwickelung zu geben, eroberte er das dahin vorliegende Gebiet bis nahe an den Äquator und eröffnete so den Produkten des unerforschten Kontinents einen Abfluß, der die Reichtumsquelle Ägyptens ward. Die englische Diplomatie ist nach Ägypten gegangen, um sich das Monopol des innerafrikanischen Handels zu sichern: die Anwesenheit ihrer Truppen hat einen gewaltigen Aufstand angefacht, die Mißerfolge der britischen Waffen haben das reiche Erbe des ersten Vizekönigs verloren. Früher oder später muß der Sudan wiedererobert werden, und Zehntausende von Ägyptern werden die Fehler der englischen Regierungskunst mit ihrem Leben bezahlen müssen. Eine Frage aber wirft sich jedem auf: Wohin gerät bei solchen Umständen das vielgerühmte englische Prestige in der Welt des Islams? Wer in der Lage ist, die Ansichten aufgeklärter Orientalen zu hören, könnte da manche interessante Äußerungen mitteilen, aber Reden sind wohlfeil, und es bleibt besser einer nicht fernen Zukunft überlassen darzuthun, daß die Füße des Kolosses auf thönerne Unterlage gestellt sind. Wenn im englischen Volke nur eine Spur von Selbsterkenntnis zurückbleibt, wird es reuig und vielleicht nicht zu spät mea culpa ausrufen.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Handelsgeographie.

Die deutschen Niederlassungen in Süd-Brasilien.

Durch den Erlaß des preußischen Ministers v. d. Heydt vom 3. Nov. 1859 wurde bekanntlich die Auswanderung nach Brasilien untersagt. Veranlassung zu diesem Schritt waren zunächst die vielen Klagen, welche Deutsche aus der Provinz S. Paulo erhoben. Hier hatte der Senator Vergueiro in den vierziger Jahren die sogenannten Parcerias oder Halbpacht-Verträge eingeführt. Die brasilianischen Großgrundbesitzer wollten dem durch das Einfuhrverbot von Negersklaven entstehenden Arbeitermangel durch Europäer vorbeugen und schlossen namentlich mit deutschen Auswanderern jene Parceria-Verträge. Sie leisteten den armen Auswanderern Passage-Vorschüsse, lieferten ihnen die Mittel zur ersten Ansiedlung und Einrichtung und unterstützten sie auch wohl noch mit Geld. Dagegen verpflichteten sich die Ansiedler, eine Kaffeeplantage von bestimmter Größe zu bewirtschaften und den halben Ertrag derselben dem Eigentümer abzuliefern. Mit der anderen Hälfte des Ertrags bezahlte der Kolonist die bei seinem Herrn kontrahierten Schulden und unterhielt sich und seine Familie. Da die Parceria-Verträge gewöhnlich auf lange Jahre abgeschlossen waren, so konnten die Ansiedler nur sehr schwer zu eigener Selbständigkeit kommen, und namentlich solange sie nicht ihre Schulden getilgt hatten, waren sie eigentlich bloße Hörige der Großgrundbesitzer, die sie zuweilen auch nicht zu zart behandelt haben mögen. Um diesen Mißständen vorzubeugen, wurde die Auswanderung nach Brasilien verboten.

Nun waren aber schon in den Süd-Provinzen, namentlich in Rio Grande do Sul, einige deutsche Kolonien entstanden, die auf dem Prinzip des kleinen Grundbesitzes beruhten. Hier waren die Kolonisten nicht Pächter, sondern Eigentümer des Landes, nicht Hörige, sondern freie Männer. Die Kolonien in Rio Grande do Sul und auch in dem benachbarten Santa Catharina hatten sich in günstigster Weise entwickelt und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Da kam jenes preußische Auswandererverbot und entzog den jungen Kolonien den ihnen so nötigen Zuwachs aus der alten Heimat. Die Thätigkeit entschiedener Gegner Brasiliens und auch wohl mangelhafte Informationen hatten bewirkt, daß die preußische Regierung die Verhältnisse in S. Paulo mit denen in Rio Grande und Santa Catharina identifizierte und die für S. Paulo berechtigte Maßregel auch auf jene beiden Provinzen übertrug, für welche sie keinen Schatten von Berechtigung hatte und hat. Waldemar Schultz, Reinhold Hensel, von Bunsen, von Tschudi, Ave-Lallement, Amand Goegg, Dilthey, Hugo Zöller, W. von Hundt, W. Spielberg, A. W. Sellin, H. von Ihering und wie die andern Besucher und Kenner Süd-Brasiliens alle hießen, haben einstimmig die äußerst günstigen Verhältnisse betont, in denen die deutschen Kolonisten in Süd-Brasilien leben. In der That dürfte es kaum einen zweiten Fleck auf der Erde geben, auf dem die deutsche Kolonisation angebrachter wäre wie gerade hier.

Allein in der Provinz Rio Grande do Sul leben reichlich 100000 Deutsche und deren Abkömmlinge. Die Thäler des Jacuhy, Cahy, Taquary, Rio dos Sinos, die Abhänge der Serra Geral sind von einem dichten Netz deutscher Kolonien überzogen, die sämtlich in den besten Verhältnissen sich befinden. Das Klima ist ein außerordentlich vorzügliches, der Boden ist fast durchgängig gut und gestattet alle Bodenprodukte der gemäßigten Zone zu ziehen neben denen der subtropischen. Neben unsern Cerealien, neben dem Obst und der Kartoffel gedeihen Orangen, Zuckerrohr, Reis, Tabak, ja selbst noch Baumwolle und Kaffee in gewissen Gegenden. Nach einigen Jahren harter Arbeit ist der arm herübergekommene Kolonist nach seinen Verhältnissen ein wohlhabender Mann, er hat ein Eigentum an Grund und Boden, hat zahlreiche Viehherden ꝛc. kurz er ist aller Nahrungssorgen enthoben. Über die Ausfuhr einiger Hauptartikel der 1849 gegründeten, jetzt etwa 20000 Seelen zählenden Kolonie Santa Cruz in Rio Grande do Sul finde ich folgende Statistik:

	1864	1874	1884 bis Oktbr.
Milho (Mais). . .	9120 Sack.	5000 Sack.	
Bohnen.	9801 Alqueiras	12000 Alqu.	40000 Alqu.
Tabak.	15112 Arrobas	70000 Arrobas.	90000 Arrob.
Speck u. Schmalz .	2320 „	8000 „	20000 „
Herva (Paraguaythee)	—	15000 „	40000 „

Der Wert der exportierten Waren betrug 1864: 108—145000 Reis (ca. 216000 Mark); 1874: 508000 Reis (1016000 Mark); 1884 bis Oktober: 540000 Reis (1080000 Mark). Der Import betrug 1864: 113238 Reis (ca. 226000 Mark); 1874: 350000 Reis (700000 Mark).

Diese wenigen Zahlen sprechen wohl deutlich genug für die günstige materielle Lage der Kolonie. Ähnliche Verhältnisse wie in Santa Cruz treffen wir nun in fast allen deutschen Kolonien, namentlich in den älteren. Alle Besucher der Kolonien sind erstaunt gewesen über den allgemeinen Wohlstand der Bewohner. In Rio Grande do Sul liegt der Großhandel, namentlich das Importgeschäft, fast ausschließlich in deutschen Händen; ebenso verhält es sich mit dem Handel nach dem Innern der Provinz und mit der Industrie. Große Bierbrauereien, Ziegeleien, Holzschneidereien, Spritbrennereien ꝛc. kurz eine Menge gewerblicher Etablissements sind von Deutschen gegründet. Die sehr ausgedehnte Flußschiffahrt wird gleichfalls zum großen Teil von Deutschen besorgt. Zahlreiche deutsche Kolonien bilden bereits eigene Municipien. In den Municipal-Kammern von S. Leopoldo, Santa Cruz, Estrella, Monte Negro, Santa Christina, Santa Maria ꝛc. sitzen deutsche Räte, die Offizierposten der Nationalgarde sind in den betreffenden Bezirken mit Deutschen besetzt, die Polizei- und Substitutrichterstellen gleichfalls, und seit einigen Jahren hat die Provinz zwei deutsche Abgeordnete im Provinzial-Parlament. Die Sklaverei ist aus Rio Grande do Sul bis auf einen winzigen Rest verschwunden, die Arbeit des freien Mannes ist dank der deutschen und italienischen Einwanderung zur vollen Geltung und Anerkennung gelangt, der naturalisierte und protestantische Bürger hat gleiches Recht

mit dem im Lande geborenen. Daß dieses letztere der Fall ist, ist wesentlich eine Errungenschaft des deutschen Elementes, welches von Jahr zu Jahr an politischer Bedeutung zunimmt.

Was uns an den deutschen Kolonien Süd-Brasiliens am meisten gefällt, das ist das treue Festhalten an Sprache, Sitten und Gebräuchen der alten Heimat. Thatsächlich dürfte es keine größere überseeische deutsche Niederlassung geben, in der der deutsche Charakter so rein und unverfälscht erhalten ist wie gerade in Süd-Brasilien. In der dritten und vierten Generation noch sind die Leute deutsch geblieben. Zahllose deutsche Schulen giebt es auf den Kolonien, die von den Kolonisten selbst erhalten werden. Zwar hat die brasilianische Regierung viele Schulen angelegt, damit die Kinder der Kolonisten die Landessprache erlernen sollten; allein die Kolonisten schicken ihre Kinder nur ungern in diese Schulen und gründen lieber eigene. Überall auf den Kolonien finden wir deutsche Zeitungen und Bücher; die Bildnisse des deutschen Kaisers, des Kronprinzen, Bismarcks &c. schmücken die Kolonistenwohnung selbst im entferntesten Urwald. Gesangvereine, Turnvereine, Schützenvereine &c. bemühen sich, deutsche Sitte und deutsche Gebräuche zu hegen und zu pflegen. Das Herz der Kolonisten schlägt warm für das Stammland, wie sie es bewiesen haben in den Tagen von 1870/71 und erst in jüngster Zeit wieder bei den großen Überschwemmungen am Rhein.

Wir haben in Süd-Brasilien eine fertige große Niederlassung vor uns, die keineswegs nur vegetiert, sondern in schönster Blüte steht, von Jahr zu Jahr weitere Fortschritte macht und eine immer höhere Wichtigkeit erlangt sowohl für Brasilien wie für Deutschland. In Süd-Brasilien werden relativ jedenfalls mehr deutsche Waren konsumiert denn in irgend einem anderen außerdeutschen Lande. Immer mehr werden dort die englischen und französischen Waren durch deutsche verdrängt; das Deutschtum breitet sich weiter und weiter aus und ist schon jetzt einer der wichtigsten Faktoren in der Entwickelung des Landes. Und das alles trotz der systematischen Vernachlässigung Süd-Brasiliens von seiten der preußischen Regierung, trotzdem die Auswanderung dorthin untersagt ist! Liefert das nicht den besten Beweis für die Lebenskraft und die Entwickelungsfähigkeit der Kolonien? Nachdem diese von allen Besuchern Süd-Brasiliens anerkannt worden ist, meine ich, ist es eine Ungerechtigkeit, das Auswanderungs-Verbot nach Brasilien noch immer aufrecht zu erhalten. Nach Nord-Amerika ist die Auswanderung erlaubt, und dort ist es doch wahrlich nicht besser. Im Gegenteil, dort geht der Ausgewanderte bald dem Deutschtum und dem deutschen Markte verloren, während in Süd-Brasilien das Gegenteil der Fall ist. Er bleibt deutsch und konsumiert fast ausschließlich deutsche Waren. Bei den jetzt in den Vordergrund des öffentlichen Lebens getretenen kolonialen Fragen sollte man die Niederlassungen in Süd-Brasilien nicht aus dem Auge lassen. Ein großes, herrliches, von der Natur überaus reich gesegnetes Land ist hier noch der deutschen Kultur zu erschließen, viele Hunderttausende fleißiger Leute können sich hier eine sorgenfreie Existenz verschaffen, die deutsche Kolonisation kann sich hier im Anschluß an einen schon

bestehenden festen Kern weit ausdehnen, der deutsche Handel kann sich hier ein großes Absatzgebiet erschließen.

Damit aber das alles eintreten kann, ist es zunächst notwendig, die jetzt völlig unberechtigten Auswanderungs-Verbote nach Brasilien zurückzunehmen, um dem Lande frischen Zuwachs an Kolonisten zuzuführen. Es wäre eine der dankbarsten Aufgaben des „Deutschen Kolonial-Vereins", sich mit dieser Frage eingehend zu beschäftigen; er würde sich ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst erwerben, wenn es ihm gelänge, die preußische Regierung zur Aufhebung des Ministerial-Erlasses vom 3. Nov. 1859 zu veranlassen. Bleibt das Auswanderungs-Verbot aufrecht erhalten, bekommen die deutschen Kolonien keinen stärkeren Zuwachs aus der Heimat, so werden sie schließlich von den Italienern erdrückt und gehen zu Grunde. Und dazu sind sie denn doch zu gut und zu deutsch!

Frankfurt a. M. W. Breitenbach.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Die Ehrlichkeit im deutschen Volke.

Den trübseligen Lamentationen mancher mit schwarzseherischem Pessimismus kokettierenden Statistiker zufolge müßte die ehrliche Natur des deutschen Volkes sich in ihr absolutes Gegenteil verwandelt haben, und das geflügelte Wort von deutscher Treue und Redlichkeit entbehrte ebenso der Wahrheit wie so mancher verwandte Ausdruck, wobei wir — in Parenthese für die Leserinnen der deutschen Revue — weder an die „deutschen Frauen" noch „die deutsche Liebe" denken. Sind diese Kassandraherzensergüsse nun auch begründet? Induktiv läßt sich diese Frage nur mit Hilfe der Statistik der Diebstähle beantworten, und ohne die induktive Methode müssen wir auf objektive Sicherheit unserer Schlüsse verzichten. Es giebt freilich noch viele strafbare Handlungen, die ebensowohl einen unehrlichen Sinn bezeugen wie die Verletzung des siebenten Gebotes, allein ihre Begehung hängt teilweise von Umständen und Voraussetzungen ab, die im Reichsgebiete nicht gleichheitlich vorhanden sind, während der Diebstahl bei den primitivsten Zuständen möglich ist und darum die vorzüglichste Grundlage zur Beurteilung der Ehrlichkeit verschiedener Gegenden bietet.

Zweifellos ist die Zahl der Diebstähle in Deutschland erheblich gestiegen, besonders seitdem die Industriekrisis unser Vaterland mit den schweren, noch nicht völlig überstandenen Folgen heimgesucht hat. Es ist Thatsache, daß ein Drittel aller bestraften Personen aus Dieben besteht, daß Diebstahl und Unterschlagung annähernd die Hälfte aller strafbaren Handlungen ausmachen, während die Verletzungen der öffentlichen Ordnung nur 13,4 %, die der Person 28 %, die der Sittlichkeit 1,52 % betragen. Die Ehrlichkeit hat nicht nur nicht zu- sondern sogar abgenommen, und gegen diese Feststellung läßt sich kein Einwand erheben, wenn man die Aetiologie der Erscheinung nicht auf eine sittliche Entartung, einen

moralischen Defekt zurückführt. Sobald man aber hier die Ursache finden will, muß entschieden Einspruch erhoben und mit Nachdruck auf den Zusammenhang mit der Progression ökonomischer Misère, mit der Ausbreitung des Pauperismus hingewiesen werden. Auf diese Kausalität deutet schon die Vermehrung der Diebstähle seit der Zeit, wo die Industriekrisis akut wurde, sie wird aber in schlagender Weise durch die Verschiedenheiten dargethan, welche die numerische Verteilung der Unehrlichen innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle aufweist. Am meisten gestohlen wird an der Ostgrenze des deutschen Reiches, in den polnischen Landesteilen der preußischen Krone, in Posen, Ost- und Westpreußen, diesem Grenzwall des Deutschtums gegen das Slaventum, demnächst in Oberschlesien und Thüringen, am wenigsten im Süden, am Rhein und im Nordwesten, in Rheinpreußen, Rheinhessen, der bayerischen Pfalz, Mecklenburg, Oldenburg, teilweise auch Elsaß und last not least Hohenzollern; der Osten und zum Teil der Norden steht also hinter dem Süden und Nordwesten zurück, natürlich nur im ganzen, im einzelnen giebt es in Süd- und Westdeutschland Gegenden, deren Diebstahlsfrequenz nicht erheblich hinter der schlesischen zurücksteht, und im Heimatlande unserer Marine ist man nicht minder ehrlich wie im alten Krummstabsgebiete oder im Geburtslande Onkel Bräsigs. Schon diese Gruppierung weist darauf hin, daß die Verschiedenheit im Punkte der Ehrlichkeit unter den Deutschen kein Produkt von Stammeseigentümlichkeiten und Religion, sondern das Resultat sozialer und ökonomischer Verhältnisse ist. Der sarmatische Slave stiehlt eben so oft wie der Thüringer, auf der schwäbischen rauhen Alp und in den unwirtlichen Teilen der bayerischen Alpen, auf den öden Stellen des Westerwaldes und im hessischen Vogelsberge, im badischen Odenwald und in der Eifel ist die Ehrlichkeit nicht stärker wie im Brocken und im schlesischen Weberdistrikt. Nicht nur aus der Zahl der Diebstähle darf ein Schluß auf die Ehrlichkeit einer größeren Menschengruppe gezogen werden, sondern die ignorierte Masse der Forst- Holz- und Feldfrevel muß Berücksichtigung finden, will man unbewiesene Hypothesen vermeiden. Gerade bei diesen geringfügigen Eigentumsverletzungen tritt der für die geographische Verbreitung der Ehrlichkeit maßgebende Faktor deutlich hervor. In ihrer Frequenz prägt sich der Einfluß der ökonomischen Lage mit besonderer Stärke aus. In jedem Winter steigt, in jedem Sommer sinkt ihr Budget, und ihre Zahl wächst, je tiefer die Quecksilbersäule unter den Nullpunkt fällt. Auch ihre Frequenz folgt derjenigen der Diebstähle. Posen und Schlesien besitzen auch in Rücksicht dieser Delikte die unehrlichste, der Süden die ehrlichste Bevölkerung, trotzdem Alterierungen durch die Verschiedenheit des Waldreichtums der einzelnen Teile hier nicht vermeidbar sind, ein Punkt, welcher bei der Vergleichung des waldreichen Ostens mit dem entblößten Süden wohl beachtet werden will.

Einen schroffen Gegensatz zu diesen Feststellungen über die Ehrlichkeit bilden die Folgerungen, welche aus der Geographie des Betruges und strafbaren Bankerutts gezogen werden. Während vorhin die ärmeren Landesteile des Ostens und teilweise des Nordens auch die unehrlichsten bildeten, so ist das Verhältnis bei diesen Delikten, wenn auch nicht absolut, so doch zum erheblichsten Teile umgekehrt.

Unbestritten wird in dem ärmeren Osten am seltensten gegen die Gebote der Ehrlichkeit durch diese Vergehen gesündigt, wogegen die reichen Provinzen Süd-West- und Mitteldeutschlands mit den großen Emporien des Handels an einer Hypertrophie Unehrlicher auf diesem Gebiete leiden. In Frankfurt a. M. und Berlin, in Hamburg und Bremen, in Leipzig und Augsburg, in Altona und Elberfeld ist die Unehrlichkeit unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, viel größer als in Bromberg und Celle, in Ingolstadt und Potsdam, in Weimar und Wolfenbüttel. Naturgemäß bieten die teilweise noch auf dem Standpunkte des Agrikulturstaates oder doch des Agrikultur-Manufakturstaates stehenden Gegenden, in welchen größere Handelsemporien fehlen, nur in geringem Umfange Gelegenheit, eine unehrliche Gesinnung in der hier ins Auge gefaßten Richtung zu äußern, im Gegensatz zu den Landesteilen, welche voll und ganz auf der Stufe des Handelsstaates angelangt sind; darum dürfen die Frequenzen der erwähnten Delikte nur zwischen solchen Gegenden zur Schlußfolgerung über die Ehrlichkeit benützt werden, welche auf demselben Standpunkt der Handels- und Industrieentwicklung stehen; umsomehr, da der Einfluß der Handelszentren sich nicht auf die Plätze selbst beschränkt, sondern in ihrer Umgebung ähnliche Vorgänge hervorruft, welche sich in Kreisen mit größeren oder kleineren Radien bewegen. Nur eine befangene und vorurteilsvollste Beurteilung könnte von der Basis dieser Feststellungen aus die Behauptung aufstellen, daß die Ehrlichkeit in Frankfurt a. M. und Köln, Leipzig und München, Mannheim und Straßburg geringer sei als in Posen und Graudenz Oppeln und Marienwerder. In Wahrheit ist kein Zweifel darüber möglich, daß in dem reicheren und kultivierteren Teile unseres Vaterlandes, im Süden, Westen und Nordwesten auch die Ehrlichkeit und Redlichkeit, intensiv und extensiv, entwickelter ist als in den ärmeren und unkultivierteren Gegenden des Ostens und Nordens. Aber nicht etwa deshalb, wie die Fanatiker der formalen Bildung meinen oder doch zu meinen vorgeben, weil diese süd-, west- und mitteldeutsche Bevölkerung eine geringere Anzahl Analphabeten in ihrer Mitte zählt als die ost- und zum Teil die norddeutsche, ist sie in ihrem Thun und Handeln ehrlicher und redlicher als diese, sondern weil ihre ganze kulturelle, insbesondere auch ihre ökonomische und soziale Stellung eine höhere und günstigere ist, widersteht sie erfolgreicher und stärker dem Diebstahlsgelüste, welchem die letztere so leicht verfällt, als ebenso sprechende wie eindringliche Verkörperung der unerschütterlichen, wenn schon von einseitigen Ideologen als materialistisch verlästerten und verschrieenen Wahrheit, daß der Pauperismus nicht nur die Hauptquelle der meisten Verbrechen, sondern im größten Umfange die alleinige Ursache der Unehrlichkeit ist. Wenn in unserem Volke die alte Ehrlichkeit heute nicht mehr so felsenfest zu wurzeln scheint wie ehedem, so werden wir diese Erscheinung nur durch die Kombinierung mit unsern ökonomischen Zuständen in gerechter Weise würdigen können. In den Jahren, in welchen die Krisis ihren Höhepunkt erreichte, 1874—1878, war die Verletzung des Eigentums umfangreicher denn jetzt, und mit dem Eintritt des wirtschaftlichen Gesundungsprozesses begann auch die abnorme Höhe des Diebstahlsbudgets zu sinken, gewiß ein Zeichen dafür, daß

die deutsche Volksseele in ihrem innern Kerne nach wie vor eine ehrliche ist. Der Vorwurf, welcher die hohe Zahl der Unredlichkeitsvergehen auf eine moralische Entartung zurückführt, ist darum nicht minder schwerwiegend wie unbegründet und haltlos und bezeugt im besten Falle nur die Existenz einer unverständigen, sich gegen die reale Welt hermetisch verschließenden laudatio temporis acti.

Mainz. L. Fuld.

Forstwissenschaft.

Klimatische Bedeutung des Waldes.

Behufs Erforschung des Einflusses der Wälder auf das Klima eines Landes existieren im deutschen Reiche 17 forstlich-meteorologische Doppelstationen, an denen man nach einer besonderen, vom Vereine forstlicher Versuchsanstalten erlassenen Instruktion vergleichende meteorologische Beobachtungen anstellt. Deren Ergebnisse werden alljährlich in Müttrichs forstlich-meteorologischen Jahresberichten publiziert. Solch trockene Zahlenreihen können aber wie so manches andere statistische Material kein allgemeines Interesse beanspruchen, so lange sie ohne erklärenden Text in die Welt hinausgegeben werden.

Darum wird bei der großen, auch dem Laien auf den ersten Blick einleuchtenden Wichtigkeit des Kapitels der klimatischen Bedeutung des Waldes die Mitteilung der Resultate einer Bearbeitung, die ich für die in jüngster Zeit veröffentlichten Beobachtungsergebnisse der auf der schwäbischen Alb bei Urach gelegenen Station St. Johann durchgeführt habe[1], für das Leserpublikum dieser Zeitschrift von einigem Interesse sein. Solches umsomehr, als diese württembergischen Ablesungsdaten mit den auf sechs bairischen forstlich-meteorologischen Stationen (Altenfurt, Duschlberg, Ebrach, Johanneskreuz, Rohrbrunn, Seeshaupt) erhobenen Resultaten[2]), sowie mit in Frankreich an drei Beobachtungsorten (Belle-Fontaine, Fleurines, Thiers) erzielten Ergebnissen, welche von Mathieu und Fautrat veröffentlicht und verarbeitet worden sind, in Parallele gestellt wurden.

Unter dem Einflusse der Wälder auf das Klima einer Gegend versteht man durch die Bewaldung veranlaßte Modifikationen der allgemeinen Temperaturverhältnisse, welch' letztere durch die geographische Lage eines Ortes, seine größere oder geringere Erhebung über die Meeresfläche und seine Exposition, auch durch Lage und Entfernung größerer Wassermassen, sowie die Natur der Erdoberfläche an der betreffenden Örtlichkeit bedingt sind. Allein schon letztgenanntes Moment läßt vermuten, daß sich die Wärmevorgänge im Walde keinesfalls in derselben Weise wie z. B. auf unbedecktem Ackerfeld abspielen werden. Man darf ja nur an die gründliche Verschiedenheit dieser beiden Erdrindemedien denken, welche in

[1]) Der Einfluß des Waldes auf die Luft und Bodenwärme von Dr. Th. Nördlinger, 1885. Verlag von Paul Parey, Berlin. Preis 3 Mk.

[2]) Die physikalischen Einwirkungen des Waldes auf Luft und Boden u. s. w. von Dr. E. Ebermayer, 1873. Verlag von C. Krebs, Aschaffenburg. Preis 12 Mk.

erster Linie darin besteht, daß von einer direkten Insolation des Waldbodens in starkem Maße keine Rede sein kann, weil die Sonnenstrahlen in der Hauptsache auf das Kronendach der Waldbäume fallen.

Aus den Monatmitteln der Lufttemperatur zu St. Johann geht hervor, daß letztere **bei Tage** d. h. von morgens bis abends in einem Hochwaldkomplexe sich nie so hoch erhebt als außerhalb desselben auf freiem Felde. Nur in einzelnen Ausnahmefällen, z. B. bei starken, die Luftschichten durcheinander mischenden Winden erscheint die Waldluft gleich warm wie die Feldluft.

Warum unter Holz die Lufttemperatur niedriger steht als auf freiem Felde, leuchtet ein. Die Sonnenstrahlen werden in der Baumkrone zum größten Teil aufgefangen, gelangen somit nur in bescheidener Menge auf den Erdboden. So liegt für den Waldboden die Unmöglichkeit vor, in demselben Maße wie der unbedeckte Ackerboden sich selbst und die über ihm ruhende Luftsäule zu erwärmen. Denn die Luftwärme auf freiem Felde rührt weniger von den direkten Sonnenstrahlen als von den auf den Boden gelangten, durch die Erdoberfläche zurückgeworfenen, sogenannten dunkeln Wärmestrahlen her.

Der Wald kühlt somit die Luft das ganze Jahr hindurch (im großen ganzen um einen Grad) ab, und diese erkältende Wirkung nimmt mit steigender Temperatur zu. Sie ist am stärksten zur Zeit des höchsten Thermometerstandes und macht sich sowohl täglich zur Zeit des Wärmemaximum (gegen 2 Uhr nachmittags), als auch innerhalb der jährlichen Periode im Sommer und innerhalb dieser wärmsten Jahreszeit natürlicherweise auch im heißesten Monat (Juli) am meisten geltend. Der Wald übt sonach auf die Abstumpfung der höchsten Temperaturextreme einen sehr bedeutenden Einfluß aus oder m. a. W. die täglichen Wärmeschwankungen sind dort nie so stark wie auf freiem Felde.

Mit vollkommenem Rechte wird die Verödung früher fruchtbarer Länder wie der Azoren, kanarischen Inseln u. s. w. zu einem guten Teile der Entwaldung und der durch letztre unmöglich gewordenen wohlthätigen Abschwächung der höchsten Wärmegrade zugeschrieben. Man muß sich jedoch bei derartigen Kalamitäten vor Verallgemeinerung an einzelnen Örtlichkeiten gewonnener Erfahrungen namentlich dann hüten, wenn die angedeuteten Vorkommnisse sich wie im obigen Fall in unter den Tropen liegenden Länderstrichen abgespielt haben, die ganz andere klimatische Verhältnisse als unsere gemäßigte Zone aufweisen.

Die erkältende Wirkung der Bewaldung auf die Lufttemperatur im Waldinnern findet wie im Sommer so auch im Winter statt, hier jedoch nur in bedeutend reduziertem Maße. Der abkühlende Einfluß des Waldes im Winter beträgt numerisch ungefähr nur $^1/_3$ der sommerlichen Wirkung.

Oft glaubt man zwar an Wintertagen mit strengem Luftzuge beim Eintritt vom Freien in den Wald die Empfindung behaglicher Wärme zu verspüren. Dies ist aber wohl meist Sinnestäuschung. Sehr oft wenigstens kann die scheinbar höhere Temperatur nur Folge sein des Gefühles von größerer Wärme, das wir haben, weil der Wald den rauhen, die Transpiration unserer Haut fördernden Wind abhält.

Im Gegensatze zu den Wärmeerscheinungen bei Tage zeigt sich die Waldluft nachts stets wärmer als die Luft auf freiem Felde. Während also die Luft über dem Ackerfelde den Tag über wärmer gewesen war als die Waldluft, ist sie hier kälter, eine Thatsache, die deswegen nicht auffallen kann, weil naturgemäß der unbedeckte Erdboden in demselben Umfang, in dem er sich bei Tag intensiver erwärmt, bei Nacht durch Ausstrahlung auch entsprechend mehr Wärme verlieren muß. Darum kann die Thatsache nicht wundernehmen, daß nachts der Wald, dessen Bodenausstrahlung durch das Kronendach der Waldbäume ebenso wie seine direkte Insolation bei Tage gehindert ist, wärmer ist als das freie Ackerfeld.

Entsprechend der Abkühlung am Tage ist die nächtliche Erwärmung der Luft durch die Bewaldung (wenn dieser Ausdruck der Kürze halber gestattet sein soll: in Wirklichkeit handelt es sich bloß um Verhinderung stärkerer Wärmeausstrahlung) in der heißesten Jahreszeit am stärksten. Sie beträgt während der eigentlichen Sommermonate ungefähr 1½ Grad, im Frühjahr und Herbst annähernd ½ Grad.

Mit obigen, in einem Fichtenbestande bei St. Johann gemachten Wahrnehmungen stimmen auch Ebermayers, Mathieus und Fautrats Beobachtungen völlig überein. Es kommen zwar da und dort einzelne Fälle vor, daß sich winters die Luft im Walde bei Nacht so stark oder noch stärker abkühlte als auf den anstoßenden Wiesen, Ödungen oder Feldern. Das sind aber offenbar Ausnahmefälle, die nur zur Zeit der Winterruhe vorkommen und meist unschädlich vorübergehen werden. Mit Befriedigung läßt sich die Thatsache konstatieren, daß sommers, namentlich aber auch im Frühjahr, wo mit Beginn des Wiedererwachens der Vegetation die Temperatur oft noch um den Gefrierpunkt sich bewegt und wo sonach ein halber Grad mehr oder weniger das Leben der jungen Blattorgane rettet oder vernichtet, von Kälterseln des Waldes gegenüber dem unbedeckten Ackerfelde nie die Rede ist.

Die quantitativ erheblich geringere nächtliche Erwärmung verschwindet im wahren, aus Minimum-, Morgen-, Maximum- und Abendbeobachtung gefundenen Tagesmittel der Lufttemperatur vor dem intensiver wirkenden, erkältenden Einfluß eines Holzbestandes bei Tage.

Dabei begründet es einen wesentlichen Unterschied, ob man einen Nadelholz- oder einen Laubwald vor sich hat. Eine Vergleichung oben erwähnter deutscher und französischer forstlich-meteorologischer Beobachtungsergebnisse führt nämlich zu dem interessanten Resultate, daß die Abkühlung durch den Nadelwald meist stärker vor sich geht als durch Laubholz. Der Laubwald ist jahraus jahrein durchschnittlich annähernd um einen halben Grad wärmer als jener. Diese Verschiedenheit des Verhaltens äußert sich aber nicht zu jeder Jahreszeit in gleichmäßiger Weise, sondern das Maximum der Differenz zwischen Nadel- und Laubholzwaldluft fällt ins Frühjahr, nicht, wie man auf den ersten Blick vermuten sollte, in den Sommer.

Der Umstand, daß in den Laubwaldungen die Temperaturdifferenz (zwischen der Feldluft und der Luft des Waldinnern) geringer ist als in den Nadelwäldern, hängt begreiflicherweise mit der Belaubung zusammen. Die niedrigere Temperatur

des Waldes rührt nämlich nicht allein von mangelnder direkter Bodeninsolation her, sondern auch von dem Umstande, daß die Baumkrone bei der Transpiration — jenem bekannten mit dem Wachstum der Bäume aufs engste zusammenhängenden, wärmebindenden Prozesse, bei welchem die in den Blättern oder Nadeln befindliche Feuchtigkeit verdunstet wird — die entstandene kalte (und damit schwer gewordene) Luft ins Waldinnere herabsendet. Im Nadelwalde nun kann die über den Winter mehr oder weniger stark sistierte Verdunstung bei mit Frühjahrsbeginn steigender Temperatur alsbald wieder anheben, weil jener seine Dünstungsorgane den Winter über nicht verloren hat, so daß also mit obigem Zeitpunkte diese weitere Erkältungsquelle für die Waldluft unten am Fuße der Bäume wieder erschlossen wäre. Der Laubwald dagegen kann, nachdem er einmal seine Haupttranspirationsorgane, die Blätter, durch den Laubabfall im Herbste verloren hat, so lange er nicht von neuem belaubt ist, nicht dünsten. Für ihn liegt also im Frühling die Voraussetzung einer aus letztgenanntem Grunde thätigen Erkältungsquelle nicht vor. Zudem kann er den um diese Jahreszeit unter Umständen schon mit ziemlich intensiver Wirkung auftretenden Sonnenstrahlen das Eindringen durch sein entblättertes Kronendach keinenfalls in gleich hohem Maße verwehren, wie der sommers und winters mit gleicher Dichte des seinigen fungierende Koniferenwald. Erwärmung von Boden und Stämmen und damit auch der Luft ist also dort um diese Zeit nicht ausgeschlossen. Der Laubwald steht in bezug auf sein thermisches Verhalten in blätterlosem Zustande naturgemäß zwischen dem unbedeckten Ackerfeld und dem Nadelwalde. Nur im Sommer, zur Zeit des reichsten Blätterschmuckes, treten auch dort erhebliche Abkühlungsziffern auf. Sobald aber der Laubwald seine Belaubung verliert, sinkt dieser Wärmeunterschied zwischen Waldluft und Freilandtemperatur und jener wird weniger stark abgekühlt als Nadelholzforste.

Für den Wald im allgemeinen, ohne Unterscheidung der einzelnen Holzart, beträgt der abkühlende Einfluß auf die Lufttemperatur im Frühjahr und Herbste knapp die Hälfte des Sommereinflusses, welch letzterer die 4fache Erkältungsziffer des im Winter zu tage tretenden Temperaturunterschiedes zwischen der Feld- und Waldluft ausmacht. Im Durchschnitte der gesamten Jahresperiode beträgt letzterer beinahe einen Grad.

Setzt man die Temperatur der Feldluft gleich 100, so beziffert sich die Temperaturerniedrigung, welche die Luft im Innern das ganze Jahr hindurch infolge der Einflüsse des Waldes bei Tag im Vergleich zum freien Ackerfeld erleidet, rund 20 Proz., die Erhöhung der Nachttemperatur rund 50 Proz., während letztere absolut genommen jedoch nur auf $^1/_5$ der Jahreserkältung zur Zeit des höchsten täglichen Thermometerstandes sich beläuft.

Somit wird in der Regel die mittlere Jahreswärme im waldleeren Land etwas höher stehen als im bewaldeten.

Außer der in mäßiger Abkühlung der Lufttemperatur beruhenden Wirkung haben wir aber eine weitere Leistung des Waldes kennen gelernt, welche darin besteht, daß derselbe die höchsten Wärmegrade sowohl (tägliche Maxima) als die niedrigsten

(nächtliche Minima) abschwächt oder, kurz gesagt, die Temperaturextreme abstumpft, wie schon Humboldt, Krutzsch, Hundeshagen, Heyer und von Berg richtig erkannt haben. Dabei ist zu bemerken, daß ebenso wie die Abkühlung der Waldluft bei Tage numerisch viel bedeutender ist als die nächtliche Erwärmung, auch die wohlthätige Milderung der Sommerhitze die mehr indifferente Abschwächung der nächtlichen Winterkälte weit übersteigt.

Ein geschlossener Hochwaldkomplex weist also innerhalb seiner Peripherie ein eigentümliches Klima auf. Er gleicht mit seinem Einfluß auf die Luftwärme einem Ozean, wenn schon die Gründe der temperaturerniedrigenden Wirkung im Sommer oder der Temperaturerhöhung in Sommer- und Winternächten hier und dort in von einander unabhängigen physikalischen Vorgängen liegen. Auch gelangt das Maß der zwei verschiedenen Thätigkeitsrichtungen, wie sie sich im Wald- und Littoralklima kundgeben, begreiflich nicht mit demselben ziffernmäßigen Effekte zum Ausdruck.

Früher, solange das erforderliche Zahlenmaterial nicht zur Verfügung stand, konnte man die Vergleichung des Einflusses der Wälder auf die Wärme eines Landes mit dem des Meeres als unbegründet hinstellen. In unseren Tagen ist dies nicht mehr möglich. Heute, wo die Resultate exakter mit dem Thermometer ausgeführter Temperaturmessungen vorliegen, können wir uns vollkommen Mathieus Anschauungen anschließen, der sich dahin ausspricht, daß die Thätigkeit des Waldes „tend à uniformiser le climat d'une contrée, à adoucir ce que, sans elle, il pourrait avoir d'excessif."

Bewaldung modifiziert sonach das schroffe Kontinentalklima einer Binnengegend im Verhältnisse der dem Waldareal in dem betreffenden Lande eingeräumten Bodenfläche zum Gesamtterritorium derart, daß es sich dem gleichmäßigeren der Küstenlandschaft nähert. Man kann für Mitteleuropa den Satz aufstellen: „Waldklima" heißt bis zu einem gewissen Grade „Seeklima."

Die Frage nach dem Maße des durch die Wälder ausgeübten Einflusses auf das Klima ihrer Umgebung läßt allerdings erschöpfende Beantwortung nur bei Beurteilung der Wärmeverhältnisse der Atmosphäre im Zusammenhange mit anderen klimatischen Faktoren, besonders dem Wassergehalte der Luft, erwarten. Obige Ausführungen über Art und Wesen der Waldluft geben aber wenigstens die hauptsächlichsten Gesichtspunkte wieder, welche bei der Beeinflussung des Klimas durch den Wald mitspielen.

Nur über einen anderen klimatischen Faktor, die Bodentemperatur, seien in Kürze noch einige Sätze mitgeteilt.

Wie ich eingangs bereits zu erwähnen hatte, fängt das Waldkronendach die Sonnenstrahlen in erheblicher Masse auf. Daher vermag der Waldboden sich niemals stark zu erhitzen, seine Temperatur steht während der warmen Jahreszeit in der Regel niedriger als die des Feldbodens. Hiedurch wird in für die Waldvegetation überaus wohlthätiger Weise die Verdunstung des Bodenwassers gerade in den wärmsten Monaten sehr vermindert, es bleibt dem Waldboden ein großer Teil seiner Feuchtigkeit erhalten (sofern letztere nicht zu Zwecken der Blättertran-

spiration verwendet wird, welch letztere nicht unerhebliche Wassermassen erfordert). Auf der anderen Seite ist der Waldboden im Gegensatze zum freiliegenden Ackerfeld oder einer Wiese auch wieder durch die Bedachung der Waldbäume vor weitgehender Erkältung infolge nächtlicher Wärmeausstrahlung oder des Einflusses der Winterkälte geschützt. Darum steht die Bodentemperatur zur Winterzeit im Walde meist etwas höher als im Freien oder mindestens ebenso hoch als hier. Der Winterfrost drang zwar auf den württembergischen wie den bayrischen Stationen im bewaldeten und im unbewaldeten Boden gleich tief ein, d. h. der Waldboden war bis zu derselben Tiefe gefroren, wie der nicht bewaldete. Nur waren in ersterem die Kältegrade stets geringer als in letzterem. Wie wir bei Beeinflussung der Luftwärme gesehen haben, übt also der Wald auch einen wünschenswerten Einfluß auf die Temperaturextreme im Boden aus, indem er dieselben abstumpft. Und zwar ist diese Beeinflussung der Bodenwärme seitens der Waldvegetation quantitativ noch mächtiger als die der Lufttemperatur.

Außerdem läßt sich hier ebenfalls sagen: Die mittlere Jahreswärme des Waldbodens ist geringer als die des unbedeckten Ackerbodens, und zwar beträgt dieser Temperaturunterschied etwa $1^1/_2$ Grad. Man kann diese Thatsache auch so ausdrücken: der Waldboden besitzt in der jährlichen Periode um 21 % oder $^1/_5$ weniger Wärme als das freie Ackerfeld. In Beziehung auf dieses prozentische Verhalten existiert vollständige Übereinstimmung zwischen den württembergischen und den bayrischen Untersuchungsergebnissen, was um so erstaunlicher ist, als sich die Meereshöhen der 6 in Bayern installierten Beobachtungsstationen, deren Durchschnittsergebnis obige Zahlen geliefert hat, zwischen 300 und 900 m bewegen, während St. Johann 760 m über dem Meeresspiegel liegt, und weil die genannten Örtlichkeiten auf in geognostischer Beziehung total verschiedenartigem Untergrunde sich erheben.

Tübingen. Th. Nördlinger.

Naturwissenschaftliche Revue.

Vor nunmehr drei Jahren hatte der verstorbene Sir William Siemens der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London eine neue Hypothese über die Erhaltung der Sonnenenergie vorgetragen, die ein verdientes Aufsehen erregte. Sie fand freilich nicht überall Zustimmung, eine Menge Einwürfe wurden ihr gemacht, gegen die sie ihr Urheber verteidigte, und schließlich vereinigte derselbe die ganze so entstandene Litteratur in einem Buche,[1] welches nunmehr auch in deutscher Übersetzung vorliegt. Nach Siemens' Annahme ist die Quelle der Sonnenwärme in einem Verbrennungsprozeß zu suchen, welcher fortwährend auf der Sonne statt hat und dessen Produkte, Wasserdampf und Kohlensäure in anhaltendem Strom durch die Zentrifugalkraft emporgeschleudert vom Sonnenäquator in den Weltenraum hinausströmen, während die zu seiner Unterhaltung nötigen Materialien, Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff

[1] William Siemens. Über die Erhaltung der Sonnenenergie. Übersetzt von Worms. Berlin 1885. J. Springer.

durch denselben Vorgang angesaugt, an den Polen ebenso ununterbrochen einströmen. Im Weltenraum werden die beiden zusammengesetzten Gase durch die Wirkung der Sonnenstrahlen in ihre Bestandteile zerlegt, dissoziirt, und diese begeben sich wieder zu den Sonnenpolen hin. Dieselbe Menge von Energie nun, welche zu der Zerlegung notwendig ist, wird durch die Verbrennung der zerlegten Stoffe in Form von Wärme wiedergewonnen. Für die Sonne verloren ist also nur der Teil ihrer Energie, welcher in den Weltraum hinausstrahlt, aber keineswegs die sämtliche, welche auf ihr entwickelt wird. Man wird vermuten dürfen, daß ein solcher Vorgang wenigstens in seinen Spuren bei einer totalen Sonnenfinsternis bemerkbar würde und in der That zeigte die totale Finsternis vom Juli 1878, deren Bild Siemens nach Langleys Beobachtungen mitteilt, die Korona in der Ebene des Sonnenäquators zu einer enormen Länge ausgezogen.

Die geschilderte Annahme setzt einen mit Gasen gefüllten Weltenraum voraus; darin aber liegt, wie Faye entgegenhält, eine große Schwierigkeit für die Siemenssche Theorie, da das Vorhandensein dieser Gase, wenn ihre Verdünnung nicht eine ganz enorme ist, sich in der Bewegung der Planeten äußern müßte. Siemens' Rechnungen ergeben aber eine so wenig dichte Atmosphäre als genügende Voraussetzung für seine Ansicht, daß der Einwand Fayes als gehoben betrachtet werden darf. Ebenso weiß Siemens andere Bedenken, die von Hunt, Archibald, Morrin und Fitzgerald ihm entgegengehalten wurden, zu zerstreuen, wenn es ihm auch nicht gelingt, die Gegner zur Anerkennung seiner Annahme zu zwingen.

Bei dieser Gelegenheit berechnet Sir William auch die Temperatur der Sonnenoberfläche zu 2800° C., eine Zahl, welche sehr gut mit der von W. Thomson aus Vergleichung der Helligkeit des Sonnenlichtes mit dem Lichte einer Swanlampe auf 3000° bestimmten übereinstimmt. Die früheren Versuche die Temperatur der Sonnenoberfläche zu erhalten, haben viel höhere Zahlen ergeben. So fand Ericsson[1]), indem er den Verlust durch Absorption und Spiegelung in und an der Atmosphäre zu Grunde legte, dieselbe zu 1699840°, eine Zahl, welche, wenn man nicht die Temperatur des konventionellen Nullpunkts, sondern die auf — 273° C. bestimmte Temperatur des absoluten Nullpunkts zu Grunde legt, sich auf 4495360° erhöht. Eine noch viel größere Zahl haben Waterston und Secchi erhalten; sie setzen die Sonnentemperatur auf 10 Millionen Grad Celsius.

Den Schluß des Siemensschen Buches bilden zwei Abhandlungen von Faye und Young über die Sonnenflecken. Aus den Untersuchungen Wolfs hatte sich eine 11jährige Periode größter Häufigkeit dieser Erscheinungen ergeben, die wenn sie auch allgemein angenommen worden war, doch nicht immer mit den Beobachtungen übereinstimmte. Vielmehr zeigten sich — und so auch bei dem zuletzt beobachteten Maximum — statt einer deutlich hervortretenden zwei weniger scharf ausgeprägte Perioden größter Häufigkeit. Diese abweichenden Thatsachen sucht nun Faye[2]) durch die Annahme zu erklären, daß die beiden Halbkugeln in welche ihr Äquator die Sonne teilt, hinsichtlich der Entwicklung der Sonnenflecken einigermaßen unabhängig von einander sind, in ähnlicher Weise, wie wir dies mit den Wirbelstürmen auf den nördlichen und südlichen Erdhalbkugeln auch beobachten. Für solche Wirbel in großem Maßstabe hält Faye die Sonnenflecken und da die in denselben auf- und absteigenden Gasströme die Rotation der Zonen der Sonnenoberfläche, in welchen sie sich befinden, ändern müssen, so steht der Annahme, daß dies auf beiden Halbkugeln in verschiedener Weise geschieht, nichts entgegen. Nur dann also wenn sich beide Hälften gleich verhalten, werden die Zeiten größter Fleckenentwicklung auf beiden zusammenfallen und man wird also eine Fleckenstatistik beider Hälften gesondert durchführen müssen, wenn man die Perioden derselben genau ermitteln will.

In der vorigen Revue hatten wir die Möglichkeit kennen gelernt, durch Anwendung von Silbersalzen Sonnenlicht in Elektrizität umzuwandeln, dasselbe gelingt nun aber auch, wie Werner Siemens der Akademie der Wissenschaften in Berlin kürzlich mitteilte, durch Belichtung

[1]) Nach Engineer, Bd. 58, S. 337, aus Dinglers polytechn. Journale. Bd. 285, S. 535.

[2]) Comptes Rendus. T. 100. pag. 593.

[3]) Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Berlin 1885. S. 147.

von Selenplatten, welche auf ein Metallblech aufgetragen und mit einer dünnen Goldschicht überzogen worden waren. Freilich erwies sich nicht jede so hergestellte Selenplatte hierfür geeignet. Bei weitem die meisten zeigten die von Smith vor etwa 10 Jahren aufgefundene Eigenschaft des Selens, belichtet einen durch sie hindurchgehenden elektrischen Strom zu schwächen, eine aber zeigte diese Lichtempfindlichkeit nicht, gab vielmehr beleuchtet einen elektrischen Strom, welcher den die Goldschicht und die Metallplatte verbindenden Draht durchfloß.

Obwohl die analoge Aufgabe der Umwandlung der Energie der Sonnenstrahlen in Arbeit in der Dampfmaschine längst gelöst ist, so haften dieser Lösung doch noch einige recht bedenkliche Unvollkommenheiten an. Dazu ist weniger der Umstand zu rechnen, daß die Vermittlung der Kohle nötig ist, als vielmehr der, daß während die jetzt in den Sonnenstrahlen oder der Bewegung der Erde uns zur Verfügung stehende Energie kaum benutzt wird, wir die in den Kohlen aufgespeicherte auf das Rücksichtsloseste ausbeuten, trotzdem wir wissen, daß dieselbe nie wieder ersetzt werden kann. Man hat deshalb schon oft auf die in den Bewegungen der Ebbe und Flut unbenutzt verloren gehende Energie hingewiesen, ohne jedoch die Sache praktisch fördern zu können. Einem über diesen Gegenstand am 12. Januar d. J. von einem so kompetenten Beurteiler, wie Grashof[1]) gehaltenen Vortrage zu Folge, ist auch jetzt die ablehnende Haltung der Technik gegen das Problem nicht überwunden. Immerhin ist dasselbe indessen so weit gefördert, daß es wohl kaum von der Tagesordnung wieder verschwinden wird. Man würde dazu eine enge Bucht, welche Ebbe und Flut hat, mit einem Damme abschließen, dessen oberer Teil am besten aus Eisen verfertigt und mit Kammern zur Aufnahme der Wasserkraftmaschinen versehen würde. Diese müßten in beiderlei Sinne umlaufen können, damit sie bei tiefer Ebbe und hoher Flut zu arbeiten vermöchten. Da die Maschinen beim Übergang aus Ebbe in Flut und umgekehrt zum Stillstand gezwungen wären, so müßte man sie benutzen, um entweder hydraulische oder elektrische Akkumulatoren zu speisen, welche dann die in ihnen aufgehäufte Arbeit langsam wieder verrichten könnten.

Dies Projekt stellt freilich zunächst einen Wechsel auf die Zukunft aus, und es steht wohl nicht in naher Aussicht, daß es den bis dahin üblichen Kraftmaschinen bald den Rang ablaufen wird, um so weniger, als man sich gegenwärtig alle Mühe giebt, diese so vorteilhaft wie möglich zu gestalten. So können wir namentlich heute über drei wichtige Verbesserungen berichten, welche an der Natronlokomotive[2]) angebracht worden sind. Bisher geschah die Aufnahme des Wasserdampfes durch die Natronlauge unter dem Druck der Luft, bei welchem der Siedepunkt der Lauge ziemlich niedrig liegt. Bei Luftabschluß und dadurch verstärktem Drucke aber liegt ihr Siedepunkt viel höher, sie kann demnach viel mehr Wasserdampf aufnehmen und somit viel länger dampferzeugend wirken. Um dies zu erreichen braucht man also nur, nachdem eine gewisse Verdünnung erreicht ist, den Natronkessel luftdicht zu schließen, um die Lauge noch weiter benutzen zu können. Zum Eindampfen wurde sie dann bisher in eine besondere Pfanne gepumpt und hier erhitzt. Dem läßt sich, und dies ist namentlich eine für Bergwerke wichtige Verbesserung, leicht abhelfen, wenn man bei wieder geöffnetem Natronkessel um denselben aus einem stehenden Dampfkessel Dampf herumleitet, und so die Lauge genügend erwärmt. Dem Unbrauchbarwerden des Kessels sucht Honigmann einfach durch Anwendung eines kupfernen oder messingenen Kessels, den Natronlauge nicht angreift, oder durch Sättigung derselben mit Eisenoxyd vorzubeugen. Durch die Wirkung des Eisenoxyds erhält der Kessel einen Überzug von Eisenoxyduloxyd, welches sich so lange nicht in der Natronlauge löst, als deren Temperatur nicht 155° erreicht. Diese Temperatur gestattet freilich nur eine geringe Dampfspannung. Indessen kostet nach Honigmanns Rechnungen bei Anlage einer Straßenbahn mit 4 Lokomotiven unter Annahme von 10% Amortisation und 4% Ausbesserungskosten, sowie unter Voraussetzung besonderer Eindampfkessel das Kilometer, welches jede Lokomotive durchläuft, doch nur 16 Pfennige.

[1]) Über die Formen des zu technischen Arbeitszwecken verwendbaren natürlich vorhandenen Arbeitsvermögens. Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure. XXIX. S. 161.

[2]) Über Honigmanns feuerlosen Dampfbetrieb. Dinglers polytechn. Journal. 256. S. 1. Honigmanns Natrondampfkessel. Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure. XXIX. S. 235.

Ehe man an die Natronlokomotive dachte, wollte man feuerlose Lokomotiven mittelst komprimirter Luft oder flüssiger Kohlensäure herstellen. Den letzten Vorschlag hat neuerdings Herberts[1]) wieder aufgenommen; doch dürfte die Kohlensäurelokomotive schwerlich geeignet sein, der Natronlokomotive den Rang abzulaufen. Die verwendete Kohlensäure soll zwar nicht verloren gehen, sondern durch einfach kohlensaures Natron absorbiert und dann später von neuem benutzt werden, jedenfalls muß aber von Zeit zu Zeit der Kohlensäurebehälter gegen einen frisch gefüllten ausgewechselt werden und wenn dies auch so eingerichtet werden soll, daß es jedesmal an einer Endstation nötig ist, so dürfte bei den vorkommenden Wechselfällen des Bahnverkehrs dies schwerlich stets genau passen. Der Vorschlag, die Kälte, welche die verdunstende Kohlensäure verursacht, zugleich zur Fabrikation von Eis zu benutzen, aber hat den Übelstand im Gefolge, daß die Maschine das Wasser oder Eis als für ihre eigentlichen Zwecke unnütze Last mit sich herumschleppen müßte.

Wenn nun auch nicht für solche Verwendungen, so wird die flüssige Kohlensäure für eine große Zahl anderer geeignet sein, wenn sie nur erst billiger hergestellt werden kann. Bis jetzt wird sie nur von Fr. Krupp in Essen, einer Fabrik in der Schweiz und in Burgbrohl am Rheine dargestellt, hier durch Compression einer gasförmigen Kohlensäure, welche aus der Erde quillt. Krupp benutzt sie um mittelst des von ihr ausgeübten Druckes flüssige Metallmassen zu verdichten. Wird es erst ihr Preis erlauben, so wird man künftig mit ihr das Bier verzapfen anstatt, daß man es jetzt mit komprimierter Luft thut. Der dadurch erreichte Gewinn liegt auf der Hand. Während die Luft das Bier fortwährend schlechter macht, so verbessert es die Kohlensäure und kühlt es, indem sie sich vergast, auch noch ab.

Namentlich als Kühlmittel wird die flüssige und feste Kohlensäure eine bedeutende Zukunft haben und es ist deshalb von Wichtigkeit, ihre Eigenschaften in beiden Zuständen genau zu studieren. Dies ist von Olszewski[2]) geschehen. Erstarrte Kohlensäure war eine schneeige oder kompakte undurchsichtige Masse, geschmolzene eine farblose Flüssigkeit, welche bei dem Druck einer Atmosphäre bei — 190° siedet. In den Bereich seiner Untersuchungen hat dann der genannte Forscher auch Stickstoff, Kohlenoxyd und Sauerstoff gezogen und beobachtet, daß die überhaupt zu erreichende niedrigste Temperatur von — 225° C. mit Stickstoff, welcher unter einem Druck von 4 mm Quecksilberhöhe verdampfte, zu erreichen war. Kohlenoxyd gestattete eine Abkühlung bis zu — 220,5°, Sauerstoff eine solche bis zu — 211,5°. Übrigens ließ sich Sauerstoff noch tiefer abkühlen und da er auch dann noch nicht erstarrte, so dürfte er wohl als das beste Kühlmittel anzusehen sein.

Indessen sind das Dinge, die zunächst wohl nur den Chemiker interessieren können, dasselbe gilt von den meisten derjenigen Artikel, welche den Inhalt eines neuen von Cyanverbindungen bis Dichte reichenden Heftes des Handwörterbuches der Chemie[3]) bilden. Doch fehlt es in demselben auch nicht an Mitteilungen von allgemeinem Interesse; für heute möchten wir daraus die von Engler verfaßte Abhandlung über Desinfektion hervorheben. Auf den Arbeiten Kochs fußend weist der genannte Verfasser zunächst die Wirkungslosigkeit einer Anzahl der am meisten angewendeten Desinfektionsmittel, u. a. des Eisenvitriols, der Salicylsäure, der Schwefeldämpfe als wirkungslos nach. Als bestes Desinfektionsmittel der Luft hat sich Räuchern mit Chlor und Brom, als solches von Wänden, Fußböden oder Decken, Abbürsten oder Abwaschen mit Sublimatlösung, oder wo dies angeht, Abseifen mit Kaliseife, als solche endlich für Wäsche, Kleider Geräte rc. Behandeln mit heißen Wasserdämpfen oder andauerndes Kochen in Wasser erwiesen. Über Desinfektionsmittel für menschliche oder gewerbliche Abfall- oder Auswurfstoffe, dagegen verfügt man, außer der freilich dazu nicht immer zu verwendenden Sublimatlösung, noch nicht.

Es versteht sich von selbst, daß nach solchen Mitteln, die angesichts einer drohenden Choleragefahr von der größten Bedeutung sein würden, eifrigst gesucht wird. An der Hand der Fort-

[1]) Über flüssige Kohlensäure. Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure. XXIX. S. 14.

[2]) Comptes rendus. T. 100, pag. 350.

[3]) Encyklopädie der Naturwissenschaften. Breslau. E. Trewendt.

schritte in der Erklärung des Wesens dieser Seuche wird das wohl auch getingen. Sie zu fördern sind bekanntlich Konferenzen berufen, in deren tetzter Koch[1]) den günstigen Verlauf von 85 Versuchen mit Meerschweinchen zur Züchtung der Kommabacillen mitteiten konnte. Er verhinderte die Abtötung derselben im Magen, indem er die dort vorhandene Säure durch in den Magen gespritzte Natrontösung neutralisierte, und fand dann nach kurzer Zeit im Darme die Bacillen in für das Tier tötlicher Menge entwickelt. Auf dieselbe Art getang es andere Bacillen zu züchten, namentlich erzeugte der Finklersche Bacill nicht Cholera, sondern stets eine wirkliche Fäulnis. Pettenkofer freilich hätt diese Versuche nicht für bündig und glaubt, daß die Chotera Bedingungen schaffe, wetche die Entwicklung der Bacillen begünstige, eine Annahme, der Koch ihren Mangel eines jeden Analogons entgegenhätt.

Über die Beseitigung der die Menschen bedrohenden Choteragefahr, hat man übrigens die ihren Wohnungen ebenso verhängnisvolle Gefahr des Auftretens des Hausschwammes, wie auch aus den früheren Revuen hervorging, nicht aus dem Auge verloren. Untersuchungen, welche Thümmet anstellte, hatten ergeben, daß der Hausschwamm mit der Trüffel zu den an Stickstoff, Fett, Phosphorsäure und Kali reichsten Pitzen gehört und somit diejenigen Hölzer am teichtesten vernichtet, wetche namenttich an Kali und Phosphor reich sind. Das ist aber dieselbe Holzart, wie Poteck[2]) gezeigt hat, in ganz verschiedenem Grade, je nach der Zeit, in welcher sie gefällt wurde. Coniferen z. B., die im Safte stehend umgehauen worden waren, enthietten 5mal soviet Kali und 8mal soviel Phosphor, als wenn man sie im Winter gefällt hatte, und so kann es nicht überraschen, daß solche Hölzer vom Hausschwamme besonders teicht befallen und bis zur Vermorschung aufgezehrt werden. Man sollte also im Winter gefälltes Holz allein verwenden, was das Festsetzen des Schwammes unmöglich macht. Hat sich derselbe freitich in seiner Nachbarschaft entwickelt, dann verfällt es auch ihm, wie Tapeten, Ötgemälde, ja selbst Mauerwerk nicht Widerstand leisten.

Neben den immer wachsenden Preisen des Hotzes und seiner Feuergefährlichkeit, hat wohl auch die Gefahr des Hausschwammes nach Ersatzmitteln für dasselbe suchen lassen und man hat in erster in Linie in dieser Hinsicht Eisen ins Auge gefaßt. Schmiedeeisen hat sich unter alten Umständen gut bewährt, das oft zu Säulen verwendete Gußeisen aber sprang, wenn bei Bränden es von Wasserstrahlen getroffen wurde, bewies sich auch bei strenger Kälte und bei Erderschütterungen nicht haltbar. Nach einer Vorschrift des Berliner Potizeipäsidiums[3]) sind deshalb gußeiserne Säulen nur noch gestattet, wenn sie von einem durch eine Luftschicht von der Säute isolierten, nicht zu entfernendem schmiedeeisernem Mantet oder von Pfeitern aus Klinkern in Cementmörtel umgeben sind. In Amerika bestanden derartige Bestimmungen tängst, in Engtand aber hätt man mit Verputz umgebenes oder mit Zinkblech benageltes Holz für sehr feuersicher.

Das hauptsächlichste Baumaterial wird freilich der Stein bleiben, den wir hier indessen nur als Übergang zur Mineratogie benutzen wollen. Von dem Handwörterbuch[4]) dieser Wissenschaft, der Geologie und Paläontotogie liegen zwei höchst interessante Lieferungen vor. Fehlte uns nicht der Raum, so gingen wir gern auf Lasautx' Arbeiten: das Meer und seine geotogische Bedeutung und die Organismen als Vermittter geotogischer Bildung, sodann auf die Abhandtungen Rolles: Phanerogamen und Quartärsystem ausführlicher ein. Wir würden den Boden der See, ihre zerstörende und aufbauende Wirkung vor Augen führen, die stille Thätigkeit der Korallen, der Regenwürmer u. a. zu detrachten haben. Weiter würde auf eine Geschichte der Entstehung der Pflanzen im Laufe der geotogischer Epochen einzugehen sein. Wir würden die gegenwärtige Pflanzenwelt aus wenig übriggebliebenen uralten Arten, wie Mammuthbaum und Gingko, aus den älteren Monocotyledonen und den jüngern Dicotyledonen

[1]) Deutsche medizinische Wochenschrift. 2. Serie der Konferenzen zur Erörterung der Choterafrage.

[2]) Industrieblätter. XXII. S. 116 u. 121 aus Deutsche Bauzeitung 1885, S. 117.

[3]) Bayrisches Industrie- und Gewerbebtatt 1885, Nr. 11 nach dem Polizei-Notizbtatt.

[4]) Encyklopädie der Naturwissenschaften. Breslau. E. Trewendt.

bestehend erkennen, deren Stammeltern freilich noch unbekannt sind, vielleicht, wenn sie krautartig waren, auch immer unbekannt bleiben werden. Wir sähen gewisse tropische Formen sich gegen die Einwanderer behaupten, welche wohl am Nordpol entstanden radial bis auf die südliche Halbkugel vordringen, sähen, wie die Eiszeit den Abschnitt zwischen der zu Grunde gehenden Tertiärzeit und einbrechenden Quartärepoche bildet, wie aber der Mensch, was wir in einer der vorigen Revuen erzählten, bereits früher aufgetreten war.

Aber wir müssen uns bescheiden und zunächst noch zwei Arbeiten erwähnen, welche sich hier anschließen, das von Schwarz[1]) geschilderte Vorkommen des Steinsalzes und eine Betrachtung der Bewegung der Gletscher, welche Richter geliefert hat.

Schwarz schildert zunächst das Vorkommen des Steinsalzes in und außer Europa, um dann auf die Bildung desselben einzugehen. Er sucht an der Hand verschiedener Beispiele, namentlich des Staßfurter Lagers nachzuweisen, daß die Salzlager aus dem Meere sich niedergeschlagen haben; wo die Schichtung oder Gruppierung innerhalb der Lager sich hierdurch nicht erklären läßt, da sind später Wasser hereingedrungen und haben einzelne Bestandteile aufgelöst.

Richter[2]) dagegen sucht die merkwürdige an den Gletschern schon lange beobachtete Thatsache zu erklären, daß dieselben längere Perioden hindurch vordringen oder wieder zurückgehen, diese Bewegung aber nicht abzuhängen scheint von der Natur des vorhergehenden Sommers. Namentlich sind sie seit 1870 in sehr bedeutendem Rückgange begriffen. Den Grund dafür muß man in der Zähflüssigkeit des Eises suchen, die verhindert, daß eine größere Menge gefallenen Firnschnees sofort ein Vordringen bedingt. Erst wenn dieselbe ein gewisses Gewicht erreicht hat, wird sie eine Beschleunigung der thalwärts gerichteten Bewegung bewirken können und das wird ein Vordringen zur Folge haben, da nunmehr in einem Jahre mehr Eis nachdringt, wie abschmilzt. So sieht Richter die Ursache des letzten Vordringens in der von 1842—51 gefallenen verhältnismäßig großen Regen- und Schneemenge, in der relativen Trockenheit der folgenden 10 Jahre aber diejenige des jetzigen Zurückweichens.

Die Form, in welcher der als Schnee und Regen schließlich aus der Luft fallende Wasserdampf in derselben enthalten sei, hatte schon de Saussure in den Alpen mit Hülfe mikroskopischer Beobachtungen zu bestimmen gesucht und glaubte denselben in Bläschen beobachtet zu haben. Seine Ansicht ist indessen, wie wir in der vorigen Revue sahen, neuerdings angezweifelt worden; daß aber das Wasser, welches die Wolken bildet, wirklich nur in Tröpfchenform vorkommt, hat im November vorigen Jahres Aßmann[3]) durch mikroskopische Beobachtungen auf dem Brocken dargethan. Er fand Tröpfchen von vierzehntausendstel bis 35tausendstel Millimeter Durchmesser, beobachtete auch solche noch bei 10° Kälte, die wenn sie auf dem Objektträger nicht verdampften, sehr rasch zu luftfreiem Eis erstarrten. Eiskryställchen dagegen zeigten sich nie, ebensowenig enthielten die Tröpfchen Staubkerne.

Ist durch diese Beobachtungen dem in der atmosphärischen Luft enthaltenem Staub die Funktion welche ihm Aitken zugeschrieben hatte, die erste Ursache zur Verdichtung von Wasserdampf zu werden, genommen, so ist durch Versuche, die unter Leitung von Hiltl[4]), von Markgraf auf einer Grube in der Nähe von Saarbrücken ausgeführt worden sind, dem Kohlenstaub, welcher sich in den Stollen der Kohlenbergwerke bildet, die recht gefährliche Fähigkeit zuerkannt worden, die Flamme eines Schusses derartig zu verlängern oder durch Fortbrennen zu solcher Verlängerung Veranlassung zu geben, daß in großen Entfernungen von dem Orte des Schusses befindliche Grubengase zur Explosion gebracht werden können. Geringe Beimengungen von Grubengas, wie sie in Kohlenbergwerken leicht vorkommen, erhöhen diese gefährliche Wirksamkeit des Kohlenstaubes sehr beträchtlich. Da aber seine Entzündung nur bei

[1]) Schwarz, Vorkommen und Bildung des Steinsalzes. Kommissionsverlag von Prokischs Buchhandlung. Mähr. Ostrau.

[2]) Zeitschrift der österr. Gesellschaft für Meteorologie. XX. S. 23.

[3]) Zeitschrift für Meteorologie. II. S. 41.

[4]) Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen. XXXI. Suppl., S. 575.

ausblasenden Schüssen, wie sie Schießpulver liefert, erfolgt, nicht aber bei Anwendung von Dynamit, so dürfte dessen Anwendung die Gefahr vermindern, wenn nicht beseitigen.

Die Anzündung einer solchen Patrone wird in völlig gefahrloser Weise auf elektrischem Wege bewirkt, eine der vielen Wohlthaten, die wir der Elektrotechnik verdanken. Von dem ihre Fortschritte bis 1883 darstellenden Bericht der Wiener elektrischen Ausstellung, den Klein[1]) herausgiebt, liegen nunmehr auch die Lieferungen 5, 6 und 7 vor, enthaltend die elektrischen Uhren, von Kapaun, die wissenschaftlichen Instrumente von Pitsch, das elektrische Licht von Urbanitzky, und die Leitungen für starke Ströme von Kremenezky bearbeitet vor. Dieselben stehen ihren Vorgängerinnen in nichts nach. Jede Abhandlung stellt zunächst in großen Zügen die Entwicklung des betreffenden Zweiges der Technik dar, um dann an der genaueren Betrachtung der zu ihm gehörigen ausgestellten Gegenstände ihren gegenwärtigen Stand zu schildern. Die Bedeutung des Berichtes ist damit bezeichnet, seine Brauchbarkeit wird noch besonders erhöht durch die vortrefflichen Holzschnitte, die ihm beigegeben sind. Dem Leser werden in der ersten Abhandlung die Uhren mit elektrischem Antrieb, dann die Uhren mit selbstständigem Antriebe, aber elektrischer Korrektion, endlich die Kontroluhren, darunter u. a. die Siemensschen Chronographen vorgeführt; die zweite führt ihn in das elektrische Maaßsystem ein und macht ihn dann mit den vorwiegend wissenschaftlich und darauf mit den für den Techniker hauptsächlich wichtigen Apparaten bekannt. In der dritten findet er die Glühlichtlampen, die Incandescenz- und die Bogenlichtlampen besprochen, endlich einen Vergleich angestellt zwischen elektrischem Licht und Gasbeleuchtung. Die vierte Abhandlung betrachtet zunächst das Leitungsmaterial, dann die Herstellung der Leitungen und Schaltungen. Anschließend hieran wollen wir einen Vortrag über die elektrischen Akkumulatoren nicht unerwähnt lassen, den Dietrich[2]) im Württembergischen Verein für Baukunde gehalten hat und der zu dem Resultat gelangt, daß diesen Apparaten noch eine große Zukunft bevorstehen wird, wenn es gelingt ihre Lebensdauer zu verlängern und ihren Preis herabzusetzen. Man wird dann den früher bereits erwähnten Vorteil erhalten können, mit einer kleinen, also billigen Maschine eine verhältnismäßig große Anzahl von elektrischen Lampen in Betrieb setzen zu können, indem man den Tag über die Maschine zum Laden der Akkummulatoren, abends sie mit diesen zusammen zur Hervorbringung des Lichtes benutzt.

Wir haben mehrmals auf die Wichtigkeit der Gutta percha für die Elektrotechnik hingewiesen, freilich auch erwähnen müssen, daß mit den sie liefernden Pflanzen keineswegs so vorsichtig und sparsam umgangen wird, als die Wichtigkeit ihres Produktes erheischt, zu demselben Resultat kommt auch ein Bericht von Wray[3]), nach welchem die Sammlung der Gutta percha in Malacca in so sorgloser Weise geschieht, daß nur $^1/_{37}$ des in ten zu seiner Gewinnung gefällten Bäumen enthaltenen Stoffes auch wirklich gewonnen wird. Man würde die sämtliche Gutta percha erhalten können, wenn man die Rinde auskochen wollte, aber man ist noch nicht ganz sicher, ob das zufriedenstellende Resultate geben würde, da nach früher in Guiana gemachten Beobachtungen das so gewonnene Produkt sich rasch oxydierte und bröcklich wurde.

Auch noch eines anderen Pflanzenstoffes haben wir heute wieder zu erwähnen, von dem wir auch in der vorigen Revue bereits gesprochen haben, des Cocaïns. Nach einer Mitteilung des Archivs für Pharmacie scheint dasselbe ein vortreffliches Gegengift gegen Morphium zu sein, auch das Morphium völlig ersetzen zu können, da sein Genuß gehobene Stimmung, vermehrtes Kräftegefühl, größere physische Erregbarkeit mit sich bringt, ohne irgend welche Betäubung hervorzurufen. Wenn man sich übrigens dort der Hoffnung hingiebt, daß auch bei häufiger Anwendung Cocaïnesser nicht erzogen werden würden, so ist das durch die Bewohner Bolivias längst widerlegt. Im niedern Volke des genannten Staates existiert wohl niemand,

[1]) Bericht über die internationale elektrische Ausstellung. Wien 1883. Wien, Seidel u. Sohn, 1884.

[2]) Zeitschr. d. V. deutscher Ingenieure. XXIX. S. 426.

[3]) Elektrotechnische Zeitschrift 1885, S. 115, nach dem Telegraphic-Journal.

der es nicht ist, und es ist nicht grade selten, daß sich Leute in die Cocapflanzungen zurückziehen und dort Coca kauend für immer unthätig verbleiben.

Es erübrigt nun noch auf eine zoologische und eine philosophische Publikation einzugehen, jene, ein neues Heft des Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie[2]), dieses ein Buch von Stern[3]), betitelt philosophischer und naturwissenschaftlicher Monismus. Das Heft der Encyklopädie reicht von Halithea bis Heteroneris und enthält von größeren Abhandlungen namentlich Artikel über die Entwicklungsgeschichte der Haut und des Herzens, die verschiedenen Haustiere, die Heidenmauern und -schanzen, die Schnecken (Helices), den Hering u. s. w.

Stern nennt sein Buch einen Beitrag zur Seelenfrage. Auf den ersten Teil dürfte das freilich wohl nicht besonders passen. Derselbe ist eine ziemlich idealistisch gefärbte Metaphysik, welche z. B. das Werden leugnet und durch eine große Anzahl verschiedener unveränderlicher Sein ersetzt, von denen eines nur immer wieder an die Stelle des andern tritt. Der zweite Teil beabsichtigt ausgesprochener Maßen eine Seelenlehre im Sinne Herbarts zu sein. Eine solche besitzen wir bekanntlich in Waitz's Psychologie als Naturwissenschaft, und man hätte wohl erwarten dürfen, daß auf ihr der Verfasser weiter baute. Indessen wird Waitz mit keinem Worte erwähnt, ebensowenig wird der Gegenstand systematisch erschöpft. Die aus dem Tierleben herangezogenen Beispiele beweisen übrigens, daß der Verfasser den Naturwissenschaften doch ziemlich fremd gegenübersteht und diesem Mangel werden die in solchem Buche höchlichst überraschenden Zitate aus dem Talmud, sowie das mehrmalige Hereinziehen der Judenfrage schwerlich ersetzen können. Wenn endlich der Verfasser die Ansicht ausspricht, daß nichts existiert was wir nicht wissen und fassen könnten, wenn es uns nur ein Genius auseinandersetzte, so möchte man doch fragen, woher er das weiß.

Uns will es scheinen, als habe der Verfasser besser gethan, ohne die hochtrabende Hypothese des Monismus sich einem nüchtern fortschreitenden Empirismus hingegeben, von welchem allein die Naturwissenschaft brauchbare Resultate erwarten kann.



Litterarische Berichte.

Geschichte der neueren deutschen Kunst. Nebst Exkursen über die parallele Kunstentwicklung der übrigen Länder germanischen Stammes. Unter Mitwirkung von F. Pecht bearbeitet von Franz v. Reber. 2. Auflage. 3 Bände. Leipzig 1884. Verlag von H. Haessel.

Die erste Auflage des vorliegenden Werkes ist im Jahre 1876 erschienen. Freunde genug hat sich dieselbe erworben, aber auch an Gegnern hat es ihr nicht gefehlt; an einer Gegnerschaft, die weniger in den Kreisen der Kunstfreunde, noch weniger in den Reihen der kleinen Schar der Kunstgelehrten zu suchen war, sondern zum größten Teil aus der Menge der Künstler selbst heraus sich rekrutierte. Das ist leicht erklärlich; denn wenn auch gewissermaßen nur „untergeordnet und mehr anhangsweise," wie sich der Verfasser ausdrückt, so war doch immerhin die Kunst der unmittelbaren Gegenwart mit in die Darstellung gezogen worden. Wer an der betreffenden Stelle seinen Namen suchte und nicht fand, hatte ein moralisches Recht, ungehalten zu sein und das Werk oberflächlich und lückenhaft zu schelten. — Diesmal hat es der Verfasser anders gemacht. Er wird zur Erkenntnis gekommen sein, daß man die Gegenwart, sobald man sich überhaupt mit ihr beschäftigt, nicht nur so von oben herab ansehen, und anhangsweise behandeln darf, denn „der Lebende hat Recht". Somit ist in dieser zweiten Auflage auf die Fortführung des Stoffes bis auf die jüngste Gegenwart ein ganz besonderes Augenmerk gerichtet worden.

[1]) Nach Industrieblätter XXII, S. 83.

[2]) Encyklopädie der Naturwissenschaften. E. Trewendt. Breslau.

[3]) Philosophischer und naturwissenschaftlicher Monismus. Griebens Verlag (L. Fernau).

Ja, der Verfasser hat geglaubt, dieser neuesten Periode eine so erschöpfende Behandlung zu teil werden lassen zu müssen, daß seine eigenen Kräfte zur Bearbeitung nicht mehr ausgereicht haben, und er deshalb einen Heros der zeitgenössischen Kunstkritik, den Hofmaler Friedrich Pecht, um Mithilfe angerufen hat. Dessen Werk ist denn auch die Bearbeitung der Kunst von gestern und heute in der letzten Hälfte des 3. Bandes ganz allein. — Hat der Verfasser damit Recht gethan? — Zweierlei Erwägungen, die eines gewissen inneren Zusammenhanges nicht entbehren, sind es, die uns diese Frage nahe legen. Zuerst: wird diese 2. Auflage aus gleichen Gründen wie die erste nunmehr keine oder weniger Feinde in Künstlerkreisen finden? — Wir möchten das bezweifeln. Selbstverständlich muß, wo jetzt ein so viel größerer Raum für die Darstellung zur Disposition gestanden hat, das Recht eines jeden lebenden Künstlers, in dem Werke behandelt, (natürlich gut behandelt) zu werden, auch um so viel größer geworden sein. — Denn welcher Historiker hätte das Recht, seine lebendigen Mitmenschen tot zu schweigen? — Wenn aber auch immerhin das Register des 3. Bandes nunmehr auf die stattliche Höhe von 1482 Namen von — selbstverständlich bedeutenden — Künstlern gekommen ist (in welcher gottbegnadeten Zeit leben wir!), so können der deutsche Künstlerkalender und das Allgemeine deutsche Künstlerjahrbuch, Jahrgang 1884, ein jeder nicht weniger denn praeter propter 3500 Namen deutscher großer Meister anführen!! — Es werden sich also noch 2000 Talente für von der Reber-Pechtschen Kunstgeschichte verkannt halten müssen, und sie müßten geradezu Taubenseelen haben, um das nicht ein klein wenig übel zu nehmen. — Natürlicherweise müssen wir es den Herren Verfassern überlassen, sich mit diesen möglichen Gegnern abzufinden; uns aber führt diese Betrachtung von selbst zu der weiteren Erwägung: Ist es überhaupt angängig, eine Geschichte der gegenwärtigen Kunst zu schreiben, selbst wenn man zugeben will, daß die Kunst unserer Zeit eine für uns erkennbare, selbständige Erscheinung darbietet? Wir sind sehr geneigt, auch diese Frage zu verneinen. Natürlich fehlt uns hier an dieser Stelle der Raum, unsere Ansicht ausführlich zu begründen; wir fürchten aber nicht, daß wir Widerspruch zu gewärtigen haben, wenn wir als unbedingte Erfordernisse einer Kunstgeschichtsschreibung hinstellen: 1. Das Vorhandensein der Unterlagen, die ein möglichst allgemeingiltiges Urteil über die Bedeutung der Kunstwerke gestatten; 2. die Fähigkeit des Geschichtsschreibers, den Einfluß zu erkennen, den die Zeit, d. h. die gleichzeitige Kultur auf die Entstehung der Kunstwerke ausübt; 3. ausreichende Kenntnis der Personen und Uebersicht über das gesamte Material. — Ist es möglich, daß der Mitlebenden einer in bezug auf die Kunst der Gegenwart nur einem von diesen Erfordernissen völlig gerecht werden könnte? — Nein, und abermals nein! Dieselben Beschränkungen, die uns die Erkenntnis von Art und Ursache der Entstehung der Kunstwerke verschließen, verhindern die Fällung eines allgemein giltigen Urteils über ihren Wert. Uns, die wir ihre Kinder sind, fehlt der Maßstab für das volle Verständnis unserer Zeit. Niemand, sagt schon Kugler irgendwo, kann aus der Gegenwart heraus über die Gegenwart urteilen. Nur ein Beispiel: wird die Nachwelt über Böcklin ebenso heterogen denken, wie die Gegenwart, die ihn sieht „von der Parteien Haß und Gunst verzerrt?" — Und weiter, — wer könnte von sich sagen, daß er die Leistungen der zeitgenössischen Kunst voll und ganz übersehe; daß er von allem Kenntnis habe, was Tüchtiges geschaffen wird! — Niemand! — niemand sollte daher auch dem Publikum eine Schilderung der gegenwärtigen Kunst unter dem Namen einer Kunstgeschichte vorlegen. Der Schaden, der daraus erwächst, trifft die Wissenschaft, indem Ungeklärtes unter dem Namen von Wissen verbreitet wird; er trifft nicht minder einzelne künstlerische Existenzen, die in dieser Kunstgeschichte nicht zu ihrem Rechte gekommen sind, vielleicht nur, weil die Verfasser von ihnen nichts gewußt haben[1]). Und solche Künstler

[1]) Wir wollen als einziges Beispiel das Künstlerpersonal von Breslau anführen, weil in dieser Stadt diese Blätter heimatsberechtigt sind. Band III, S. 458 heißt es: „Breslau beherbergte den reichbegabten Landschafter Ad. Dreßler, der leider 1882 früh gestorben, außerdem sind dort zu nennen die Maler E. Brehmer und J. Scholtz." — Das ist alles. Schreiber dieser Zeilen ist kein Schlesier, er wird deshalb wohl nicht in den Ruf des Lokalpatriotismus kommen, wenn er die Behauptung ausspricht, daß eine Kunstgeschichte, die von dem modernen Breslau nichts weiter zu sagen hat, doch eine recht tüchtige Lücke aufweist; noch dazu, wenn sie sonst in Deutschland mit 1482 Namen dienen kann. Daß Breslau kein Oder-Florenz ist, wissen wir. Daß aber in dieser Stadt unter Professor Hermann Kühns trefflicher Leitung eine Königliche Kunstschule besteht, an der u. a. der Bildhauer Professor Rob. Härtel, die Maler Professoren Bräuer, Paul Schobelt, Karl Ernst Morgenstern unterrichten; — daß dort ein Museum existiert, an dem das Bildhauer-Meister-Atelier mit Robert Toberentz bis jetzt besetzt war; an dem demjenigen für Landschaftsmalerei C. C. Schirm vorsteht, weiß die Kunstgeschichte nicht. Ebenso wenig hat sie, um auch einen der nicht angestellten Künstler zu nennen, etwas von Otto Krenbel, dem genialen, eigenartigen Porträtmaler gehört. Warum übrigens Breslau eine Filiale

werden um so mehr geschädigt werden, je besseren Klang diejenigen Namen haben, unter deren Auspizien die sogenannte Kunstgeschichte in die Welt tritt. Nicht das Werk wird für lückenhaft gehalten werden, sondern der Künstler, der in ihm fehlt, für untüchtig; so wird das Publikum raisonnieren, und füglich sollte es ein Recht dazu haben. Mindestens den letzten Teil hätten die Verfasser unter dem bescheideneren Namen der Kunstkritik herausgeben sollen. Es ändert hierin nichts, daß in der Vorrede anerkannt wird, daß eine Geschichtsschreibung der Gegenwart erst einer späteren Zeit vorbehalten sein wird; oder daß es im Eingange des Schlußwortes heißt, daß die Arbeit mehr einer Musterung als einer Geschichte, die zu schreiben zur Zeit unmöglich sei, gleiche. Das Publikum hält sich an den Titel. Gegen die Methode, die auch andere Kunstschriftsteller der Neuzeit anwenden, solchen, auch noch so wertvollen Arbeiten den Namen einer Kunstgeschichte der Gegenwart zu geben, legen wir hiermit ausdrücklich Verwahrung ein. Grade jetzt, wo so viele Künstler in merkwürdiger Verkennung des Wesens derselben eine kunstkritische Wissenschaft total verwerfen, sollte ihnen kein gerechter Anlaß zur Beschwerde gegeben werden. — Wenn wir nicht anstehen durften, diesem Tadel weiten Raum zu verstatten, so freuen wir uns um so mehr, über den Inhalt des Buches nur Rühmliches berichten zu können. Der Zeit nach umfaßt das Werk die Kunst vom Anfange des vorigen Jahrhunderts an bis auf die jüngste Gegenwart, doch wird erst mit Raphael Mengs und seiner Schule die Darstellung ausführlicher. Ganz besonders haben uns die Charakteristiken von Carstens und Cornelius gefallen. Je weiter das Werk in der Schilderung der einzelnen Kunstepochen vorschreitet, je mehr es sich den neueren Phasen nähert, je öfter vielleicht wird der Leser in Einzelheiten abweichender Ansicht sein. Das ist gar nicht anders zu erwarten. In voller Uebereinstimmung befinden auch wir uns nicht überall mit den Ansichten der Herren Verfasser. Wir sprechen es aber gern aus, daß das Buch wie kaum ein anderes Werk geeignet ist, uns einen Einblick in die ganze Entwickelung der spätmodernen Kunst unseres Vaterlandes zu gewähren. Grade der letzte Teil, den wir als Abschnitt einer Kunstgeschichte nicht anerkennen können, ist geradezu unentbehrlich für jeden, der in unsrer gegenwärtigen Kunst gut orientiert zu sein wünscht. Man wird, was ausgesprochen wird, allerdings nur als die individuelle Beurteilung zweier einzelnen Kunstgelehrten betrachten dürfen; aber der Leser kann sich sagen, daß er das Urteil von Männern vor sich hat, die Kenner ersten Ranges sind. Wir müssen anerkennen, daß die Kritik in dem ganzen Buche „ehrlich und tendenzfrei“ ist; wie in dem früheren so auch in dem letzten Teile. Man fühlt wohl heraus, daß nicht aus Willkür die Urteile hervorgehen, sondern daß sie das Ergebnis fester Grundsätze sind, deren Zugrundlegung wohl die längere Beschäftigung mit der Kunst der Vergangenheit gelehrt haben mag. Darum ist das Werk und ganz besonders der letzte Band für Kunstschriftsteller und Kunstkritiker, vor allem aber für die vielen Leute, die gern über Kunst verständnisvoll denken und reden, deren Kunsturteil jedoch eines Leitfadens bedarf, geradezu unentbehrlich. Das auch äußerlich gut ausgestattete Werk wird seinen Weg machen — und es verdient es. —t

von Berlin genannt wird, ist uns ganz unerfindlich.!

Theodor von Sickel und die Monumenta Germaniae Diplomata von von Pflugk-Harttung. Stuttgart 1885. Verlag von W. Kohlhammer.

Mit dieser Streitschrift verteidigt sich der jüngere Tübinger Historiker gegen die Angriffe, welche der Wiener Hofrat von Sickel in den Mitteilungen für Oesterr. Geschichtsforschung gegen dessen Papststudien und Specimina gerichtet hatte, nachdem der Wiener Gelehrte zuerst ein Vorpostengefecht durch seinen Schüler Kaltenbrunner gegen Harttung hatte eröffnen lassen. Der unbefangene Leser bekommt den Eindruck, daß das Verfahren Sickels gegenüber dem jüngeren Gelehrten doch nicht gerechtfertigt erscheint, indem er ihm offenbar in manchen Punkten unrecht gethan, in andern wieder den Ton der Polemik doch über das erlaubte Maß gesteigert hat, was um so unerfreulicher wirkt, als der jüngere Gelehrte doch noch keine Stellung hatte und durch dieses schroffe Absprechen und Vernichtenwollen doch in der Carriere schwer geschädigt werden konnte. In der zweiten Hälfte der Streitschrift sucht nun Harttung in der Publikation Sickels für die Monumenta nachzuweisen, daß bei Sickel genau dieselben Fehler kleiner Flüchtigkeiten wahrzunehmen sind, die er seinem Gegner vorzuwerfen hat. So unerquicklich derartige Streitschriften sind, da sie auch zu leicht den Grad der Achtung vermissen lassen, den ein verdienstvoller Gelehrter beanspruchen darf, so ist noch mehr zu bedauern, daß sie gegenüber dem unter deutschen Gelehrten herrschenden Ton der Polemik zur Notwendigkeit heutzutage geworden sind.

F.

Ausgewählte Gedichte von Johann Welhaven. Aus dem Norwegischen von Dr. Hermann Neumann. Kottbus 1885. Verlag von Schauenburg.

Die Stellung Welhavens in der norwegischen Litteratur wird vom Uebersetzer knapp und schlagend dahin präzisiert, daß zu der Zeit, wo das geistige Leben des politisch selbständig gewordenen norwegischen Volkes sich frei und kräftig zu entfalten begann, Welhaven in litterarischer und politischer Beziehung zu den Führern jener Partei gehörte, welche mit der geschichtlichen Ueberlieferung, die das Land

geistig mit Dänemark verband, nicht brechen und den litterarischen Zusammenhang mit dem übrigen Europa fördern wollten, während an der Spitze der exklusiv nationalen, demokratischen Gegenpartei sein ebenbürtiger Rivale Wergeland stand. So ist Welhaven als einer der Hauptvertreter des Klassizismus in der norwegischen Litteratur anzusehen, war aber durch die Ursprünglichkeit seiner Empfindung, die Selbstständigkeit seiner dichterischen Individualität, die Frische seines Humors und die Volkstümlichkeit seiner Sprache davor geschützt, sich in eine akademische Richtung zu verlieren. In Deutschland sind seine Gedichte bisher nur wenig bekannt; die vorliegende Sammlung enthält deren etwa 30, welche sich auch in der Form streng an das Original anschließen. Es sind zum Teil Balladen, namentlich aber überaus empfindungsfrische Natur- und Stimmungsbilder, die der Uebersetzer mit außerordentlicher Formgewandtheit und Ausdrucksfähigkeit nachgebildet hat. Ohne daß die charakteristische Färbung derselben irgend welche Abschwächung erlitten hätte, lesen sich in der That viele dieser Uebertragungen wie Originaldichtungen, so „Zuletzt das Vergessen", „Am Meere" u. v. a. Die Uebersetzung zählt zu den besten, die wir besitzen, und das ist um so höher anzuschlagen, als Vorarbeiten dazu wenig oder nicht vorhanden waren. T.

Der Feldzug des Germanikus im Jahre 16 n. Chr. mit einer Karte von Dr. Paul Höfer. Zweite Ausgabe. Bernburg und Leipzig 1885. Verlag von J. Bacmeister, Hofbuchhändler.

Einem weiteren Leserkreise bietet der Verfasser eine Studie dar, die ursprünglich nur für die Fachgelehrten bestimmt gewesen. Der auf der Philologenversammlung zu Dessau 1884 gehaltene Vortrag des Herrn Höfer über die viel behandelten Nachrichten des Tacitus von den Cherusker-Schlachten auf Idistaviso und am Angrivarenwalle hat durch seine Methode ebensowohl als durch die überraschenden und überzeugenden Ergebnisse das allgemeinste Aufsehen bei den Forschern erregt, und größtenteils Zustimmung gefunden. Die Analyse des Taciteischen Berichts und seiner Unterlagen, die Konfrontation desselben mit den Oertlichkeiten, die der Feldmarschall Graf Moltke mit glücklichem Ausdruck „den fossilen Knochenrest der Begebenheiten" nennt, die Zeugnishülfe aus der Sage, aus der Sprachwissenschaft, die vorsichtige Uebertragung der schriftlichen Tradition in die mögliche Wirklichkeit — alles ist gleich meisterhaft. Wenn bei einer solchen bis in die Tiefe greifenden Forschung der Lichtglanz des Germanicus einige Einbuße erleidet, und der Ruhm Armins, den derselbe Tacitus anzuerkennen sich genötigt sieht, dabei in sein historisches Recht gesetzt wird, wenn also der deutsche Patriotismus dabei gewinnt, so hat doch der Verfasser sich für seine Untersuchung so frei wie nur immer denkbar von jeder Voraussetzung gehalten. Es hat etwas ungemein Fesselndes, die jungfräuliche Kraft und die vollsaftige Energie des germanischen Volkes aus den Geschichtsdarstellungen einer bis zur Unwahrheit überfeinerten Kultur herausblitzen zu sehen, obgleich diese ein Interesse daran hatte, jene zu verdunkeln. Diese Krusten des Selbstlobs, der Parteilichkeit und Feindseligkeit wieder gründlich abgeschält zu haben, ist ein Verdienst des Verfassers, der in der Rückhaltlosigkeit seiner Kritik sich auch davon nicht beirren ließ, das selbst deutsche Historiker in einer verkehrten, weil oberflächlichen, Quellentreue die Rhetorik des Tacitus hundertmal nachgebetet haben. Es verdient angemerkt zu werden, daß das Ergebnis der Höferschen Untersuchungen die Auffassungen bestätigt, welche sich Ranke im Gegensatz zu den Monographen der Epoche von dem Sachverhältnis gebildet hatte, und es ist zur Ehre des Büchleins zu berichten, daß die Berliner Akademie durch dasselbe veranlaßt worden ist, die alte Controverse über das Lokal der Varus-Schlacht durch ähnliche Methoden zum Austrag bringen zu lassen. C.

Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten. Wilhelm Nindemanns Erinnerungen an die Nordpolexpedition des „Polaris" und der „Jeanette." Herausgegeben von Karl Knortz. Zürich 1885. Verlags-Magazin.

K. Knotz hat sich, indem er dem wackern Rüganer Nindemann seine Lebenserfahrungen und vor allem seine Erlebnisse auf den beiden berühmten Nordpolexpeditionen nacherzählte, sich ein Verdienst erworben. Die schlichten Mittheilungen eines Mannes, welcher allzeit Kopf und Herz auf dem richtigen Fleck gehabt hat, machen einen ergreifenden Eindruck.

A. B.

Anleitung zum Studium der dekorativen Künste. Ein Handbuch für Kunstfreunde und Künstler, Kunsthandwerker und Gewerbtreibende, Zeichenlehrer und Schüler höherer Unterrichtsanstalten von J. Häuselmann. Mit 296 in den Text gedruckten Illustrationen. Zürich und Leipzig 1885. Verlag von Orell Füßli & Co.

Ach, hätten wir doch dies Büchelchen in unseren Barbarenjahren gehabt! — Als wir noch sehnsüchtig draußen standen, vor den Pforten des großen Mysteriums, das sich Kunstbildung nennt, und uns bemühten, einen schüchternen Blick durch die Thürritzen nach dem Allerheiligsten zu werfen. O, hätten wir es gehabt, dies Büchelchen, zu der Zeit, wo wir uns noch nicht genierten, zu fragen, was eigentlich „Stil" sei; — o hätten wir uns seiner bedienen können in den Jahren, als wir um nichts in der Welt mehr gefragt hätten, was „Stil" wäre, — obwohl wir es noch immer nicht so recht eigentlich wußten. Welche herrlichen Dienste hätte es uns erwiesen, dies



kleine Buch mit seinen 300 Illustrationen und seinen kurz und bündig gehaltenen Erklärungen von Idealismus und Naturalismus, von Stilisierung und Ornament, von Rococo-, Renaissance-, romanischem, byzantinischem, gotischem, römischem, griechischem und von allen anderen Stilen; mit seinen Belehrungen über Kapitäl und Basis, über Arabesken und Initialen, Akanthus und Konsolen, Emblemen, Rosetten, Palmetten i — Wer gute Lehre über solche Dinge wünscht — und hoffentlich sind deren viele — dem wird das Handbuch gute Dienste thun. — t.

Handbuch der Ozeanographie von Professor Dr. Georg von Boguslawski. Bd. I. Räumliche, physikalische und chemische Beschaffenheit der Ozeane. Mit 15 Abbildungen. Stuttgart 1884. Verlag von J. Engelhorn. —

Es ist noch nicht lange her, daß auch die Erdkunde an unseren Universitäten hoffähig geworden ist und eine Stätte akademischer Wirksamkeit gefunden hat, freilich erst nach langem, langem Antichambrieren. Sicher ist, daß ihre Kräfte unter diesem Warten nichts gelitten haben, mit der ganzen Frische der Jugend wirkt und schafft sie und kaum dürfte eine andere wissenschaftliche Disziplin gegenwärtig eine gleich weitgehende und tiefer greifende Bedeutung haben. Trotz ihres jugendlichen Alters als eine den anderen ebenbürtige Wissenschaft, hat sie doch aus ihrem markigen Stamme bereits manchen blühenden und kräftig sich entwickelnden Zweig getrieben. Der jüngste Sprosse dieser überquellenden Fruchtbarkeit ist die „Ozeanographie," ein neuer Trieb der bereits selbstständig gewordenen, physikalischen Geographie. Die physikalische, chemische und biologische Erforschung der Meere ist zwar nicht neu, was aber in dieser Beziehung bisher geleistet worden ist, war kaum mehr als Handlangerarbeit, welche die Bausteine herbeigeschafft hat, die bisher des Baumeisters geharrt haben, der sie zu einem wohlkonstruierten Gebäude hätte zusammenfügen können. Ein solcher war endlich in von Boguslawski gefunden, der durch das oben angeführte Werk der eigentliche Gründer der Ozeanographie geworden ist, der er für alle Zeiten den Stempel der Vaterschaft aufgedrückt hat, und die, welche Wandelungen mit der Wissenschaft auch vorgehen werden, von derselben doch nie abgeleugnet werden kann. Den Zweck, welchen der Verfasser mit seinem Werke verfolgt, geht dahin, in demselben den jetzigen Standpunkt der wissenschaftlichen Meereskunde möglichst genau darzustellen, unser heutiges ozeanographisches Wissen zusammenzufassen. Es ist ein erster Versuch, aber ein Versuch, der sogleich den Stempel des Fertigen, des Vollendeten an sich trägt, wie große Schwierigkeiten auch zu überwinden gewesen sind, Schwierigkeiten, denen einzig und allein, und dies ist wörtlich zu nehmen, Boguslawski gewachsen war, der leider zu früh seinem Wirkungskreise entrissen worden ist. Um so mehr ist es auch zu beklagen, daß das Werk jetzt noch Torso ist, und leider vielleicht auch bleiben wird, denn wir wüßten nicht, wer im Augenblicke fähig wäre, dem ersten Bande den zweiten hinzufügen zu können, wer den Stoff so beherrschte, ihn in so klassischer Weise zu behandeln verstände, wie Boguslawski. Zunächst wird nach einer Einleitung in dem uns vorliegenden Bande die Topographie der Meeresräume behandelt, darauf zeichnet uns der Verfasser das Relief des Meeresbeckens von der Oberfläche bis zum Boden, worauf er die Chemie des Meeres bespricht und die physikalischen und meteorologischen Erscheinungen desselben behandelt. Die eigentlich biologischen Verhältnisse sind dem zweiten Bande vorbehalten gewesen und daher nach dem Vorerwähnten nicht zur Darstellung gelangt. Wenn sonach auch das Ganze vorläufig unvollendet ist, so haben wir es hier doch mit einem in sich abgeschlossenen Teile zu thun, der eine Zierde der neueren geographischen Litteratur bildet und gleichzeitig eine politische Bedeutung hat, da er gleichsam auch eine Frucht unserer jungen, aufstrebenden Marine ist, in derem Dienste der Verfasser stand und für die er mit Aufopferung seiner selbst arbeitete. H. O.

Auf der Schneide. Ein Geschichtenbuch von Ludwig Hevesi. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Co.

Die 13 Geschichten, welche dieser Band enthält, spielen in den verschiedensten Kreisen und behandeln die verschiedensten Motive. Der Autor schlägt bald einen heiteren, bald einen ernsten Ton an; köstlicher Humor, ja fast toller Übermut wechselt und verschlingt sich mit tief ergreifenden Fragen: aber sei es, daß er uns in die gesellschaftlichen Zirkel von Alt-England, an den Hof Raffael Sanzios oder in die Salons der Tänzerin Filomena Sartori, alias Pepi Schneider, oder endlich in jenen schwarzen Fleck des Dorfes führt, der Krako heißt, und wo die Zigeuner wohnen: immer weiß er zu fesseln und seinen Gestalten den Schein größter Lebenswahrheit zu verleihen. Das Lokalkolorit beherrscht Hevesi in hervorragender Weise, wirkungsvolle Streiflichter und Anspielungen feinster Art verleihen seiner durchsichtigen und äußerst lebendigen Diktion einen besonderen pikanten Reiz. Wenn wir etwas tadeln sollen an dem reizvollen Buche, so ist es, daß der Verfasser bei der Wahl seiner durchaus originellen Stoffe ein oder zweimal das Barocke streift. R.

Johann Herbeck. Ein Lebensbild von L. von Herbeck. Wien 1885. Verlag von A. J. Gutmann.

In den letzten Jahren sind mehrere unserer Größen in der Musik, die als Freunde oder Gegner in derselben Zeit lebten und wirkten, durch den Tod abberufen worden. Der Kampf um die Erhaltung der klassischen und um die Herrschaft der Zukunfts-Musik hat sich auch nach dem Ableben der Hauptvertreter der verschiedenen

Richtungen nicht gelegt, obgleich es an versöhnenden Elementen zwischen beiden Parteien nicht fehlt. Herbeck gehörte zu denjenigen, welche das Recht und Unrecht auf beiden Seiten anerkannten und sich nicht durch Parteihaß oder Fanatismus in ihrem Urteil beeinflußen ließen. Die großen Verdienste Herbecks gaben ihm auch eine Achtung gebietende Stellung bei allen Musikern, gleichviel zu welcher Fahne sie hielten. Es wird deshalb auch eine umfassende Biographie dieses hervorragenden Mannes allen Musikfreunden hoch willkommen sein, um so mehr, als derselbe mit den ersten Komponisten der letzten Zeit in enger und langer freundschaftlicher Verbindung stand. Wir könnten viele Seiten und Bogen über das Leben Herbecks ausfüllen, wenn uns nicht der Raum dies verbieten und uns zu einem kurzen Urteil über das ganze Werk veranlassen würde. Es ist nach unserer Ansicht diese Biographie ein sehr wertvoller Beitrag zur Geschichte der Musik und ein äußerst reichhaltiges und interessantes Buch, welches uns tief in das Musikleben der jüngsten Vergangenheit einweiht und mit Briefen und Ansichten von Wagner, Liszt u. a. näher bekannt macht. Der Verfasser des Buches, L. v. Herbeck, ist den Lesern der Revue genügend bekannt. R.

Zur naturwissenschaftlichen Behandlungsweise der Psychologie durch und für die Völkerkunde. Einige Abhandlungen von A. Bastian. Mit einer Tafel. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung.

In verhältnismäßig sehr kurzer Zeit ist dank der angestrengten und unausgesetzten Bemühungen einer, wenn auch kleinen, so doch bedeutungsvollen Zahl unermüdlicher und opferfreudiger Forscher, an deren Spitze der unvergleichliche Bastian steht und immer noch allen anderen mit seltener Ausdauer und Zähigkeit als mustergiltiges Beispiel vorangeht, eine solche Fülle von wertvollem Materiale auf ethnologischem Arbeitsgebiete zusammengebracht worden, daß schon jetzt an die wissenschaftliche Verarbeitung desselben gedacht werden kann. Wiederum ist hier Bastian als bahnbrechend und tonangebend zu nennen. Nachdem der Sammeleifer die ersten Bedürfnisse befriedigt, eine Fülle von Material herbeigeschafft worden ist, gilt es nun dasselbe mit allen Mitteln einer empirischen Wissenschaft zu bearbeiten, nachdem man im Kreise der Naturwissenschaften das Menschengeschlecht nur allzulange als hors du concours angesehen hat. Als Aufgabe einer wissenschaftlichen Ethnologie stellt nun Bastian die Erforschung des „Völkergedankens“ auf induktivem Wege hin — „für die Entwicklung nach genetischer Methode sowohl, wie die Relativabschätzungen der Analogien, im Gesamtüberblick der Vergleichungen“. — Wenn wir nun auch vom Ziele, einer systematischen Völkerpsychologie, noch sehr weit entfernt sind, so ist doch Bastian redlich bestrebt gewesen, demselben näher zu kommen, wie die vorliegende, wie frühere Arbeiten desselben beweisen, die allerdings nur die ersten Gehversuche auf dem noch sehr unwegsamen Pfade sind, aber doch zu den besten Hoffnungen berechtigen. Was bereits geleistet worden ist, fordert geradezu unsere Bewunderung heraus, bei welcher Gelegenheit wir nur an die hawaische Kosmogonie erinnern wollen, nur ein Beispiel für viele. Aber noch viel, sehr viel bleibt zu thun übrig und nicht müde wird Bastian sowohl mit gutem Beispiele voranzugehen, wie zu fernerer Thätigkeit zu ermahnen und anzuregen. So reiches und treffliches Material auch bereits zusammengebracht worden ist, so sind doch noch große Lücken für Herstellung eines Gesamtbildes auszufüllen, viele sind vielleicht bereits ganz unausfüllbar, und so tritt vor allen Dingen die Aufgabe an uns heran, die Bastian immer und immer wieder betont, den letzten Augenblick, der uns noch zum Sammeln gegönnt ist, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, denn die Zeit dürfte nicht mehr allzufern sein, da es uns ganz unmöglich sein wird. Auch schwillt, wie Bastian ganz richtig bemerkt, die Arbeit mit Verfeinerung des Details, und so dürfen wir nicht aufhören, immer mehr und immer tiefer in Einzelheiten einzudringen, bis wir schließlich das Mikroskop oder das Fernrohr zur Hand nehmen müssen, um die einzelnen Elemente des Völkergedankens zu erkennen.

H. O.

Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg. In der ältesten deutschen Uebersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausgegeben von Dr. Julius Hoffory und Dr. Paul Schlenther. Erste Lieferung. Berlin 1885. Georg Reimer. 8. 96 S.

Die neue Ausgabe der ältesten deutschen Uebersetzung der Holbergschen Komödien ist auf zehn Lieferungen berechnet. Außer dem revidierten deutschen Text soll sie eine Abhandlung des Dr. Hoffory über Holbergs Leben und Schaffen und des Dr. Schlenther über Holbergs Einwirkung auf die deutsche Komödie bringen. Bei der unverwüstlichen dramatischen Lebenskraft Holbergs und bei seiner Bedeutung auch für das deutsche Theater wird das Unternehmen den Litteraturfreunden willkommen sein. Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Soeben ist erschienen:

Die Geschichte der ersten Sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland

mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorien.

Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der sozialen Frage

von

Dr. Georg Adler.

Groß 8. Elegant geheftet. Preis 9 Mark.

Breslau, im Juni 1885.

Eduard Trewendt,
Verlagsbuchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Jean-Jacques Rousseau als Botaniker.

Von

Albert Jansen.

Preis 8 Mark.

Berlin, 1. Juni 1885. **Georg Reimer.**

Soeben ist erschienen im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau:

Einführung in die Gesteinslehre.

Ein Leitfaden für den akademischen Unterricht u. zum Selbststudium

von

A. von Lasaulx.

Kl. 8. 14 Bogen. Eleg. gebd. in flexiblem Lwdbd.

Preis 3 Mark.

Verlag der königl. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich in Leipzig u. Berlin.

Soeben erschien:

Wieland und Reinhold.

Original-Mitteilungen aus den Nachlaß-Papieren des Philosophen Karl Leonhard Reinhold;

Beiträge zur Geschichte des deutschen Geisteslebens

herausgegeben von

Dr. Robert Keil.

Gr. 8. Preis brosch. Mk. 8. Eleg. gebd. Mk. 9.

Die Nachlaßpapiere Reinholds werden mit historischen Erläuterungen versehen, von Robert Keil herausgegeben. Den 111 Wielands-Briefen, welche lebhafter als jedes andere bis jetzt veröffentlichte Schriftstück Geist und Gemüt, Leben und Wirken des Dichters veranschaulichen, schließen sich Briefe von Reinhold, ferner von Schiller, Beater, F. H. Jacobi, Voß, Elise v. d. Recke, Familie Reimarus und andere an. Helles Licht werfen diese Original-Mitteilungen auf die ewig denkwürdige damalige Zeit, helles Licht insbesondere sowohl auf den geistreichen und liebenswürdigen Alten von Weimar, auf Wieland, den ein Goethe einst nächst Shakespeare seinen einzigen Lehrer nannte, bis auf den Entwickelungsgang der Kantischen Philosophie, welcher sich das Interesse der Gegenwart mit besonderer Lebhaftigkeit zugewandt hat. Nach beiden Richtungen hin werden diese Mitteilungen jedem Freunde der Geschichte deutschen Geisteslebens als Gabe aus Alt-Weimar hochwillkommen sein.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Mappe für die Kunsthefte der Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, ungefähr für 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von **12 Mark** durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Breslau.

Geschmackvolle Einbanddecken zur Deutschen Revue

herausgeg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhdlg. 3 Texthefte bilden stets einen Band.

Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).



Zehnter Jahrgang. Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

1885. September.

Vierteljährlich erscheinen 3 Oktavhefte und 1 Kunstheft in Folio mit Kunstblatt.

Breslau und Berlin.
Verlag von Eduard Trewendt.
Breslau Expedition: Tauenzienstraße 60. Berlin Expedition: W. Kurfürstenstr. 12.

Inhalts-Verzeichnis.

September 1885.

Zur Beachtung!

Das Kunstheft des dritten Quartals, welches die photographische Reproduktion eines „Mädchenkopfs" von Ludwig Löfftz enthalten wird, gelangt Anfang des nächsten Monats zur Ausgabe.

Breslau, im August 1885.

Eduard Trewendt.

Camilla.

Eine römische Novelle.

Von

Robert Schweichel.

(Schluß.)

VI.

Camilla saß an ihrem Arbeitstische; ihre geschickten Finger waren aber lässig am Werke. Ihre Augen hatten einen trockenen Glanz, und es schaute aus ihnen keine glückliche Seele auf die bunten Blättchen, die sie zur Blume zusammenfügte. Nach einer Weile summte sie:

> Horch, was der Baum zum Blatte spricht:
> „Halte dich fest, der Wind geht hoch!"
> „Es weht der Wind, das kümmert mich nicht,
> Denn fallen muß ich einmal doch!"

„Was singst du denn da?" fragte der Vater, von dem Aktenhefte eines Prozesses, den er für den Barbier an der Piazza S. Maria führte, flüchtig aufschauend.

„Das Liedchen fiel mir nur so ein; ich weiß nicht, wo ich es hörte," murmelte Camilla und nahm mit einem unterdrückten Seufzer die halbfertige Blume, die ihr unbeachtet entfallen war, wieder auf.

Ghibello nahm nach einiger Zeit sein Aktenstück unter den Arm und begab sich auf das Gericht. Camilla nickte ihm lächelnd zu. Als aber die Thür hinter ihm sich geschlossen hatte, hörte sie auf zu arbeiten.

Nach einer Weile sprang sie auf, warf ein schwarzes Schleiertuch über ihr Haar und verließ die Wohnung. Sie ging nach der nahen Basilika der heiligen Maria.

Nur hier und da kniete ein einsamer Beter in der Dämmerung des dreischiffigen Raumes, der durch antike Säulen verschiedener Ordnung gebildet wurde. Die ewige Lampe schwebte wie ein Gluttropfen in der Atmosphäre verdufteten Weihrauchs. Camilla warf sich in dem linken Seitenschiffe vor dem gotischen Altar auf die Kniee. Nicht die Dankbarkeit des Glückes hatte sie hergezogen; ihr Herz war von Angst beklommen. Es lastete auf ihm wie der Sirokko, der heute die Sonne nicht hervorkommen ließ und bleischwer auf Rom drückte.

Camilla kannte den dunklen Punkt in dem Leben ihres Vaters. Die Großmutter hatte ihn auf dem Sterbebette ihr enthüllt, alle Antriebe seiner Schuld vor ihr bloßgelegt, damit kein Unberufener ihrem Sohne das Herz seines Kindes entfremde, wann sie der Enkelin nicht mehr zur Seite stand, und überzeugt, daß Camilla den Vater nur um so mehr lieben würde, wenn sie alles wüßte. In dieser Annahme hatte sich die Großmutter auch nicht getäuscht. Camilla aber hatte in jener schweren Stunde begriffen, daß die That des Vaters sie von dem Glücke des Weibes schied. Sie hatte darauf verzichtet und sich gelobt, daß ihr Dasein keinen anderen Zweck haben sollte, als dem Vater alles zu sein, was er verloren hatte. Nun war sie diesem Gelöbnis untreu geworden. Eine Minute der Schwäche, denn als solche erschien es ihr, daß ihr Herz dem Naturgesetze gehorchen mußte, hatte alle ihre Selbstverleugnung und Aufopferung vernichtet. Aus dieser Liebe konnte kein Glück erblühen, nicht für sie noch für Vilfredo. Sie hatte keine weibliche Brust, an die sie in dieser Krisis des Frauenlebens hätte flüchten können, und so warf sie sich der Mutter Gottes zu Füßen. Die Madonna schaute aus dem Kranze der Engel und Heiligen milde auf sie herab, aber einen Ausweg zeigte sie ihr nicht, nur Thränen gab sie ihren von schlafloser Nacht brennenden Augen.

Als sie sich endlich erhob und zum Gehen wendete, löste sich aus dem Schatten einer der nächsten Säulen eine männliche Gestalt, und Camillas Fuß blieb erschrocken auf dem Mosaikboden haften. Vilfredo näherte sich ihr mit strahlender Miene, zog sie stürmisch an seine Brust und küßte sie ohne Rücksicht auf die Heiligkeit des Ortes. Sie schloß von Wonneschauern überrieselt die Augen, im nächsten Moment aber murmelte sie, indem sie sich hastig frei machte:

„O, welch ein Frevel!"

„Nicht doch, du Theuerste," suchte er sie zu beruhigen. „Giebt es etwas Heiligeres als zwei Seelen, die sich in reiner Liebe vereinigen?"

„Es ist wahr," flüsterte sie mit einem tiefen Aufatmen, „und dennoch fürchte ich mich. Nicht vor der Madonna, denn sie kennt mein Herz, aber ich fürchte mich." Wehmütig lächelnd fügte sie hinzu: „Ach, Geliebter, gestern noch prahlte ich mit meiner Tapferkeit und jetzt fühle ich, daß ich nichts als ein schwaches Mädchen bin."

„Denn du liebst mich," rief er mit mühsam unterdrücktem Jubel.

„Und ich betete eben, daß sie dein Herz von mir wende," versetzte sie mit einem vorwurfsvollen Blicke auf die Madonna.

„Aber es war ein thörichtes Gebet, darum war sie taub und schickte mich zu dir," erwiderte er, indem er seinen Arm zärtlich um ihre Gestalt legte. „Ich war auf dem Wege zu dir, als ich dich hier die Stufen heraufsteigen sah. Dein Gesicht konnte ich nicht sehen, aber mein Herz erkannte dich sogleich. So nehme ich denn auch die Madonna zur Zeugin, daß ich mich dir in Treue für Leben und Ewigkeit gelobe."

Sie sträubte sich, er aber zog sie mit liebender Gewalt vor den Altar, wo

er aus einem kleinen Etui einen Ring nahm. Camilla zog indessen hastig die Hand zurück, als er ihn auf ihren Finger streifen wollte, und rief leidenschaftlich:

„Nein, nein, du darfst dich nicht an mich binden. Ich flehe dich an, gedenke dessen, was ich dir gestern auf dem Palatin gesagt habe! Verlasse mich, noch kannst du's, noch bist du frei. Dieser Ring würde dich an das Unglück ketten."

Sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, um Vilfredo nicht zu sehen.

„Du Teuerste," erwiderte er innig und bewegt, „ich werde dich zwingen, durch meine Liebe werde ich dich zwingen, an das Glück zu glauben. Wenn du mich liebst, wie ich dich, und ich fühle mit höchster Beseligung, daß es so ist, dann giebt es kein Unglück, weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft, das vor unserer Liebe nicht zurückweichen müßte, von unserer Liebe nicht entwaffnet werden würde."

Er zog ihr sanft die Hände von dem Gesichte. Sie wollte die Augen von ihm abwenden, allein sie vermochte es nicht und wehklagend rief sie:

„Ach, Vilfredo, Vilfredo, daß ich dich lieben muß!"

„Und gehorche ich nicht demselben süßen Zwange?" fragte er.

Nun ließ sie es wie ergeben in das Unabwendbare geschehen, daß er den Ring auf ihren Finger schob. Er stellte eine Schlange mit diamantenen Augen dar. Dann sagte sie mit einem tief ernsten Blick in die Augen des Geliebten:

„Ja, die Madonna will es! Ich nehme dein Herz aus ihren Händen und gebe mich dir nach ihrem Willen. Komme es nun, wie es mag!"

Sie küßte ihn, und eine innere Festigkeit durchleuchtete das schöne Gesicht.

„Komme es, wie es mag," wiederholte er und faßte mit starkem Drucke ihre Hand, „ich lasse dich nicht!"

Hand in Hand und Schulter an Schulter gingen sie langsam das Seitenschiff entlang, von Zeit zu Zeit Auge in Auge versenkt stehen bleibend.

„Heute Abend," flüsterte sie, als sie mit ihm in den Peristyl hinaustrat.

„Daß es erst Abend wäre, du Licht meiner Seele," seufzte er.

Noch einen Druck der Hand, noch einen Blick vom Herzen zu Herzen, und Camilla stieg die Stufen der breiten Vorhalle hinunter. Auf der untersten Stufe wendete sie ihre strahlenden Augen noch einmal grüßend zu ihm empor. Trunkenen Herzens sah er ihr nach, wie sie über den Platz ging, bis sie in der Via della Lungaretta verschwand. Welch sicheren, stolzen Schritt sie hatte, und dennoch schien es als ob sie schwebte! Dann verließ auch er die alte Basilika und wandte sich über den Ponte Sisto der inneren Stadt zu; der Himmel war grau, schwül und regenschwer, seine Brust aber voll Sonnenschein. Sein Ziel war das Restaurant Nazarri, wo er um diese Zeit mit Emilio zu frühstücken pflegte.

Der elegante Saal wies heute viele unbesetzte Tischchen; denn von den reichen Touristen, welche hier um die Mittagszeit zu speisen pflegten, hatte eine große Zahl bereits Rom verlassen. Emilio Morosini war schon anwesend, und Vilfredo überließ es wie immer seiner bewährten Erfahrung, ihr Dejeuner zu komponieren. Das Streben des jungen Offiziers lag nicht in dieser Richtung; es war im Ge-

genteil immer darauf gerichtet gewesen, seinen Leib zu stählen und sich von Bedürfnissen unabhängig zu machen.

„Was meinst du, wenn wir uns heute Champagner geben ließen?" sagte Emilio, dem Kellner seine Aufträge diktierend, und nachdem Vilfredo seine Einwilligung gegeben und beide allein waren, fügte er hinzu: „Ich sehe es dir nämlich am Gesichte an, daß du in der Stimmung bist, in der man nichts Anderes als Champagner trinken kann. Darf ich raten, wem das erste Glas gelten soll?"

„Du würdest es nicht erraten," entgegnete Vilfredo und wurde rot. „Ich bitte, nein!"

Emilio machte eine verschmitzte Miene, sagte aber nichts weiter, da der Kellner den ersten Gang servierte, und eine Weile beschäftigten sich beide angelegentlich mit ihren Speisen. Unterdessen war auch der Champagner gebracht worden, und Emilio füllte die Gläser, wobei er die Frage hinwarf:

„A propos, weißt du, daß das Bild von Spinola verkauft ist?"

„Corinna? In der That?" rief Vilfredo überrascht.

„Ich komme von der Ausstellung und sah an dem Bilde den Zettel," sagte Emilio, nachdem er das Getränk prüfend gekostet hatte. „Für zwanzigtausend Franks, ein hübsches Sümmchen, wie? Ein Amerikaner hat das Bild erstanden, einer dieser Ölnabobs, vermute ich."

„Ihr Römer solltet euch schämen, das Bild dem Auslande überlassen zu haben," bemerkte Vilfredo unwillig.

„Sehr verbunden," spöttelte Emilio. „Aber ich bitte dich, mon cher, wer hätte es hier wohl kaufen sollen? Die Zeiten, in denen unser Adel Geld für Kunstwerke hatte und Galerien anlegte, sind längst vorüber und wohl nicht bei uns allein. Unsere Geldmänner aber, glaubst du, daß sie Lust haben, bei ihren klerikalen Gästen Anstoß zu erregen, indem sie ein politisches Tendenzbild in ihren Salon hängen, oder sich gar bei der päpstlichen Regierung verdächtig zu machen? Ich bin überzeugt, daß viele von ihnen Victor Emanuel herbeisehnen, aus Patriotismus vielleicht weniger als aus Geschäftsrücksichten, inzwischen aber — Nun, die italienische Einheit wird an der römischen Börse noch nicht diskontiert, und das Geld hat eine Bedientenseele."

Er leerte sein Glas, und nachdem er einige Bissen gegessen hatte, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Du hättest manches Interessante hören können, vorgestern bei unserem Diner, wenn du hättest acht gegeben, und namentlich später beim Kaffee. Aber da warst du spurlos verschwunden, und unsere jungen Damen mußten im Peristyl den Mondschein ohne dich genießen. Eh bien, man ist der Ansicht, daß der Papst durch die Unfehlbarkeit zehnfach wieder einbringen werde, was er augenblicklich an weltlicher Macht eingebüßt habe. Man glaubt nicht, daß der Norddeutsche Bund Zeit finden werde, feste Wurzeln zu schlagen, und du kennst den runden Stein im Mittelschiff von St. Peter, auf welchem die königlichen Büßer warten mußten, bis der heilige Vater ihnen näher zu treten gestattete. Man

schmeichelt sich im Vatikan, dort den thron- und kirchenräuberischen re galantuomo eines Tages stehen zu sehen."

Vilfredo, der ihm mit gerunzelter Stirn zugehört hatte, lachte geringschätzig.

„Ich zweifle nicht daran, daß man den König eines Tages in der Peterskirche sehen werde, aber an der Spitze seiner Armee," rief er und griff wieder zu Messer und Gabel, die er inzwischen hatte ruhen lassen.

„Jedenfalls kauft man keine Roma, wenn man Victor Emanuel die Rolle jenes deutschen Kaisers im Schloßhofe zu Canossa spielen zu sehen hofft," äußerte Emilio trocken und folgte dem Beispiele seines Vetters.

„Beiläufig, so werde ich jetzt wohl erfahren, wer Spinola zu dieser Roma gesessen hat," sagte er nach einer Weile mit vollem Munde.

Vilfredo fuhr auf und sah ihn starr an.

„Meine Prophezeiung erfüllt sich, er ist ein aufgehender Stern, und ich war in der Ausstellung, um mich nach seiner Adresse zu erkundigen," versetzte Emilio.

„Und was hast du mit dem aufgehenden Stern zu schaffen?" fragte Vilfredo gespannt.

Emilio trocknete sich erst sorgfältig Lippen und Bärtchen und trank bedächtig, ehe er erwiderte:

„Gestern noch hätte man Antonio Spinola mit Seelenruhe verhungern lassen, heute beginnt man nach der Ehre zu geizen, von ihm porträtiert zu werden. Er soll meine Schwester malen, meine Mutter wünscht es, und Beatrice ist eifersüchtig auf die Schönheit Corinnas. — Ich werde also herausbekommen, wem er das köstliche Gesicht abgestohlen hat."

„Das wirst du nicht," rief Vilfredo mit dunkelrotem Gesicht, und als sein Vetter ihn darob verwundert ansah, fügte er verwirrt hinzu: „Ich meine, du wirst dich nicht darnach erkundigen, das heißt, ich bitte dich, es nicht zu thun."

Emilio lachte.

„Du hast also das Wild aufgespürt? Ich vermutete es. Nun?"

Er beugte sich neugierig vor.

„Ich habe dir nichts mitzuteilen," versetzte Vilfredo, ärgerlich über sich selbst und den Vetter, der die Achseln zuckte.

Der Kellner wechselte die Teller und setzte den letzten Gang auf. Vilfredo kämpfte unterdessen mit sich, leerte dann entschlossen sein Glas und sagte:

„Ja, ich kenne die Dame, aber ich versichere dir, daß alle deine Vermutungen und Schlüsse falsch sind. Die Dame — denn es ist eine Dame, verstehst du? — verdient genau dieselbe Achtung wie deine Schwester. Für jede Mißachtung, mit der man ihr begegnete, es sei, wer es sei, würde ich Genugthuung fordern."

„Wonach sich zu richten," spottete Emilio und fuhr achselzuckend fort: „Du nimmst es ernst? Freilich, du gehörst zu den verdammt ernsthaften Leuten. Ich wollte, daß du meine Erfahrungen mit den Weibern hättest, cher ami! Du würdest dann das Leben leichter nehmen, und darauf kommt es doch schließlich an, daß man die Last des Daseins sich so leicht wie möglich macht."

„Es muß diese Last eben jeder in seiner Weise zu tragen suchen," entgegnete Vilfredo. „Ich bitte dich also, jede Nachforschung zu unterlassen. In einigen Tagen, vielleicht morgen schon, werde ich kein Geheimnis mehr vor dir zu haben brauchen."

„Sei es denn; ich bin diskret," versicherte Emilio und that langsam einige Schlückchen aus seinem Champagnerkelche. „Weißt du übrigens, daß es gar nicht hübsch von dir ist, mir das kleine Abenteuer, das ich schon witterte, verdorben zu haben? Ich erschrecke vor meiner Gutmütigkeit. Oder meldet sich schon das Alter an? Enfin, sprechen wir von etwas Anderem!"

So schloß er und leerte sein Glas.

Vilfredo mußte aus seinen Äußerungen wohl entnehmen, daß seine Versicherungen in Betreff Camillas durchaus nicht die ganze beabsichtigte Wirkung auf seinen Vetter ausgeübt hatten, und der Kopf wurde ihm heiß. Indessen bezwang er sich, und das Dejeuner, das durch den Regen, der inzwischen auf den spanischen Platz herabzurauschen begonnen, in die Länge gezogen wurde, nahm einen freundschaftlichen Verlauf. Emilios frivole Auffassung des von Vilfredo angedeuteten Verhältnisses war für diesen ein Grund mehr, sich dem Vater Camillas so bald wie möglich zu eröffnen. Zudem mußte er bereits am nächsten Montage wieder bei seinem Regimente sein. Ein Korb mit auserlesenen Blumen und Früchten mußte seinen Besuch bei Ghibello ankündigen.

Dieser empfing die schöne Gabe, und den zierlichen Korb vor Camilla auf den Arbeitstisch setzend, scherzte er, daß ihre Bußpredigt den Orangenbäumen gleiche und wie diese Blüten und Früchte zu gleicher Zeit trage. Auch Vilfredo, der unter dem Ave Maria sich einstellte, wurde heiter von ihm begrüßt.

„Wir müßten die Pforten weit vor Ihnen aufthun, haben Sie doch die reizendsten Herolde vorausgeschickt," sagte er, ihm mit gewohnter Herzlichkeit die Hand schüttelnd. „Ihr Duft und ihre Farben bekämpfen siegreich den grauen Tag."

Camilla hatte ihr Haar mit einer roten Blume geschmückt, und ihre Augen leuchteten voll Liebe Vilfredo entgegen. Mit überbrausendem Gefühl ergriff er ihre Hand und rief, sie zum Vater hinziehend:

„Sie haben meine Boten so freundlich aufgenommen, Signor Ghibello, mögen sie denn auch gleich für meine Bitte sprechen, die mich zu Ihnen führt! Ich liebe Camilla, und die Teure hat eingewilligt, die Meinige zu sein!"

Ghibello wich in der äußersten Betroffenheit zurück. Es war ihm bisher nie in den Sinn gekommen, daß das Herz seiner Tochter je von einem anderen Gefühle als dem kindlicher Liebe erfüllt werden könnte. Allein nicht die Entdeckung, daß sie einen anderen mehr als ihn liebte, obgleich sie von einer kleinen Beimischung von Eifersucht nicht frei war, machte ihn stumm und ließ ihn erschreckt die Augen von Vilfredo auf sein erglühendes Kind richten. Er taumelte vor dem Abgrunde zurück, den seine Schuld auch zwischen Camilla und der Welt aufgerissen hatte, und es war zu spät, sie vor dem Hinabstürzen zu bewahren. Wenn er Camilla von sich lassen mußte, wem hätte er sie lieber gegönnt, als

dem Sohne seines Jugendfreundes? Aber würde, mußte Vilfredo sich nicht von ihr wenden, wenn er ihm das Brandmal auf seiner Stirn zeigte, und war es nicht seine Pflicht, selbst es ihm zu enthüllen? O, warum hatte er Camilla nicht längst mit seiner Vergangenheit bekannt gemacht! Sie würde dann der Werbung Vilfredos kein Gehör geschenkt haben. Das alles stürmte ihm wirbelnd durch Herz und Sinn.

Camilla ließ die Hand Vilfredos fahren, warf sich in die Arme des Unglücklichen und bat ihn um Verzeihung, daß sie ihn nicht sogleich in den Bund ihrer Herzen eingeweiht hätte.

Ghibello seufzte. Er begriff, daß ein Vater nicht der Herzensvertraute der Tochter sein kann.

„Mein armes Kind," murmelte er mit bebenden Lippen und zu Vilfredo sich wendend, der alles eher, nur nicht eine solche Wirkung seines Geständnisses erwartet hätte, fuhr er fort, indem er sich sanft aus den Armen Camillas löste: „Lasset mir ein wenig Zeit, von meiner Ueberraschung zu mir zu kommen. Wir müssen die Sache ruhig erwägen. Ja, es ist manches erst reiflich zu überlegen. Ich bitte Sie daher, lieber Vilfredo, dringen Sie jetzt nicht auf eine Antwort. — Morgen —"

„Morgen?" rief dieser enttäuscht. „Aber ich ertrage die Ungewißheit nicht. Warum morgen? Camilla liebt mich wie ich sie; daran vermag keine Zeit, keine Erwägung etwas zu ändern. Sie können nicht nein sagen wollen. Was Sie etwa auch dazu bestimmen könnte, unsere Liebe ist entschlossen, allen Hindernissen Trotz zu bieten. Und bin ich denn ein Fremder für Sie? Bin ich nicht eigentlich schon Ihr Sohn durch meinen Vater? Nein, nein, Sie können dem Sohne Ihres Jugendfreundes die Hand Camillas nicht vorenthalten wollen. Warum also bis morgen warten, um mich zum glücklichsten Sterblichen zu machen?"

„Weil Sie jetzt nicht in der Verfassung sind, ruhig anzuhören, was ich Ihnen zu sagen hätte", versetzte Ghibello, dessen hagere Wangen sich lebhaft gerötet hatten, und tief Atem holend, fügte er hinzu: „Es ist gut, daß Sie mich an Ihren Vater erinnern! Dieses Eine kann ich Ihnen sogleich sagen: Eben weil Sie der Sohn Agostinos sind, muß ich Ihren Ungestüm in Schranken halten Sprechen Sie, zunächst mit Ihrem Vater:"

„Und warum?" fragte Vilfredo unmutig. „Sie können nicht fürchten, daß er die Tochter seines Jugendfreundes, seines Lebensretters nicht mit offenen Armen empfangen werde."

„Aber Agostino soll mir nicht den Vorwurf machen dürfen, daß ich auf die Verpflichtungen hin, die er etwa gegen mich zu haben glaubt, mich über die Pflichten der Freundschaft hinweggesetzt und selbst bezahlt gemacht habe," entgegnete Ghibello. „Ist er mit Ihrer Wahl einverstanden —"

„Ich verehre meinen Vater", unterbrach Vilfredo ihn, „gewiß, Signor Ghibello. Aber seiner Einwilligung bedarf ich in diesem Falle nicht, denn ich bin mündig. Ich zweifle nicht daran, daß er meine Wahl billigen werde. Wie sollte er nicht? Ich will nur sagen, daß ich hier, wo es sich um mein Lebensglück allein handelt,

auch selbst die oberste Entscheidung zu treffen habe. Seine Meinung würde meinen Entschluß nicht ändern."

Ghibello trocknete sich die feucht gewordene Stirn und antwortete dann entschieden: „Ich kann von dieser Bedingung nicht abstehen. Sie verlangen von mir, daß ich nur Ihre Liebe zu Rate ziehen soll. Ist es denn zu viel, lieber Vilfredo, wenn ich von Ihnen fordere, daß Sie meine Gründe achten? Die Vaterliebe ist uneigennütziger als die eines liebenden Jünglings, und wenn ich Ihnen sage, daß ich die Hand meines Kindes niemand lieber als Ihnen geben möchte, so dürfen Sie es wohl glauben. Aber ich verlange jede Garantie für das Lebensglück meines Kindes."

Camilla, die mit beklommener, umwölkter Seele dem Streiten der Männer, die beide nur ihr Glück wollten, bisher zugehört hatte, erhob hier mit einem aus den tiefsten Tiefen der Seele dringenden Blicke die Augen auf Vilfredo und bat: „Laß ab, Geliebter, den Vater zu quälen! Ich vertraue dem Mute deiner Liebe!"

Sie erhob sich von dem Stuhle, auf dem sie mit gesenktem Haupte gesessen, und reichte Vilfredo die Hand.

„Sei es denn," rief er überwunden und zog die Geliebte mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an seine Brust.

Ghibello strich sich über Stirn und Augen und den Arm Vilfredos berührend sagte er:

„Nicht also! Sie werden fortfahren, uns zu besuchen, so lange Sie noch in Rom sind. Ich vertraue Ihnen aber als einem Ehrenmanne, daß Sie Camilla nicht als Braut betrachten werden."

„Nicht als meine Braut?" rief Vilfredo mit flammenden Augen. „Aber sie ist meine Braut; wir haben einander Treue gelobt zeitlich und ewiglich. Sie ist mein! Aber fürchten Sie nichts, Signore." Er sah nach seiner Uhr und fuhr fort: „In anderthalb Stunden geht der Nachtzug nach Florenz. Da Sie auf Ihrer grausamen Bedingung bestehen, so reise ich sogleich und am Freitage schon werde ich Ihnen hier an dieser Stelle den Beweis liefern, wie nutzlos Sie uns gequält haben."

Ghibello schwieg mit einem trüben Lächeln. Camilla erblaßte bei dem plötzlichen Entschlusse Vilfredos, aber sie versuchte nicht, ihn wankend zu machen. In inniger Umarmung hielten sie einander stumm umschlungen. Dann riß sich Vilfredo gewaltsam los. Camilla blickte noch eine Sekunde lang, die Hand auf das Herz gepreßt, nach der Thür, durch die er verschwunden war, worauf sie zu dem Vater eilte, der sich unterdessen erschöpft niedergelassen hatte. Sie warf sich vor ihm auf die Kniee, umschlang seinen Hals und rief, indem sie ihm zärtlich in die traurigen Augen schaute:

„O, Vater, habe doch auch du ein wenig Mut!"

VII.

Gegen Abend des nächsten Tages erhielt Camilla eine telegraphische Depesche. Vilfredo meldete ihr darin, daß er den Vater nicht in Florenz angetroffen hätte; er wäre Tags zuvor in Geschäften nach Paris gereist und seine Rückkunft unbestimmt. Bevor Agostino Rosati aber wieder zu Hause eingetroffen war, mußte Vilfredo mit seinem Bataillon nach Pistoja abmarschiren, um in den Apenninen den Gebirgskrieg zu üben.

Diese unerwarteten Verzögerungen der Entscheidung wurden von Camilla gefaßt ertragen. Sie war still und ernst, aber nicht traurig; denn sie hoffte, weil sie liebte und der Liebe Vilfredos vertraute. Der Ring an ihrem Finger galt ihr nicht nur als ein Unterpfand seiner Treue, sondern auch als ein Zeichen, daß ihre Liebe aus den Prüfungen, die ihr noch bevorständen, siegreich hervorgehen werde. Nicht Eitelkeit, noch das Zureden des Vaters wie des Malers hatten sie bewogen, Spinola zu seinem Bilde zu sitzen. Sie hatte damit der Schuld des Vaters ein Sühnopfer darbringen wollen. Wenn sie, die Tochter, in der Gestalt der Roma ihre Mitbürger an die Befreiung des Vaterlandes mahnte, sie vielleicht für dieselbe begeisterte, mußte es nicht die Verschuldung am Vaterlande sühnen, in die ihr Vater sich verstrickt hatte? Der Entschluß vor die Öffentlichkeit zu treten, wenn auch in idealisch verhüllter Gestalt, war ihrem keuschen Sinne sehr schwer geworden. Nun aber glaubte sie, es als ein Wahrzeichen auffassen zu dürfen, daß ihr Opfer gnädig aufgenommen, da eben dieses Bild den Funken der Liebe zu ihr in Vilfredos Herzen entzündet und die Madonna ihn zu ihr geführt hatte. Wer einsam und im Unglücke dahinlebt, dessen Ohr lauscht nur zu gern auf die Sprache der Himmlischen, die seine einzige Zuflucht sind.

Mehr als dieses alles trugen Vilfredos Briefe dazu bei, Camilla in dieser Krisis hoffnungsreich zu stimmen. Er schrieb fast täglich und auch er war voll Hoffnungen. Sollte er aber wider Vermuten die Einwilligung seines Vaters nicht erhalten, so war er entschlossen, sich darüber hinwegzusetzen, überzeugt, daß Ghibello dem Glücke seines einzigen Kindes nicht eigensinnig entgegen sein würde. Auch deutete er wohl an, daß er von der Geliebten erwarte, sie werde andern Falles dennoch die Seinige werden.

Camilla atmete beglückt den Gluthauch seiner Briefe. Seine Liebe war für sie eine Erholung aus der geistigen Einsamkeit, in der sie bisher gelebt hatte. Sie hatte nie eine Freundin besessen. Ihre Altersgenossinnen hatten stets den Unterschied der Geburt und Erziehung gefühlt, der Camilla über sie stellte, und sich um so scheuer von dieser zurückgezogen, als ihr Vater in dem Geruche stand, ein Feind der heiligen Religion zu sein. Ging Ghibello doch auch nie zur Kirche, und Andeutungen, deren frommer Ursprung nicht zu verkennen war, verwoben sich mit den dunkeln Gerüchten über seine wirkliche Verschuldung zu einer Ansicht über ihn, namentlich unter dem weiblichen Teil der Bevölkerung von Trastevere, die ihm das Schlimmste zutrauten. Sie nannten ihn nur den Gottesleugner und schlugen ein Kreuz hinter ihm. Ein Glück für ihn, daß das römische Volk für den religiösen Fanatismus nicht empfänglich ist! Das Mitleid aber, das die Nachbarinnen seiner

Mutter und Tochter bewiesen, weil sie mit einem so schrecklichen Menschen zusammen leben mußten, war für diese von jeher ein Grund mehr gewesen, ihren Verkehr mit ihnen auf das Notwendigste zu beschränken.

Um so weiter und rückhaltloser erschloß sich nun Camillas Seele dem Geliebten. Er hatte einen Schatz gehoben, dessen Reichtum er jetzt erst zu erkennen begann. Alles Träumen, Sinnen, Denken der Einsamen offenbarte sich nun in einem tiefen, glühenden Gefühl. Es war kein Lodern und Flammen, sondern glich der Lava, die über den Rand des Kraters quillt und langsam, aber unaufhaltsam dahin gleitet.

Auf der Villa vor der Porta Pia erfuhr man die plötzliche Abreise Vilfredos erst durch ein Billet, das er von Florenz aus schrieb. Antonio Spinola vernahm seine Entfernung von Rom mit Genugthuung. Seine Eifersucht beschwichtigte sich, und eines Tages erschien der immer in sich hinein Brütende in heiterer Stimmung bei Ghibello. Seine Roma war in der That verkauft worden, er hatte die zwanzigtausend Lire teils in Gold, teils in Scheinen und guten Wechseln auf römische Bankhäuser eben erhalten und schüttete mit einer naiven Fröhlichkeit den ganzen Schatz auf den Tisch. Er hatte noch nie eine so große Summe beisammen gesehen, als er jetzt sein eigen nannte, und wühlte unter den Goldstücken und Bankscheinen und spielte mit ihnen wie ein Kind, so daß Ghibello über ihn lachen mußte.

„Nun ist auch die Sorge des Reichtums da“, sagte der Advokat. „Haben Sie schon daran gedacht, wie Sie das Geld anlegen wollen?“

„Anlegen? Aber davon verstehe ich nichts,“ antwortete der Maler. „Zweitausend Lire wollen wir aber gleich meinen Leuten in Civitella schicken. Nicht wahr, Sie besorgen das für mich, Signor Ghibello?“

Diese Leute waren seine betagten Eltern, die er unterstützte, seitdem er mit seiner Kunst das erste Geld verdient hatte.

Camilla, die sich durch seinen Besuch in ihrer Arbeit nicht hatte stören lassen, verursachte der Anblick des Geldes ein peinliches Gefühl. Die Idee, mit der sie zur Corinna gesessen, erschien ihr herabgezogen.

„Und Sie sind zufrieden damit, daß das Gemälde nach Amerika wandert, wo seine eigentliche Bedeutung niemand versteht?“ fragte sie, indem ihre Nasenflügel leise zitterten.

„Ja,“ rief er, an ihren Tisch tretend, aus voller Brust. „Es ist mir damit ein Stein vom Herzen genommen. Ich kann Ihnen das nicht erklären.“

„Wozu erklären? Das Bild war ja Ihr Eigentum, mit dem Sie schalten und walten konnten, wie es Ihnen gefiel.“

Der Vater, der begonnen, die Summe, die er fortschicken sollte, aufzuzählen, blickte flüchtig auf. Er hörte aus der Stimme seiner Tochter einen Anklang von Bitterkeit heraus. Auch Spinola vernahm ihn und geriet in Verlegenheit. Er konnte ihr ja nicht sagen, daß seine Liebe zu ihr der Grund seiner Zufriedenheit war, daß das Bild aus Rom fortkam. Da gewahrte er den Ring Vilfredos an ihrem Finger. Er hatte ihr bei ihrer Arbeit zu oft auf die wohlgeformten Hände geschaut, um nicht bemerkt zu haben, daß sie bisher keinen Ring getragen hatte. Dazu ließ seine Form keinen Zweifel über dessen symbolische Bedeutung übrig.

und die kaum beschwichtigten Schlangen der Eifersucht bäumten zischend wieder in ihm auf. Das Blut schoß ihm zu Kopf, und mit weit geöffneten Augen starrte er auf die goldene Schlange an dem Finger des Mädchens.

Sein Schweigen veranlaßte sie fragend aufzuschauen.

„Was haben Sie?“ fragte sie befremdet, aber schon verstand sie, worauf er starrte, und errötete.

Er bedurfte keiner weiteren Erklärung. Mit einer langsamen Geberde strich er sich das Haar aus der Stirn und wandte sich zu Ghibello. Er blickte auf das Geld, sah aber nur einen Schimmer davon, denn ihm war alles wie von einem Nebel verhüllt, und auch in ihm wogte es wie ein Nebel. Nach einer Weile ergriff er seinen Hut und wollte, unverständliches murmelnd, das Zimmer verlassen. Ghibello hielt ihn zurück und bestand darauf, daß er sein Geld an sich nähme. Die zweitausend Lire hatte er unterdessen abgezählt. Spinola scharrte alles achtlos in seinen Hut und entfernte sich.

Fünf Tage hindurch ließ er sich nicht blicken. Ghibello, der ihm die Quittung über das nach Civitella beförderte Geld zustellen wollte, klopfte einige Male vergebens an seine Thür. Als er endlich Einlaß erhielt, traf er Spinola in eifriger Arbeit vor seiner Staffelei. Er hatte ein neues Bild angefangen.

Das Glück schien ihn anderweitig für seine hoffnungslose Liebe entschädigen zu wollen, wenn es für die unerfüllt welkenden Wünsche des Herzens überhaupt eine Entschädigung giebt. Signora Morosini hatte bei ihm das Porträt ihrer Tochter bestellt, und er erhielt bald mehr Aufträge, als er auszuführen imstande war. Er war in Ruf gekommen, und es wurde Mode, sein Atelier zu besuchen. Manche Equipage hielt jetzt vor dem alten Hause in der Via della Lungaretta, und elegante Herren und Damen kletterten dessen halbdunkele Treppen hinauf. Spinola dachte nicht daran, seine Wohnung aufzugeben. Sie war der Ghibellos ganz gleich, und das größere, nach Norden gelegene Zimmer bildete sein Atelier. Die natürliche Unordnung war das einzig Malerische des verwohnten Raumes, und große Sauberkeit konnte man ihm auch nicht nachrühmen. Spinola empfing seine Besucher ohne Ansehen der Person mit der gleichen Umstandslosigkeit. Er bäte die Leute nicht, zu ihm zu kommen, äußerte er zu Ghibello, der ihm über die große Ungezwungenheit in seinem Benehmen wie in seiner äußeren Erscheinung einige Vorstellungen machte. Wenn die Leute wegblieben, würden sie ihm einen Gefallen thun, ihr fades Kunstgeschwätz, das bei allen gleich laute, mache ihn wild. Auch über die Damen, die er malte, sprach er sich nicht sanft aus. Was einen Künstler an den leeren Gesichtern dieser Modepuppen reizen könnte? Die Hauptsache für sie sei, daß ihre elegante Toilette auf das genaueste porträtiert würde. —

Seine Äußerungen erhielten überhaupt einen ätzenden Charakter, und wäre er nicht der Maler der Corinna gewesen, so würde man ihn einen ungehobelten Bauern gescholten haben. Jetzt erklärte man ihn für ein Original und nannte es eine Künstlermarotte, daß er seine verräucherte Höhle nicht verlassen wollte. Die Anziehungskraft auf die römische Gesellschaft wurde dadurch nur verstärkt, und viele

erstiegen einzig darum die drei ausgeschliffenen Treppen, um in unserer alles nivellierenden Zeit einen originellen Menschen zu sehen. Sie mußten sich diese Mühe wohl geben, denn es war unmöglich, Spinola in einem Salon auszustellen, weil er nie eine Einladung annahm.

Ghibello und seine Tochter freuten sich seines aufsteigenden Glückes. Camilla hätte keine Frau sein müssen, wenn sie seine Liebe nicht durchschaut hätte. Die Entdeckung that ihr weh, und sie suchte durch ihr schwesterliches Benehmen Balsam in die Wunde zu träufeln, die sie ihm absichtslos geschlagen hatte. Das Mittel bewirkte das Gegenteil, aber Spinola biß die Zähne zusammen, um ihr seinen Schmerz nicht zu verraten. Äußerlich erschien sein Wesen ganz das alte, nur die vielen grauen Fäden, die sein dickes Haar zu durchziehen begannen, zeugten von den Qualen, die er litt und unter denen es nicht die geringste war, daß er sie nicht in dem Blute seines glücklichen Nebenbuhlers ertränken durfte. Und er sah, wie die Liebe zu jenem das ganze Wesen Camillas durchstrahlte und ihre Schönheit von Tage zu Tage reicher entfaltete!

Nun schrieb Wilfredo, daß die Kriegsübungen bei Pistoja beendet wären und er zum Kapitän befördert worden. Noch wenige Tage, und er schloß Camilla in seine Arme. Sein Herz schwelgte voraus in der Wonne des Wiedersehens. Camilla legte den Brief, nachdem sie ihn gelesen, mit einem glücklichen Lächeln beiseite und griff wieder zu ihrer Beschäftigung. Es war eine reizende Arbeit. Sie machte Sträußchen blühender Orangen zum Besatz eines Brautkleides. Schon lagen einige davon fertig vor ihr. Sie bemühte sich, sie so zierlich als möglich zu machen. Von der Braut wußte sie nichts, nicht einmal den Namen, aber aufrichtigere und innigere Wünsche als diejenigen, unter denen die kleinen Boukette aus ihren Händen hervorgingen, haben wohl selten eine ihres Geschlechtes zum Altar begleitet. Ihre Vergangenheit, die Liebe, welche sie bis in die feinsten Fasern ihres Empfindens und Denkens durchdrang, ihr Hoffen und Fürchten von der Zukunft, dieses alles bewegte sie bei der Arbeit. Die Nähe der Entscheidung ließ ihre schlanken Finger ein wenig zittern, als sie den Brief zu Ende gelesen hatte und zur Scheere griff, um eine Orangenblüte auszuschneiden. Es ging rasch vorüber, und nur das stille Leuchten ihrer tiefschwarzen Augen zeugte von der Erregung ihrer Seele.

Mit einem sinnenden Lächeln schloß Camilla eines Morgens den Karton, welcher die fertigen Brautsträußchen enthielt, und dann küßte sie den Vater, der sie forttrug.

Ghibello hatte kaum die Thür hinter sich zugedrückt, als ein Mann, der eine flache Mütze mit breiter Goldborte aufhatte, wie sie die Kommissionäre der Hotels zu tragen pflegen, die letzten Stufen heraufkam und sich bei ihm nach der Wohnung des Signor Ghibello erkundigte. Auf die Entgegnung, daß er selbst der Gesuchte sei, überreichte jener ihm einen Brief. Auf eine Antwort zu warten, wäre ihm nicht aufgetragen, sagte er und ging wieder die Treppe hinunter.

Die Handschrift der Adresse war Ghibello bekannt. Nur zu häufig hatte

er sie in den letzten Wochen gesehen. Aber alle jene Briefe waren an seine Tochter gerichtet gewesen und von dem Postboten gebracht worden. Sein Herz krampfte sich zusammen, und er zerriß das Kouvert mit bebenden Fingern.

Er hatte sich nicht getäuscht: der Brief, der nur wenige Zeilen enthielt, war von Vilfredo. Er war in Rom und bat Ghibello um einen Besuch in seinem Hotel, ihn beschwörend, Camilla noch nichts von seiner Anwesenheit zu verraten; er erwarte ihn von dem Augenblicke an, in dem dieses Billet in seine Hände gelange.

Ein Schwindel überkam Ghibello, und er mußte sich an dem Kopfgeländer der Treppe festhalten. Mit noch zitternden Beinen stieg er hinunter. Den Kopf auf die Brust gesenkt und nichts um sich her sehend, ging er durch das Gewirr der engen Gassen nach dem Korso, wo sich das Blumengeschäft befand, in dem er den Karton abzugeben hatte. Er glich einem Nachtwandler.

Vilfredo war in dem Hotel Vittoria in der Via due Marcelli, welche auf den spanischen Platz mündet, abgestiegen. In den Augen, die dem eintretenden Ghibello entgegenblitzten, braunte es fieberhaft; trocken und heiß war die Hand, die er ihm bot. Er war erst gegen Morgen in Rom angekommen.

„Sie verzeihen, Signor Ghibello," begann er mit nervöser Hast, sobald sie sich gesetzt hatten, „daß ich Sie zu mir gebeten habe, anstatt —"

Er vollendete nicht, und Ghibello, dessen hageres Gesicht eine fahle Bläſſe zeigte, sagte nach einer Minute vergeblichen Wartens mit kaum hörbarer Stimme:

„Ich kann mir denken, weshalb es geschah."

Vor sich auf den Teppich schauend, harrte er, daß Vilfredo fortfahre. Dieser kämpfte mit sich selbst. Das Schreckliche, was er zu sagen hatte, wollte nicht über die Lippen, umsoweniger, als er sich dem bleichen, bekümmerten Antlitze Ghibellos gegenüber sah. Dieser kam ihm zu Hilfe.

„Sie wollen mir mitteilen, daß Ihr Vater Ihre Verbindung mit meiner Tochter nicht wünschenswert findet?" sagte er leise aber deutlich.

„Nein, nein," widersprach Vilfredo, „ich habe mit ihm darüber nicht geredet."

Die Augen Ghibellos zuckten fragend auf.

Vilfredo zwang sich ruhig zu sein und sagte:

„Sobald ich von Pistoja zurückgekommen war, suchte ich meinen Vater auf und erzählte ihm, daß ich Ihnen begegnet wäre in Rom. Und er — er gab mir den Grund an — weshalb er den Jugendfreund — vergessen hätte."

Ghibello nickte einige Male mit dem Kopfe vor sich hin. Vilfredo aber rief aufspringend:

„Um Gotteswillen, kann es denn wahr sein? Ich glaubte ihm nicht, konnte ihm nicht glauben, wie ich Sie kennen, schätzen, lieben gelernt hatte. Von Ihren eigenen Lippen muß ich es hören. Bei der ewigen Allmacht, es kann nicht wahr sein! Sie der Vater Camillas! Es ist Lüge, Verleumdung!"

„Es ist Wahrheit," entgegnete Ghibello mit einem unsäglich traurigen Blick. „Ich habe die Sache der Einheit Italiens verraten."

Vilfredo fiel mit einem dumpfen Ächzen in seinen Sessel zurück und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen. Ghibello blickte vor sich nieder und nach einer Weile sagte er:

„Sie werden mich fragen, warum ich Ihnen dieses Geständnis nicht an jenem Abend machte, als Sie so stürmisch um die Hand meines Kindes warben? Können Sie von einem alten Manne erwarten, daß er einem Jünglinge ein derartiges Geständnis ablege, selbst wenn er ihn wie seinen Sohn liebt? Sollte ich es in Gegenwart meiner Tochter thun, zumal ich sah, wie sehr Sie von ihr geliebt wurden? Ich suchte Zeit zu gewinnen, denn erfahren mußten Sie ja die verhängnisvolle That. Aber Sie wollten sich nicht gedulden. Da erwähnten Sie Ihres Vaters, und ich wies Sie an ihn. Die Frist, die Sie mir verweigerten, war gewonnen. Ich habe an den gegenwärtigen Augenblick oft gedacht, und nun er da ist, hat er mich dennoch überrascht."

„So ist denn alles zu Ende," stöhnte Vilfredo.

„Mein armer, junger Freund," nahm Ghibello wieder das Wort. „Ich begreife Ihre Erschütterung, aber hören Sie erst, bevor Sie verurteilen. Lernen Sie erst die Motive kennen, die mich bestimmten, die Pflicht gegen unser Vaterland zu verletzen, mit vollem Bewußtsein sie zu verletzen und die Folgen zu übernehmen."

Vilfredo lehnte mit todbleichem Gesichte in seinem Sessel, und seine Augen glühten wie Kohlen, und von Zeit zu Zeit netzte er die trockenen Lippen mit der Zunge. Ghibello fuhr fort:

„Ich weiß nicht, wie viel Ihnen Ihr Vater mitgeteilt hat. Es wird genügen, Ihnen zu sagen, daß wir einen geheimen Bund geschlossen hatten, der Garibaldi die Thore Roms öffnen sollte, sobald er von Sizilien auf das Festland herüberkam und den neapolitanischen Thron umgestürzt hatte. Es existierten damals noch überall in Italien die Reste der geheimen Bündnisse und revolutionären Organisationen, welche seit dem Sturze des ersten Napoleon und dem Fürstentage von Verona die ganze Halbinsel mit einem unzerstörbaren Netze überzogen hatten Man hatte wohl einmal hier oder dort eine Masche zerschnitten, aber das ganze Gewebe zu vernichten, war keine Polizeimacht imstande gewesen. So war es denn im Jahre 59 ein Leichtes, die ausgelösten Glieder zu ersetzen und eine neue Junta zu bilden, deren Direktorium in meinem Hause seinen Sitz hatte. In der nächstfolgenden Nacht auf die Kunde von dem Siege der Tausend bei Marsala wurde ich verhaftet. Den Denunzianten habe ich nie erfahren können, klar aber wurde mir aus der Untersuchung, daß man aus mir das Material zur Anklage auf Hochverrat erst herausverhören wollte. Außer mir hatte der Denunziant keinen Verschworenen namhaft zu machen gewußt, und was er gegen mich vorgebracht hatte, war so abgeschmackter und ungeheuerlicher Art, daß kein Gerichtshof der Welt außer dem römischen daraufhin eine Fortsetzung der Untersuchung beschlossen haben würde. Schon damals kam ich nach allen Erwägungen zu dem Schlusse, daß es meinem heimlichen Angeber viel weniger darum zu thun war, eine drohende Gefahr von der weltlichen Herrschaft

des Papstes abzuwenden, als mich zu beseitigen und für einige Zeit unschädlich zu machen. Nicht einmal das Haupt der Junta hatte die Denunziation in mir getroffen. Jene Absicht war aber um so leichter zu erreichen, als ich noch von 49 her im schwarzen Buche stand und sich jetzt eine treffliche Gelegenheit bot, nachzuholen, was damals die Justiz versäumt hatte.

„Die Untersuchung ging fort und fort, und je weniger sie ergab, desto erbitterter wurde mein Verhörrichter. Die Folter war wohl auch bei uns abgeschafft worden, aber das geheime Inquisitionsverfahren, das bei Ihnen wie in der ganzen zivilisierten Welt nun längst beseitigt ist, bestand noch fort. Dieses Verfahren giebt dem Inquirenten eine fast unbeschränkte Macht über den Untersuchungsgefangenen, und der meinige streckte mich unbarmherzig auf die moralische Folterbank, um mir ein Geständnis abzupressen. Unter allen Tribunalen sind von jeher diejenigen die schrecklichsten gewesen, deren Wage die Hand eines Geistlichen hält.

„Man hatte mich von Weib und Kind fortgerissen, und keine Kunde drang von ihnen in meine Kerkerzelle in der Engelsburg. Ich erfuhr überhaupt nichts von der Welt draußen und nur aus dem Umstande, daß mein Prozeß fortdauerte, konnte ich schließen, daß die Hoffnungen der Patrioten abermals getrogen hatten. Sie wissen, daß das Machtgebot Napoleons unterdessen die gegen Rom heranschwellende Flut zurückgestaut hatte. Ich liebte meine Frau. O, mein junger Freund, wie liebte ich sie! Ein kleiner Trost war es für mich, daß ihr in dieser traurigen Zeit meine Mutter zur Seite stand. Lassen Sie sich von Ihrem Vater erzählen, was sie für eine Frau war! Wie sie Mittel und Wege gefunden hatte, um Agostino mitten durch die Feinde aus Rom zu führen, so wußte sie es auch jetzt endlich möglich zu machen, mir durch den Schließer ein Billet meiner Frau zukommen zu lassen. Was sie mir schrieb, war furchtbar!"

Er verstummte, von der Erinnerung überwältigt, und Vilfredo, dessen Mienen die Verstörung seines Innern deutlich verrieten, drängte ihn nicht zur Fortsetzung seiner Erzählung. Endlich begann Ghibello von neuem:

„Unter den Geistlichen, die sich in meinem Hause Zutritt zu verschaffen gewußt hatten, befand sich einer, dem allgemein eine glänzende Zukunft prophezeit wurde, und diese Zukunft ist denn auch, dank seinen einflußreichen Verbindungen, eingetroffen. Was hilft es, ihn zu nennen, da ich nicht an ihn kann, da der Mund, der ein vernichtendes Zeugnis gegen ihn ablegen könnte, für immer verstummt ist? Er war ein blendend geistreicher Mann und dabei sein Äußeres von der Natur wahrlich nicht stiefmütterlich bedacht. Denken Sie sich eine biegsame Gestalt, die des glatten Parketts gewöhnt ist, einen fein modellierten Kopf mit geist- und lebenstrahlenden Augen und weichen, beredten Lippen. Aber die jesuitische Erziehung hatte jeden moralischen Halt in ihm zermorscht. Mich hatte er sondiert, ob ich etwa für die Regierung zu gewinnen wäre. Als ich verhaftet wurde, erwies er sich den Meinigen als ein trostreicher Freund, und sie vertrauten ihm, die nichtswürdigen Absichten nicht ahnend, die er durch meine Gefangenschaft zu erreichen hoffte. O, er war ein Meister in der Kunst, die Frauen zu führen! Seine beharrlichen Nachstellungen zu dem Schmerz der Trennung von

mir, den Qualen der Ungewißheit über mein Schicksal und der Furcht vor dem Äußersten brachten meine Frau an den Rand der Verzweiflung. Ihre Zeilen enthüllten mir die Gefahr, in der sie schwebte, und riefen mich zur Hülfe. Von meinen Briefen, die ich ihr hatte schreiben dürfen, war, wie ich jetzt erfuhr, keiner in ihre Hände gelangt, keiner der ihrigen zu mir, und alle ihre Bitten, mich besuchen zu dürfen, waren abgeschlagen worden. Ich wütete und raste, aber ich sprengte damit meinem Kerker nicht auf und zur Strafe für mein Lärmen in der Zelle, wie es der Schließer nannte, wurde ich achtundvierzig Stunden lang an die Kette gelegt.

„Ich sah ein, daß ich mich vor meinem Inquirenten demütigen müßte, wenn ich meine Frau sehen wollte. Denn einen Brief an sie würde er nicht die Zensur haben passieren lassen. Ich demütigte mich, und er schien geneigt, meine Bitte zu erfüllen. Tags darauf eröffnete er mir, daß meine Frau nicht kommen könnte, sie läge krank. Es war eine Unwahrheit, wie ich später konstatiert habe, aber sie diente ihm zu einer neuen Folter, um mich zum Geständnis zu bringen. Ich sollte meine Frau besuchen dürfen, ja ich sollte ganz frei sein — unter einer Bedingung. Ich sollte mich durch den Verrat meiner Freunde selbst entehren.

„Alle Marter, die man mich bisher hatte erdulden lassen: die absichtliche Roheit des Schließers, die zeitweilige Entziehung der warmen Kost, die endlosen Verhöre, zu denen ich oft nachts von meinem elenden Lager geholt wurde, die Brutalität des Inquirenten, das Vorenthalten von Büchern, von Licht in einer Zelle, in der selbst zur Mittagszeit eine trübe Dämmerung herrschte — was war das alles gegen die Tortur, mein Weib entweder eine Beute des gewissenlosen Verführers werden zu sehen, oder mich selbst moralisch zu erwürgen! Fühlen Sie dem Gefangenen alle diese Qualen nach, und dann verurteilen Sie ihn, daß in seiner Schätzung die Schale der Liebe gegen die der Ehre herabsank! Ich that endlich, was man verlangte, und ich hatte es umsonst gethan. Meine Frau war am Tage, bevor ich nachhause kam, gestorben. Die Verzweiflung hatte sie Rettung im Tode suchen lassen."

„Das ist furchtbar," rief Vilfredo entsetzt, während Ghibello sich auf die Armlehne seines Stuhles stützte und die Augen mit der Hand verbarg.

Beide schwiegen, und man vernahm in der Stille des Zimmers nur die schweren Atemzüge Vilfredos.

„Ich will Ihnen nicht die Gefühle schildern, mit denen ich an der Leiche meiner Frau stand," begann Ghibello endlich wieder, indem er das gramvolle Antlitz erhob. „Voll blühenden Lebens hatte ich sie verlassen, und jetzt lag sie tot vor mir, wachsbleich, aber auch jetzt noch schön, o, so schön in ihrem Festschmucke des Todes und überschüttet mit Blumen." Eine Thräne rollte ihm über die Wangen. „Meine Mutter entriß mich dem Rasen meines Schmerzes. Störe nicht die Ruhe der Toten, sagte sie, und führte mich hinweg und erzählte mir ihre Passionsgeschichte. — Genug!"

Er machte eine abwehrende Bewegung und fügte mit festerer, aber leiser Stimme hinzu:

„Ich nannte die Mitglieder des leitenden Komitees. Durch meine Verhaftung gewarnt, waren sie bis auf zwei geflohen. Diese wurden eingezogen und ihnen meine Aussagen verlesen. Auf einen Wink aus den Tullerien wurde der Prozeß niedergeschlagen; der Vatikan sollte die Römer zu versöhnen trachten. — Jetzt wissen Sie alles. Ich habe nichts verhehlt, nichts beschönigt."

„Unglücklicher Mann," rief Vilfredo mitleidsvoll, „wer würde Sie nicht entschuldigen, der Ihre Geschichte hört." „Aber," seufzte er tief auf, „die That bleibt vor der Welt bestehen und sie hat nicht nur Ihre Ehre getötet, sondern auch das Lebensglück Camillas und das meinige. Allmächtiger Gott," fuhr er verzweifelnd fort, „welch ein Elend bringt sie über uns alle! Und ich sehe keinen Ausweg für Camilla und mich. Vergebens habe ich mein Gehirn zermartert, seitdem mein Vater das furchtbare Wort aussprach. Keinen Ausweg, keinen, keinen. Was hilft es, daß Camilla an Ihrer That rein ist, wie ein Engel des Lichtes? Der Schatten Ihres Verrates fällt auf sie. O Elend für sie, für mich. Ich habe es schon durchgekostet, als ich hierher fuhr, und ich werde es immer von neuem fühlen, so lange ich lebe."

Er sprang auf und stürmte in dem Zimmer hin und her, zerrte an seinem Barte, zerwühlte sich das Haar und warf sich zuletzt erschöpft und ermüdet in seinen Sessel. Ghibello blickte stumm vor sich auf den Boden, und seine Augen verfolgten das Muster des Teppichs so genau, als ob er es nachzeichnen wollte. Er bemerkte sogar, daß an einigen Stellen die Farben verblaßt waren, und er ertappte sich auf der Frage, ob wohl die Sonne die Ursache davon sein könne? Dabei fuhr von Zeit zu Zeit ein blitzartiges Zucken durch seine Mienen.

Vilfredo unterbrach das Schweigen.

„Kein Grübeln der Vernunft vermag mich von der Erfüllung meiner Pflichten zu entbinden," sagte er dumpf, „der höchsten Pflichten, die ich kenne. Mein Herz gehört Camilla, mein Leben dem Vaterlande, und Pflicht und Ehre lassen mir keinen Ausweg, keine Wahl."

Ghibello hatte ihn angehört, ohne die Blicke vom Boden zu erheben.

„Ja, es giebt keinen Ausweg," murmelte er nach einer Weile und stand mühsam auf. „Der Schatten meiner That fällt auf mein unglückliches Kind, und Sie sind Offizier. — Leben Sie wohl!"

Vilfredo hielt ihn zurück.

„Vergeben Sie mir, daß ich dazu beitragen mußte, das Maß des Unglücks, unter dem Sie leiden, noch zu vermehren," bat er mit bebenden Lippen. „Camilla kann mir nicht verzeihen, ich fühl's; denn alle Schuld ist mein. Aber ich beschwöre Sie, greifen Sie mir nicht vor! Überlassen Sie es mir, ganz mir, der Geliebten — denn das wird sie mir ewig bleiben — mitzuteilen, was uns trennt."

„Und von Ihnen soll sie erfahren, von einem dritten, die Schuld des Vaters, die ich ihr ewig zu verbergen hoffte?" fragte Ghibello, indem das bittere Lächeln, das anfangs um seinen Mund geschwebt hatte, verschwand und sein Gesicht sich rötete. „Niemals! Junger Mann, wenn es ein Forum gäbe, vor das wir beide treten könnten, wer weiß, ob meine unselige That nicht leichter befunden würde

als Ihr Pflichtgefühl! Entschuldigen, rechtfertigen Sie sich, wie Sie es vermögen; was meine Pflicht ist, weiß ich."

Er ging, Vilfredo in der trostlosesten Verfassung zurücklassend.

VIII.

Flimmernd und glitzernd in der Mittagssonne schoß der Fluß unter dem Bogen des Ponte Sisto hervor, und droben auf das Geländer stützte sich Ghibello. Müde folgte sein Auge dem Wasser, das, in seinem raschen Laufe kleine Wirbel bildend, der Tiberinsel zuströmte. Wie ein Schiff schwamm sie auf den gelben Fluten. Auf ihr hatte einst der Tempel des Äskulap gestanden. Dieser Umstand kam Ghibello in den Sinn, und er fragte sich, ob es denn für sein Leid keinen Tempel der Heilung gäbe? Eine vorüberziehende Wolke warf ihren Schatten auf den Fluß. „So stehst du zwischen deinem Kinde und der Sonne des Glückes," dachte er. Konnte er nicht wie die Wolke fortziehen, verschwinden? Das Wasser unter seinen Füßen rauschte und gurgelte. — Schwerfällig ging er weiter.

Er scheute sich, sofort seiner Tochter zu begegnen. Sie pflegte in seinen Mienen wie in einem Buche jede Regung seiner Seele zu lesen, und er fürchtete, daß die Schreckensbotschaft, auf die er sie vorbereiten wollte, nur allzu deutlich auf seiner Stirn stände. Er irrte darin nicht, denn als er vorerst in das Atelier Spinolas trat, um seine Selbstbeherrschung wiederzugewinnen, erstarb dem Maler über sein verstörtes Aussehen der Gruß auf den Lippen.

Spinola war beschäftigt, einen Koffer zu packen. Er hatte erkannt, daß er in Camillas Nähe nicht von seiner hoffnungslosen Leidenschaft genesen konnte, obgleich er durch energisches Arbeiten das Denken an sie abzuwehren suchte, und er hatte beschlossen, Rom auf einige Zeit zu verlassen.

„Lassen Sie mich ein wenig ausruhen; aber Sie dürfen sich dadurch nicht stören lassen," sagte Ghibello mit matter Stimme und setzte sich erschöpft in den Armstuhl, in dem der Maler zu brüten und seine Siesta zu halten pflegte. Es war ein altmodisches Möbel mit gewundenen Füßen und hoher steifer Lehne, durch dessen abgenutzten Lederbezug an einigen Stellen die Roßhaare hervorquollen.

Der Maler nahm, ohne ein Wort zu sagen, aus einem Wandschränkchen eine Flasche Velletri und reichte Ghibello ein Glas davon. Der feurige Wein that dem Erschöpften wohl.

„Ach, Spinola," seufzte er, nachdem er das Glas in kleinen Zügen geleert hatte, „was vermag der Mensch gegen das Unglück? Man glaubt es entwaffnet, gebändigt zu haben, und plötzlich reißt es uns hinterrücks zu Boden und drückt uns das Knie auf die Brust."

Spinola war mit der Flasche in der Hand vor ihm stehen geblieben und wollte ihm ein zweites Glas einschenken. Erst als Ghibello dankte, erkundigte er sich teilnehmend, was ihm zugestoßen wäre?

„Sie sehen ja aus, als ob Ihnen am hellen lichten Tage Gespenster begegnet wären," sagte er. „Was ist's? Kann ich helfen? Brauchen Sie Geld?"

Ghibello schüttelte den Kopf.

„Es kann niemand helfen,“ erwiderte er traurig.

„Aber vielleicht raten,“ meinte Spinola, Flasche und Glas fortsetzend. „Es giebt nur ein Unglück, in das sich kein Loch bohren läßt, und das ist der Tod.“

„Der Tod ist wahrlich nicht das größte Übel,“ seufzte Ghibello.

„Streiten wir nicht darüber,“ rief der Maler. „Reden Sie und lassen Sie uns überlegen. Sie wollen das, was geschehen ist, vor Ihrer Tochter verbergen; hoffentlich betrifft es nicht sie?“

„Das ist es eben,“ gab Ghibello mit bebenden Lippen zur Antwort. „Beträfe es nur mich, es sollte mich nicht anfechten. Aber der Wetterstrahl trifft das Haupt meines Kindes und trifft es aus heiterem Himmel, zu dem sie nach Glück hoffend die Augen erhebt.“

„Rosati!“ drängte es sich auf des Malers Lippen, und im nächsten Moment rief er, indem seine träumerischen Augen zu Flammen wurden: „Untreu!“

„Nein, nein,“ beeilte sich Ghibello ihn zu versichern. „Aber er giebt sie auf — und ich kann ihn darum nicht verklagen.“

Spinola fuhr wild auf. Ghibello erhob beschwichtigend die Hand.

„Ich brauche mich nicht länger zu schonen, zu verstecken, nachdem ich mich ihm umsonst enthüllt habe. Verurteilen Sie ihn nicht! Sie kennen meine Vergangenheit nicht, Sie wissen nicht, wessen ich mich vor der Welt schuldig gemacht habe.“

„Ich wohne lange genug in Trastevere, um die Gerüchte zu kennen, mit denen man sich über Sie trägt,“ fiel Spinola mit einer Stimme ein, die das Gewittergrollen in seinem Innern deutlich erriet. „Genug, nehmen wir an, daß sie wahr seien! Was hat Camilla damit zu schaffen? Wer kann es darum wagen, der Ehre Ihrer Tochter zu nahe zu treten?“

„Nicht um ihre Ehre handelt es sich, sondern um ihr Lebensglück, das dadurch vernichtet ist,“ ächzte Ghibello.

„Er weiß alles und bricht sein Wort?“ kam es wie zerquetscht aus Spinolas heftig arbeitender Brust. „Er liebt sie und hat nicht den Mannesmut, der öffentlichen Meinung zu trotzen?“ Er lachte in grimmigem Hohne auf und ballte die Faust. „Er hat Camilla nie geliebt. Aber bei Gott! —“

Er vollendete die Drohung nicht. Hastig atmend, setzte er sich auf seinen Schemel vor seiner Staffelei, stützte die Ellenbogen auf die Schenkel und vergrub die Finger beider Hände in seinem krausen Haar. Mit funkelnden Blicken stierte er vor sich hin und regte sich auch nicht, als Ghibello ihn nach einiger Zeit verließ.

Camilla merkte ihrem Vater nichts Ungewöhnliches an, vielleicht nur, weil ihre Seele noch von den Träumen umschmeichelt war, aus denen seine Heimkehr sie geweckt hatte. Ihn zum Mittagsessen erwartend, dessen Stunde längst geschlagen, hatte sie Vilfredos letzten Brief nochmals durchlesen, und dann die Hände im Schoße faltend, heitere Zukunftsbilder in die sonnige Bläue des Himmels über den Dächern vor ihrem Fenstern gezeichnet. Ghibello vermochte bei ihrem

Anblick nur mühsam seine Fassung zu behaupten und er war während des Essens weniger mitteilsam als sonst wohl, wann er ausgewesen war. Bitterkeit gegen Vilfredo, den er noch gegen Spinola in Schutz genommen, bemächtigte sich seiner. Als er später, in der Wohnstube auf und abgehend, den Brief Vilfredos auf Camillas Arbeitstisch bemerkte, sagte er:

„Er schreibt dir also, daß du ihn jetzt jede Stunde erwarten darfst? Du hoffst auf eine glückliche Entscheidung? Ach, mein liebes Kind, du hoffst wohl nur, weil du die verborgene Klippe nicht kennst, an der dein Glück zu zerschellen droht! Eure jäh entbrannte Leidenschaft hat es mir unmöglich gemacht, euch zu warnen und dich auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der zu begegnen du gefaßt sein mußt. Du hast mich nie gefragt, warum ich Vilfredo zunächst an seinen Vater wies."

„Ich weiß es, Papa," versetzte Camilla leise, indem eine dunkle Röte ihre Wangen überzog. Dann sprang sie auf, umschlang ihn und flüsterte, ihre Wange an die seinige legend: „Ich weiß alles, Papa! Die Großmutter vertraute es mir auf dem Sterbebette."

Er wollte sich in der Überraschung aus ihren Armen befreien; aber sie hielt ihn nur umso fester, indem sie zärtlich rief:

„Du lieber, unglücklicher Vater!"

„Und trotzdem konntest du hoffen?" fragte er, nachdem er, von seiner Überraschung und Rührung, die ihm Thränen in die Augen lockte, sich erholt hatte. „Ich fasse dich nicht. Du kennst die Vorurteile und Satzungen der Menschen. Worauf baust du deine Hoffnung?"

„Auf den Glauben an seine Liebe," versetzte sie innig und fest. „Gott ist die Liebe, kann er es an mir rächen wollen, daß du meine Mutter über alles geliebt hast? Er, der die Herzen kennt und lenkt, darf es nicht geschehen lassen, daß Vilfredo und ich darum leiden sollen."

Ihre Worte fielen wie Feuerstropfen auf sein Herz, sodaß er vor Weh laut hätte aufschreien mögen.

„Mein Kind, mein Kind," stöhnte er, „und weißt du nicht, das es von diesem Gotte heißt, er suche die Sünden der Väter bis in das dritte und vierte Glied heim?"

„Ist Lieben denn Sünde?" fragte sie mit siegreich strahlenden Augen.

Er fand nicht den Mut, so grausam zu sein wie dieser Gott, auf den sie baute. Noch war ja auch ihr Schicksal nicht besiegelt, noch war es ja möglich, daß in Vilfredo, der nun alles wußte, die Liebe triumphierte. Wie der einem Abgrunde Zugleitende am Grase sich festzuhalten sucht, so klammerte er sich an diese Möglichkeit.

Unterdessen versuchte Vilfredo der Geliebten zu schreiben Er mußte viele Bogen zerreißen, ehe er auch nur den Anfang zu dem schweren Geständnis fand, und die Vorstellung der Schmerzen, die seine Entsagung Camilla bereiten mußte, die Vergegenwärtigung ihrer Liebe zu ihm, das leidenschaftliche Gefühl der eigenen zwangen seine Feder immer wieder inne zu halten.

Ein Besuch, den er am wenigsten erwartet hatte, störte ihn dabei. Antonio Spinola trat in sein Zimmer. Dieser begann sofort anscheinend ruhig:

„Ich störe Sie; aber das, was ich Ihnen zu sagen habe, wird nur wenige Minuten in Anspruch nehmen."

Vilfredo deutete auf einen Stuhl, den der Maler mit einer Geste ablehnte und fortfuhr:

„Signor Ghibello hat mir als einem langjährigen Freunde Ihren Entschluß mitgeteilt, von den Verpflichtungen zurückzutreten, die Sie gegen Signora Camilla eingegangen sind. Ich habe keinen Auftrag von ihm, und er weiß nicht, daß ich zu Ihnen gegangen bin."

„Dann darf ich mir wohl die Frage gestatten, mit welchem Rechte Sie sich in diese Angelegenheit mischen?" fragte Vilfredo mit stolzem Befremden, dessen abweisender Ton deutlich genug war.

„Mit dem Rechte eines Mannes, der nicht dulden wird, daß Signor Rosati eine Dame ungestraft beleidigt, die ich hochschätze", erwiederte Spinola, seine äußere Ruhe noch bewahrend. „Noch ahnt Signora Camilla den Verrat nicht, den Sie an ihrem Herzen begehen wollen. Noch kann alles gut gemacht werden, noch haben Sie die Wahl. Wenn Sie Camilla wirklich lieben, dann können Sie unmöglich bei Ihrem Vorsatz beharren."

„Sie nehmen sich der Dame allzuwarm an," entgegnete Vilfredo kalt, aber mit auflodernden Blicken. „Sie werden begreifen, daß ich aus diesem Grunde nicht gewillt sein kann, gerade Ihnen irgend welche Erklärungen zu geben."

Eine wilde Freude blitzte in Spinolas Augen auf, und er rief

„Es freut mich, daß Sie so scharfsichtig sind. Ja, ich liebe Camilla, und darum fordere ich von Ihnen, daß Sie sie nicht dem Götzen Ihrer Standesehre aufopfern. Wollen Sie Ihr Wort einlösen oder nicht?"

Vilfredo verschränkte die Arme über seiner Brust und schwieg, während er seine Augen durchbohrend auf seinen Nebenbuhler richtete.

„Sie wollen also nicht? knirschte dieser. „Dann habe ich Sie nur noch zu ersuchen, von dieser Adresse meines Freundes hier den erforderlichen Gebrauch zu machen. Aber noch heute, wenn ich bitten darf."

Er legte eine Visitenkarte auf die Ecke des Tisches und ging. Es war die Karte seines Freundes, des Landschaftsmalers Carlo Petrucchi.

„Ah, er liebt sie!" murmelte Vilfredo, als sich die Thür hinter dem Maler geschlossen hatte, und einen Moment lang ergriff auch ihn die Begierde, seinem Nebenbuhler mit den Waffen in der Hand gegenüber zu treten. Dann drängte sich ein anderer Gedanke aus seinem trüben Sinnen hervor. Wenn Spinola ein guter Schütze wäre? Unmutig wies er ihn ab und zog die Glocke, warf einige Zeilen auf das Papier, in denen er Emilio Morosini um seinen Besuch bat, und übergab das Billet dem inzwischen erschienenen Kellner zur sofortigen direkten Bestellung an die Adresse.

Eine Stunde später war der Freund bei ihm.

„Ich war allerdings darauf gefaßt, dich bald wieder in Rom zu sehen, jedoch

nicht sobald," sagte er, dem Vetter die Hand schüttelnd. Aber du erinnerst dich unserer Causerie bei Nazarri? Aber du machst ja ein verteufeltes Gesicht? Was giebt's? Ich höre!"

Er setzte sich behaglich auf das Sofa, und Vilfredo erzählte ihm ohne Umschweife und so kurz wie möglich von seiner Liebe zu Camilla, von den Enthüllungen ihres Vaters und der Herausforderung des Malers.

Emilio unterbrach ihn mit keinem Worte, und sein leichter Sinn verstummte, wenigstens augenblicklich, vor dem Ernste der Situation.

„Die Frage ist nun, ob du den Ehrenhandel mit Spinola in deine Hand nehmen willst," schloß Vilfredo.

„Aber das versteht sich von selbst, cher ami," antwortete Emilio, indem er einen Blick auf die Visitenkarte Petrucchis warf, bevor er sie zu sich steckte. „Auszugleichen wird die Sache schwerlich sein?"

„Versuch es, ich dürste nicht nach Blut," sagte Vilfredo. „Die beiden Künstler werden vermutlich von dergleichen Händeln wenig verstehen, unterstütze sie mit deinem Rate und suche die Bedingungen für Spinola so günstig wie möglich festzustellen. Mir sind Ort, Zeit, Waffen gleichgültig."

„Soll geschehen," nickte Emilio. „Du bist da in eine verteufelte Geschichte hineingestürmt. Wenn du nur schon bei unserem letzten Dejeuner deine Verschlossenheit aufgegeben hättest, die jetzige Pointe wäre wenigstens vermieden worden."

Vilfredo glaubte letzteres nicht, kannte er doch jetzt die Ursache, warum Spinola ihm schon bei ihrer ersten Begegnung so unwirsch entgegen getreten war.

„Nun ich will dir keine Vorwürfe machen," sagte Emilio. „Du restes — tant pis pour Monsieur Spinola. Ich bringe dir Antwort. Au revoir!"

Er strich seine hellen Handschuhe glatt, setzte seinen Hut vor dem Spiegel zurecht und ließ Vilfredo allein, der wieder zur Feder griff, um an Camilla weiter zu schreiben.

IX.

Noch war die Sonne am folgenden Morgen nicht über den Albanerbergen heraufgekommen, als eine geschlossene Kutsche die Stadt durch die Porta Portense verließ und die Straße nach Ostia einschlug. An der einsam gelegenen Osteria di Pozzo hielt sie, und es entstiegen ihr Vilfredo, Emilio und ein Dritter, ein Emilio befreundeter Arzt. Sie hießen den Kutscher auf ihre Rückkunft warten und schlugen den Weg zur Rechten über den Monte Verde ein. Vilfredo ging einige Schritte den andern voraus, die ihm schweigend folgten. Der Doktor rauchte mit Gemütsruhe eine Zigarre, während Emilio ungewöhnlich ernst war. Seine Bemühungen, dem Duell eine möglichst harmlose Form zu geben, waren vollständig gescheitert. Petrucchi hatte im Auftrage seines Freundes auf einen Kugelwechsel bis zum Erfolge bestanden. Vilfredos Gedanken weilten nicht bei dem Zweikampfe. Er ließ die Ostertage seiner Liebe an seinem Geiste vorüberziehen — vielleicht zum letztenmale in diesem Leben, wer konnte es wissen? —

und endete mit Vorwürfen gegen sich selbst. Er gedachte der Warnung Camillas auf dem Palatin; aber nicht um seinetwillen bereute er es, daß seine Leidenschaft taub gewesen war. Wie unglücklich er sich dadurch fühlte, das Unglück, das er über Camilla gebracht hatte, lastete ungleich schwerer auf ihm und erfüllte sein Herz mit Bitterkeit. Der Haß Spinolas gegen ihn war nichts gegen die Feindseligkeit, mit der er sich selbst anfiel, während die Lerchen unsichtbar in dem blauen Äther ihre süßen Weisen wirbelten. Die über dem Monte Cavo schwebende Morgensonne streute ihr Goldlicht über die weit sich dehnende Campagna. Gras und Blumen waren verwelkt, und wie eine träge Schlange wand sich der Tiber durch die braune Haide. Hier und da unterbrach ein reifendes Weizenfeld die melancholische Einsamkeit. Ein Büffelhirte in Schlapphut und Mantel, der mit seiner langen Lanze in der Ferne unbeweglich wie eine Statue auf seinem Pferde hielt, war weit und breit das einzige menschliche Wesen.

Eine kleine Kapelle, welche der heiligen Passera geweiht war, bezeichnete das Stelldichein.

„Die Herren lassen lange auf sich warten," sagte Emilio, nachdem er seine Uhr zu Rate gezogen, zu Vilfredo, der mit gekreuzten Armen in die Öde hinausschaute.

Dieser blieb stumm.

„Höre, deine Melancholie gefällt mir nicht."

„Siehst du den Tod nicht durch die Campagna reiten?" fragte Vilfredo, aber Emilio verstand seine Meinung nicht.

Das Geröll der einsamen Landstraße knirschte unter Schritten. Die Erwarteten kamen. Spinola trug die Schuld an der Verspätung. Er hatte noch fest geschlafen, als sein Sekundant sich bei ihm eingefunden, um ihn abzuholen. Petrucchi war ein kleiner, breitschultriger Mann mit einer dantesken Nase, unter der sich ein roter Schnurrbart aufwärts krümmte. Ein mächtiger Knebelbart, der einer Flamme glich, barg sein Kinn. Seine Augen hatten einen schwer beweglichen Blick und glänzten wie Metall.

Stumm grüßte man einander. Die Sekundanten maßen die Entfernung ab, die von den Duellanten fest eingehalten werden sollte, und luden die Pistolen. Es waren neue Waffen, die Emilio am Abend vorher in Gegenwart Petrucchis gekauft und diesem in Verwahrung gegeben hatte. Die Sekundanten sprachen mit gedämpfter Stimme, Emilio übernahm das Kommando.

Spinola warf die Zigarre fort, die er bis jetzt zwischen den Lippen gehalten hatte. Sein Gesicht war unheimlich finster; Vilfredo stand ihm in militärischer Haltung mit ruhiger, aber ernster Miene gegenüber. Emilio zählte bis drei.

Vilfredo feuerte, ohne gezielt zu haben, nicht so Antonio, dessen Kugel jenem den Hut vom Kopfe riß.

Die Pistolen wurden frisch geladen.

„Ihr Freund könnte jetzt zufrieden gestellt sein," sagte Emilio dabei zu dem Landschaftsmaler. „Signor Rosati hat ihm das Vergnügen gemacht, auf sich schießen zu lassen, damit sollte es des Spiels genug sein."

Petrucchi redete mit Spinola, der aber auf der Fortsetzung des Kampfes bestand und zu allen Vorstellungen seines Freundes ungeduldig den Kopf schüttelte.

Emilio beobachtete sie, indem er nervös an seinem zugespitzten Schnurrbarte drehte. Als Petrucchi durch ein Achselzucken ihm zu verstehen gab, daß er nichts ausgerichtet habe, reichte er mit einem halblauten Fluche Vilfredo die Waffe.

„Du bist ein besserer Mensch, als wofür du dich selbst hältst," sagte Vilfredo mit einem freundlichen Blicke.

„Hol' ihn der Teufel," grollte Morosini.

Wieder knallten die Schüsse in der Stille des sonnigen Morgens. Vilfredo hörte die Kugel an seinem Ohre vorüberpfeifen, Spinola wankte und brach zusammen, ehe sein rasch zuspringender Sekundant ihn mit seinen Armen auffangen konnte. Der Arzt verließ die Kapelle, aus deren Thürrahmen er dem Zweikampf zugeschaut hatte. Spinola hatte das Bewußtsein verloren. Die Kugel war ihm unterhalb der rechten Schulter seitwärts in die Brust gedrungen. In ernstem Schweigen harrten Vilfredo und Emilio, die gleichfalls herangetreten waren, auf das Ergebnis der Untersuchung. Der Schmerz weckte den Verwundeten aus seiner Ohnmacht. Vilfredo beugte sich zu ihm und bot ihm die Hand. Spinola aber wandte mit feindselig aufblitzenden Augen den Kopf zur Seite. Vilfredo trat seufzend beiseite.

„Wie steht's, Doktor?" fragte Emilio flüsternd.

Der Arzt antwortete mit einer Miene, die nicht mißzuverstehen war, und laut sagte er, indem er die blutige Sonde reinigte:

„Schicken Sie nur so schnell wie möglich den Wagen her."

Emilio zog seinen Vetter mit sich fort. So rasch wie möglich suchten sie die Osteria di Pozzo zu erreichen. Da die Maler in einer einspännigen Droschke herausgekommen waren, so schickte Emilio seine Kutsche nach der Kapelle und bediente sich zur Rückfahrt mit Vilfredo des offenen Fiakers. Die beiden Freunde hatten kein Wort mit einander gewechselt, seitdem sie den Kampfplatz verlassen hatten. Vilfredos Mienen prägten die Verstörung seines Inneren deutlich aus. Er hatte seinen Gegner nur kampfunfähig machen, seinen Arm treffen, nicht ihn töten wollen. Er war ein ausgezeichneter Schütze, allein die Unbekanntschaft mit der Pistole hatte seine Absicht vereitelt. Emilio suchte ihn zu beschwichtigen, indem er ihm vorstellte, daß die Chancen gleich gewesen wären, daß er, Vilfredo, aus Notwehr gehandelt und Spinola nur selbst in die Grube, die er ihm gegraben hätte, gestürzt wäre. Auch lebe Spinola noch, und die Hoffnung, daß er von seiner Wunde genese, sei nicht ausgeschlossen.

„Ich sehe nicht ein, daß du anders hättest handeln können," schloß er seine Vorstellungen. „Du hast Camilla entsagt, weil es deine Standesehre fordert. Hättest du als Offizier das Duell ablehnen können? Unmöglich! Unsere gesellschaftlichen Einrichtungen und Vorurteile führen mitunter unabweislich zu Verschlingungen, die aber nicht gelöst werden können, sondern durchhauen werden müssen, sei es mit dem Degen, der Pistole oder auch mit dem Messer."

„Ist der Ausgang darum minder furchtbar?" stöhnte Vilfredo, und als der

Wagen in die Stadt rollte, bat er Emilio, den Kutscher nach der Prefettura fahren zu lassen. Er wollte sich den Gerichten stellen.

Darüber geriet Emilio in eine Aufregung, in der Vilfredo ihn noch nie gesehen hatte. Seine Philosophie, alles von der leichten Seite zu nehmen, ließ ihn völlig im Stiche.

„Du wirst die Affaire deinen Vorgesetzten in Florenz melden, das versteht sich von selbst,“ rief er. „Aber du wirst erst abwarten, wie es mit Spinola ausgeht. Was glaubst du wohl, wie man bei uns mit einem Offizier Viktor Emanuels umspringen würde, der einen Römer erschossen hat? Du bist toll, und ich dulde nicht, daß du den Kopf in den Rachen des Tigers steckst.“

Er bestand darauf, daß Vilfredo mit dem nächsten Zuge nach Florenz zurückkehre, und wich bis zu dessen Abgang nicht von seiner Seite, indem er seine ganze Unterhaltungsgabe aufbot, um ihn von dem Wühlen in seinem Inneren abzulenken. Es gelang ihm kaum auf wenige Minuten. Das Schwerste, was ein Mensch erfahren kann, bedrückte das Gemüt des Unglücklichen, und er hatte die Kunst nie gelernt, mit seinen Grundsätzen und seinem Gewissen einen Vergleich zu schließen.

Emilio atmete erleichtert auf, als der Zug mit Vilfredo sich in Bewegung setzte. Aber noch blieb ihm eine peinliche Aufgabe zu erfüllen übrig. Er hatte Vilfredo versprochen, dessen Absagebrief an Camilla persönlich in deren Hände zu legen, und er begab sich sofort nach der Via della Lungaretta.

In dem Atelier Spinolas, wo er zunächst eintrat, um sich nach dem Befinden des Malers zu erkundigen, fand er Ghibello. Er kauerte auf dem mit abgeschabtem Seehundsfell beschlagenen Koffer, den Spinola tags vorher hatte packen wollen, und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt. Er sah nicht auf und regte sich nicht. Vor der Staffelei stand der rotbärtige Petrucchi und betrachtete das noch unvollendete Gemälde seines Freundes. Er empfing Emilio mit tiefernsten Mienen.

„Er ist tot!“ sagte er leise und wandte das Gesicht ab.

Die Leiche Spinolas lag in dem Nebenzimmer auf dem Bette, und Camilla stand bei ihr. Der Tod hatte Zorn und Schmerz in seinen Zügen gelöscht; wie ein friedlich Schlummernder lag er da. Camilla war blaß wie er; aber in ihren Augen glühte es unheimlich. Sie wußte, daß er für sie gestorben war, daß Vilfredo sie verlassen hatte. Was die flüchtigen Mitteilungen Petrucchis im Dunkelen gelassen, hatten die des Vaters ergänzt. Sie küßte die eisige Stirn des Toten und kehrte in das Atelier zurück.

Emilio mußte eine Anstrengung machen, um der Unglücklichen gegenüber seine Fassung zu behaupten. Er nannte ihr seinen Namen, aber sie gab durch nichts zu verstehen, daß sie ihn kannte. Regungslos stand sie ihm gegenüber. Er bedauerte den traurigen Anlaß, der ihn herführe, und bat sie, überzeugt zu sein, daß den unglücklichen Ausgang des Duells niemand schmerzlicher empfinde, als sein Vetter Vilfredo.

Der Name blieb ohne Wirkung auf sie. Ihre tiefglühenden Augen bohrten

fortwährend in das Gesicht des Sprechers, der fortfuhr, indem er das Schreiben seines Vetters hervorzog: „Er übergab mir heute Morgen diesen Brief für Sie, Signora, und schärfte mir nochmals bei seiner Abreise ein, Ihnen denselben persönlich zu überbringen. Ich komme soeben vom Bahnhofe."

Sie wies den Brief mit einer stolzen Geberde zurück, neigte kaum merklich das geisterbleiche Antlitz und verließ das Zimmer.

Emilio preßte verlegen die Lippen zusammen.

Ghibello hatte unterdessen die Hände von seinem Gesichte sinken lassen und sagte jetzt:

„Es bedarf des Briefes nicht mehr. Ich habe ihr bereits alles erzählt, während der dort drinnen mit dem Tode rang, in den ich ihn getrieben habe."

Tief aufstöhnend ließ er das gramdurchwühlte Antlitz auf die Brust sinken, und Emilio entfernte sich.

„Der Teufel hole die Tragödien," grollte er, während er die Treppen hinunter stieg. „Aber schön ist sie, bei Jove!" setzte er nach einer Weile hinzu und er begab sich nach der Piazza Colonna, dieser Klatschbörse Roms, auf der es nie von Müßiggängern leer wird, um sich die Tragödie aus dem Sinne zu schlagen.

Camilla war aus dem Atelier in ihr Zimmer gegangen, das sie kaum erreicht hatte, als sie von der krampfartigen Selbstbeherrschung, die sie bisher behauptet, verlassen, ohnmächtig zu Boden sank. Mit einem Frösteln kam sie endlich wieder zu sich, und jetzt schlug der Schmerz seine Wolfszähne heißhungrig in ihre Brust. „Verlassen! Verloren!" schrie sie und warf sich auf das Bett und sprang dann wieder auf und zerwühlte sich das Haar und warf sich wieder hin und drückte das Gesicht in die Kissen. Ein krampfhaftes Schluchzen, mit halb erstickten Schreien untermischt, drohte ihre Brust zu zersprengen. Endlich begann sich der Krampf in Thränen zu lösen, und sie rannen fort und fort, bis sie erschöpft war. Als der Thränenquell versiegte, wurde es leer und öde in ihr. Nach einer Weile erhob sie sich, von aller Kraft verlassen, streifte die goldene Schlange von ihrem Finger und legte sie in ein Kästchen, das die Briefe Vilfredos enthielt. „Tod!" hauchte sie mit farblosen Lippen und ließ sich schwerfällig auf dem Stuhle neben ihrem Bette nieder, legte die Hände im Schoße zusammen und blickte bewegungslos auf sie und empfand und dachte nichts. Alles schien in ihr gestorben zu sein.

Unter dem Geläute der Abendglocken klopfte der Vater an ihre Thür. Sie band ihr Haar auf, das sich gelöst und im dunkelen, üppigen Strom bis über ihre Hüften herabwallte, ordnete ihre Gewänder und kam in die Wohnstube, einer wandelnden Leiche ähnlich.

„Vergieb, vergieb mir, du Licht meiner Seele," bat der über ihren jammervollen Anblick tief erschrockene Vater. „Entziehe mir deine Liebe nicht."

Er zog sie an seine Brust, und sie ließ eine Weile ihre Stirn müde auf seiner Schulter ruhen. Dann flüsterte sie:

„Ich liebe dich, ein Unglück das andere. Zu vergeben habe ich dir nichts, du armer Vater! Was geschehen ist, die dort oben haben es zu verantworten."

Sie schlug die Augen zur Decke auf. Der Vater weinte.

„Weine nicht,“ bat sie leise und streichelte seine Wangen und küßte ihn. „Es wird ja nicht lange währen, habe ein wenig Geduld mit mir.“

Ihre Hand und ihre Lippen waren eisig kalt. —

Um die Mittagsstunde des folgenden Tages fand das Leichenbegängnis Spinolas statt. Ghibello hatte Sorge dafür getragen infolge eines Briefes, den ihm Petrucchi von dem Verstorbenen übergab. Spinola hatte ihn in der Nacht vor dem Zweikampfe geschrieben und Ghibello ferner darin ersucht, seine Hinterlassenschaft seinen Eltern in Civitella auszuantworten. Für seine Mühewaltung hatte Spinola ihm ein Legat von dreitausend Lire bestimmt. Camilla bat er dem unglücklichen Rächer ihrer Ehre ein schwesterliches Gedächtnis zu bewahren. Ein in dem Briefe liegender Schlüssel öffnete eine alte Kommode von Nußbaumholz mit Messingbeschlägen, die in seiner Schlafstube stand; ihre unterste Schieblade bildete seine Schatzkammer. Die vermummte Brüderschaft von S. Michele trug seinen Sarg nach der Marienkirche, von wo er in der Frühe des nächsten Morgens still auf den Kirchhof gebracht wurde. Mönche und Geistliche mit Wachskerzen in der Hand gaben ihm das Geleit. Die Basilika war von einem gewählten Publikum angefüllt; denn die Kunde, daß der Tod den Maler der Corinna plötzlich aus seiner ruhmvollen Bahn gerissen habe, hatte sich schnell in der Stadt verbreitet.

Camilla wohnte den Totengebeten nicht bei. Ihr frommer Glaube hatte einen furchtbaren Stoß erlitten. Sie beschuldigte Gott und die Heiligen, daß sie ihr gelogen hätten. Umsonst hatte sie zu ihnen gebetet, dem Vater seine Schuld zu vergeben, umsonst für sie in dem Bilde der Roma ihren keuschen Mädchensinn zum Opfer dargebracht! Warum hatte die Madonna ihr heißes Flehen unerhört gelassen und Vilfredo ihr zugeführt, wenn ihre Sühne für die Schuld des Vaters von den Himmlischen nicht angenommen war? Gott sollte die Liebe sein, Gott sollte die Gerechtigkeit sein, so hatten seine Priester sie gelehrt, und er zertrat ihre Liebe und zerschmetterte sie, die Unschuldige! Die Priester logen, er war ein Gott des Zorns und der Rache, der blindlings wütete. Fortan sah man sie nicht mehr in der Kirche. Ihr Herz schmolz nicht, noch brach es unter dem Leid, das darauf gewälzt war. Aus den brennenden Schmerzen der verschmähten Liebe rang sie sich zu einem Trotze empor, der zwar allmählich seine Ungeberdigkeit abstreifte, aber um so mehr sich vertiefte und festigte. Der Vater hatte ihr Spinolas Brief vorgelesen, und fort und fort klang die auf sie bezügliche Stelle in ihr wieder. Er, den sie nicht geliebt, war für sie gestorben, und Vilfredo hatte sie verlassen können! Es lag eine Hölle in diesem Gedanken, und sie brütete fortwährend darüber. Finstere Entschlüsse wälzten sich in ihrem Busen und warfen Schatten über ihre Stirn. Auf sie paßten Leopardis Verse nicht:

> „Doch freut's mich, meiner Schmerzen
> Zu gedenken und ihr Alter nachzurechnen.
> Wie herrlich ist's, in unserer Jugend Tagen,
> Wo vor uns weit noch liegt die Bahn der Hoffnung
> Und kurz die der Erinn'rung hinter uns,
> Still zu gedenken der Vergangenheit,
> Ist sie auch trüb' und währen noch die Schmerzen.“



Keine Klage kam über Camillas Lippen, keine Thräne in ihr Auge. Was in ihr wühlte und gohr, blieb ein Geheimnis für den Vater, der sie verstohlen beobachtete. Er sah wohl, daß sie litt, aber es gelang ihm nicht, sie zum Aussprechen zu bewegen. Sie wies seine Versuche dazu mit einer milden Entschiedenheit ab. Herb gegen andere, blieb sie gegen ihn sanft und liebevoll und vermochte es noch, ihn zu trösten und zu erheben, wie sehr sie auch mit ihrem eigenen Schmerze, Trotz und Groll beschäftigt war, und ihm zu beweisen, daß ihre Liebe zu ihm unerschüttert geblieben war. Und es bedurfte dessen, denn die jüngsten Ereignisse hatten seine Kraft vollständig gebrochen. Sein Haar war ganz weiß geworden. Die Frucht, die aus dem Samen seiner That aufgegangen, war zu schrecklich, und er zitterte, daß die Ernte noch nicht vollbracht sein möchte.

Äußerlich rollte ihr Leben in dem gewohnten Gleise weiter. Camilla war fleißig wie vorher, und der Vater besorgte die Gänge und arbeitete das Wenige, was das Ungefähr ihm zuwendete. Sie machten ihren täglichen Spaziergang, und zuweilen stellte sich der schweigsame Petrucchi zu einem kurzen Besuche ein. Nur selten griff Ghibello zu einem Buche, um seiner Tochter vorzulesen. Wenn der Mensch so Furchtbares erfahren hat wie sie, dann vermag keine Lektüre seinen Geist zu fesseln. Von Vilfredo wurde unter ihnen nie gesprochen.

X.

Wäre es nicht Mittsommer gewesen, so hätte man glauben können, daß Rom das Osterfest begehe. Die Fremden mangelten allerdings, und wem es Zeit und Mittel erlaubten, der war vor der Fieberhitze und der Malaria zur Villeggiatur in die Gebirge geflüchtet. Alle Kirchen Roms waren festlich geschmückt, die Altäre mit kostbaren gestickten Decken belegt, und die Flammen der dicken Wachskerzen spiegelten sich in den heiligen Geräten von Gold und Silber. Rote Draperien und Blumengewinde umkränzten die Säulen, und blaue Weihrauchnebel schwebten zu den Wölbungen hinauf. Überall lasen Geistliche in schweren Brokatgewändern vor den Hochaltären die Messe, überall sang man zu den mächtigen Orgelklängen das Tedeum laudamus. Das Concil hatte die Unfehlbarkeit des Papstes votiert und sich aufgelöst. Pius der Neunte celebrierte in S. Peter, und seine Herolde verkündeten der Stadt und dem Erdkreis mit Segen und Fluch das neue Dogma. Die Glocken läuteten, und die Kanonen donnerten.

„So haben die Jesuiten denn gesiegt,“ rief Ghibello, indem er unmutig über den Lärm die Feder wegwarf und in dem Zimmer hin und her ging. „Unfehlbar! Das wäre denn der Schlußstein des hierarchischen Baues, höher kann die Geistlichkeit ihr Haupt nicht erheben. Mit dem heutigen Tage beginnt aber auch der Verfall des Papsttums. Das ist ein notwendiges Gesetz der Entwickelung, und kommen wird der Tag, der auf die Ruinen des Vatikans im Westen schaut wie auf das Kolosseum im Osten, die Trümmer zweier Kulturepochen, welche Rom durchlebt hat.“

Camilla hörte ihm nur scheinbar zu. Die Geschützsalven erinnerten sie an

den ersten Besuch Vilfredos. Wie sogleich der erste Blick in sein männlich ehrliches Gesicht sie günstig für ihn gestimmt hatte! Wie seine Begeisterung in dem Wohllaut Toskanas ihr zu Herzen gedrungen war! Den Brautkranz hatte er mit dem Schwerte in die Locken ihr drücken wollen und er hatte nicht einmal den Mut, für seine Liebe gegen die Vorurteile seines Standes einzutreten! Vertrug es sich mit seiner Ehre, die Bedenken, die sie seinem Werben entgegengehalten hatte, leidenschaftlich niederzustürmen und sie dann zu verlassen? O, wie feige, wie feige, rief es mit zorniger Verachtung in ihrem Herzen. Und sollte sie es ruhig dulden und die öden Tage ein Jahr nach dem andern müde hinleben, bis sie endlich in's Grab sank? Sie war entschlossen, ein Ende zu machen, sich zu rächen und zu sterben. Da fiel ihr Blick auf den Vater. Nein, sie durfte ihn nicht allein zurücklassen. O, welch ein Elend! Aber was wollte er noch in dieser Welt? War er nicht ebenso hoffnungslos wie sie? Sie wollte ihn bereden, mit ihr zu sterben, wann sie ihr Rachewerk vollendet hatte. Diese Idee lächelte ihr. Es war süß davon zu träumen, und sie träumte davon, während der elektrische Funke eine Kunde von jenseits der Alpen nach Rom blitzte, welche den Siegesrausch der Unfehlbaren vollendete.

Napoleon hatte an Preußen den Krieg erklärt.

„Armer Vetter, du wirst deinen König nicht mit den Waffen nach Rom führen," dachte Emilio, als er die Depesche las.

Ja, nun bewährte sich die Berechnung des Vatikans. Der Kaiser, dessen Armeen schon nach dem Rheine sich bewegten, erdrückte spielend das kleine Preußen. Österreich rückte in Italien ein und stellte den alten Zustand wieder her. Schon wanden die Damen der klerikalen Gesellschaft den Siegern im Geiste Lorbeerkränze.

Aber die Kränze blieben ungewunden, und die Römer glaubten zu träumen, als sie ganz Deutschland gegen Napoleon sich zusammenschließen sahen und Sieg auf Sieg an die Fahne der „Barbaren" sich heftete. Als dann die Franzosen in Civita vecchia sich einschifften und der Tag von Sedan das Kaiserreich zerschmetterte, begannen die römischen Patrioten auch auf das Ende der weltlichen Papstherrschaft zu hoffen.

Ghibello war viel auf der Straße, die politischen Ereignisse erhoben und verjüngten ihn. Gearbeitet wurde wenig, es gab fortwährend zu viel Neues, einerlei, ob wahr oder falsch, das man hören und mit jedermann besprechen wollte, und wie die Piazza Colonna am Corso, so war die von S. Maria in Trastevere den ganzen Tag über äußerst belebt. Ghibello wurde hier ganz von selbst zum geistigen Führer und von Tage zu Tage aufgeregter. Er mußte da Depeschen und Zeitungen vorlesen, berichten, erklären, debattieren und trug dadurch nicht wenig dazu bei, die Köpfe zu entzünden. Es gährte in den Massen, die Truppen waren tags in den Kasernen consigniert, und nachts durchstreiften Patrouillen die Straßen. Die Patrioten sandten eine Aufforderung an Viktor Emanuel, worin sie ihn im Namen des Vaterlandes beschworen, Rom zu besetzen; es bestehe kein Hindernis mehr, und ein längeres Zögern würde ein Hochverrat an der Nation sein. Sie drohten, daß sonst Italien leicht des Königs entraten und sich selbst helfen könnte.

Auch Ugo Ghibello unterzeichnete diese Aufforderung und fühlte sich dadurch wie entführt. Schon sah er das Ziel erreicht, für das er seit seinen Jünglingsjahren gekämpft und gelitten hatte, und sprach zu Camilla mit leuchtenden Augen von der Zukunft. Auch für sie beide würden damit bessere Tage kommen; das Vaterland, an dessen Einigung mitzuwirken ihm noch vergönnt sei, würde ihm seine Schuld vergeben und er wieder frei sein Haupt erheben können.

„Auch deine Wunden werden heilen und vernarben, meine Geliebte," rief er bewegt. „Ein stilleres Glück wird dich für das Welken des ersten zärtlichen Wunsches deines Herzens entschädigen, und ein sonniger Tag dem stürmischen Lebensmorgen folgen."

Camilla gab sich den Anschein, seine Hoffnungen zu teilen und lächelte wie, ach! in längst vergangenen Tagen. Als sie für die Nacht schieden, hielt er sie lange in seinen Armen und dankte ihr für ihre Liebe und jede gute Stunde, die er durch sie genossen. Camilla weinte vor Rührung.

Aber der Ministerrat Viktor Emanuels antwortete den Patrioten ablehnend, und am Morgen darauf klebte überall an den Mauern eine Proklamation, welche die Römer mit feurigen Worten daran erinnerte, daß Rom vor einundzwanzig Jahren das Wort ausgesprochen habe, welches die Zukunft Italiens bezeichne, indem es die Republik proklamierte. Die brutale Gewalt habe sie besiegt und die Hauptstadt der priesterlichen Sklaverei preisgegeben. „Auf, Römer! Jedes Zögern wäre verhängnisvoll," so lautete der Schluß. „Ein Ausschuß wird am Tage des Kampfes an eurer Spitze marschieren. Wir haben Waffen und Geld für jeden, der sein Leben für die Sache des Vaterlandes in die Schanze schlagen will."

Die Polizei riß die Aufrufe ab. Das Volk murrte, suchte sie zu hindern und widersetzte sich ihr hier und dort. Auch an der Ecke der Via della Lungaretta und der Piazza. Die Jugend von Trastevere pfiff und schrie, der Auflauf wuchs, und als die Beamten von ihren Seitengewehren Gebrauch machen wollten, wurden ihnen dieselben entwunden. In diesem Augenblicke erstieg Ghibello die Stufen des Brunnens auf dem Platze und winkte, daß er reden wollte. Er mochte wohl überzeugt sein, daß der richtige Zeitpunkt zum Handeln gekommen sei und die Bewegung den Ausschuß mit fort reißen würde. Zu seinen Füßen wogte es von Köpfen, und er rief:

„Bürger! Worauf warten wir? Schon einmal wurde uns das Zögern verhängnisvoll. Denkt an Aspromonte: Mit einer Kugel dankte Viktor Emanuel dem Helden, der ihm ein Königreich geschenkt hatte. Der Tag des Kampfes ist da! Auf zu den Waffen! Nach dem Vatikan!"

„Zu den Waffen! Nach dem Vatikan! Es lebe Garibaldi!" So brausten die Rufe gen Himmel.

Tumultuarisch drängte die Menge hinter Ghibello durch die enge Via Scala nach der Via Longara, wo ein Waffenladen geplündert wurde. Zwei stämmige Carretieri di Vino in ihrer malerischen Tracht hoben Ghibello auf ihre Schultern, und weiter gings der leoninischen Stadt zu. Ghibello schwenkte einen Säbel, und sein weißes Haar flatterte als Fahne dem erregten Haufen voraus, der sich fort-

während vergrößerte. Waffen hatten die Wenigsten, und zu den Flinten und Pistolen fehlten die Patronen. Aber es gab Hämmer, Eisenstangen, Messer, Knüttel, und es waren nervigte Fäuste, die sie schwangen, und die schwarzen Augen funkelten vor Kampflust. Begeisterte Hochrufe steigerten sie. Da kam in die vordersten Haufen ein momentanes Stocken. „Vorwärts! vorwärts!" schrien die folgenden. Durch die Porta S. Spirito deployierte ein Geschwader von Carabinieri auf schwarzen, kräftigen Rossen und sprengte mit gezückten Schwertern auf die Menge ein Ein wildes Gewühl und Geschrei erhob sich, die Klingen sausten durch die Luft, einige Schüsse knallten, Rosse bäumten, Reiter stürzten. Ein Tosen von Stimmen und Waffen und Hufschlag, ein Klirren und Knirschen und Ächzen, und in wilder Flucht stürzten die Aufrührer die Straße zurück, verfolgt von den Carabinieri, die alles niederritten und niederhieben. Tote und Verwundete bedeckten das Pflaster. Eine Kompagnie Legionäre, die unterdessen von dem Castell S. Angelo herbeigeeilt war, besetzte die Straße und nahm die Gefangenen auf. In kaum einer Viertelstunde war alles vorüber.

Camilla wartete mit dem Mittagessen vergebens auf den Vater. Stunde auf Stunde verrann, ohne daß er nach Hause gekommen wäre. Die Angst um ihn trieb sie endlich, ihn zu suchen. Auf der Treppe begegnete ihr Petrucchi. Das Gerücht von dem Aufruhr in Trastevere hatte ihn hergeführt. Er erbot sich sofort, Ghibello nachzuforschen, Camilla aber bestand darauf, ihn zu begleiten. Sie hätte die Qual des unthätigen Wartens daheim nicht ertragen. Die Erkundigungen bei den Nachbarn ergaben nur Ghibellos Anteil an dem Kampfe; was weiter aus ihm geworden war, wußte niemand zu sagen. Die Via Longara war wie ausgestorben; nur unheimliche Flecke auf den Pflastersteinen zeugten noch von dem Gefechte, das hier stattgefunden hatte. Die Porta S. Spirito war so wie alle anderen Zugänge zu dem leoninischen Viertel militärisch besetzt. Der wachthabende Offizier wies achselzuckend Petrucchi und Camilla an die Prefettura. Jetzt gab Camilla den erneuerten Bitten des Malers nach und kehrte schweren Herzens in ihre Wohnung zurück, während er auf die Polizei ging. Man verlangte das Signalement Ghibellos und hieß ihn am folgenden Morgen wiederkommen. Es war eine traurige Botschaft, die er Camilla zu überbringen hatte, nachdem er zum zweitenmale auf der Prefettura gewesen. Ghibello befand sich nicht unter den Gefangenen, von denen viele verwundet waren; die Toten aber hatte die Polizei während der Nacht in aller Stille begraben lassen, damit ihre Leichen nicht von den Angehörigen zu Demonstrationen benutzt würden.

Der Schmerz Camillas war groß; er überflutete alles andere in ihrem Herzen. Jetzt erst empfand sie es ganz, wie innig sie mit dem Vater verwachsen war, und sie überhäufte sich mit Vorwürfen, daß sie, während der letzten Monate allzusehr mit sich selbst beschäftigt, ihn nicht genug geliebt hatte. Je mehr sein Bild in ihrem Geiste sich verklärte, je tiefer wurden die Schatten, die auf jenen fielen, der ihre Liebe zum Vater erkältet hatte. In ihrem Herzen schrillte es fort und fort wie eine springende Saite. Nun sie ganz einsam auf der weiten Welt war, hielt sie aber auch keine Rücksicht mehr von der Rache ihrer beleidigten

Ehre an dem Wortbrüchigen zurück. Der Vorsatz reifte zum Entschluß. Das Geld, welches Spinola ihrem Vater vermacht hatte, lag noch unberührt in dem Schreibtische und dort auch der Dolch Agostino Rosatis. Ihre Phantasie eilte der That voraus, und sie stellte es sich immer wieder vor, wie sie dem Verräter Auge in Auge gegenübertrat, wie er von ihrem Stahl getroffen, tot zu ihren Füßen hinsank.

Ein von ihr unvorhergesehenes Ereignis vereitelte jedoch ihre Absicht, Vilfredo in Florenz aufzusuchen. Kanonendonner, von dem die Häuser erbebten, scheuchte sie eines Morgens ganz früh aus dem Schlafe. Es war der zwanzigste September, und in den ersten Sonnenstrahlen glitzerten die Läufe der italienischen Geschütze, die auf dem Monte Mario und bei der Villa Pamfili aufgefahren waren — auf denselben Höhen, von denen die Franzosen im Jahre 1849 Rom bombardiert hatten. Heute aber fiel kein Schuß von dort, während die Batterien bei der Porta S. Pancrazio, auf den vatikanischen Hügeln und der Engelsburg ein mörderisches Feuer auf die Truppen Viktor Emanuels unterhielten. Der eigentliche Angriff auf die Stadt erfolgte von der Via Nomentano her auf die Porta Pia. Der Kampf war jedoch nur kurz. Die Bersaglieri warfen sich in die von ihren Bewohnern verlassenen Villen zu beiden Seiten der Straße. Ihre Kugeln bestrichen die Stadtmauer, Granaten sprengten das Thor auf, und die Infanterie ging mit gefälltem Bajonnett zum Sturm vor. Die Päpstlichen vermochten dem wuchtigen Anprall nicht Stand zu halten, und die italienischen Kolonnen drangen in die Stadt. Ihr Siegesgeschrei pflanzte sich von Straße zu Straße fort und drang selbst bis in jenes stille Viertel, wo die Würdenträger der Kirche ihre Häuser haben und das Gras zwischen den Pflastersteinen wächst. Alle Stadtthore thaten sich auf, und aus allen Fenstern, von allen Balkons grüßten wehende Tücher die Sieger und regnete es Blumen auf sie. Freudetrunken, Arm in Arm mit ihnen, ihre Waffen, ihr Gepäck tragend, begleiteten die Römer die Truppen zu den öffentlichen Plätzen, wo sie einstweilen sich aufstellten. Auf dem Kapitol flatterte das dreifarbige Banner empor. Italien hatte seine Hauptstadt erobert.

Camilla vernahm den Siegesjubel auf den Straßen und gedachte traurig des Vaters, der diesen Tag nicht mehr hatte erleben sollen. Aber sie würde ihm über ein Kleines die Nachricht bringen, daß die Einheit Italiens vollendet war. Ja, Rom war erobert, doch wo ihr Brautkranz, wo derjenige, der sie mit ihm hatte schmücken wollen? War Vilfredo in Rom? Sie konnte es sich nicht anders denken, und die Vorstellung, daß der Wortbrüchige jetzt die gleiche Luft mit ihr atmete, verursachte ihr Fieber. Sie holte das Kästchen mit seinen Briefen aus ihrer Schlafstube und öffnete es. Sein Ring, der zu oberst lag, blitzte ihr entgegen. Sie wandte sich ab und ging mit heftig wogender Brust hin und wieder. Die Stunde, in der sie die goldene Schlange abgestreift, wurde mit allen ihren Schmerzen wieder lebendig in ihr. Mit entschlossener Miene legte sie darauf den Ring beiseite und streckte die Hand nach den Briefen aus, zog sie aber langsam wieder zurück. Seitdem Vilfredo sich von ihr geschieden, hatte sie die Briefe nicht wieder gelesen; allein sie erinnerte sich ihres Inhaltes nur zu gut,

und die süßen, berauschenden Liebesworte schienen jetzt wieder aus dem Kästchen zu ihren Ohren zu dringen. Wider Willen lauschte sie ihnen, und ihr Zauber überwältigte sie. Sie setzte sich, legte die Arme gekreuzt vor sich auf den Tisch und ihre Stirn darauf.

Es dunkelte bereits, als sie sich wieder aufrichtete. Ihre langen Wimpern waren naß. Es sollten die letzten Thränen sein, die sie auf dieser Erde geweint hatte. Sie begab sich in die Küche, zündete ein Feuer an und schüttete den ganzen Inhalt des Kästchens hinein. Gierig verzehrten die Flammen die gebrochenen Liebesschwüre und alle die kleinen Erinnerungszeichen ihres Lebens, die sie bisher aufbewahrt hatte. Ihre ganze Vergangenheit, die, ach! nur wenige helle Stunden zählte, überantwortete sie dem Feuer, das hochemporlodernd einen blutroten Schein über ihre Gestalt warf. Ihr bleiches, von den schwarzen Haaren umwundenes Gesicht erschien in ihm von dämonischer Schönheit. Hoch aufgerichtet, mit drohend zusammengezogenen Brauen schaute sie in die Flammen, bis von allem, was ihr einst lieb und wert gewesen, nichts mehr übrig war als ein Häuflein grauer Asche.

Sie kehrte in die Stube zurück, die von der Illumination in der Via della Lungaretta erhellt war. Auch der Ärmste hatte heute ein Licht an sein Fenster gestellt, und der Himmel über der ganzen Stadt hatte einen hellen Schein. Camilla sah nicht aus dem Fenster, sondern legte sich auf das Sofa und brütete. Es war ein unheilvolles Brüten, und der Tag fand sie noch mit offenen Augen auf dem alten Sofa. Die Aufwärterin, die zur gewohnten Zeit sich anmeldete, schickte sie wieder fort; sie bedurfte heute ihrer nicht. Sie trank etwas Ziegenmilch; aber zu essen vermochte sie nichts.

Hierauf machte sie Toilette, und zwar mit einer Sorgfalt, als schmückte sie sich zu einem Feste, steckte den Ring Vilfredos an die Hand und barg den Dolch seines Vaters in ihrer Kleidertasche. Ihr schönes, stolzes Gesicht erschien wie versteinert; nur in den Augen glühte Leben, ein unheimliches Leben. In einen dichten, schwarzen Schleier gehüllt, verließ sie Wohnung und Haus. Der Padrona sagte sie, daß sie auf einige Tage verreise. Jenseit der Sistobrücke nahm sie eine Droschke und ließ sich nach der Villa Morosini fahren. Dort hoffte sie bestimmte Auskunft darüber zu erhalten, ob Vilfredo in Rom sei und wo er wohne. Noch hatte die Stadt sich nicht in das Alltagsgeleise zurückgefunden; in den Straßen, durch die sie kam, herrschte ein fröhliches Treiben, und bei der Porta Pia gab es eine Menge Neugieriger, welche die Male der italienischen Kugeln an dem Thore Michel Angelos beschaute und lebhaft besprach. Camilla fuhr achtlos zwischen ihr hindurch. Vor der Gitterpforte der Villa Morosini hieß sie, den Kutscher warten und zog die Glocke. Das Glück war ihr hold: Kapitän Rosati wohnte in der Villa. Eine Minute lang kam es wie ein Schwindel über sie, und dann schien ihr Blick eine eisig kalte Klarheit zu gewinnen. Sie schickte den Wagen fort und folgte dem Diener, der ihren Wunsch, den Kapitän zu sprechen, mit einer Mischung von Verwunderung und Verlegenheit vernahm. Er führte sie in den Salon, wo er sie ein wenig zu warten ersuchte. Seine Frage, wen

er melden dürfte, schien sie zu überhören, und er entfernte sich, ohne nochmals zu fragen.

Kein Geräusch, kein Laut ließ sich in dem Hause vernehmen, und diese Totenstille, die sie plötzlich umgab, ließ Camilla gleichsam erwachen. Sie schaute sich langsam in dem Salon um, dessen Luxus der Zeit der Pompadour nachgeahmt war. Ein Porträt im goldenen Barockrahmen, das über einem mit rotem Atlas beschlagenen Sofa hing, hielt ihr wanderndes Auge fest. Nach der Schilderung, die Antonio Spinola ihr seinerzeit gemacht hatte, konnte das Bild nur Beatrice vorstellen. Es war in der That so; das schöne Gesicht verschwand ihr jedoch hinter der Totenmaske des Freundes, der für sie gestorben war, und jetzt wußte sie wieder, warum sie sich hier befand. Plötzlich zuckte sie zusammen und dann war es, als ob sie wüchse. Schritte wurden in dem anstoßenden Zimmer hörbar. Die Linke auf das heftig pochende Herz gedrückt, während die Rechte den Griff des Stilets in ihrer Tasche krampfhaft umspannte, erwartete sie den Eintretenden.

Es war Emilio Morosini, und er stutzte als er die schwarze, verhüllte Frauengestalt in dem sonnenhellen Gemache stehen sah.

„Signora wünscht den Kapitän Rosati zu sprechen?“ sagte er im nächsten Moment näher tretend und versuchte den dichten Schleier mit seinen Blicken zu durchdringen.

Camilla vermochte nicht zu antworten; die Enttäuschung benahm ihr die Sprache.

„Ich bedaure, daß mein Vetter außer stande ist, Sie zu empfangen,“ begann Emilio wieder und deutete verbindlich auf einen Sessel, indem er selbst die Lehne eines solchen ergriff. „Indessen könnte ich vielleicht, wenn Sie mich Ihres Auftrages würdigen wollen —“

„Ich muß ihn selbst sprechen,“ sagte Camilla mit aufwallendem Zorn.

Emilio zuckte mit einer Miene des Bedauerns die Achseln. Da schlug sie den Schleier zurück.

„Ich vermutete es,“ murmelte er und verbeugte sich.

„Führen Sie mich zu ihm oder rufen Sie ihn her,“ forderte sie gebieterisch. „Ich habe seinen Brief zurückgewiesen; aus seinem Munde will ich seine Rechtfertigung hören.“

Emilio blickte sie mit seinen Spötteraugen durchdringend an und versetzte:

„Unmöglich, Signora! Er ist außer stande, Sie zu empfangen.“

„Sie bewachen ihn sehr ängstlich,“ rief sie verächtlich.

Er schwieg nachsinnend; dann sagte er:

„Überzeugen Sie sich selbst, ob ich nicht guten Grund dazu habe. Ich führe Sie zu ihm.“

Er öffnete ihr die Thür, durch welche er hereingekommen war, und führte sie durch eine Reihe von Prunkgemächern. Sie folgte ihm, ohne den Glanz, der in ihnen flitterte, zu gewahren. Der stürmische Schlag ihres Herzens benahm ihr fast den Atem. In dem letzten Gemach der Reihe, das ein Eckzimmer war, öffnete Emilio eine Seitenthür und lud Camilla durch eine stumme Geberde zum

Eintritt ein. Rasch überschritt sie die Schwelle und plötzlich brach sie, wie vom Blitze getroffen, in die Kniee.

Auf einem Bette, dessen seidener Vorhang zur Hälfte zurückgeschlagen war, lag Vilfredo mit verbundenem Kopfe. Er phantasierte in heftigem Wundfieber und erkannte Camilla nicht.

XI.

Emilio eilte betroffen herbei, um Camilla aufzuhelfen. Schon aber versuchte sie, sich selbst emporzuraffen und, seinen Beistand ablehnend, trat sie mit wankenden Knieen an das Bett des Verwundeten. Er zog sich in die nächste Fensternische zurück, von wo er sie, an seinem Schnurrbarte kauend, nachdenklich beobachtete.

Ein glücklicher Zufall hatte es ihm ermöglicht, Vilfredo, der gleich zu Anfang des Gefechtes verwundet worden, bei sich aufzunehmen. Er war ruhig auf der Villa geblieben, während die Seinigen vor den herandrohenden Kriegsgewittern eine Zuflucht bei den Verwandten in Florenz gesucht hatten; auch das Dienstpersonal hatte sich geflüchtet und nur sein Kammerdiener bei ihm ausgeharrt. Da das Landhaus von der Porta Pia weit genug entfernt lag, um einige Sicherheit vor den päpstlichen Geschossen zu bieten, so hatten die Ärzte den geräumigen Hof zum Verbandplatz erkoren, und hierher war Vilfredo von seinen Leuten gebracht worden. Seine Kopfwunde war nur ein Streifschuß, eine andere Kugel aber war ihm in die linke Weiche gedrungen, und von ihr, die der Arzt noch nicht hatte finden können, stand Schlimmes zu befürchten.

So etwa berichtete Emilio nach einiger Zeit unaufgefordert, während Camilla, von ihm abgewendet, mit wogender Brust und weit geöffneten Augen in das Gesicht desjenigen schaute, den sie einst so sehr geliebt hatte. Jetzt bewegte der Kranke die Lippen. Camilla vernahm keinen Laut, dennoch verstand sie ihn, ergriff ein Glas Eiswasser, das sie auf dem Tischchen am Bette gewahrte, und brachte es an seinen Mund. Er trank begierig, seufzte und schloß die Augen. Eine Thräne des Mitleids perlte über Camillas Wange. Dann erklärte sie Emilio, Schleier und Überwurf ablegend, daß sie dableiben würde, und er nahm es mit Dank an.

„Aber Sie werden wünschen, Signor Ghibello nicht Ihretwegen in Sorge zu lassen," äußerte er, nachdem er sie mit den Verordnungen des Doktors bekannt gemacht hatte, und im Begriff sich zurückzuziehen.

„Es ist in dieser Welt niemand mehr in Sorge um mich," gab sie mit zuckendem Munde zur Antwort. „So wissen Sie nicht, daß mein armer Vater in jenem Aufstande, der die Eroberung Roms beschleunigen sollte, das Leben verlor?"

„Wie?" rief er höchlich überrascht und teilnehmend setzte er hinzu: „Mille pardon, Signorina, daß ich unwissentlich Ihren Schmerz erneuerte!"

Er zog sich in das anstoßende Zimmer zurück, und indem er sich hier auf das Sofa streckte, monologisierte er:

„Vraiment, die Welt ist ein Narrenhaus. Aber in diesem Weibe spuk

etwas von einer alten Römerin. Ich glaube, sie wäre im stande gewesen, ihn umzubringen. C'est drôle!"

Camilla saß unterdessen in dem verworrensten Gemütszustande an dem Bette Vilfredos. Als sie den Eisumschlag auf seiner Stirn zum erstenmale erneuerte, fiel es ihr erschreckend auf die Seele, daß sie in ihrer Tasche noch den Dolch trug, der ihn hatte töten sollen. Sie schauderte, und es graufte ihr bei der Vorstellung, daß sie es hätte sein können, durch die Vilfredo in den bejammernswerten Zustand versetzt worden, in dem er sich, von seinen Fieberphantasien gequält, unruhig auf seinem Lager umherwarf. Sie begriff kaum noch den fürchterlichen Vorsatz, mit dem sie nach der Villa herausgekommen war.

Emilio kam, um sie zu Tische zu führen; aber sie dankte. Sie vermochte nichts zu genießen, wie sehr er auch in sie drang. Nur von den Weintrauben und Pfirsichen, die er ihr brachte, aß sie später. Ungeduldig erwartete sie den Arzt, der am Abend wiederzukommen versprochen hatte. Emilio, der in dem Krankenzimmer geblieben war, machte einige vergebliche Versuche, sich mit ihr zu unterhalten. Es war, als ob er für sie nicht vorhanden gewesen wäre. Dennoch blieb er und verfolgte aufmerksam jede ihrer Bewegungen. Seine geringe Meinung von dem weiblichen Geschlecht wollte nur Schwäche darin erblicken, daß sie demselben Manne, den zu hassen sie so viel Grund hatte, jetzt als barmherzige Schwester zu trinken reichte und den Eisumschlag erneuerte oder die Kissen glättete und die Decke zurecht legte. Dennoch vermochte er nichts von einer zärtlichen Weichheit zu bemerken, und es wollte sich in ihm etwas wie Neid auf den Vetter um der Uneigennützigkeit einer Liebe willen regen, die dem Antlitz einen an das Tragische streifenden Zug des Leids aufprägte.

Der Doktor stellte sich gegen Sonnenuntergang ein. Es war der Regimentsarzt der Bersaglieri. Er konnte indessen, nachdem er die Wunden untersucht und frisch verbunden hatte, Camilla keinen anderen Trost geben als den Hinweis auf die kräftige Konstitution des Patienten. Emilios Anerbieten, sie in der Nachtwache abzulösen, lehnte sie entschieden ab.

Und als sie nun in der Stille der Nacht an dem Bette des Kranken saß, da erschien sie sich noch schuldiger als vorher. Sie öffnete leise das Fenster und schleuderte den Dolch, mit dem sie Vilfredo hatte töten wollen, in ein Gebüsch, dessen dunkle Umrisse in der Nähe sich zeigten. Ihn töten! Es regte sie bis zur Verzweiflung auf, daß er sterben könnte, ohne ihr vergeben zu haben.

„Heilige Mutter Gottes, du hast mich verraten," stöhnte sie; „jetzt hilf, wenn ich noch einmal an dich glauben soll. Töte, zermalme mich, aber rette ihn!"

Sie warf sich vor dem Bette auf die Kniee und rang weinend die Hände und unter den Thränen erlosch die Flammenschrift vollends, mit welcher bisher seine Schuld in ihrem Herzen gebrannt hatte.

Als sie am folgenden Morgen mit Emilio gemeinschaftlich das Frühstück einnahm, erhielt letzterer die telegraphische Meldung, daß die Seinigen und Vilfredos Mutter am Abend in Rom eintreffen würden. Es war die Antwort auf seinen Brief, der vierundzwanzig Stunden vorher die schwere Verwundung

Vilfredos nach Florenz berichtet hatte. Er wünschte bei sich, daß er nicht so eilig gewesen wäre; nun kehrte das Leben wieder in das langweilige Geleise der Alltäglichkeit zurück. Camilla schwieg zwar, als er ihr den Inhalt der Depesche mitteilte; allein derselbe drang ihr wie ein eisiger Strom zu Herzen, und in der Krankenstube dachte sie bei jeder Dienstleistung, die der Zustand Vilfredos erheischte: „Zum letztenmale!" Jeder Blick auf ihn war ein Abschiedsblick, und mit jedem tauchte die Erinnerung an das Glück, das sie in seiner Liebe gefunden hatte, leuchtender aus dem Dunkel ihrer zerwühlten Seele auf. Als sie auf dem Hofe das Rollen des Wagens, in dem Emilio zum Bahnhofe fuhr, vernahm, trat sie zum letztenmale an das Lager Vilfredos. Er aber, der in seinen Wahnvorstellungen fortwährend mit feindlichen Mächten rang, die ihm die Geliebte streitig machen wollten, hatte kein Bewußtsein davon, daß es Camillas Thränen waren, die auf seine fieberheiße Stirn tropften, und ihr Mund auf seine glühenden Lippen sich drückte. Dann hüllte sie sich in Tuch und Schleier und zog die Glockenschnur. Den erscheinenden Diener ersuchte sie, bis zu ihrer Rückkehr bei dem Kranken zu bleiben, sie wolle nur etwas frische Luft im Garten schöpfen. Die Brust von Schmerz zerschnitten, schlüpfte sie unbemerkt aus der Villa und eilte der Stadt zu.

Erschöpft von dem weiten Wege, den schlaflosen Nächten und ihren heftigen Gemütsbewegungen erreichte sie ihre Wohnung, wo sie sich trotz der frühen Stunde sogleich niederlegte. Ein tiefer, traumloser Schlaf erbarmte sich ihrer.

Erst am späten Morgen erwachte sie. Wie sie sich in ihrem alten Stübchen wiederfand, glaubte sie anfänglich von Vilfredo und der Villa nur geträumt zu haben; allein die traurige Wirklichkeit trat ihr nur zu rasch wieder vor die Seele, und seufzend erhob sie sich. In der Wohnstube herrschte eine dumpfe Luft, die ihr die Brust beklemmte, und sie stieß die Fenster auf, die während ihrer Abwesenheit nicht geöffnet worden. Die Blumen davor waren verwelkt; denn seit dem Tode des Vaters hatte Camilla sie nicht mehr gepflegt. Auf dem Tische stand noch das Kästchen, welches Vilfredos Briefe enthalten hatte. Ihr ganzes Dasein erschien ihr verwelkt und leer. Sie war müde zum Sterben.

Es klopfte, und es kostete sie Überwindung zu antworten. Emilio Morosino begrüßte sie. Bei dem Anblicke des wie immer mit höchster Eleganz gekleideten Weltmannes überkam es sie wie eine Art von Widerwillen gegen ihn. Warum drängte er sich noch zu ihr, nachdem sie durch ihre Entfernung aus der Villa deutlich zu verstehen gegeben hatte, daß sie mit der Welt, der er angehörte, nichts zu thun haben wollte? Er aber machte ihr gerade deswegen freundschaftliche Vorwürfe; sie alle wären dadurch in Unruhe und Besorgnis versetzt worden.

„Ich hatte meine Tante darauf vorbereitet, daß sie Ihnen dort als Pflegerin Vilfredos begegnen würde," fügte er hinzu, „und sie bedauerte sehr, Sie nicht mehr anzutreffen."

„Sie werden begreifen, daß ich dort nicht der Mutter desjenigen begegnen konnte, der mir jedes Recht nahm, an seinem Krankenlager zu weilen," entgegnete sie, indem eine flüchtige Röte ihre Wangen überzog.

„Pardon, Signora Camilla, es giebt Rechte, die uns niemand nehmen kann," erwiederte er mit einem Anflug von Wärme. „Sie sind stolz, und ich bitte um Erlaubnis, Ihnen die Hand drücken zu dürfen.

Er ergriff ihre widerstrebende Rechte und schüttelte sie cordial.

„Und er?" fragte sie ablenkend.

Emilio konnte von keiner Besserung berichten, aber der Zustand der Wunden hätte sich auch nicht verschlimmert, und ermutigend fügte er hinzu:

„Lassen Sie uns hoffen, Signorina! Ein junger Soldat kann schon etwas aushalten. Parbleu, ich würde es ihm auch sehr übel nehmen, wenn er jetzt die Waffen strecken wollte, anstatt triumphierend in Rom einzumarschieren."

Bei dem Abschied versprach er ihr aus freien Stücken, ihr täglich Nachrichten von dem Befinden Vilfredos zu geben, und er ließ sich von ihr zu Nazarri fahren, um wieder einmal gut zu speisen. Es dünkte ihn, daß er eine Ewigkeit lang als Anachoret gelebt habe.

Er hielt sein Versprechen, und seine Nachrichten, die er entweder selbst brachte oder schrieb, bildeten den einzigen helleren Schein in Camillas eintönig grauem Dasein. Daß an seinen Worten ihr Leben hing, ahnte er nicht, und der Humor, mit dem er seine Bulletins absichtlich umrankte, bildete einen schneidenden Gegensatz zu der Stimmung der Unglücklichen. Ihre vorigen Arbeiten nahm sie nicht wieder auf. Es erschien ihr wie eine bittere Satire auf sie selbst, daß sie ihr Leben damit hinbringen sollte, künstliche Blumen zu machen. Unthätig überließ sie sich einem alles unterwühlenden Grübeln, in dem sie sich zuletzt als die einzige Quelle alles Unheils betrachtete. Hätte sie der Werbung Vilfredos widerstanden, dann würde Spinola nicht im Zweikampf gefallen sein, ihr Vater sich nicht in den Aufruhr gemischt haben, und nun strafte sie der Himmel durch Vilfredos tödliche Verwundung für ihre mörderischen Gedanken, indem er die Liebe zu ihm wieder hell aufflammen ließ.

Solchem Grübeln entriß sie eines Morgens ein Besuch, den Emilio bei ihr einführte. Es war eine Dame mit bereits ergrauten Haaren, aus deren ehrwürdig schönem Antlitz ihr dunkle Augen wohlwollend entgegenblickten. Camilla erriet, daß es seine Mutter war, und sie erhob sich stolz, während ihre Lippen sich herb zusammenschlossen.

Signora Rosati schien es nicht zu gewahren. Sie trat dem Mädchen mit ausgestreckten Händen entgegen und sagte mit mildfreundlicher Stimme:

„Da Sie vor mir geflohen sind, so komme ich zu Ihnen, zu der Tochter des Mannes, dem ich Leben und Freiheit meines Gatten schulde. Ich komme zu spät, um ihm persönlich danken zu können, aber Ihnen, mein liebes Kind —"

Sie verstummte bewegt, zog Camilla an sich und küßte sie auf die Stirn. Emilio schlich sich unterdessen fort.

„Mein armer Vater," entgegnete Camilla, verwirrt von einer Zärtlichkeit, gegen die sich ihr Stolz nicht zu behaupten vermochte, „Mein armer Vater kann Ihren Dank nicht mehr entgegennehmen. Es war sein trauriges Schicksal, sich für dasjenige, was ihm das Höchste und Teuerste war, vergebens zu opfern."

„Aber das soll nicht Ihr Schicksal sein, geopfert zu werden, wenn ich es verhindern kann,“ erwiderte Signora Rosati mit Wärme, indem sie Camilla neben sich auf das Sofa zog, zu dem jene sie geführt hatte. „Ich weiß alles, mein liebes Kind, und ich will an Ihnen gut zu machen suchen, was mein Sohn verschuldet hat. Ach, wir armen Frauen werden stets die Opfer der Verhältnisse bleiben, wie hoch auch die einzelne über dem Manne stehen mag. Denn wir leben nicht durch den Kopf, sondern durch das Herz, und das Herz ist es, welches uns in die Unterwürfigkeit und zum Verzeihen zwingt. Ich hoffe zu allen Heiligen, daß mein Sohn mir erhalten bleibe. Seit gestern hat ihn das Fieber verlassen, und er erwachte gestern Abend bei Bewußtsein.“

Camilla stieß einen Schrei aus, und glühende Röte überflammte ihr Gesicht.

„Heute Morgen war sein Kopf nach ruhigem Schlafe völlig klar,“ fügte Signora Rosati hinzu, und Camilla rief von stürmischer Freude erregt:

„Er lebt? Er wird leben? O, mein Gott!“

„Er wird leben,“ bestätigte die Matrone, mit liebevoll feuchten Blicken auf Camilla, „wenn Sie ihm vergeben, mein liebes Kind. Durch mich bittet er Sie darum.“

„O, ich vergab ihm schon,“ rief Camilla.

„Denn Sie, die schwer Gekränkte, haben ihn gepflegt,“ sagte Signora Rosati ihre Hand fassend und drückend. „Aber er wünscht, es von Ihnen selbst zu hören. Von Reue verzehrt, beschwor er mich, hierher zu gehen und Sie zu ihm zu führen.“

Camilla erschrak.

„Ich begreife und achte Ihre Bedenken,“ äußerte Signora Rosati sanft. „Allein mein Sohn verlangt so ungestüm nach Ihnen, er ist so aufgeregt, daß ein Rückfall zu befürchten steht, wenn ich ohne Sie zu ihm zurückkehre. Die Mutter bittet Sie, geliebtes Kind,“ fügte sie innig hinzu. „Und eine Mutter besitzen auch Sie fortan an mir, wie sich auch das Geschick wenden möge.“

Camillas Brust wogte. In der nächsten Minute erklärte sie sich bereit, Signora Rosati zu begleiten, nicht um Vilfredo zu verzeihen, sondern um seine Vergebung zu erbitten. Dann war der einzige Zweck, der sie noch an das Dasein knüpfte, erfüllt. Eine freundliche Lösung der Wirren, in die sie beide verstrickt waren, vermochte sie nicht abzusehen.

Die Equipage, in der Signora Rosati gekommen war, trug beide Frauen rasch nach der Villa hinaus. Die Matrone hielt die Hand des Mädchens in der ihrigen und suchte durch milde und liebevolle Worte und Blicke die Aufgeregte zu beschwichtigen. Ihre Milde hatte nichts mit der phlegmatischen Gutmütigkeit ihrer Schwester gemein; sie hatte sie durch eigenes Leid und Welterfahrung an der Seite ihres charakterstarren Gemahls sich schwer erkämpft.

Vilfredo richtete sich trotz der Schmerzen in seiner Hüfte jäh auf, als er Camilla hinter seiner Mutter in das Zimmer treten sah, und breitete die Arme nach ihr aus. Seine Augen flimmerten, und mit noch schwacher, bebender Stimme rief er:

„Camilla! Du kommst! — Du verzeihst mir!“

Sie eilte rasch zu ihm, wollte sprechen und vermochte es nicht. Ihre Gestalt zitterte wie Laub im Winde. Mit dem leisen Rufe seines Namens, in dem ihre ganze Seele sich offenbarte, sank sie bei seinem Bette auf die Knie.

Signora Rosati ließ sie allein.

XII.

Signora Rosati ließ Camilla nicht wieder von sich. Die Klarheit und Milde der erfahrenen Frau trug nicht wenig dazu bei, Camilla aus der Verworrenheit ihres Seelenzustandes zu lösen. Unter der liebevollen Pflege beider schritt Vilfredo rasch der Genesung entgegen, und ein neues Glück keimte still in dem Krankenzimmer empor. Es waren selige Stunden, in denen die Liebenden flüsternd die geheimsten Falten ihrer Herzen vor einander erschlossen und sich wieder und wieder verziehen. Beatrice schmollte zwar anfänglich mit Camilla, allein der Pfeil der Liebe hatte ihr Herz eben nur gestreift, und wie ein Kork auf dem Wasser, so schwamm es bald wieder leicht auf den Nichtigkeiten, die ihr Leben ausmachten. Sie fand die Geschichte Camillas sehr romantisch und auf ihrem Schaukelstuhle sich wiegend wünschte sie wohl ähnliches zu erleben. Ein gütiges Geschick ersparte ihr jedoch so schwere Prüfungen. In dem Krankenzimmer war sie nur eine flüchtige Erscheinung, während ihr Bruder manche Stunde dort zubrachte. Camilla imponierte ihm wie noch kein weibliches Wesen.

An einem der letzten Oktobertage um die Mittagsstunde konnte Vilfredo, auf Camillas Arm gestützt, seinen ersten Spaziergang in dem Garten der Villa unternehmen. Ein warmer, durchsichtig goldener Ton umhauchte jeden Baum und Strauch, und mit dem köstlichen Wohlgefühl der Genesung atmete Vilfredo die schmeichlerisch weiche Luft, die von dem Wohlgeruche der Rosen und Orangen erfüllt war. Langsam umschritten sie den Rasenplatz vor der Villa, in dessen Mitte ein Springbrunnen flüssige Diamanten spülte, und folgten dann dem mittelsten der Gänge, die von hier zwischen hohen Cypressenwänden ausstrahlten. Ein Blumenparterre, das in den brennenden Farben des Herbstes prunkte, breitete sich zu ihren Füßen aus. Sie blieben auf den hinabführenden Stufen stehen, und ihre Blicke schweiften über das blühende Parkett und die braune Campagna in der Tiefe mit den Bögen der Wasserleitungen zum Albanergebirge. St. Gandolfo, Fraskati, Albano und das hochgelegene Rocca di Papa schimmerten wie Marmor aus dem Weinlaube. Höher aber hoben sich die Blicke der Liebenden und ruhten auf dem goldglänzenden Scheitel des Monte Cavo, auf dem einst Roms heiligste Sühn- und Opferstätte gelegen hatte. Beide erfüllte derselbe Gedanke, dieselbe Empfindung, und dann schauten sie einander an mit glückstrahlenden Augen und hielten sich umfaßt in seligem Schweigen. Sie fühlten sich geläutert und entsühnt.

Ugo Ghibellos Tod hatte das hauptsächlichste Hindernis beseitigt, das ihrer Verbindung im Wege gestanden hatte. Zudem breitete die neue Aera, die für

Italien mit der Eroberung Roms begonnen hatte, den Schleier der Vergessenheit über alles, was davorlag. Ein neues Leben begann für das Vaterland wie für Vilfredo und Camilla. Nicht aber das Schwert, wie er es stets sich ausgemalt hatte, führte Vilfredo in die Hauptstadt des geeinigten Italiens ein, sondern die Liebe, und Camillas Locken schmückte der Brautkranz.

Vilfredo wurde durch seine Verwundung nicht dienstuntauglich und nimmt heute in der italienischen Armee eine hohe Stellung ein.



Kann England durch eine Brücke mit dem Kontinent verbunden werden?[1]

Von

Ad. von Gabriely.

Die Herstellung einer besseren Verbindung zwischen Calais und Dover wurde schon mehrfach erörtert, wie dies die ganz stattliche Litteratur über diesen Gegenstand zur Genüge bestätigt. Da jedoch dieselbe meist nur den Fachmännern zugänglich, so haben wir, auf spezielle Aufforderung, es unternommen, in diesen Blättern nochmals und insbesondere deshalb darauf zurückzukommen, weil das gebildete Publikum die epochemachenden Werke des Ingenieurs mit lebhaftem Interesse verfolgt. Wir wollen nun mit ausgiebiger Verwendung des bereits zerstreut niedergelegten Materials den geschichtlichen und weiteren Verlauf der Frage andeuten und sodann einen Vorschlag zur Verbindung von Calais mit Dover durch eine stabile Brücke anregen.

Allgemeines.

Die Kommunikation zwischen Frankreich und England ist gegenwärtig nur durch einen höchst unvollkommenen Schiffahrtsverkehr möglich, der Personen- und Frachtentransport nimmt von Jahr zu Jahr zu, größere Schiffe lassen sich der besonderen Verhältnisse halber gar nicht verwenden, und man ist genötigt, meist nur kleinere Dampfer von 200 bis 240 Fuß Länge und 7 bis 8 Fuß Tiefgang in Verkehr zu setzen. An der französischen Küste sind die Häfen den West- und Ostwinden ausgesetzt und ermangeln der genügenden Tiefe, so daß oft die anschließenden Eisenbahnzüge je nach Umständen ihre Abfahrtszeit etwa um eine Stunde ändern. Der jetzige Hafen von Dover hat zwar ausreichende Tiefe, allein er ist gegen West- und Südwestwinde ungenügend geschützt. Durch die kräftigen Flut- und Ebbeströmungen entstehen insbesondere in Calais lange bewegliche Sandbänke.

[1] Herr Prof. Dr. von Gabriely, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Brückenbaues, hatte die Güte, obige wichtige und interessante Frage auf unsere Anregung zu behandeln.
Die Redaktion.

Auf ein Jahr entfallen durchschnittlich 90 Tage mit ruhiger See, 144 Tage mit einigermaßen erträglicher Witterung, 120 Tage mit heftig bewegter See, endlich 29 Tage mit Sturm und sehr bewegter See[1]); überdies giebt es Tage, wo das Ein- und Auslaufen von Schiffen absolut unmöglich ist. Durch die beträchtlichen Umladekosten aus den Waggons in die Schiffe und umgekehrt sowie durch andere Spesen werden große Summen Geldes ganz unproduktiv verausgabt.

Aus diesen Andeutungen geht zunächst unzweifelhaft hervor, daß eine der wichtigsten Verkehrsadern sich in einem der Jetztzeit geradezu unwürdigen Zustand befindet, welcher ehestens beseitigt werden sollte. Die riesigen Fortschritte der Ingenieurkunst, die es ermöglichten beinahe unzugängliche Gebirgsländer durch Eisenbahnen dem Verkehr aufzuschließen, die Hochalpen in kürzester Bauzeit mittels langer Tunnels zu durchstechen, die größten Flüsse mit stabilen Brücken zu übersetzen, besitzen sicher auch Mittel, um die geschilderten Übelstände in vollständig befriedigender Weise dauernd zu beseitigen.

Nicht uninteressant dürfte es sein anzuführen, daß Mathieu bereits im Jahre 1801 dem ersten Konsul Bonaparte ein Projekt zur Verbindung zwischen Frankreich und England vorlegte, insbesondere auf die Möglichkeit und die Vorteile eines unterseeischen Tunnels hinwies, allein weder hierfür noch für die von ihm ebenfalls vorgeschlagene Anwendung der Dampfschiffahrt das geringste Interesse vorfand.

Längere Zeit ruhte die Idee der Anlage einer besseren Verbindung beider Länder, und erst im Jahre 1856 unter Napoleon III. entstanden mehrere, oft ziemlich abenteuerliche Projekte, welche in größerer Anzahl auch auf der Pariser Weltausstellung 1867 zu sehen waren.

Die Mehrzahl der vorhandenen Projekte bezog sich auf eine Untertunnelung, drei Projekte zeigten Überbrückungen, und außerdem war ein von Blanconb herrührendes Projekt, welches wir später unten seiner Eigentümlichkeit wegen etwas eingehender schildern wollen.

Seit einer Reihe von Jahren sind bedeutende, viel Kapital erfordernde Vorarbeiten sowohl von Seiten Englands als auch Frankreichs durchgeführt worden, deren wenn auch kurze Besprechung hier nicht umgangen werden kann.

Vorarbeiten.

Auf Veranlassung Sir John Hawkshaw wurden durch den Geologen Hartfinck Day die Küsten beider Länder aufgenommen, ferner untersuchte H. M. Brunel den Meeresboden mit Hilfe eines Apparates, der es ermöglichte Gesteinsproben an die Oberfläche heraus zu fördern. (Memoire et compte rendu de la Soc. d. Ing. Civ. 1883.)

Um genauere Kenntnisse der geologischen Verhältnisse, der Schichtung, Mächtigkeit &c. zu erhalten, ließen die M. Hawkshaw, Brassey, Wythes und Easton an der St. Margarethenbai 6·4 km östlich von Dover und in Ferme-Mouron 4·0 km von Calais und Saugatte weitere Bohrungen anstellen.

Das Ergebnis war ein derart günstiges, daß sich 1867 ein englisch-fran-

[1]) Zeitschrift des öst. Ing.-Vereins 1873.

zösisches Komitee[1]) unter dem Vorsitze von Lord Richard Grosvernor, dem auch Thomé de Gamond angehörte, bildete und 1868 ein von Hawkshaw, W. Low und James Brunlees ausgearbeitetes Tunnelprojekt der französischen Regierung vorlegte, um deren finanzielle Unterstützung zur Ausführung desselben zu erwirken.

Die gewünschte Unterstützung wurde im März 1869 versagt, und durch den im Jahre 1870 ausgebrochenen Krieg trat eine kurze Vertagung der ganzen Angelegenheit ein. Im Jahre 1872 bildete sich in England eine Gesellschaft „Channel-Tunnel-Company", deren Interessenten, zu welchen die französische Nordbahn und das Pariser Haus Rothschild zählte, den Beschluß faßte, in Frankreich und England getrennt vorzugehen.

Die französischen Kammern erteilten im Jahre 1875 einer zu bildenden Gesellschaft eine förmliche Konzession; ebenso bewilligte das englische Parlament der „Channel-Tunnel-Company" das Expropriationsrecht für den Ankauf von Ländereien behufs Vornahme von Versuchsarbeiten am Ufer der St. Margarethenbai. In der betreffenden Konzessions-Urkunde wurde aufgenommen, daß die Konzessionäre Vorarbeiten im Betrage von 2 Millionen Franken von der französischen Küste aus innerhalb 5 Jahren, — welcher Zeitraum, wenn nötig, um weitere 3 Jahre verlängert werden darf, durchzuführen und sich mit einer englischen Gesellschaft derart zu vereinigen haben, daß der Bau der englisch-französischen Bahn erfolgen könne. Der Bau sollte im Verlauf von 20 Jahren beendet sein, die Konzessionsdauer vom Tage der Eröffnung des Betriebes wurde mit 99 Jahren festgesetzt, außerdem zugesagt, daß während 30 Jahren, vom genannten Tage an, keine andere französisch-englische Bahn bewilligt werde. Es wurde ferner die nach Ablauf der Betriebsberechtigung vom Staate zu entrichtende Ablösungssumme bestimmt, gleichzeitig behielt sich die Regierung vor, auch schon nach 30 Jahren die Bahn anzukaufen. (Journal officiel 30. Janvier 1875.)

Die Channel-Tunnel-Company, welche auf die materielle Unterstützung der London-Chatham-Dover Bahn und der englischen Südostbahn rechnete, konnte, da die erwähnte Voraussetzung nicht zutraf, weitere Vorerhebungen an der St. Margarethenbai nicht anstellen. Das französische Komitee, dessen Präsidium aus M. Mich. Chevalier, A. Lavalley und Raoul Duval bestand, begnügte sich damit weitere Aufnahmen der Küste und des Meeresgrundes vornehmen zu lassen, ließ zwei Bohrungen in Sangatte durchführen und schritt schließlich am Ende des Jahres 1878 zur Abteufung von zwei Schächten. Den oben genannten zwei Bohrgesellschaften wurde im Jahre 1874 vom Parlamente aus gestattet, je für 20000 Pfund Sterling Bohrungen, Stollen, Schächte ꝛc. auszuführen, sofern dieselben mit dem Tunnelprojekte in Verbindung standen. Die Südostbahn teufte 1880 auf eigenem Grunde, höchst wahrscheinlich im Einverständnis mit der Channel-Tunnel-Company und der London-Catham-Dover-Bahn, am

[1]) Correspondence with reference to the proposed Construction of a Channel-Tunnel, presented to both Houses of Parliament by Command of Her Majesty. London 1882. Forchheimer, Englische Tunnelbauten. Aachen 1884.

Fuße der Abbotsklippe, westlich von Dover ab; sie erwarb 1881 durch Parlamentsakt das Expropriationsrecht behufs Durchführung der am Fuße der Shakespeareklippe liegenden Grundstücke. Da sie aber eigentlich die von ihr gebildete Submarine-Continental-Railway-Company mit dem Hauptstollen schließlich ziemlich weit unter den auch bei Niederwasser bedeckten Meeresgrund gelangte und dieser als Staatseigentum erklärt wurde, und man zuletzt sogar gerichtliche Schritte gegen beide Gesellschaften einleitete, mußten dieselben sich am 22. Juli 1882 entschließen, die Arbeiten einzustellen. Unstreitig sind es militärische Bedenken, welche das Haupthindernis der Bauausführung bilden. Daß es sich so verhält, wird folgendes klar machen.

Gegenwärtiger Stand.

Bis Ende 1881 zeigten sich die beiden Regierungen der Ausführung des Tunnels günstig, erst als Admiral Sir Cooper Key aus eigener Initiative am 31. Januar 1882 an Lord Northbrook ein Schreiben richtete, in welchem die Worte standen — „was soll diese Armee (200000 Franzosen durch den Tunnel nach Dover gebracht) hindern, nach London zu marschieren, während unsere Flotte in aller Pracht von Kraft und Stärke hilflos zusieht?“ — änderte sich plötzlich die Sachlage. Noch in demselben Jahre wurde von Sir Garnet Wolseley, dem „Sieger von Tel-el-Kebir“, eine außerordentlich wirksam abgefaßte Denkschrift verfaßt, durch welche die öffentliche Meinung Englands dem Tunnel immer feindlicher wurde. Der Staatssekretär für Kriegsangelegenheiten berief am 23. Februar 1882 eine Kommission von Technikern und Militärs ein, welche Mittel angeben sollte, einen unterseeischen Tunnel mit Sicherheit unbenutzbar zu machen.

Die Kommission gab verschiedene Methoden an, die Tunnelröhre mit festen, flüssigen und gasförmigen Stoffen zu füllen, fügte aber am Schlusse hinzu, daß man ein unbedingtes Vertrauen wohl in keins der angegebenen Mittel setzen könne. Mit Rücksicht auf das Gutachten bedeutender Persönlichkeiten, welche sich gegen den Tunnel ausgesprochen hatten, und im Hinblick auf den weiteren Umstand, daß das englische Parlament den Bau nicht gestatten werde, stellte auch die französische Gesellschaft 1883 sämtliche Arbeiten ein.[1])

Wir teilen die militärischen Bedenken gegen den geplanten Bau durchaus nicht, da wir der Meinung sind, daß der Marsch einer so großen Armee durch einen unterseeischen Tunnel längere Zeit erfordert und sicherlich mittels wirksamer und nahe liegender Mittel verhindert werden kann. —

Die für dieses Unternehmen verausgabten beträchtlichen Geldsummen förderten eine große Anzahl von Erfahrungen und Kenntnissen zu Tage, welche der Technik im allgemeinen zugute kamen und insbesondere dann eine ganz ausgiebige Verwertung finden dürften, wenn es sich seinerzeit um die Überbrückung des Kanals handeln wird.

[1]) Forchheimer, Englische Tunnelbauten. Aachen 1884.

Vorhandene Projekte.[1])

1. Projekt von Thomé de Gamond (1856): Erbauung eines submarinen Tunnels für eine Eisenbahn durch Aufschüttung von 13 künstlichen Inseln, Abteufung von Schächten darin und von da aus Herstellung des Tunnels.

2. Projekt des genialen Ingenieurs der Londoner unterirdischen Bahn Fowler in Verbindung mit den Herren Wilson und Abernethy (1861): Anlage großer geschützter Häfen auf beiden Seiten, um zu jeder Zeit, unabhängig von Wind und Wetter, das sichere Ein- und Auslaufen zu ermöglichen.

3. Projekt von James Chalmers (1867): Legung von zwei zusammengekuppelten, mit Steinen überschütteten, eisernen, versenkten Eisenröhren für je ein Geleise, Anlage von drei über Tag reichenden großen Ventilationstürmen.

4. Projekt von Ernest Martin und Gilbert le Guay (1869): Legung einer eisernen Röhre von 7·4 m lichtem Durchmesser, aus stumpf zusammengestoßenen Rohrstücken, überdeckt mit einer Beton- und Steinlage. Lokomotivbetrieb.

5. Projekt von Hawkshaw, Brimleß und W. Low, an welche sich die französischen Ingenieure Talabet, M. Chevalier und Thomé de Gamond anschlossen: Herstellung eines unterseeischen zweigleisigen Tunnels durch die aus Plänerkalk bestehenden, 60—90 m unter Kanalsohle beginnenden Gesteinsschichten.

6. Projekt von Th. Obach und M. Lebret: Ein Geleise aus zwei parallelen Reihen aneinander und unter einander verbundenen, mit Luft gefüllten Kästen herzustellen, auf denen sich eine Dampffähre bewegen und welche die überzuführenden Züge und Waren tragen soll; das Geleise ist an versenkten Felsblöcken, 15 m unterm Wasserspiegel, bis wohin die Bewegung der Wellen nicht mehr reicht, verankert.

Die Bewegung der Dampffähre erfolgt mittelst Tauage, das Seil oder die Kette liegt auf dem versenkten Geleise. Die Dampfmaschine für den Touer befindet sich im unteren Teile der Dampffähre.

7. Projekt der französischen Gesellschaft und des Ingenieurs Savy. Der Tunnel beginnt auf französischer Seite zwischen Calais und Sangatte und mündet bei der St. Margarethbai, ungefähr 6·5 km östlich von Dover. Die Totallänge des Tunnels beträgt von Küste zu Küste ungefähr 34 km. Das Längenprofil ist folgendes: Nach Abzweigung der Tunnellinie von der Stammlinie der Nordbahn senkt sich erstere zunächst im Einschnitte, sodann im Tunnel mit einer Neigung von 1:100 bis zur Küste. Von hier, wo der Tunnel eine Tiefe von ca. 70 m unter Niederwasser erreicht hat, senkt sich der Tunnel, entsprechend dem Abhange des Meeresgrundes noch auf etwa 4—5 km Länge und steigt endlich mit 1:3000 bis zur Mitte des Kanals. Das Längenprofil auf englischer Seite ist nahezu das gleiche.

Beim Savyschen Projekt wurde auf Grund geologischer Erhebungen, der Schichtung der undurchlässigen grauen Kreideschicht genau folgend, die Trace nach einer gleichmäßig gekrümmten schwachen Kurve angenommen. Nach Ab-

[1]) Wochenschrift des öst. Ing.-Ver. und deutsche Bauzeitung 1879.

zweigung von der französischen Nordbahn erhält der Tunnel bis zu einer Tiefe von 103 m unter Niederwasser ein gleichmäßiges Gefälle von 1:77; von da ab steigt der Tunnel bis zur Mitte des Kanals auch mit einem Gefälle von 1:3000 und liegt daselbst 43·5 m unter Sohle. Zur Ableitung des Infiltrationswassers und für Ventilation ist in geeigneter Weise gesorgt.

8. Projekt des belgischen Ingenieurs Leon Somzee. Der Tunnel besteht aus einer für ein Geleise berechneten eisernen, zylindrischen Röhre, welche auf dem Meeresgrunde versenkt und durch Schraubenpfähle (System Mitchell) verankert werden soll. Die Röhrentrommel besteht aus 25 m langen, einheitlich zusammengenieteten Zylindern, deren je 6, also mit einer Gesamtlänge von 150 m schwimmend zusammengekuppelt und dann versenkt werden sollen. — Die Verbindung dieser 150 m langen Röhren soll unter Einschaltung von Kompensationsstücken auf dem Meeresgrunde durch Taucher erfolgen.

Von den Brücken-Projekten wollen wir hervorheben:

1. Projekt eines unbekannten Autors: Überſetzung des Kanals mittels einer auf 190 Pfeilern aufruhenden eisernen Gitterbrücke mit Spannweiten von ungefähr 360 m. Die Pfeiler sollen im Meeresboden 180 m im Quadrat messen und sich über dem Meeresspiegel bis auf 90 m verjüngen. Darauf wollte man 64 m hohe Türme stellen, welche ihrerseits die Träger aufnehmen sollten.

2. Projekt von Boutet: Gitterbrücke auf nur 9 Pfeilern mit Spannweiten von 3300 m!

3. Projekt von Savy. Brücke mit 92 Öffnungen und Spannweiten von 400 m. Der eiserne Überbau besteht aus 3 Hauptträgern, der mittlere Hauptträger ist entsprechend stärker konstruiert und zeigt die üblichen Querverbindungen. Die Hauptträger sind armierte Träger, die in der Nähe der Auflager eine vertikale Blechwand zeigen, welche in der Mitte in ein Gitterwerk übergeht. — Die Trägerhöhe beträgt am Auflager 20 m, in der Mitte 35 m. Gegen eine solche Anordnung lassen sich gewichtige Bedenken anführen, die wir jedoch an dieser Stelle übergehen müssen. Das Querprofil ist derart bestimmt, daß zwischen je 2 Hauptträgern 2 Geleise liegen.

Die Pfeiler haben die Gestalt von 130 m hohen dorischen Säulen mit einem oberen Durchmesser von 23, einem unteren von 36 m. Unter Niederwasser geht die konische Säule in einen Zylinder über. Da mit unseren gegenwärtigen Hilfsmitteln bei so großen Wassertiefen die pneumatische Fundation unausführbar ist[1], so will Savy einen aus Eisen konstruierten, röhrenförmigen Fangdamm benützen, der derart eingerichtet ist, daß seine Verwendung bei den folgenden Pfeilern immer wieder ermöglicht wird.

Nun erübrigt uns noch das oben erwähnte, in gewisser Hinsicht interessante Projekt J. Blancond zu beschreiben.

[1] Bei einer in neuester Zeit ausgeführten Brücke über den Lümfjord in Dänemark, hat man — freilich nur auf Kosten der Gesundheit der Arbeiter und sogar des Lebens derselben — eine Tiefe von 34 m erreicht.

Blancond will an der schmalsten Stelle des Kanals einen Damm 20 bis 25 m über den Flutwasserstand errichten, der für den Eisenbahn-, Wagen- und Personenverkehr, sowie für einen Treidelweg nutzbar gemacht werden soll. Da hierdurch der Verkehr zur See unterbrochen wird, so projektiert Blancond einen Ringkanal mit Umläufen sowohl auf englischer als auch auf französischer Seite. Den Mittelpunkt der Gesamtanlage, zu welcher die Häfen von Calais und Dover mitbenutzt werden sollen, bildet ein den Ringkanal durchschneidendes, großes Wendebassin, welches gleichzeitig der Ausgangspunkt des Seekanals ist. Für die aus dem Binnenlande kommenden, im Anschlusse an den überseeischen Kanal projektierten Kanäle ist ein großes Sammelbassin und zur Vervollständigung der ganzen Anlage sind noch zwei Schutz-, beziehungsweise Flotthäfen im Zusammenhange mit den Außenhäfen und dem Ringkanale angetragen, von denen ersterer gleichfalls mit dem binnenländischen Kanalnetz wieder in Verbindung steht. In der Mitte des Dammes ist zuerst ein Kanal von 150 m Breite und ca. 35 m Tiefe gedacht, der, wie bereits angegeben, mit den Kanälen der Binnenländer zusammenhängt. Jederseits des Kanals hat der Damm noch ein Planum von 175 m Breite, um beiderseitig eine doppelgeleisige Bahn, chaussierte Straßen für schweres und leichtes Fuhrwerk, Wege für Fußgänger rc. unterzubringen.

Die Gesamtbreite des Seekanals mit Einschluß der Umfassungsmauern ist zu 500 m angenommen. Die Höhe des Dammes über Meeresboden an der tiefsten Stelle des Kanals la Manche beträgt 70—75 m.

Die konstruktiven Anordnungen wollen wir auch übergehen, nur sei es uns gestattet einen Hauptnachteil dieses Projektes, abgesehen von den enormen Kosten desselben, hier besonders hervorzuheben.

Der Kanal la Manche ist eine internationale Wasserstraße im eminentesten Sinne, und hier soll ein Schiffahrtshindernis geschaffen werden! Welche Unsumme von Zeit, Geld und Gefahr müßte von den Rhedern aller Länder getragen werden, wenn deren Schiffe statt durch das offene Meer durch die projektierten Umläufe geschleußt werden müßten.

Der auch schon erwähnte, sehr kräftige Flut- und Ebbestrom bildet jetzt an der französischen Küste meilenweite bewegliche Sandbänke, was würde erst dann geschehen, wenn durch den geplanten Einbau eine feste Barre geschaffen? Die bewegten Sandmassen würden gestaut, die Einfahrten für die Umläufe müßten auf wenigstens 10 bis 12 km vom Damme entfernt angelegt werden, man müßte ferner für die Umläufe Kanäle von 20 und mehr km Länge graben, die bedeutende Kosten und überdies dem Durchschleußen der Schiffe nur neue Schwierigkeiten bereiten würden.

Approximative Bauzeit und Baukosten.

Forchheimer giebt, gestützt auf die in englischen und französischen Schriften enthaltenen Daten, folgendes an:

Autor.	Bauzeit.	Kosten.
Thomé de Gamond	8 Jahre	144 Millionen Mark
Hawkshaw	10 „	200—160 „ „
Brunlees	10 „	100 „ „
Beaumont	5 „	80 „ „

(bei einer Tunnellänge von 45·7 km).

Erträgnis.

Bei den gegenwärtigen Preisen für die Überfahrt von Calais nach Dover mit 8·50 Mk. für die I. und 6·50 Mk. für die II. Klasse und bei Annahme von 1 Million Reisenden, macht dies 6 Millionen Mk. für einen mittleren Fahrpreis von 6 Mk. pro Person. Rechnet man hierzu noch für Frachteinnahmen 2 Millionen Mk., so ergiebt sich eine Gesamteinnahme von 8 Millionen Mk., gleich einer 5prozentigen Verzinsung, wenn für Unkosten 50% in Anschlag gebracht werden.

Setzt man mit Watkin voraus, daß alle 5 bis 7½ Minute ein Zug den Tunnel passiert, so wäre die Ausführung des Baues sogar ein äußerst lukratives Unternehmen. —

M. Blancoud will sein Projekt unter gleichzeitiger Inangriffnahme von beiden Seiten in 4 bis 5 Jahren mit einem Kostenaufwande von 2 Milliarden Franken ausführen.

Vorschlag zur Verbindung mittels einer stabilen Brücke.

Da uns die nötigen Daten selbst für die Ausführung einer Projektskizze fehlen, so ist das Folgende nur als eine flüchtige Idee für den jedenfalls gigantischen Bau aufzufassen; auch würden die weiteren technischen Auseinandersetzungen in den Rahmen dieser Blätter füglich wohl nicht passen.

Lage der Brücke. Wenn es möglich wäre die von Sir E. Watkin für den Tunnel vorgeschlagene Trace auch für die Brücke zu benutzen, so könnte man von Sangatte aus den Bahndamm längs der Küste auf ca. 20 km führen, und von da aus würde sich die ungefähr ebenfalls 20 km lange Brücke an die London-Chatham-Dover-Bahn anschließen. — Für die günstigste Überschreitungsstelle des Kanals müßten zunächst umfassende Studien durchgeführt werden, dabei wäre selbstverständlich in erster Linie wegen der bedeutenden Fundierungsschwierigkeiten die geringste Anzahl von Pfeilern, beziehungsweise sehr große Spannweiten ins Auge zu fassen.

Vorteile einer stabilen Brücke gegenüber einer Tunnellierung.

Schon die besondere Bedeutung einer festen Verbindung beider Länder, im Vergleich zu einem Tunnel, sowie das Wegfallen der oben erwähnten militärischen Bedenken, vielleicht selbst die minderen Kosten — sprechen zu Gunsten einer Brücke.

System für die Brücke. Beinahe unwillkürlich wird man zu einer Drahtseil-Hängebrücke geführt; allein wenn man bedenkt, daß selbst die größte Brücke dieser Art jene von New-York nach Brooklyn, deren Spannweite 492·9 m be-

trägt, nicht mit Lokomotiven und vollbeladenen Eisenbahnzügen befahren wird, wenn man weiter erwägt, daß eine Hängebrücke an so exponierter Stelle wie am Kanal la Manche bedeutende Schwierigkeiten darbietet, um dem Bau eine solche Seitensteifigkeit gegen den gewaltigen Winddruck zu geben, wie es die Rücksicht auf Verkehrssicherheit gebieterisch erfordert, so muß dieses System beiseite gelegt werden.

Bei den bedeutenden Fortschritten, welche gerade in allerjüngster Zeit im Brückenbau gemacht wurden, ist es jedenfalls möglich ein anderes System für die in Rede stehende Brücke zu wählen.

Wir würden jenes Konstruktionsprinzip vorschlagen, welches gegenwärtig bei der im Bau begriffenen Brücke über den Firth of Forth bei Quens Ferry, westlich von Edinburgh, zur Anwendung gewählt wurde. Diese Brücke, zu der ausschließlich bloß Stahl benutzt wird, hat nach den uns von deren Erbauer B. Baker gütigst zugemittelten Daten[1]) eine Gesamtlänge von 2468·58 m.

Das System rührt von einem Deutschen, dem verdienstvollen Direktor der süddeutschen Brückenbauanstalt in München, H. Gerber, her, welcher darauf bereits im Jahre 1871 ein Patent nahm und es bei mehreren größeren und kleineren Brücken in Anwendung brachte. Die Hauptträger des Gerber-Systems sind kontinuierliche Gelenkträger oder Träger mit freiliegenden Stützpunkten und verankerten Enden. Dasselbe ist in Amerika unter der Bezeichnung „Cantileverbridges“ eben in neuester Zeit bei mehreren größeren Brücken, so bei der Niagarabrücke, beim Kentucky-Viadukt, der Brücke über den Frazer River ausgeführt worden.

Wir wollen es versuchen, soweit es ohne Zuhilfenahme einer Zeichnung möglich ist, die Beschreibung der Tragkonstruktion, wozu wir die Forthbrücke benutzen, in weiterem Verlaufe etwas näher zu beschreiben.

Vor beiden Ufern im flachen Wasser werden je zwei Pfeilerpaare in 44·19 m Abstand und ein dritter auf der Insel Inchgarwie mit 82·5 m Abstand errichtet. Jeder Pfeiler besteht aus 4 über Flutwasser reichenden zylindrischen, aus Stein hergestellten Unterbauten, auf diesen stehen 4 aus Stahlblech angefertigte, kreisförmige, doppelwandige Röhren von 3·66 m Durchmesser, welche oben, unten und in der Mitte die Länge und Quere nach untereinander verbunden; außerdem ist das ganze Rechteck, welches von den Säulen, den oberen und unteren horizontalen Querriegeln gebildet wird, noch durch nach den Diagonalen laufende Röhren (Andreaskreuze) abgesteift. Die Entfernung der Pfeilerröhren, von Mitte auf Mitte nach der Breite der Brücke gemessen, beträgt 36·57 m, die Abstände nach der Längenrichtung sind die oben angegebenen. —

Mit jedem Pfeiler fest verbunden ragen nach rechts und links konsolenartige, mit gradem Unter- und nach aufwärts gekrümmtem Obergurt hervor. Zwischen beiden Gurten liegt ein großmaschiges Gitterwerk. Innerhalb der durch die Enden

[1]) The Forth Bridge by B. Baker. Read at the british Association Southampton 1882. Die der Bauausführung zu Grunde gelegten Zahlen für die Spannweiten sind einem von J. Melan im öst. Ing.- u. Arch.-Verein am 8. Nov. 1884 gehaltenen Vortrage entnommen.

der Konsolen gegebenen Punkte liegt ein Parabelträger auf Rollstühlen. Alle auf Druck angestrengten Konstruktionsteile haben kreisförmigen, die auf Zug beanspruchten hingegen rechteckigen Querschnitt. Die Träger, welche ein Doppelgeleis tragen, stehen nicht vertikal, sondern sind sowohl im Grund- als Aufriß nach innen etwa im Verhältnisse von 1:75 geneigt. — Selbstverständlich fehlen die nötigen Querabsteifungen nicht, auch sind diagonale Windverspannungen, jedoch nur in den Untergurten vorhanden, während die Obergurte ausschließlich durch starke, gitterförmige Querriegel verbunden sind.

Man kann sich das Ganze als einen Ständer einer Riesenwage (Pfeiler) mit den ausladenden fixen Wagebalken (Konsolenträger) denken, der in jedem Brückenfelde einen Raum freiläßt, in welchem ein Verbindungsbalken, der oben erwähnte 106·68 m lange Parabelträger, Aufnahme findet.

Die Gesamtlänge der Brücke von 2468·58 verteilt sich in folgender Weise.

I. Hauptbrücke.

1. Konsolenträger	210·23 m.	
2. Pfeiler	44·19	
3. Konsolenträger	207.26	zusammen 521·20 m (erstes großes Brückenfeld).
4. Mittelträger	106·68	
5. Konsolenträger	207·26	
6. Pfeiler	79·24	
7. Zweites großes Brückenfeld	521·20	(zweites Brückenfeld).
8. Pfeiler	44·19	
9. Konsolenträger	210·23	
	1630·48 m.	

II. Nebenbrücken.

10. Südlicher Viadukt	542·40
11. Nördlicher „	295·70
Total	2468·58 m.

Materialaufwand und Kosten. Die Hauptbrücke von 1630·68 m Länge benötigt 42260 t., die Viadukte 2850 t., zusammen 45110 Tons Stahl. Der Bau wurde am 21. Dezember 1882 den Unternehmern Tancred, Arrol & Comp. um die Pauschalsumme von ca. 34 Millionen Mark übertragen.

Um sich eine Vorstellung von diesem großartigen Bauwerke zu machen, wollen wir hervorheben, daß die Länge der Hauptbrücke der mehr als 10fachen Höhe des Kölnerdomes (159 m) und die Trägerhöhe über den Pfeilern beinahe genau der Höhe des Invalidendomes in Paris (105 m) gleichkommt. Die Durchfahrt soll bei Hochwasser auf 152·0 m, bei Niederwasser 258 m Breite in 45·7 m Höhe frei bleiben, sodaß noch die Schiffe mit den höchsten Masten von 43 m bei stärkstem Wellenschlage sicher unter der Brücke verkehren können. Die größte Wassertiefe beträgt 66·0 m.

Für die Forthbrücke war durch den nun verstorbenen Sir Thomas Bouch

bereits eine große Hängebrücke mit 2 Spannweiten von 1600 Fuß (487·28 m) entworfen, mit Mr. Arroi auch schon der Bauvertrag abgeschlossen und die vorbereitenden Arbeiten in Thätigkeit, als die Katastrophe der Taybrücke eintrat. Dieses Ereignis bestimmte den Direktor der „Forth Bridge Compagnie“ die Arbeiten nicht fortzusetzen, und es wurde in der Session 1881 vom Parlamente eine Aufhebungs-Bill votiert. Hierauf wurde von M. Fowler und M. Baker eine Brücke mit kontinuierlichen Gitterträgern vorgeschlagen und, da diese auch nicht angenommen, kam man durch fortgesetzte Studien und Anfertigung von Alternativ-Projekten zur beschriebenen Gerberschen Gelenkträgerbrücke.

Es erübrigt uns noch anzugeben, warum wir für die Kanalbrücke ebenfalls dieses System empfehlen. Die Gründe dafür liegen in den demselben zugeschriebenen Vorteilen, welche wir hier in Kürze aufzählen wollen. Diese sind:

1. Große Spannweite, daher weniger Pfeiler- und Fundierungskosten.

2. Infolge konstruktiver Anordnung konzentriert der Balken das meiste Eigengewicht auf die Pfeiler, dasselbe nimmt gegen die Mitte hin ab, wodurch eine günstige Verteilung erzielt wird, während bei Hänge- und Bogenbrücken das Material der Länge nach beinahe gleichmäßig verteilt erscheint. Es beträgt beispielsweise an der Forthbrücke das Eigengewicht über dem Pfeiler 45 tons, in der Mitte der freien Spannweite nur 7·5 tons pro laufenden Meter. —

3. Die verhältnismäßig einfache Arbeit des Balkens macht diesen billiger gegenüber den Hängebrücken, welche starke Verankerungen erfordern; die starken Widerlager der Bogenbrücken fallen weg.

4. Die Aufstellung der Träger wird freischwebend unter gegenseitiger Balancierung der Teile und Festhalten mit Drahtseilen ohne Hilfskonstruktionen so durchgeführt, daß jeder Teil gleich vollständig gesichert in seine endgiltige Lage und Beanspruchungsart, in völlig einfacher und gefahrloser Weise gebracht wird. Die Montage beginnt von den Stützpunkten aus mit der Herstellung der rechteckigen großen Felder über den Pfeilern, an diese wird Glied an Glied angefügt, bis das Ende der Konsolenträger erreicht ist. Von diesen Enden nun erfolgt die Vorkragung des 106·8 m langen Zwischenträgers, dessen Endvertikalen zu diesem Zwecke vorübergehend nach rückwärts mittels Drahtseilen verankert werden.

Diese Aufstellung ist die neuere sogenannte freischwebende mit Ausbalancierung. Sie wurde in gleicher Weise an der Mississippibrücke bei St. Louis, der Cincabrücke in Spanien und der Duerobrücke bei Oporto anstandslos durchgeführt.

5. Der Winddruck wirkt hier zweckmäßig in Fahrbahnhöhe und kann durch die gekrümmte untere Gurtung des Trägers direkt in die Pfeilerfundamente übertragen werden, während derselbe bei den Hängebrücken ungünstig, hoch an den Pfeilern, so sogar teilweise auf den Spitzen der Pilonen angreift.

Schlußwort.

Nach den gemachten Auseinandersetzungen geht nun wohl zur Genüge hervor, daß die Frage der Durchschneidung des Kanals la Manche mittels einer stabilen

eisernen Brücke vom technischen Standpunkte aus unbedingt bejaht werden muß.

Wie im Verlaufe angedeutet, müßten natürlich noch umfassende Studien und Vorerhebungen gemacht werden, namentlich mit Rücksicht auf die allerdings schwierige Fundierung der Pfeiler bei so bedeutenden Wassertiefen. Indessen sind wir überzeugt, daß auch diese Schwierigkeiten durch die dem Ingenieur der Gegenwart zu Gebote stehenden reichlichen Mittel in vollständig befriedigender Weise gehoben werden dürften.

Auf die Kosten des Brückenbaues können wir hier nicht eingehen, dieselben werden allerdings hoch ausfallen, nur so viel ist mit einiger Sicherheit zu sagen, daß sie sich kaum höher ergeben dürften als jene für den unterseeischen Tunnel oder gar für das oben beschriebene Projekt Blanconb. Die Brücke hätte jedenfalls 2 Eisenbahngeleise, 1 Straßenfahrbahn und 2 Fußwege zu erhalten. Erwähnen wollen wir noch, daß für eine ausgiebige, wahrscheinlich elektrische Beleuchtung durch Aufstellung von Beleuchtungs-Apparaten an den Pfeilern (durch Leuchttürme) gesorgt werden müßte.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß in nicht zu ferner Zeit an einem der wichtigsten Punkte von Europa ein Bauwerk erstehen möge, welches an Großartigkeit der Anlage von keinem anderen so leicht übertroffen werden dürfte und welches unseren Nachkommen Zeugnis geben wird von der Intelligenz der Ingenieure des 19. Jahrhunderts!

Robespierre.

Von

H. A. Taine.

Danton ging daran zu Grunde, daß er es nicht übers Herz bringen konnte, unnützer Weise Myriaden von Menschen zu morden oder deren Mord gut zu heißen. Allein selbst wenn er sich hätte entschließen können, das Haupt der Kopfabschneider zu bleiben, wäre er nicht der vollkommene Vertreter der Revolution gewesen. Diese war ein Briganteutum, aber ein philosophisches; der Diebstahl und der Mord gehörten zu ihren Dogmen, aber in derselben Weise wie ein Messer zu seiner Scheide gehört. Man darf öffentlich nicht mit dem scharfen, bluttriefenden Messer, sondern bloß mit der blanken, glänzenden Scheide flunkern. Marat und Danton zeigten das Messer zu offen. Der schmierige, rohe Marat mit seinem fahlen Krötengesicht, seinen runden, leuchtenden, unbeweglichen Augen, Marat, der mit der Zuversicht eines Weisen auftrat und dessen eintönige Wutanfälle kein Ende nehmen, erregte den Widerwillen des gesunden Menschenverstandes; einen mond-

süchtigen Wahnsinnigen nimmt man nicht zum Führer. Danton hinwiederum schreckte die Menschlichkeit durch seine Lastträgerderbheit, seine Sturmglockenstimme, sein Cyklopengesicht und seine an einen Wüterich erinnernden Handbewegungen ab; einem politischen Fleischer vertraut man sich nur ungern an. Die Revolution bedurfte eines anderen Dolmetschers; dieser mußte, wie sie selbst, äußerlich ein gefälliges Aussehen haben, und das traf bei Robespierre zu, dessen Haltung tadellos, dessen Haar wohlgepudert, dessen Gewand sorgfältig gebürstet, dessen Lebenswandel ein guter, dessen Ton ein dogmatischer, dessen Stil ein gesuchter und glanzloser war.

Robespierres Geist ist so mittelmäßig und unzulänglich, daß derselbe sich mehr als irgend ein anderer in Übereinstimmung mit dem Zeitgeist befindet. Robespierre schwebt — im Gegenteile zu dem, was ein Staatsmann thun würde, — stets im leeren Raum, in den höheren Regionen der Abstraktion; er hört nie auf, das Prinzipienpferd zu reiten; es ist ihm unmöglich, von diesem herabzusteigen und den Fuß auf den Boden der Wirklichkeit zu setzen. „Dieser Kerl," sagte Danton, „ist nicht einmal imstande, ein Ei zu kochen." Ein anderer Zeitgenosse schrieb: „Die vagen Allgemeinheiten seines Vortrages liefen in der Regel auf keine Maßregel, auf keinen Gesetzesentwurf hinaus. Er bekämpfte alles, schlug aber nichts vor, und das Geheimnis seiner Politik stand im glücklichsten Einklange mit der Unfähigkeit seines Geistes und der Nichtigkeit seiner legislativen Begriffe." Wenn er den Faden seiner revolutionären Scholastik abgewickelt hat, ist er mit seiner Weisheit zu Ende. In Sachen des Militärs und der Finanzen ist er unwissend, und er wagt sich entweder gar nicht daran, oder doch nur um Carnot und Cambon, die darin tüchtig sind und sich daher daran wagen, zu verlästern oder zu verleumden. Was die auswärtige Politik betrifft, so ist seine Rede über die Lage Europas eine stümperhafte Übertreibung. Von den Plänen des englischen Ministeriums sprechend, erreicht er im ersten Anlauf den Gipfel der Phantasterei und Albernheit. Entkleidet man seine Reden der schriftstellerischen Phrasen, so möchte man glauben, daß sie von dem Thürsteher des Jakobinervereins gehalten worden sind, nicht aber von einem Staatslenker. Hinsichtlich des Frankreich seiner Zeit geht ihm jede richtige Vorstellung ab. Er betrachtet seine sechsundzwanzig Millionen Landsleute als ebensoviele einfache Automaten; er glaubt, daß man, damit sie einträchtig und ohne Mißton ihre Schuldigkeit thun, sie nur auf den geeigneten Posten zu stellen braucht, daß sie von Natur gut sind und nach einer kleinen Säuberung wieder allesamt gut sein werden, daß ihr Gesamtwille „die Stimme der Vernunft und des öffentlichen Interesses ist" und daß daher ihre bloße Vereinigung genügen würde, um sie weise zu machen. „Wäre die Möglichkeit vorhanden, so müßte die Volksvertretung ihre Beratungen in Gegenwart des ganzen Volkes abhalten;" mindestens aber müßte der gesetzgebende Körper „in einem majestätischen Riesengebäude tagen, in welchem 12000 Menschen Platz hätten." Man beachte, daß seit vier Jahren überall, wo Robespierre öffentlich aufgetreten war, — in der konstituierenden Versammlung, in der Legislative, im Konvent, im Rathaus, im Jakobinerverein — die Galerien un-

aufhörlich getobt hatten; beim Anstoß einer so greifbaren und anschaulichen Erfahrung würde sich jeder andere Geist öffnen; derjenige Robespierres bleibt geschlossen, und zwar entweder aus Vorurteil oder aus Interesse. Die Wahrheit — selbst die physische — findet bei ihm nicht Eingang, sei es, daß er außer stande ist, sie zu verstehen, sei es, daß er sich ihr absichtlich verschließt. Er ist also entweder stumpfsinnig oder ein Quacksalber. In Wirklichkeit ist er beides, denn diese beiden Eigenschaften bilden zusammen den Pedanten, d. h. den hohlen, aufgeblasenen Geist, der da glaubt, daß er von Ideen erfüllt ist, während er nur viele Worte macht, sich an seinen eigenen Phrasen erfreut und sich selbst betrügt, um andere schulmeistern zu können.

Da die Revolution nur ein künstliches, hochtrabendes Trauerspiel, ist die von Robespierre gespielte Rolle die wichtigste. Vor dem Pedanten treten der Narr und der Barbar allmählich in den Hintergrund zurück; schließlich verschwinden Marat und Danton gänzlich von der Bildfläche, und Robespierre, der allein auf der Bühne bleibt, zieht aller Blicke auf sich.

Wer Robespierre richtig verstehen will, muß ihn auf seinem Posten und in seiner Umgebung beobachten. Im letzten Stadium eines zu Ende gehenden geistigen Wachstums, am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts ist er die außerordentlichste Mißgeburt und das verfehlteste Ergebnis des klassischen Geistes. Von der überwundenen Philosophie ist an ihm bloß der schwache Bodensatz hängen geblieben: die eingelernten Formeln, die Aussprüche Rousseaus, Mablys, Raynals über „das Volk, die Natur, die Vernunft, die Freiheit, die Tyrannen, die Aufwiegler, die Tugend, die Moral," ein fertiges Wörterbuch von lauter sehr dehnbaren Ausdrücken, deren Sinn, schon von den Meistern nicht genau festgestellt, bei den Jüngern noch nebelhafter wird. Er versucht nie, diesen Sinn klar zu bestimmen; seine Schriften und seine Reden sind eine Aneinanderreihung abstrakter, nichtssagender Sätze ohne eine Spur von greifbaren Thatsachen, von individuellen, charakteristischen Details. Da spricht nichts zum Auge, nichts erweckt lebendige Vorstellungen, keine Beobachtung ist persönlich und originell, kein Eindruck rein, klar und aus erster Hand. Man fühlt sich zu der Meinung versucht, daß Robespierre nicht imstande ist, etwas von selbst wahrzunehmen, daß er nichts sehen kann und will, daß zwischen ihm und allen Dingen fortwährend eine Mauer von falschen Ideen steht, daß er die letzteren mit Hülfe der Logik verbindet und mangelnde Gedanken durch einen erborgten Jargon ersetzt. Weiter scheinen seine Fähigkeiten nicht zu reichen. Auch die anderen Jakobiner, die sich um ihn scharen, sprechen diesen schlimmen Jargon, aber keiner von ihnen bedient sich desselben in so ausgedehntem Maße und mit so großer Selbstgefälligkeit wie er. Man kann im nebelhaften Schatten seiner Spekulationspolitik, im kalten Dunstkreis seiner verschwommenen didaktischen Allgemeinheiten stundenlang herumtappen, ohne in seinen farblosen Tiraden etwas Greifbares entdecken zu können; es wird nichts zwischen den Fingern haften bleiben. Fragt man dann, was er gesagt hat und warum er überhaupt spricht, so lautet die Antwort, daß er nichts gesagt hat und daß er spricht, um zu sprechen. Er predigt als Mitglied einer Sekte seinen Gesinnungs-

genossen vor, und weder diese, noch er selbst werden je müde werden, die Dogmenleier zu drehen, beziehungsweise anzuhören. Desto besser, wenn sie leer ist; je leerer sie ist, desto leichter läßt sie sich drehen. Aber er macht es noch schlimmer: er verleiht dem leeren Wort einen Sinn, der das Gegenteil von dem richtigen ist. Wenn er den Mund von Gerechtigkeit und Menschlichkeit vollnimmt, so versteht er darunter nichts Anderes als Metzeleien, geradeso wie der Inquisitor es machte, als er im Evangelium auf die Vorschrift stieß, die Ketzer zu verbrennen.

Durch diese äußerste Erwartung bringt es der pedantische Schulmeister glücklich dahin, daß er sein eigenes Geisteswerkzeug fälscht, so daß er von demselben nunmehr jeden beliebigen Gebrauch machen, den Eingebungen seiner Leidenschaften folgen und glauben kann, daß er der Wahrheit dient, wenn er diesen dient.

Die hervorstechendste Leidenschaft Robespierres ist die litterarische Eitelkeit. Kein anderer Parteiführer, kein anderes Sektenoberhaupt, kein anderer Staatslenker war je ein so unheilbarer „Redekünstler", wie Robespierre es sogar in den entscheidendsten Augenblicken ist. Er bleibt unter allen Umständen ein Phrasendrescher, und seine Phrasen sind schlecht, hochtrabend, flach, abgezirkelt. Am Vorabend des 9. Thermidor, wo man vor die kritische Alternative gestellt ist, zu siegen oder unterzugehen, verliest er im Konvent eine Galarede, die er mehrmals umgeschrieben und so lange gefeilt hat, bis sie vollständig mit gesuchten Verzierungen und Effektstücken gespickt war. Er hat so viel Zeit und Mühe daran gewandt, daß sie schließlich durchaus im akademischen Firnis glänzt und von den obligaten Antithesen, von lang ausgesponnenen Perioden, Ausrufungen, Apostrophen, scheinbaren Übergehungen und allen übrigen Behelfen des Handwerkes strotzt. Sein berühmtester und wichtigster Bericht — derjenige vom 7. Mai 1794 über die Beziehungen der religiösen und sittlichen Ideen zu den jakobinischen Prinzipien — enthält vierundzwanzig Prosopopöen, die er Rousseau und den Alten nachgemacht hat; einige davon sind sehr lang, andere an verstorbene Personen — wie Brutus oder der junge Barra — gerichtet, während noch andere sich an Abwesende wenden: an die Priester, an die Aristokraten, an die „Unglücklichen", an die „Frauen Frankreichs"; mehrere sprechen sogar abstrakte Begriffe an, wie die Freiheit oder die Freundschaft. Mit unerschütterlicher Überzeugung und geheimer Selbstzufriedenheit hält er sich für einen Redner, weil er bei jeder Gelegenheit die alte Schnur der alten Maschine zieht. Seine studierte Beredsamkeit hat keinen echten Ton aufzuweisen, sondern nur Rezepte — die Rezepte einer abgebrauchten Kunst, — griechische und lateinische Gemeinplätze, Sokrates mit dem Giftbecher, Brutus mit dem Dolch, klassische Metaphern à la „Staatsschiff" und „Fackel der Zwietracht", Wortverbindungen und Satzschlüsse, wie sie ein Gymnasialschüler machen würde, bisweilen eine große Bravourarie, wie bei einem öffentlichen Gepränge, oft eine zarte Flötenmelodie, weil man doch damals ein „gefühlvolles Herz" haben mußte; kurz, das ganze Verfahren Marmontels in seinem „Belisar" und Thomas' in seinen „Elogen". Das alles ist von Rousseau entlehnt, aber von schlimmerer Beschaffenheit; man wird an eine dünne, kreischende Stimme erinnert, die sich bemüht, eine kräftige, voll-

tönende nachzuäffen. Diese unfreiwillige Komik ist aber bei Robespierre um so anstößiger, als seinen Worten die Thaten folgen; denn unser sentimentaler und schwülstiger Skribler und Rhetoriker nimmt die Stellung eines Staatslenkers ein; seine im Schreibzimmer ausgearbeiteten Redewendungen sind Pistolenschüsse, die sich gegen lebende Wesen richten; mit Hilfe eines geschickt angebrachten Epithetons kann er einen Menschen auf die Guillotine bringen.

Der Unterschied zwischen seiner Rolle und seiner Begabung war allzugroß. Mit diesem armseligen Talent, das eben so unecht war wie sein Verstand, taugte er in keiner Weise zum Beherrscher der Menschen. Der ihm angemessene Wirkungskreis war ihm von vornherein vorgezeichnet, und er würde sich, hätte er in ruhigen Zeiten gelebt, dauernd in demselben bewegt haben. Würde es keine Revolution gegeben haben oder wäre sie unterdrückt worden, so hätte Marat wahrscheinlich in einem Irrenhause geendet; eben so wahrscheinlich wäre Danton ein advokatischer Freibeuter geworden, der in irgend einer Schmuggelgeschichte die Rolle eines Räubers oder Mörders gespielt hätte und schließlich umgebracht oder gehenkt worden wäre. Robespierre dagegen würde geblieben sein, was er vor dem Ausbruch der Revolution war: ein fleißiger, beschäftigter, angesehener Rechtsanwalt, ein Mitglied der Akademie von Arras, ein preisgekrönter Autor, ein Verfasser von litterarischen Lobreden, moralischen Abhandlungen, philanthropischen Brochüren. Seine kleine Lampe, an der Flamme der neuen Philosophie angezündet, wie so viel andere Lampen von ähnlicher Beschaffenheit, hätte mäßig geleuchtet, ohne irgend wen zu verbrennen, und hätte ihr durchaus nicht ungewöhnlich helles, sondern — der geringen Ölmenge, die ihr Behältnis fassen konnte, angemessen — fahles Licht über einen provinzialen Kreis verbreitet.

Aber die Revolution hat ihn in die Konstituierende Versammlung gebracht, und in diesem großen Theater hat seine Eigenliebe — die Achillesferse des Pedanten — lange grausam gelitten. Dadurch, daß sie schon in seiner Jugend oft gekränkt wurde, ist sie doppelt empfindlich geworden. Als armer Waisenknabe bekam er auf Betreiben seines Bischofs eine Freistelle im Collège Louis-le-Grand; sodann war er zusammen mit Brissot Schreiber am Pariser Parlamentsgericht; schließlich lief er daheim in den Hafen der Prozeßführung ein und war an eine zänkische Schwester gebunden. Seine Wirksamkeit befriedigte ihn nicht, und er verlegte sich daher auf das Studium der Schriften Rousseaus. Diesen Autor, mit dem er einmal persönlich zusammengekommen war, erkor er zu seinem politischen und stilistischen Herrn und Meister und er studierte denselben fast unaufhörlich. Wahrscheinlich hatte er sich, wie so viele junge Leute in seiner Lage und seinem Alter, eine ähnliche Rolle zurechtgelegt. Um nun aus seiner engen Gasse herauszukommen, veröffentlichte er Verteidigungsreden mit Knalleffekten, bewarb er sich um Akademiepreise, hielt er seinen Kollegen in Arras Vorträge. Der Erfolg, daß eine seiner Vorlesungen im „Almanach fürs Artois" Erwähnung fand, war ein sehr mittelmäßiger; die Akademie von Metz erkannte ihm bloß den zweiten Preis zu, während die von Amiens ihm gar keinen gab und ein Kritiker im „Mercure" sogar durchblicken ließ, daß sein Stil einen provinzialen Beige-

schmack habe. In der Nationalversammlung, wo sich so viel Talent zusammenfand, blieb er lange in den Schatten gestellt und mehr als einmal machte er sich durch Taktlosigkeit oder allzu große Eindringlichkeit lächerlich. Seine eckige, dürre Advokatengestalt, „seine gedämpfte, eintönige, ruhige Stimme, sein ermüdender Vortrag", „seine den Sohn des Artois verratende Aussprache", sein gezwungenes Aussehen, sein Bestreben sich in den Vordergrund zu drängen und Gemeinplätze lang auszuspinnen, sein sichtlicher Vorsatz, gebildeten Leuten und intelligenten Zuhörern zu imponieren, die unerträgliche Langweile, die er erzeugt: — das alles waren sicherlich keine „mildernden Umstände", die die Assemblee hätten nachsichtig stimmen können gegenüber den Sinnes- und Geschmacksfehlern, die Robespierre beging. Eines Tages sagte er anläßlich der Besprechung von Beschlüssen des Ministeriums: „Wir brauchen eine edle und einfache Formel, die das Recht der Nation ausdrücken und die Achtung vor dem Gesetz in die Herzen der Völker pflanzen soll; stellen wir daher in den promulgierten Dekreten nach den Worten: „Ludwig, von Gottes Gnaden" u. s. w. Folgendes: „Völker! Dies ist das Gesetz, das euch auferlegt wird; möge dieses Gesetz euch allen heilig und unverletzlich sein." Darauf hin erhob sich ein Abgeordneter aus der Gascogne und sprach mit seinem südlichen Accent: „Meine Herren! Diese Formel taugt nichts; wir brauchen keine Litanei."[1]) Diese Worte wurden mit allgemeinem Gelächter aufgenommen. Robespierre schwieg und blutete innerlich; zwei bis drei ähnliche Unfälle genügen, um einen Menschen seines Schlages vom Kopf bis zu den Füßen zu verwunden.

Er hielt seine Dummheit nicht für Dummheit — nie wird ein auf frischer That ertappter und ausgezischter Pedant sich eingestehen, daß er das Zischen verdient hat —; im Gegenteil, er ist überzeugt, als Gesetzgeber, Weltweiser und Sittenlehrer gesprochen zu haben und bedauert die beschränkten Köpfe und die verderbten Gemüter, die ihn nicht verstehen. Ins Innere zurückgeworfen, sucht seine verletzte Eitelkeit im Innern Nahrung; sie nimmt diese, wo sie sie findet, und sie findet sie in der unfruchtbaren Regelmäßigkeit seiner spießbürgerlichen Mäßigkeit und Mäßigung. Robespierre hat nicht, wie Danton, Bedürfnisse; er ist nüchtern; die Sinne quälen ihn nicht, und wenn er ihnen dennoch Folge leistet, so thut er es gleichsam, weil es sein muß, also ungern. Sein Sekretär erzählt, daß er in der Rue Saintonge „sieben Monate hindurch mit einer einzigen Frau verkehrte und auch diese ziemlich schlecht behandelte; sehr oft weigerte er sich sie vorzulassen." Bei der Arbeit will er nicht gestört sein; er ist solid, fleißig, ein

---

[1]) Ein ähnliches Mißgeschick passierte ihm neun Monate später — in der Sitzung vom 10. Juli 1790 — bei Gelegenheit des Empfanges einer amerikanischen Deputation. Der Präsident hatte der letzteren eine „mit allgemeinem Beifall aufgenommene" Antwort erteilt, aber Robespierre wollte ihr zum Überfluß eine Separatantwort geben und hörte trotz des Widerspruches der Versammlung nicht auf zu reden; schließlich verlor diese ob seines Geschwätzes die Geduld und zwang ihn zum Schweigen, worauf der Abbee Maury sich erhob und unter allgemeinem Gelächter ironisch verlangte, daß „Robespierres Rede in Druck gelegt werde." (Buchez und Roux, „Histoire Parlementaire".)

Stubenhocker; in der Schule ein Musterschüler, daheim ein korrekter Advokat, im Parlament ein eifriger Deputierter, ist er stets von Versuchungen frei und jedes Seitensprunges unfähig gewesen. Von Jugend auf flüstert ihm eine innere Stimme unaufhörlich das Wort „tadellos“ zu, und dasselbe tröstet ihn für seine Unberühmtheit und für das lange Ausbleiben seines Glückes. „Tadellos“, war er, ist er und wird er sein; er sagt das zu sich und zu den anderen, und auf dieser Grundlage erhebt sich sein Charakter wie aus einem Gusse.“ Er läßt sich nicht verleiten; ihn locken nicht, wie Barnave, Schmeichelworte, nicht, wie Camille Desmoulins, gute Diners, nicht, wie Mirabeau und Danton, Geld, nicht, wie die Girondisten, der anziehende Reiz der alten Höflichkeit und der gewählten Gesellschaft, nicht, wie die Dantonisten, der Köder eines üppigen Lebens und einer vollständigen Zügellosigkeit. Er ist unbestechlich; ihn kann man nicht, wie die Feuillantiner, die Girondisten, die Dantonisten, die am Ruder stehenden Staatsmänner und Fachleute, auf seinem Wege aufhalten oder von demselben abbringen durch untergeordnete Rücksichten, durch Schonung der Privatinteressen, durch die Gefahr, die darin liegt, daß man zuviel auf einmal unternimmt, durch die Notwendigkeit der Intakthaltung aller Verwaltungszweige, durch die Ratsamkeit, den menschlichen Leidenschaften einigen Spielraum zu lassen, durch irgend welche Gründe der Nützlichkeit oder der Opportunität. Er läßt all' diese Erwägungen unbeachtet, weil er ein strenger, unversöhnlicher Verfechter des Rechtes ist. „Ich allein, oder fast allein, lasse mich nicht verführen, ich bin der einzige oder fast der einzige, der nicht mit der Gerechtigkeit kapituliert. Diese beiden höheren Tugenden besitze ich sogar im höchsten Grade. Es giebt Menschen, die gute Sitten haben, dabei aber die Prinzipien bekämpfen oder verraten; andere bekennen sich mit dem Munde zu den Prinzipien, haben jedoch schlechte Sitten. Nur ich allein verbinde mit reinen Sitten eine solche Anhänglichkeit an die Prinzipien; ich bin der einzige, der eine so strenge Wahrheitstreue mit so strenger Tugendübung Hand in Hand gehen läßt.“

Kann es etwas Süßeres geben als diesen stillen Monolog? Dieser klingt schon in den Ansprachen, die Robespierre an den Dritten Stand von Arras richtet, leise durch[1]), und am letzten Tage ertönt derselbe laut und vernehmlich in seiner großen Konventsrede[2]); während der ganzen Zeit, die zwischen jenen Ansprachen und dieser letzten Rede liegt, zieht sich jenes innerliche Selbstgespräch wie ein

[1]) „Ich habe ein redliches Herz, eine standhafte Seele,“ sagt er im März 1789; „ich habe es nie verstanden, mich unter das Joch der Gemeinheit und der Korruption zu beugen.“ In derselben Rede führt er „alle Tugenden auf, die ein Vertreter des Dritten Standes haben muß.“ — Kurz darauf sagt er: „Man denkt daran, die Verteidiger des Volkes zu Märtyrern zu machen; wird man aber auch Macht genug haben, mir alle Güter, um die ich beneidet werde, wegzunehmen? Wird man mir meine Seele rauben können und das Bewußtsein des Guten, das ich angestrebt habe?“ Hier ist sein weinerlicher Ton und seine Opferpose schon deutlich zu erkennen. (Vergl. Hamel, „Geschichte Robespierres“, I, 76—83).

[2]) „Was bin ich, ich, den man anklagt? Ein Knecht der Freiheit, ein lebender Märtyrer der Republik, eben so sehr das Opfer wie der Feind des Verbrechens“ u. s. w. durch die ganze Rede. (Vergl. Buchez und Roux, XXX, 422).

Leitmotiv durch alle Reden, Schriften und Berichte Robespierres; in allen Anfangs-, Zwischen- und Schlußsätzen hört man es mehr oder minder gedämpft, als wäre es ein begleitender Baß. Robespierre hat sich an diesem Monolog so lange ergötzt, daß sein geistiges Ohr für etwas Anderes unempfänglich ist. Übrigens klingt der von außen kommende Wiederhall mit der innern Hymne, die er sich vorsingt, harmonisch zusammen. Gegen das Ende der Konstituierenden Versammlung, nach dem Rücktritt oder der Ausmerzung der fähigsten Mitglieder, wird er zu einem patriotischen Tenor, der die Aufmerksamkeit auf sich lenkt; im Pariser Jakobinerverein gilt er sogar entschieden für tonangebend. Der Jakobinerklub von Marseille schreibt ihm: „Einziger Nacheiferer des Römers Fabricius!" und Derjenige von Bourges nennt ihn den „unsterblichen Verfechter der Volksrechte." 1791 bringt der Salon sein Porträt zweimal, und eins trägt die Inschrift „Der Unsterbliche". Im Molière-Theater wird ein Geschichtsstück gespielt, in welchem er „Rohan und Condé mit seiner Logik und seiner Tugend niederschmettert." In Bapaume wird er von den „Patrioten" des Ortes, von der Nationalgarde und von der Gesamtheit der Behörden als „großer Mann" begrüßt. Die Stadt Arras illuminiert zu Ehren seiner Ankunft. Nach der Schlußsitzung der Konstituante jubelt ihm das Volk in den Straßen zu, setzt ihm eine Eichenkrone aufs Haupt, will sich vor seinen Wagen spannen und führt ihn im Triumph nach der Rue Saint-Honoré in seine Wohnung zurück. Dort, beim Schreiner Duplay, in einer Familie, deren Halbbourgeoisie an das Volkstum streift, hat Robespierre Anbeter gefunden. Diese neugeschaffenen Seelen, die sich dem Zauber der allgemeinen Ideen und der oratorischen Phrasen voll und ganz hingeben, lesen ihm die Worte von den Lippen ab und hegen von ihm die Meinung, die er selbst von sich hegt. Das ganze Haus — der Mann, die Frau und die Tochter — halten ihn für einen großen Patrioten und einen unfehlbaren Weisen. Er orakelt am Morgen und am Abend, atmet Weihrauch und ist ein kleiner Herrgott, in dessen Hof die Gläubigen Queue machen, um zu ihm zu gelangen. Nach und nach in seinen Salon eingelassen, stellen sie sich bewundernd vor seine Kreide-, Estompe-, Bister- und Aquarellporträts und vor seine kleinen Büsten aus rotem und grauem Thon. Auf ein durch die Glasthüre gegebenes Zeichen von seiner Hand betreten sie das Heiligtum, in dem er thront, das Arbeitszimmer, in welchem seine mit Versen und Sinnsprüchen versehene große Büste ihn vertritt, wenn er abwesend ist. Die Getreuen liegen vor ihm auf den Knieen, die Frauen in noch größerer Zahl als die Männer. Während der Konventssitzung vom 1. Oktober 1792, in welcher er seine bekannte Verteidigungsrede hält, „sind alle Gänge mit Weibern überfüllt; auf den Galerien befinden sich sieben- bis achthundert Weiber und höchstens zweihundert Männer." Und mit welchem Beifall überschütten die Frauen ihn! Condorcet nennt ihn einen „Priester, der seine andächtige Gemeinde hat". Wenn er im Jakobinerverein, wie Fievée sagt, „ein verworrenes Geschwätz" vorbringt, so wird ein Schluchzen der Rührung hörbar; „man sollte meinen, der Saal müsse einstürzen: so arg ist das Schreien und Stampfen."

Ein Zuschauer, der kalt bleibt, wird angestarrt, angemurrt und muß sich entfernen wie ein Ketzer, der sich während des Gottesdienstes in eine Kapelle verirrt.

Je schwerer die Keulenschläge der Revolution auf die Köpfe anderer niederfallen. desto mehr wird Robespierre vergöttert. Man schreibt ihm, er sei „der Begründer der Republik, das unbestechliche Genie, das alles beachtet, alles vorhersieht, alles vereitelt und sich weder täuschen noch ködern läßt,", daß er „die Energie eines Spartaners mit der Beredsamkeit eines Atheners verbindet," daß er „die Republik mit dem Schilde seiner Eloquenz deckt," daß er „das Weltall mit seinen Schriften erleuchtet," daß er „die Erde mit seinem Ruhm erfüllt," daß ihm „die Wiedergeburt des Menschengeschlechtes zu danken ist," daß „sein Name jetzt und in allen künftigen Zeiten verehrt werden wird" und daß er „der Messias ist, den das ewige Wesen zur Umgestaltung aller Dinge in Aussicht gestellt hat." „Er erfreute sich einer ungeheuren Popularität," schrieb Billaud-Varennes; „dieselbe nahm ihren Anfang unter der Konstituante, wuchs unter der Legislative und wurde schließlich so groß, daß er im Konvent der einzige war, der die Blicke aller auf sich lenkte . . . Dieser Einfluß auf die öffentliche Meinung, dieses unwiderstehliche Übergewicht hatte zur Folge, daß er, als er in den Wohlfahrtsausschuß eintrat, bereits die hervorragendste Persönlichkeit Frankreichs war." Nach Verlauf von drei Jahren „hielt Robespierre die Fäden aller Volksvereine in der Hand" — so sagt Laignelot in der Sitzung vom 18. Vendémiaire des Jahres III, — und dieser vieltausendstimmige Chor, den er zusammengestellt hat und den er anführt, wird nicht müde, ihm die Litanei vorzusingen, die er sich selbst zu Ehren komponiert hat: das geheime Glaubensbekenntnis, die aus drei Versen bestehende Hymne, die er sich selbst täglich mit leiser Stimme — oft aber auch recht laut — wiederholt: „Robespierre allein hat die ideale Gestalt des Bürgers erdacht. Robespierre allein bringt dieselbe richtig zur Ausführung, ohne Übermaß und ohne Lücken. Robespierre allein ist würdig und fähig, der Leiter der Revolution zu sein."

Auf einer solchen Stufe angelangt, kommt die kaltblütige Verblendung dem hitzigen Fieber gleich, und Robespierre gelangt zu den Ideen, beinahe sogar zu den Schwärmereien Marats.

Zuvörderst hält er sich, wie Marat, für einen Verfolgten. Demgemäß nimmt er, ebenfalls wie Marat, die Allüren eines Märtyrers an, nur giebt er seinem Märtyrertum mehr einen Anstrich der Gelehrsamkeit und der Zurückhaltung; er trägt die entsagende, gerührte Miene eines makellosen Opfers zur Schau, das sich selbst darbietet und, zum Himmel emporsteigend, der Menschheit das ewige Andenken an seine unvergänglichen Tugenden vererbt. „Ich bringe jedermanns Eigenliebe gegen mich auf," sagt er am 22. Juni 1791 im Jakobinerverein; „gegen mich werden tausend Dolche geschliffen; ich werde dem allgemeinen Hasse preisgegeben. . . . Ich werde sicherlich die Wahrheiten, die ich geäußert habe, mit meinem Kopf bezahlen; ich habe mein Leben zum Opfer gebracht; der Tod wird mir fast eine Wohlthat sein." Acht Monate später sagt er: „Vielleicht bin ich vom Himmel berufen, mit meinem Blute den Weg zu bezeichnen, der zum Glück

und zur Freiheit meines Vaterlandes führt; diese süße und ruhmreiche Bestimmung nehme ich mit Begeisterung an." Am 7. Prairial des Jahres II: „Man kann nicht zu leben erwarten, wenn man allen Tyrannen und, was noch gefährlicher ist, allen Schurken den Krieg erklärt. . . . Jemehr dieselben sich beeilen meiner Laufbahn hienieden ein Ende zu bereiten, desto mehr werde ich mich beeilen, diese mit Handlungen auszufüllen, die dem Glücke meiner Mitmenschen zugute kommen können." Und am 8. Thermidor: „Alle Schurken beschimpfen mich. Die Handlungen, die bei anderen für gleichgültig und erlaubt gelten, werden mir als Verbrechen angerechnet. Sobald jemand meine Bekanntschaft macht, wird er verleumdet. Anderen verzeiht man ihr Vermögen; mir wirft man meinen Eifer vor, als wäre er verbrecherisch. Man nehme mir mein Gewissen, und ich werde der unglücklichste aller Menschen. Ich genieße nicht einmal die Bürgerrechte; es ist mir nicht einmal gestattet, die Pflichten eines Volksvertreters zu erfüllen. . . . Ich für meinen Teil bin bereit, mein Dasein den Feinden meines Landes, denen dasselbe bei der Ausführung ihrer verhaßten Pläne im Wege ist, zum Opfer zu bringen, falls ihre entsetzliche Herrschaft noch länger fortdauern sollte. . . . Mögen sie dem Blutgerüst auf dem Wege des Verbrechens, nicht auf dem der Tugend, zueilen. . . . Mögen sie mir den Giftbecher reichen; ich erwarte denselben auf diesem geheiligten Sitz; wenigstens werde ich meinem Vaterlande das Beispiel eines unwandelbaren Patriotismus, den Feinden der Menschheit aber die Schmach meines Todes vererben."

Selbstverständlich sieht er, wie ja auch Marat, in seiner Umgebung nichts als „Verderbte, Ränkeschmiede, Verräter." Natürlich ist sein gesunder Menschenverstand wie derjenige Marats entartet, und er urteilt wie Marat ohne Überlegung. „Ich brauche nicht nachzudenken," sagt er zu Garat; „ich verlasse mich stets auf den ersten Eindruck. . . . Meine besten Gründe sind meine Vermutungen." Gegen diese kommt nichts auf, nicht einmal ein handgreiflicher Beweis. Ebenso selbstverständlich ist es, daß er, gleich Marat, dunkle Romane ersinnt, nur sind sie minder aus dem Stegreif erdichtet; ihre Widersinnigkeit ist weniger plump; sie entstehen in diesem Klügler- und Büttelgehirn langsamer und werden sorgfältiger ausgearbeitet. Kurz nach dem Tode des Königs und vor dem 10. März 1793 sagt er zu Garat: „Offenbar verschwören sich die Girondisten." — „Wo verschwören sie sich denn?" — „Überall, in Paris, in ganz Frankreich, in ganz Europa. In Paris konspiriert Gensonné im Faubourg Saint-Antoine, indem er von Laden zu Laden geht, um den Kaufleuten einzureden, daß wir Patrioten sie ausplündern wollen. Die Gironde hat längst den Beschluß gefaßt, sich von Frankreich zu trennen, um sich mit England zu vereinigen und ihre Abgeordneten sind geradezu die Urheber dieses Planes, den sie um jeden Preis ausführen wollen. Gensonné macht daraus gar kein Hehl; er sagt ganz offen zu jedem, der es hören will, daß er und seine Genossen nicht die Vertreter der Nation, sondern die Bevollmächtigten der Gironde sind. Brissot konspiriert in seiner Zeitung, die zum Bürgerkrieg auffordert; man weiß, daß er sich nach England begeben hat, und man kennt auch den Grund seiner Reise. Wir wissen ganz gut Bescheid in seinen geheimen Beziehungen zum Minister des Äußern, diesem Lebrun, der ein Lütticher und eine Kreatur des Hauses Österreich ist. Der

beste Freund Brissots ist Clavière und dieser hat nie aufgehört, ein Verschwörer zu sein. Der verräterische Protestant Rabaut ist nicht geschickt genug, seinen Briefwechsel mit dem verräterischen Höfling Montesquiou verborgen zu halten; die beiden arbeilen seit sechs Monaten gemeinsam daran, den Piemontesen Frankreich und Savoyen zu öffnen. Servan ist nur darum zum General der Pyrenäenarmee gemacht worden, damit er den Spaniern die Schlüssel Frankreichs ausliefere." – „Und zweifeln Sie an nichts von alledem, was Sie mir da sagen?" fragt Garat. – „An gar nichts," lautet die Antwort.

Eine schreckliche Zuversicht das! Sie gleicht derjenigen Marats, ist aber von schlimmeren Folgen begleitet, weil Robespierres Verschwörerliste viel länger ist als die Maratsche. Die letztere umfaßt nur politische und soziale Verschwörer, also bloß die Aristokraten und die Reichen. Die Robespierresche dagegen ist überdies auch theologisch und moralisch, umfaßt daher auch noch die Gottlosen und die Unehrlichen, mithin beinahe seine ganze Partei. Sein beschränkter, sich nur mil Abstraktionen beschäftigender Geist ist gewohnt, die Menschen in zwei Gruppen zu teilen und diese einander schroff gegenüber zu stellen; wer nicht in der „guten" Abteilung, das heißt für ihn ist, muß in der „schlechten," das heißt gegen ihn sein. In der „schlechten" Abteilung aber — bei den Empörern aller Schattierungen und den Spitzbuben aller Kategorien — herrscht der Naturverstand vor. „Jeder Aristokrat ist entartet und jeder entartete Mensch ist ein Aristokrat, denn die republikanische Regierung ist gleichbedeutend mit der öffentlichen Sittlichkeit". Die beiden Übelthäterklassen haben instinktiv die Neigung, sich mit einander zu verbünden; eine solche Alliance liege in ihrem gegenseitigen Interesse und dieselbe bestehe bereils thatsächlich. Man brauche nur die Augen zu öffnen, um die von ihnen angezettelte Verschwörung „in ihrer ganzen Ausdehnung" zu sehen, „das entsetzliche Verfahren zu bemerken, mittels dessen sie die öffentliche Sittlichkeit untergraben . . . Die Unsittlichkeit aber sei die Grundlage des Despotismus, wie die Tugend den Kernpunkt der Republik bilde". Guadet, Gensonné, Vergniaud, Danton, Hébert, „all diese arglistigen Persönlichkeiten", verfolgten kein anderes Ziel: „sie fühlten, daß man, um die Freiheit zu zerstören, mit allen Mitteln alles begünstigen müsse, was geeignet ist, den Egoismus zu fördern, das Herz zu erkälten und jeden Gedanken an das sittliche Schönheitsideal zu verwischen, das den einzigen Maßstab bildet, mit welchem die öffentliche Vernunft die Beschützer und die Feinde der Menschheit mißt". Nun bleiben noch ihre Verwaltungen übrig, aber diese mögen sich in acht nehmen! Die Unsittlichkeit ist ein politisches Attentat; man vergeht sich schon dann gegen den Staat, wenn man eine materialistische Gesinnung zur Schau trägt, wenn man Milde und Nachsicht predigt, wenn man eine zügellose oder ausschweifende Lebensweise führt, wenn man Wucher treibt oder dem Magen allzusehr huldigt, wenn man lasterhaft oder überspannt, ein Ränkeschmied oder ein Feigling ist, wenn man das Volk in Aufregung bringt oder ihm den Kopf verdreht oder es betrügt oder es tadelt oder ihm mißtraut: kurz, wer vom vorgeschriebenen geraden Weg abweicht, wer nicht auf dem von Robespierre vorgezeichneten schmalen Prinzipienpfad wandelt, macht sich schon da-

durch allein einer Verschwörung gegen den Staat schuldig. Wer da strauchelt oder Seitensprünge macht, ist ein Schuft, ein Verräter. Nun denn, ganz abgesehen von den bereits nach Gebühr enthaupteten oder eingekerkerten Royalisten, Feuillantinern, Girondisten, Hébertisten, Dantonisten und anderen Vaterlandsfeinden, — wie viele solche giebt es noch im Konvent, in den verschiedenen Ausschüssen, unter den Kommissären, in den ungenügend „gesäuberten" Verwaltungskörpern, unter den kleinen subalternen Tyrannen, in allen Kreisen, die in Paris und in der Provinz herrschen oder Einfluß haben! Wohl finden sich „im Konvent etwa anderthalb Dutzend politischer Trappisten", in Paris eine kleine Gruppe treuer Musterjakobiner und da und dort in den Volksvereinen der Departements eine geringe Anzahl verläßlicher Parteigänger; aber wie viele Fouchés, Frérons, Talliens, Bourdons, Collot d'Herbois stehen in den Reihen der sogenannten Revolutionäre! Wie viele Ketzer geben sich für Rechtgläubige, wie viele Schwindler für Patrioten, wie viele Paschas für Sansculotten aus! Rechnet man dieses „Geschmeiß" zu demjenigen, das Marat ausrotten möchte, so kommen nicht mehr blos hunderttausende heraus, sondern man muß, wie Baudot, Jean Bon Saint-André und Guffroy verlangen, die Schuldigen, beziehungsweise die abzuschlagenden Köpfe nach Millionen zählen. Und diese vielen Köpfe müßte zufolge seiner Grundsätze Robespierre abschlagen. Er weiß das, denn so sehr auch seinem Geiste die Klarheit des Denkens fremd sei, in seiner Stube, wenn er mit sich allein ist, sieht er dennoch bisweilen klar, was ja auch bei Marat der Fall war, und in solchen Augenblicken sieht er ebenso klar wie Marat. Diesen hat das Ungeheuer, das er reitet, im ersten Anlauf pfeilschnell bis zur großen Fleischkammer, dem allgemeinen Friedhof, gebracht. Das Ungeheuer, das Robespierre reitet, hinkt zwar und macht Umwege, aber es erreicht dennoch dasselbe Ziel; es verlangt ebenfalls zu fressen, und der Periodenredner, der Dogmenwiederkäuer beginnt die Gefräßigkeit seines schrecklichen Pferdes zu berechnen. Dieses kommt langsamer vorwärts und ist anscheinend minder blutdürstig, legt aber in Wirklichkeit eine noch größere Gefräßigkeit an den Tag; es ist mit denselben Klauen und Zähnen versehen, wie dasjenige Marats, erfreut sich jedoch eines weit stärkeren Appetits. Nach drei Jahren ist Robespierre auf demselben Standpunkte angelangt, den Marat von vornherein eingehalten, und der „Gelehrte" eignet sich die Politik und die Ziele des Narren an und bedient sich derselben Mittel, auch fast derselben Sprache: er verlangt die bewaffnete Diktatur des städtischen Gesindels, die systematische Bethörung des gedungenen Pöbels, die Befehdung der Bourgeoisie, die Ausmerzung der Reichen, die Ächtung der andersgesinnten Schriftsteller, Deputierten und Verwaltungsbeamten. Die beiden Ungeheuer erhalten dieselbe Nahrung, nur fügt Robespierre dem für das seinige bestimmten Fraß noch „die lasterhaften Menschen" als Spezialgericht und Lieblingswild hinzu. Nachdem er einmal so weit gekommen, versucht er es vergeblich, der thatsächlichen Ausführung seiner Pläne fern zu bleiben, sich auf Phrasen zu beschränken, sich die keuschen Ohren zu verstopfen, seine Predigerangen gen Himmel zu richten, — er muß rings um sich her und unter seinen unbefleckten Füßen sehen oder hören, wie die

Knochen krachen, wie das Blut rinnt, wie das unersättliche Monstrum, das er geschaffen und auf dem er herumreitet, den gähnenden Rachen aufsperrt. Das furchtbare Vieh wird immer hungriger und fordert mit jedem Tage einen reichlicheren Menschenfleischschmaus, und der Reiter sieht sich genötigt, es nicht nur fressen zu lassen, sondern auch die Nahrung in genügender Menge herbeizuschaffen. Er thut dies manchmal mit seinen eigenen Händen; freilich wäscht er sich dieselben hinterher und sagt dann — ja, er glaubt es vielleicht selbst — daß sie — die so tugendhaft — nie von einer Blutschuld befleckt worden sind. In der Regel begnügt er sich damit, das Tier zu liebkosen, ihm zu schmeicheln, es zu entschuldigen, ihm billigende Worte zuzurufen, es gewähren zu lassen. Immerhin aber hat er sich mehr als einmal durch eine günstige Gelegenheit verleiten lassen, ihm eine Beute eigens zu zeigen und es auf dieselbe zu hetzen; man denke nur an die Girondisten. Jetzt jedoch geht er unmittelbar auf die Suche nach lebender Beute; er bindet sie mit dem Faden seiner Rhetorik und wirft sie gebunden in den aufgesperrten Rachen. Die gerungenen Hände, die ausgestreckten Arme der Freunde, Mütter und Gattinnen, die um Schonung des bedrohten Lebens ihrer Angehörigen flehen, wehrt er gebieterisch ab. Den sich sträubenden Unglücklichen legt er plötzlich eine Schlinge um den Hals, mit der er sie ohne weitere Umstände erwürgt, weil er fürchtet, daß sie entwischen könnten. Schließlich erweist sich alles dies als ungenügend; Robespierres Monstrum verlangt immer üppigere Mahlzeiten, also eine Meute und Treiber; wohl oder übel lenkt Robespierre die Lieferanten — insbesondere in Paris und Orange —, versieht sie mit „schätzbarem Material“ und treibt sie an, ihre Arbeit möglichst rasch abzuthun. Bei der Ausübung dieses Metzgerhandwerks erwachen die zerstörten, von der Zivilisation eingeschläferten Triebe. Das Katzengesicht, das anfänglich „an eine Hauskatze erinnert hat — es war unruhig, aber immerhin noch sanft genug, — verwandelt sich in die wilde Miene der Wildkatze und „schließlich“, bemerkt Merlin de Thionville, „in die blutdürstigen Züge der Tigerkatze . . . In der Konstituierenden Versammlung sprach er nur seufzend, im Konvent spricht er nur schäumend“. Seine eintönige Schulpedantenstimme nimmt einen persönlichen Ton wütender Leidenschaft an; man hört sie zuweilen förmlich pfeifen und knirschen; hier und da nimmt sie mit merklicher Absicht einen weinerlichen Ton an, und diese gewollte Rührung ist abscheulicher als die abstoßendsten Ausbrüche. In diesem Gemüt hat sich eine außerordentliche Ansammlung veralteten Grolles, verrosteten Neides und zäher Verbitterung angehäuft; die Gallenblase ist überfüllt, sie platzt und ergießt sich nicht nur auf die Lebenden, sondern selbst auf Tote. Robespierre wird nicht müde, seine bereits guillotinierten Gegner immer wieder umzubringen: die Girondisten, Chaumette, Hébert, namentlich aber Danton, wahrscheinlich weil dieser der thätigste Arbeiter der Revolution war, während er — Robespierre — nur ihr unfähiger Erzieher ist; auf Dantons noch warmen Leichnam träufelt sein posthumer Haß in Gestalt von gewürzten Verleumdungen und greifbaren Unwahrheiten.

Solchermaßen durch das Gift, das er erzeugt, innerlich zerfressen, gerät sein



physischer Organismus aus den Fugen, wie derjenige Marats; nur sind bei ihm die Symptome andere. Wenn er von der Rednerbühne herab spricht, „zieht er die Hand infolge einer Art Nervenverzerrung zusammen", wie Fiévée sich ausdrückt; heftige Erschütterungen gehen ihm „durch Schulter und Nacken, die er krampfhaft hin und her bewegt . . . Seine Gesichtsfarbe ist gallig, fahl"; unter der Brille blinzelt er mit den Augen. Und dieser Blick! „O," sagte ein Mitglied der Bergpartei zu Fiévée, „wenn Sie seine grünen Augen gesehen hätten, so würden Sie am 9. Thermidor mit uns gestimmt haben." In physischer wie in moralischer Hinsicht wird er zu einem zweiten Marat; nur leidet er größere Seelenqualen, weil seine Überreiztheit noch kein Gleichgewicht angenommen hat und weil er — da doch seine Politik eine Sittenlehre ist — notwendig für eine umfassende Ausrottung eintritt.

Er ist jedoch ein wohlanständiger, schüchterner, unruhiger, innerhalb gewisser Grenzen bleibender Marat, er taugt für ein Notariat oder die Advokatur, nicht aber für die Initiative und nicht zum Regieren. Er greift nur ungern handelnd ein und möchte lieber der Papst als der Diktator der Revolution sein. Vor allem hält er darauf, ein politischer Grandison, ein vornehmer Politiker mit gemessenen Manieren zu bleiben. Er behält seine Maske bis zu allerletzt bei, und zwar nicht bloß öffentlich und anderen gegenüber, sondern auch sich selbst gegenüber und vor seinem eigenen Richterstuhl. Kein Wunder daher, wenn die Maske schließlich so fest an der Haut klebt, daß nicht einmal er selber sie von dieser unterscheiden kann. Kein anderer Betrüger hat jemals den Sophismus so eifrig auf seine eigenen Absichten und Handlungen angewandt, um sich selbst die Überzeugung beizubringen, daß seine Maske sein wirkliches Gesicht ist, und daß seine Lügen Wahrheiten sind.

Wenn man seiner Rede in der Konventssitzung vom 5. November 1792 Glauben schenken wollte, so würde er mit den Ereignissen vom September nichts zu schaffen gehabt haben. Er hatte „vor dem Zeitpunkt, an welchem diese Ereignisse stattfanden, aufgehört, die Sitzungen des Generalrates der Kommune zu besuchen. . . . Er ging nicht mehr hin." Er ist daselbst mit keinen Obliegenheiten betraut worden; er besaß keinen Einfluß; er hat die Verhaftung und Ermordung der Girondisten nicht herbeigeführt.[1]) Er hat bloß „von einigen Mitgliedern der Einundzwanziger-Kommission mit Unumwundenheit gesprochen"; mußte er sich als öffentlicher Funktionär „nicht in einer Munizipalversammlung öffentlich über die Urheber einer gefährlichen Verschwörung äußern?" Übrigens habe die Kommune, „weitentfernt die Ereignisse vom 2. September zu provozieren, alles, was in ihrer Macht stand, gethan, um denselben vorzubeugen". Er habe bloß einen einzigen Unschuldigen ins Verderben gestürzt: „Das ist unstreitig viel; Bürger, beweint dies grausame Mißverständnis; wir haben es längst beweint; aber einer Schmerz muß, wie alle irdischen Dinge, eine Grenze haben." Wenn das souveräne Volk sein unveräußerliches Recht ausübt, die Machtvollkommenheiten, die es verliehen, zu widerrufen, so „müssen wir

[1]) All diese Behauptungen Robespierres widersprechen nachgewiesenermaßen der Wahrheit.



uns darein fügen". Im übrigen ist das Volk gerecht, weise und gut; „alles, was es thut, ist tugendhaft und wahr, nichts übertrieben, irrig oder verbrecherisch", sagt er am 9. Juni 1791. Es ist am Volke, einzuschreiten, wenn das Gesetz dessen wirklichen Vertretern Hindernisse in den Weg legt: „Das Volk versammle sich in seinen Wahlabteilungen", ruft er zehn Monate später aus, „und zwinge uns dann, die treulosen Abgeordneten verhaften zu lassen". Ein solcher Antrag ist höchst zulässig, und einen andern Anteil an den Ereignissen vom 31. Mai hat Robespierre nicht genommen. Ist er doch viel zu gewissenhaft, um eine ungeheuerliche Handlung zu begehen oder zu begünstigen; derlei überläßt er den Dantons und den Marats, den Leuten mit lockerem Gewissen und erhitzten Köpfen, den Menschen, die nötigenfalls in Pfützen umherwaten und sich die Ärmel bis zum Ellbogen aufstreifen. Er selbst — Robespierre — wird nie gestatten, daß irgend etwas seine Rechtlichkeit und seine bürgerliche Tugendhaftigkeit sichtbarlich beflecke. Im Wohlfahrtsausschuß beschränkt er sich auf die Ausführung der Verfügungen des Konvents; dieser aber ist natürlich stets frei! Robespierre und ein Diktator! Er ist ja lediglich ein Abgeordneter unter siebenhundert anderen, und wenn er überhaupt Einfluß besitzt, so ist es der berechtigte Einfluß der Vernunft und der Tugend. Er und ein Mörder! Hat er sich doch mit der Anschuldigung der Verschwörer begnügt! Ihre Auslieferung an das Revolutionsgericht ist ja durch den Konvent und ihre Verurteilung durch das Revolutionsgericht erfolgt! Er und ein Schreckensmann! Wenn er das gerichtliche Verfahren vereinfachen und abkürzen will, so geschieht es natürlich nur, weil er wünscht, daß die Unschuldigen rascher befreit, die Schuldigen aber schneller bestraft werden und daß die endgültige „Säuberung", welche „die Freiheit und die gute Sitte für immer auf die Tagesordnung setzen soll", schleuniger zustande komme.

All dies glaubt er beinahe schon, ehe er es sagt; nachdem er es aber gesagt, glaubt er es ganz und gar.

Wenn die Natur und die Geschichte sich zusammenthun, um einen Wicht zu schaffen, so gelingt ihnen das besser als der menschlichen Phantasie. Weder Molière noch Shakespeare hat es gewagt, Tartüffe oder Richard III. als einen von seiner Aufrichtigkeit überzeugten Heuchler, als einen sich für Abel haltenden Kain hinzustellen. Robespierre aber ist ein solcher Selbstfopper. Man beobachte ihn einmal am 8. Juni 1794, dem schönsten und ruhmreichsten Tage seines Lebens, auf einer ungeheuren Bühne, in Gegenwart von hunderttausenden von Zuschauern in der Rolle, die er beim Fest des höchsten Wesens spielt, ein Fest, das den glänzendsten Triumph seiner Lehre und die offizielle Weihe seines Papsttums bildet. Wie in der Revolution, die er vertritt, sind auch in ihm zwei Wesen vorhanden: ein sichtbares, zur Schau getragenes, äußeres und ein geheimes, verstecktes, inneres, das von ersterem verdeckt wird. Das erstere ist auf den Schein berechnet, mit dem Kopfe ausgeklügelt und daher ebenso künstlich wie die feierliche Posse, die sich um ihn herum abspielt. In Gemäßheit des Davidschen Programms macht das Statistenvolk, das an einem allegorischen Berg vorüberzieht, zur vorgeschriebenen Zeit die vorgeschriebenen Handbewegungen; es stößt

das anbefohlene Geschrei aus und empfindet in einem vorherbestimmten Augenblick unter Überwachung Henriots und seiner Gensdarmen die angekündigten Gefühle.

Um fünf Uhr morgens „umarmen einander die Brüder, die Freunde, die Ehepaare, die Eltern, die Kinder. . . . Der Greis, dem Freudenthränen in den Augen stehen, fühlt, wie sich seine Seele verjüngt." Um zwei Uhr „bewegt und tummelt sich alles" auf den zum heiligen Berg führenden Rasenstufen; „hier drücken die Mütter die Kinder, die sie säugen, an die Brust: dort ergreifen sie ihre jüngsten Söhne, um sie dem Schöpfer der Natur als Huldigung darzubieten. Gleichzeitig heben die erwachsenen Söhne, in kriegerischem Feuer erglühend, ihre Degen in die Höhe und übergeben dieselben ihren Vätern; die von der Begeisterung ihrer Kinder bezauberten Greise werden von derselben angesteckt, umarmen ihre Söhne und erteilen ihnen ihren väterlichen Segen . . . . . Alle anwesenden Männer werden den ersten Refrain im Chor wiederholen . . . . . Alle anwesenden Frauen werden den zweiten Refrain im Chor wiederholen . . . . . Alle Franzosen werden ihre Gefühle in einer brüderlichen Umarmung miteinander verschmelzen." Kann es für den Parademoralisten, der das Falsche nie vom Wahren zu unterscheiden vermag und der seine stutzerhafte Empfindsamkeit den empfindsamen Schriftstellern entlehnt hat, etwas Schöneres geben als eine solche, unter dem Kommando des Stocks vor moralischen Abzeichen und Gottheiten aus bemaltem Kartenpapier aufgeführte Idylle? Sein Gesicht heitert sich zum erstenmal auf, es strahlt vor Freude, und die Begeisterung des Skriblers macht sich, wie immer, in Buchphrasen Luft. „Hier ist der interessanteste Teil des Menschengeschlechtes versammelt," ruft er aus, „hier findet sich die ganze Welt zusammen! O Natur, wie erhaben und köstlich ist deine Macht! Wie müssen die Tyrannen erbleichen, wenn sie an dieses Fest denken!"

Ist er selbst nicht die schönste Zierde dieses Festes? Ist er nicht einstimmig zum Vorsitzenden des Konvents und zum Leiter der Zeremonie erwählt worden? Ist er nicht der Begründer des neuen Gottesdienstes, des einzig reinen Kultus, zu dem die Moral und die Vernunft sich auf Erden bekennen dürfen? In Galatracht — Nankinghosen, kornblumenblauem Rock, dreifarbigem Gürtel, Federbuschhut — schreitet er, einen Ähren- und Blumenstrauß in der Hand tragend, an der Spitze des Konvents dahin, um auf der Anhöhe den Gottesdienst abzuhalten. Er zündet die Hülle des Götzenbildes der Gottlosigkeit an und zaubert mittels einer sinnreichen Vorrichtung plötzlich die erhabene Statue der Weisheit hervor. Sodann spricht er; dann spricht er nochmals und ermahnt das Publikum, redet Abwesende an, predigt, schwingt seine Seele bildlich zum höchsten Wesen auf, und das alles mit den effektvollsten oratorischen Behelfen, mit einer außerordentlichen akademischen Entfaltung von kleinen liturgischen Sätzen, die er in langer Reihe hintereinander folgen läßt, um dem Wortschwall einen größeren Schwung zu geben, und mit gelehrter Abwägung der grammatikalischen Bestandteile jedes Satzes. Seine Perioden — die so gewunden sind, als wären sie anläßlich einer Preisverteilung oder eines Leichenbegängnisses gedrechselt worden — gleichen verwelkten Blumen, die nach der Sakristei und nach der Schulbank duften. Er atmet diesen

Duft selbstgefällig ein und berauscht sich daran. Er ist in diesem Augenblicke zweifellos guten Glaubens, er bewundert sich unbedenklich und rückhaltslos, er hält sich nicht nur für einen großen Schriftsteller und Redner, sondern auch für einen großen Staatsmann und Bürger; sein künstliches, philosophisches Gewissen erteilt ihm nur Lobsprüche.

Schenkt man den Dingen aber größere Aufmerksamkeit, so bekommt man die Kehrseite der Medaille zu sehen und zu hören. Robespierre gegenüber fehlt es auch nicht an Ungeduld und Abneigung. Lecointre hat ihm ins Gesicht getrotzt. An sein Ohr haben Gemurr, Schmähungen und — was noch schlimmer — Spötteleien geschlagen. An einem solchen Tage! An einem solchem Orte! Gegen den Hohepriester der Wahrheit! Gegen den Apostel der Tugend! Wie haben die Missethäter derlei wagen können? Er wird leichenblaß, schluckt seinen Zorn aber schweigend hinunter; hinterher jedoch läßt er dem Groll so großen Spielraum, daß er das Gleichgewicht verliert und sich mit geschlossenen Augen der Mordlust in die Arme wirft: es koste, was es wolle, seine Beleidiger müssen umkommen, und zwar unverzüglich. Um ihre Köpfe verschwinden zu lassen, entwirft er das schreckliche Gesetz vom 22. Prairial, bringt es im Konvent ein und setzt dessen Annahme durch. Ebenso wie „bisher im Wohlfahrtsausschuß alles in gutem Glauben geschehen ist[1]", — d. h. Robespierre machte alles mit Couthon ab, ohne seine übrigen Kollegen zu Rate zu ziehen, — befaßt er sich auch mit diesem Gesetz, welches das Leben aller Franzosen seiner Willkür anheim gibt, nahezu allein. Aber in seiner schlauen, ungeschickten Eile hat er zu viel verlangt; da die Deputierten für ihr eigenes Leben fürchten, sieht er sich genötigt, zu beteuern, daß man ihn mißverstanden habe; er muß zugeben, daß die Volksvertreter von dem neuen Gesetz nicht getroffen werden können; das heißt, er muß das Messer, das er seinen Gegnern an die Kehle hat setzen wollen, wieder zuklappen. Aber er läßt es nicht los; er legt sich auf die Lauer; er heuchelt den Rückzug und die Verzichtleistung, wartet aber, in seine Ecke gedrückt, den Augenblick ab, in welchem seine Widersacher sich selbst in Mißkredit bringen, denn in diesem Augenblicke kann er sich von neuem auf sie stürzen. Derselbe läßt nicht lange auf sich warten, denn die Ausrottungsmaschine, die Robespierre am 22. Prairial aufgestellt hat, bleibt in den Händen seiner Feinde und wird von ihnen in Gemäßheit der Einrichtung gehandhabt, die er ihr gegeben, das heißt im raschesten Tempo, fast blindlings. Während er sich angeblich jeder Beeinflussung des Ganges der Maschine enthält und das Odium der Massenmetzelei den anderen überläßt, widersetzt er sich dieser nicht nur nicht, sondern er hilft insgeheim mit. In seinem geheimen Polizei-

[1] In Wirklichkeit enthielt er sich der Teilnahme an den Geschäften durchaus nicht; nur hatte er „ein abgesondertes Büreau, das sonst niemand betrat und in das er sich begeben konnte, ohne uns zu begegnen. Nach den Sitzungen pflegte er sogar den Saal des Wohlfahrtsausschusses zu durchschreiten; auch unterschrieb er einige Schriftstücke. Er blieb lediglich unseren gemeinsamen Beratungen fern; dagegen konferierte er häufig mit dem Vorsitzenden des Revolutionsgerichtshofes; auf den letzteren übte er einen größeren Einfluß aus denn je." (Carnot, Memoiren.)

büreau allein, erläßt er Haftbefehle, schickt er seinen Oberspürhund Herman aus, expediert er schleunigst den Beschluß, nach welchem sich in den Reihen der Gefangenen Verschwörer befinden, und welcher mit Hilfe der Einrichtung eines besoldeten Spitzeltums die Massenlieferungen für die Guillotine herbeischafft, durch die „die Gefängnisse in einem Nu gesäubert und geleert werden." Später wird er sagen: „Ich hatte mit alledem nichts zu schaffen; seit mehr als sechs Wochen bin ich durch die Unmöglichkeit, Gutes zu thun und Schlimmes zu verhindern, gezwungen, meine Obliegenheiten als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses zu vernachlässigen." Welche Wonne, seine Gegner durch die Blutbäder, die man selbst verschuldet und zu denen man sie veranlaßt oder die man ihnen in die Schuhe schiebt, zu Grunde zu richten! Welche Wollust, mit demselben Pinselstrich sie anzuschwärzen und sich weiß zu malen! Wenn das natürliche Gewissen zuweilen ein wenig zu murren beginnt, so beeilt sich das künstliche, erworbene Gewissen, demselben Schweigen zu gebieten und dem Privatgrolle ein Mäntelchen öffentlicher Rücksichten umzuhängen, wie z. B. daß die Guillotinierten am Ende doch nur „Aristokraten" waren, daß die noch zu Guillotinierenden unsittliche Menschen sind u. s. w. So ist denn das Mittel gut und der Zweck noch besser, und man übt, wenn man sich des Mittels bedient und den Zweck erfüllt, ein heiliges Amt aus.

Ebenso wie mit Robespierre verhält es sich auch mit der Revolution selbst: äußerlich tragen beide eine hervorstechende Maske zur Schau, unter dieser aber bergen sie ein scheußliches Antlitz. Hinter der vermeintlichen Herrschaft einer menschenfreundlichen Theorie lauert die Diktatur der schlimmsten und niedrigsten Leidenschaften; an die Stelle der Philanthropie tritt die Grausamkeit, und der Schulfuchs verwandelt sich in einen Henker.



General Gordons Tagebuch und seine Lage in Khartum.

Von

Sir Henry Gordon.

Das Tagebuch, welches General Gordon in Khartum vom 10. September bis zum 14. Dezember 1884 führte, ist jetzt in den Händen des Publikums.

Wie bekannt, verließ General Gordon England am 18. Januar des vergangenen Jahres, um sich nach dem Sudan zu begeben.

Er wurde von Oberstleutnant Stewart begleitet, und beide erreichten Khartum am 18. Februar.

Mit Mister Power und Monsieur Herbin, den Konsuln von England und Frankreich, verließ Oberst Stewart Khartum in der Nacht vom 10. zum 11. September auf dem Dampfer „Abbas". —

In Oberst Stewarts Besitz befanden sich die wertvollsten Aufzeichnungen. Vom ersten März bis zum Tage seiner Abreise hatte er täglich, ja fast stündlich, jedes

Ereignis verzeichnet, von General Gordon dabei unterstützt, der dies Tagebuch ein „wahres Juwel" nennt. Dasselbe war in zwei Exemplaren vorhanden, welche Oberst Stewart mit sich nahm.

Nachdem sich der „Abbas" allem Anschein nach bereits außerhalb des gefährlichen Bereichs befand und sich Merowe näherte, rannte er unglücklicherweise auf einen Felsen. Oberst Stewart wurde mit seinen Begleitern ermordet, und das Tagebuch, welches in die Hände der Feinde fiel, befindet sich jetzt im Besitz des Mahdi. —

General Gordons Aufzeichnungen bilden sechs Abschnitte und sind mit den Nummern I bis VI bezeichnet. Sie wurden mit den fünf Dampfern befördert, die der General im Laufe der Monate Oktober und November so wie auch noch Anfang Dezember absandte.

Diese Aufzeichnungen waren an den Generalstabschef des Expeditionskorps addressiert und wurden dem Befehlshaber der Truppen übergeben, als derselbe am 24. Januar 1885 den Nil erreichte.

Wir müssen nun zu dem Zeitpunkt zurückkehren, wo General Gordon England verließ.

Am 15. Januar nahm er von seinen Freunden in England Abschied, um sich, einer Aufforderung des Königs von Belgien folgend, nach Brüssel zu begeben, wo er Vorbereitungen zu seiner bevorstehenden Abreise nach dem Kongo treffen wollte.

Ein Telegramm forderte ihn aber am 17. Januar auf, nach London zurückzukehren. Er leistete diesem Rufe sofort Folge, sprach am Nachmittag des 18. im Kriegsministerium mehrere Minister und verließ London noch an demselben Tage, um sich nach Suakim und Khartum zu begeben.

Seine Instruktionen gingen dahin, das Land von den ägyptischen Besatzungen und Zivilbeamten räumen zu lassen (was, wie man glaubte, ohne jede Schwierigkeit zu bewerkstelligen sein werde) und darauf die alten, eingeborenen Familien wieder in den Besitz der Gewalt zu setzen.

Während der Seereise zwischen Brindisi und Port Said hatte General Gordon Muße, diese Instruktionen einer genaueren Prüfung zu unterwerfen und machte sofort in einem Bericht darauf aufmerksam, daß in den weiten Distrikten von Berber, Dongola, Kassala, Sennaar und Khartum alte Familien nicht vorhanden seien, in deren Hände man die Regierungsgewalt vertrauensvoll legen könne, daß daher auf eine anderweitige Lösung dieser Frage werde Bedacht genommen werden müssen. —

Bei seiner Ankunft in Port Said fand der General eine dringende, vom englischen Gesandten befürwortete Einladung des Khedive vor, nach Kairo zu kommen und statt über Suakim nach dem Ort seiner Bestimmung zu gehen, die Reise lieber von Kairo aus auf dem Nil fortzusetzen.

General Gordon zog alsbald in Erwägung, daß es ihm unmöglich sein werde, auf die im Sudan angestellten ägyptischen Paschas und Zivilbeamten Einfluß auszuüben, wenn er ohne einen Ferman des Khedive nach Suakim käme.

Er ging deshalb nach Kairo, erhielt aus der Hand des Khedive einen Ferman, der ihn zum Generalgouverneur des Sudan ernannte, und begab sich darauf sofort auf dem Nilwege und durch die Wüste Korosleo nach Khartum.

Durch längere und eingehendere Vertiefung in die Sachlage kam General Gordon nach reiflicher Überlegung während der Reise zu der Überzeugung, es sei eben so unpolitisch als unverantwortlich, das Land wieder in Barbarei zurück versinken zu lassen.

Die englische Regierung hatte beschlossen, der Sudan solle von Ägypten geräumt werden, sie selbst aber wolle eben so wenig einen Anspruch auf das Territorium erheben, als sie einer anderen Macht gestatten werde, sich in die Angelegenheit zu mischen.

Unter diesen Umständen hielt General Gordon die Berufung „Zobeirs“ für den einzig möglichen Ausweg und sandte deshalb am 18. Februar, dem Tage seiner Ankunft in Khartum, folgendes Telegramm an Sir Evelyn Baring:

„In einem früheren Bericht habe ich bereits auf den Eintritt des Zeitpunktes hingewiesen, wo der Sudan von den weißen sowohl als den Fellahtruppen, von den Zivilbeamten sowohl als von den Frauen und Kindern der gefallenen Soldaten — kurz von dem gesamten ägyptischen Element geräumt sein und die Frage der Administration an uns herantreten wird, da auch ich dann den Sudan verlassen muß. Ich habe dargelegt, daß, wenn wir uns zurückziehen, ohne für einen Nachfolger an meiner statt gesorgt zu haben, das Land zweifellos der Anarchie verfällt, was, selbst im Fall das ägyptische Element nicht mehr dadurch betroffen wird, doch als ein Unglück und als unmenschlich angesehen werden muß.

Was die Frage der zu ernennenden Persönlichkeit betrifft, so sollte die Regierung Ihrer Majestät vor allen andern „Zobeir“ ins Auge fassen. —

Die zehn Jahre des Exils, die „Zobeir“ in Kairo zubrachte, der Eindruck der sich vor seinen Augen entwickelnden Ereignisse der letzten Vergangenheit sowie sein Verkehr mit Europäern können nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter geblieben sein.“

Die Regierung lehnte das Eingehen auf diesen Vorschlag aus mehreren Gründen ab. Erstens sei „Zobeir“ der ärgste Sklavenjäger, der existiere, und sodann stehe, da General Gordon einst die Hinrichtung von „Zobeirs“ Sohn befohlen habe, die Blutrache zwischen ihm und dem General, dessen Leben demnach durch „Zobeirs“ Ernennung in Gefahr sein würde.

Dessen ungeachtet machte General Gordon bis zum letzten Augenblick immer von neuem den Vorschlag, „Zobeir“ zu senden; er stellte wiederholentlich vor, es sei unmöglich die Besatzungen und Zivilbeamten zurückzuziehen, ohne für eine Regierung Sorge getragen zu haben, und hörte nicht auf darauf hinzuweisen, daß die Ernennung „Zobeirs“ der geeignetste Ausweg sei und zugleich auch die geringsten Kosten verursachen werde. —

Der Stand der Dinge im Sudan im Anfang März kann unmöglich besser gekennzeichnet werden, als dies durch Mister Power, den Korrespondenten der Times, geschah, welcher damals schrieb: „Was zur Beruhigung des Volkes dienen

konnte, ist gethan worden und mehr läßt sich leider nicht erreichen; im Gegenteil steht zu befürchten, es werde den Emissären des Mahdi mit der Zeit gelingen, die Stämme zwischen hier und Berber aufzuwiegeln. Tritt dieser Fall ein, so wird nicht Mangel an Anhänglichkeit ihrerseits sie dazu treiben, sondern ausschließlich die Furcht, eine Furcht, hervorgerufen durch die deutlich hervortretende Politik des Verlassens des Sudan. Diese Politik wurde offenkundig, als man die Witwen und Waisen der Beamten von Khartum entfernte. Wenn die Leute abfallen, werden wir nicht das Recht haben, sie zu tadeln, da nichts davon verlautet, man habe die Absicht, für ein dauerndes Regiment Sorge zu tragen. Der Mahdi wirkt hier ausschließlich durch Emissäre; denn seine Macht erstreckt sich nicht weiter als El Obeid. Außerhalb dieses Bereiches mißtraut er nicht allein dem Volk, sondern auch den Beduinen. Er selbst vermag direkt nichts gegen Khartum zu unternehmen, ist aber allmächtig durch seine Emissäre, deren Einflüsterungen um so leichter Eingang finden, als ihnen die Überzeugung Vorschub leistet, der Sudan solle verlassen werden, ohne daß vorher für eine gesetzmäßige Regierung Sorge getragen sei."

Es läßt sich annehmen, daß Khartum ungefähr seit dem 10. April völlig eingeschlossen und von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten war. Kurz vor diesem Zeitpunkt schrieb General Gordon an Sir Samuel Baker und schlug vor, dieser solle Geld erheben, um 2—3000 Nizams nach Berber zu senden. Zugleich riet er, „Zobeir" das Kommando derselben zu übergeben und fügte hinzu: „Es ist Ihnen bekannt, daß Mehmet-Ali durch einen Ferman des Sultans im Jahre 1842 Ägypten für sich und seine Familie erhielt, während ihm der Sudan durch einen zweiten Ferman für seine Person allein verliehen wurde. Auf diese Art hat der Sultan bei der jedesmaligen Besetzung des Paschaliks des Sudan freie Hand. Wüßte man, in welch' loyaler Weise die Bewohner der Stadt und die Truppen unter den schwierigsten Verhältnissen zu mir gehalten haben, und wie eng mein Los mit dem ihren verflochten ist, ich bin überzeugt, man würde diese Berufung für gerechtfertigt halten. Ich müßte mich in der That verachten, wenn ich nicht alles versuchte, was in meinen Kräften steht, um für die Sicherung ihrer Existenz Sorge zu tragen."

Erst Mitte August hörte man das nächste Mal von General Gordon — und zwar wiederholte er abermals die Forderung, „Zobeir" zu senden. Auf die erneute Weigerung antwortete er mit dem Vorschlag, man möge türkische Truppen zur Besetzung des Sudan verwenden, und bittet, man solle doch nichts unversucht lassen, um die zu retten, zu deren Befreiung man ihn ausgesandt habe.

Übrigens dürfen wir nicht glauben, General Gordon sei während dieser Zeit müßig gewesen. Aus seinem Tagebuch geht hervor, daß er Dampfer bauen und wöchentlich gegen 20000 Remington-Patronen anfertigen ließ. Seine Schiffe, die er den blauen Nil hinaufschickte, versorgten die Stadt mit reicher Zufuhr an Vieh und Getreide. Außerdem verstärkte er die Befestigungen und schützte die Verteidigungswerke teils durch unterirdische Minen, teils durch Drahtflechtwerk. Papiergeld wurde angefertigt und mit so großem Erfolg in Umlauf gesetzt, daß



die unter seinen Befehlen stehenden Truppen nur 14 Tage mit ihrem Sold im Rückstande waren. Man setzte so unbedingtes Vertrauen in ihn, daß dies Papiergeld zum vollen Wert angenommen wurde.

Die Aufzeichnungen des Tagebuches sind nach allen Richtungen hin vom größten Interesse und beschränken sich durchaus nicht auf die mit der Belagerung unmittelbar zusammenhängenden Fragen.

Es wäre ein Irrtum zu glauben, General Gordon habe um die Entsendung des Expeditionskorps gebeten. Seiner Ansicht nach sollte man sich an den Sultan wenden, wenn man durchaus Zobeir nicht senden wollte.

Nachdem die Expedition aber eine beschlossene Sache war, bekämpfte er sofort die Auffassung, dieselbe sei zu seiner Rettung entsandt, und bestand darauf, sie solle zur Befreiung der Besatzungen kommen, die zu retten ihm nicht gelungen war. Er fügt hinzu: „Ich will nicht das gerettete Schäflein sein!"

Weiter sagt er: „Ich könnte jederzeit fort, wenn ich wollte," und es ist kein Zweifel, daß ihm dies bis zum vierzehnten Dezember durch seine Dampfer möglich gewesen wäre. Für die Wohlfahrt der Expeditionsmacht war er aber in so hohem Grade besorgt, daß er sofort fünf vollständig ausgerüstete und verproviantierte Dampfer Lord Wolseley nach Metamma entgegenschickte.

Da jeder dieser Dampfer, wenn gut geführt, seiner Ansicht nach einer Truppenzahl von 2000 Mann entsprach, so beraubte er sich durch die Entsendung der Schiffe der wirksamsten Verteidigungsmittel.

Was sein Verlassen des Platzes betraf, so weist er den Gedanken an eine derartige Möglichkeit weit von sich und sagt: „Weder Überredung noch Gewalt können meinen Entschluß zum Wanken bringen; ich stehe und falle mit der Bevölkerung der Orte, die treu bei mir aushalten. Sind Ihrer Majestät Truppen nicht stark genug, um alle Besatzungen zu befreien, so sollte der General wohl bedenken, ob es der Mühe wert ist, sich soweit vorzuwagen. Ich, an seiner Stelle, würde es nicht thun, ohne vorher über diesen Punkt völlig im Klaren zu sein. Weit davon entfernt, hier Vorschriften geben zu wollen, spreche ich nur einfach meine Ansicht aus — der aber ohne Zweifel jeder Gentleman in Ihrer Majestät Armee beipflichten wird, daß es unehrenhaft wäre, wenn ich Leute im Stich ließe, die (obgleich sie vielleicht nach unserer Anschauung nicht Helden genannt werden können) treu zu mir gestanden haben, der ich in ihren Augen doch nur ein Christenhund bin. Ich sollte sie verlassen und dadurch zwingen, sich denjenigen zu ergeben, die bisher nicht imstande gewesen sind, sie zu besiegen? Diese Demütigung sollten sie auf den Rat einer fremden Macht über sich ergehen lassen, und ich sollte sie in diese Notwendigkeit versetzen, nur um meine eigene Haut in Sicherheit zu bringen? Nein! Die schwarzen Kerls würden mich sofort steinigen, wenn sie dächten, ich gehe mit dieser Absicht um!"

Aus arabischen Briefen, welche das Tagebuch begleiteten, ging hervor, daß Slatin Bey und Lupton Bey zum Islam übergegangen waren. Der erstere bemerkt in Beziehung auf seinen Übertritt:

„Ob ich einen unehrenhaften Schritt that, ist Ansichtssache; jedenfalls

wurde mir derselbe dadurch erleichtert, daß ich zu Hause — vielleicht sollte ich sagen „unglücklicherweise“ — keine streng religiöse Erziehung erhalten habe.“ General Gordon macht zu dieser Äußerung die Bemerkung: „Ich denke, ich werde ihn mit mir nach dem Kongo nehmen müssen; da er selbst derartige Zugeständnisse macht, wird ihm eine gewisse Quarantaine äußerst heilsam sein.“

Aus einer Mitteilung, die General Gordon durch einen Emir des Mahdi zu Bahr Gazella erhielt, ging hervor, daß der Sklavenhandel wieder in höchster Blüte stand. Man hatte eine große Anzahl Sklaven, meist dem weiblichen Geschlecht angehörend, — und darunter viele mit Kindern — nach Schakka geschleppt, um sie dort gegen Pferde für des Mahdi Armee zu verhandeln.

Zuletzt äußert General Gordon: „Wahrscheinlich wird man Khartum den Expeditionstruppen gerade vor der Nase wegschnappen, denn sie werden voraussichtlich einen Augenblick zu spät eintreffen. Man wird es nachher vielleicht für geboten halten, Khartum zurück zu erobern, aber das würde auf beiden Seiten nur zu unnützem Blutvergießen führen. Besser ist es, ganz still, wie begossene Pudel, nach Kairo zurückzukehren. Ist Khartum gefallen, so ist auch die Sonne untergegangen, und das Volk dort wird sich aus den Trabanten nichts machen. Kehret darum nur ruhig nach Kairo zurück; denn ihr setzt nur vergebens Menschen und Geld aufs Spiel, wenn ihr die Campagne weiter führen wollt.“

Seiner Schwester schrieb er unterm 14. Dezember:

„Ohne Gottes Willen geschieht nichts, und da Gott alles zu seiner Ehre und unserm Besten hinausführt, so geschehe sein Wille. Ich bin ganz zufrieden und habe — gleich Lawrence[1]) — versucht, meine Schuldigkeit zu thun.“ —

Wahrscheinlich fiel bald nach diesem Zeitpunkte Andurma, und die Insel Tuti wurde von den Arabern besetzt — und darauf fiel, nach langen Leiden, auch die Stadt, und zwar nicht allein durch Verrat, sondern weil es ihr an Verteidigern fehlte. —



Die Finanzbarone.

(Schluß.)

Österreich.

Die Anwendung der Jägersprache giebt dem Jagdvergnügen erst die rechte Würze. Die Jäger bilden eine Kaste für sich, sie reden eine Sprache, die andere nicht verstehen. Es erlernt jemand leichter das Chinesische in seinem zwanzigsten Lebensjahr als das Jägerdeutsch, wenn er nicht von Kindheit an dem Jagdvergnügen obgelegen, resp. seinem Vater die Jagdtasche schon nachgetragen. Eine ganze Legion von Schützen giebt es, die den Dilettanten auf ihrem

[1]) Sir John Lawrence trug viel zur Erhaltung Indiens während des Aufstandes der Sepoys bei und wurde als „Retter Indiens“ gepriesen.

Sprachgebiet sofort erkennen und mit verächtlichem Achselzucken ob des Eindringlings sich moquieren. Man verzeiht lieber schlechtes Schießen als so grundfalsches Sprechen, wie „der angeschossene Hase blute.“ Wer sich nicht bewußt ist, daß er „schweißt“, kann durch den besten Schuß die Schlappe nicht wieder wett machen.

Dieses eigentümliche Vergnügen, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch heterogene Ausdrücke zur Bezeichnung möglichst einfacher Sachen zu benützen, ist eine Spezialität aller Gesellschaftsklassen der großen österreichischen Monarchie, und jede Klasse spricht ihren Spezialjargon. Die cisleithanische Aristokratie bezeichnet die Klasse der Finanzbarone mit dem simplen Ausdruck „die Finanz“. Diese Bezeichnung gilt aber auch für den subalternen Steueroffizianten und Grenzmeister ebenso wie für den Präsidenten irgend eines großen Bankinstitutes oder einer Eisenbahnverwaltung, falls er nicht aus einem anderen Stoffe hergestellt, wirklich einer von „uns“ ist. Die Bezeichnung „uns“ bildet — den großen Ring der alten Geburtsaristokratie, bei der auf reine Züchtung außerordentlicher Wert gelegt wird. Jede Vermischung mit irgend einem nicht zum Kreise Gehörenden hat die sofortige Exklusion aus dem „unter uns“ zur Folge.

In keinem Lande der Welt ist eine Veramalgamierung der Geburtsaristokratie mit der Geistes- oder Geldaristokratie so unmöglich wie in dem alten Österreich, dem Geburtslande der wirklichen Finanzbarone. Trotzdem sich gerade dort die Aristokratie mit bürgerlichen Gewerben abgiebt und in den Verwaltungsrats- und Direktionsratssitzungen und Kollegien freundnachbarlich (— die Ritter der verschiedenen Kategorien) neben einander sitzen, so staunen sie sich doch gegenseitig ob ihrer Ignoranz in den jedem Teile leicht verständlichen Dingen an.

In Nord-Deutschland, wo der Geburtsadel und das Beamtentum von dem Geschäftsleben, besonders von Stellungen in Aktiengesellschaften ausgeschlossen sind, ist die Aufnahme von Finanziers, selbst nicht reinlichster Art, in die aristokratischen Klubs gang und gäbe, besonders wenn sie dem Hazardspiel ihre Nächte zu opfern bereit sind. Der Österreicher spielt nur mit seinesgleichen; er trennt scharf Geschäft und Gesellschaft; in Nord-Deutschland umgekehrt: geschäftlich will der Fürst, der Herzog &c. mit dem Finanzbaron nichts zu thun haben, aber Pleff spielt er gern mit ihm und freut sich, wenn „das Hühnchen abgebrüht wird“.

Man glaube nicht, daß die österreichische Geburtsaristokratie dümmer oder weniger schlau als die neu kreierten Finanzkollegen sind oder einen unberechtigten Dünkel gegen diese besitzen, auch glaube man nicht, daß der Finanzbaron zweiter oder dritter Generation schlechtere Manieren hat als sein seit Jahrhunderten in einer anerzogenen Ungezogenheit lebender Antipode. Aber der Unterschied zwischen beiden ist doch gewaltig. Der eine hat Talent und Instinkt zum Nichtsthun und sucht möglichst viel Geld mit wenig Mühe zu erlangen, um sich das Nichtsthun möglichst „agreable“ zu gestalten; der andere hat Lust zum Nichtsthun, aber kein Talent; auch er sucht sich durch irgend welche, ihn und seine Kreise kompromittierende Mittel Geld zum luxuriösen Leben, zum aristokratischen Lebens-

wandel nach seinem Geschmack zu verschaffen; hat er aber das nötige Geld, so macht er sich beim Ausgeben lächerlich; er hat eben nicht den Chik, das Geld unbewußt ausgeben zu können.

Wenn ein Hochedler von So und So mit einem Viererzug eine Treppe herauffährt und sich das Genick bricht, so ist der eben „futsch“ und eine „Hauptherz“, wenn aber ein Finanzbaron das thut, so hat er hierzu keine Berechtigung und wird dann auch mit Fug als Narr verhöhnt.

Nirgends auf der Welt spielt geschäftlich unterstützend und bekämpfend die Geburtsaristokratie eine größere Rolle bei der Finanzaristokratie als dort, und nirgends ist die chinesische Mauer so undurchdringlich wie hier. Metternich sagte einst: „Beim Baron fängt der Mensch an!“ — Hätte er in unserer Zeit gelebt, so hätte er natürlich hinzugefügt: „mit Ausschluß derjenigen von der Finanz.“ Nur wer in einer Gegend gelebt hat, wo protestantische und katholische Dörfer örtlich nahe, aber geistig wie aus zwei verschiedenen Hemisphären neben einander liegen, kann sich eine Vorstellung von der gegenseitigen Unwissenheit der beiden Kreise machen. Sie unterscheiden sich in ihrem Denken, Fühlen und Aussehen ebenso, wie der Franzose sich vom Engländer unterscheidet. Jede dieser Gruppen hat ihre Minister, Feldzeugmeister, Generäle, Bankdirektoren, Gutsbesitzer, Dichter. Aber der Feldzeugmeister, Ritter und Baron von So und So, der aus einer Kaufmannsfamilie herstammt, ist und bleibt einer „von der Finanz,“ und der Generaldirektionsratsvizepräsident der hinterasiatischen anglo-amerikanischen Bank- und Wechselstubengesellschaft wird, falls die Aristokratie von ihm spricht, mit seinem Vornamen „Franzi, Pepi, Nicki“ u. s. w. genannt, ohne Zunamen, wenn er ihr angehört.

Mit Lernen und Studieren geben sich in allen Kreisen mit geringen Ausnahmen weder die Männer noch die Frauen ab; nur ist bei ihnen allen ein großes Sprachtalent entwickelt, das, je weiter man nach Osten vordringt, um so häufiger sich findet und bei dem Sprachenwirrwarr der Völkerschaften eine natürliche Erscheinung ist. Fast alle sogenannten gebildeten Österreicher sprechen ein vorzügliches Französisch, brillantes Italienisch, auch die meisten noch irgend ein slavisches Idiom. Aber mit ihrer humanitären Bildung ist es böse bestellt. Wenn in einer aristokratischen Klique einmal die Diskussion entsteht, wann der 30jährige Krieg stattgefunden hat, und die einen ihn in das 14., die anderen in das 15. Jahrhundert legen wollen, wird der Streit schlankweg durch das sehr richtige Dazwischenfahren eines Sportsmanns abgeschnitten: „Dös geht uns ja holt nix an, wann sich's gehaun haben.“ — In der Klique der Finanzbarone könnte derselbe geschichtliche Wirrwarr existieren, aber keiner würde den angeborenen Chik haben sich über seine Unwissenheit zu moquieren, statt aus bürgerlicher Schwäche sich ihrer zu schämen. Trifft man wirklich in Deutsch-Österreich erfahrene hochgebildete Personen, so sehnen sie sich nach norddeutschen Verhältnissen.

Vergnügtere, harmlosere, weniger boshafte Menschen als in Österreich findet man aber nirgendwo, und das Bissige, Boshafte, die Sucht, dem lieben Nebenmenschen das Niederträchtigste nachzusagen, das Streben und Sichhervorthun, das

Gehen über Leichen, wie es in Norddeutschland geübt wird, ist in österreichischen Landen nicht zu finden. Es würde einem richtigen norddeutschen Berufs- oder Sozialstreber oder Finanzbaron, wie wir ihn früher geschildert, der seine norddeutschen Eigentümlichkeiten und Steifheit beibehielte, in Österreich ganz unmöglich sein eine Position zu erringen; wie denn auch ein österreichischer mit seinem Vergnügen am Leben, mit seiner Harmlosigkeit, auch wir wollen es offen gestehen, mit seiner nicht zu skrupulösen Moral in Beziehung auf Geschäftssachen in Norddeutschland nicht existieren könnte.

Aber wir haben genug reflektiert. Sehen wir uns die Leute einmal in der Nähe an. Dringen wir sofort ein in eines der hohen großen Gebäude, in welchen sich irgend eine galizisch-semitisch-katholisch-monarchisch-konservative Bank befindet, und belauschen wir eine Sitzung des Verwaltungsrates.

Am langen Tische, auf großen Sesseln hingestreckt, mit mächtigen, geschliffenen Tintenfässern vor sich, haben sich die Weisen der Bank versammelt. Da sitzen denn, kollegialisch vereint, Seine Durchlaucht der Fürst, Seine Erlaucht der Graf, Seine Gnaden der Baron, Seine Excellenz der Herr Statthalter a. D. und so weiter bis herunter zu den wenigen Bankiers und Industriellen, die vielleicht von dem, was vorgetragen wird, etwas verstehen. Der k. k. Bank-Gouverneur hat geläutet, die Sitzung beginnt.

Herr Generaldirektionsratsstellvertreter wird aufgefordert, den vierteljährlichen Geschäftsbericht zu verlesen, damit die Herren von demselben Kenntnis erhalten. Herr Generaldirektionsratsstellvertreter bittet um die Erlaubnis, nur kurz die Haupttitel vorlesen und dann die Zahlen nennen zu dürfen, da es ja bei den in Geschäften so hoch erfahrenen Personen, die hier versammelt, nur der Andeutung bedürfe, um das Zahlenbild klar zu machen. Der Herr Gouverneur nickt beistimmend, Seine Durchlaucht der Fürst, um seine Meinung gefragt, erklärt: „I versteh nix von der Geschicht, wenn's a long Brei machen, oder wenn's gor nix sogen; i verlass mi ganz auf die andern." Es entsteht allgemeines Gelächter; die einen lachen, weil sie sich auf der Höhe der Geschäftskenntnis des Fürsten fühlen, die anderen, weil sie es komisch finden und sich einbilden, sie verständen etwas mehr, die Dritten lachen nervös mit, weil es ihnen sehr angenehm ist, daß nur Zahlen und keine Namen im Debitorenverzeichnis genannt werden, in welchem auch sie selbst mit großen Summen prangen. Einer oder der andere, der doch etwas versteht, wird im Moment vom Herrn Generaldirektor mit der Durchsicht irgend einer Sache betraut, die demnächst zum Vortrag kommen wird und die ihm das Zuhören an der Zahlengruppierung unmöglich macht. Die Vorlesung ist beendet. Seine Erlaucht der Graf, unterstützt von Seiner Excellenz dem Feldzeugmeister So und So, greifen Seiner Durchlaucht vor, glauben dessen Intentionen erraten zu können, beantragen eine protokollarische Danksagung an den Generaldirektor und die Beamten der Bank für die vortreffliche Geschäftsführung.

Nachdem dies geschehen, sagen sie: „Nun werden die Herrn wohl nix dagegen haben, daß wir rauchen; mi hungert rein nach einer Virginia."

Eine Unterhaltungspause tritt ein, welche der frühere Statthalter dazu benützt folgenden Speech zu halten: „Ich habe freilich eben den Bericht gehört, auch mir eingehend die Zahlen notiert; der Dank für die Direktion ist votiert; ich möchte mir nunmehr doch die Frage, wenn sie nicht neugierig klingt, erlauben: Hat denn die Bank etwas verdient?" — Der Fürst Durchlaucht fängt an zu lachen und sagt: „I wollt eigentlich auch so Art Frag thun."

Allgemeines Lächeln, fröhliches Lachen, man steht auf, läuft durcheinander: man hat schon ziemlich lange gesessen. Der Generaldirektor erklärt, es handele sich ja erst um den ersten Quartalsbericht; da sei noch nichts zu übersehen, aber dem Statthalter Excellenz wird im Vertrauen ins Ohr geflüstert, in einem so großen Kollegium könne man derartige indiskrete Fragen nicht beantworten, er bekäme allein gelegentlich Auskunft. Geschmeichelt, daß ihm die persönliche Ehre zu teil wird, beruhigt er sich. Es sind auch noch verschiedene andere, die so dreist sind, sich nach der Existenz der Bank zu erkundigen, vielleicht bildet sich auch in irgend einer Ecke eine kleine Gruppe, in welcher der Generaldirektionsratsstellvertreter mit einem neuen Schwall von Zahlengruppierungen den Herren einen Vortrag hält. Nachdem er ihnen aber nunmehr auf die Weise eingehend die Sache klar gemacht, wagt keiner mehr zu fragen; denn es will sich doch keiner so blamieren, daß er aus der viertelstündigen Auseinandersetzung des Herrn Generaldirektionsratsstellvertreter nicht ein vollständig klares Bild sich gemacht hat. Baron F., der nicht nötig hatte, neugierige Fragen zu thun, dem ein Blick auf eine Zahlengruppierung, auch wenn sie noch so geschickt gruppiert ist, genügt, um eine klare Übersicht zu gewinnen, seufzt, hat aber gar keine Veranlassung, seine Mitkollegen über irgend etwas aufzuklären, da er des Generaldirektors sehr bedarf; denn er hat mit der Bank irgend eine große Transaktion vor, an der in allererster Linie der Direktor, die Aufsichtsräte und vielleicht auch die Bank verdienen sollen.

Der Gouverneur läutet die Herren wieder zusammen, teilt ihnen mit, daß sie sich über den Stand der Bank vollständig beruhigen könnten, da dieselbe ja doch nicht anders als durch seine Mitunterschrift verpflichtet werden kann und er ja alles unterschriebe; er werde von allem au fait gehalten. Weiß Gott, er hat so viel zu unterschreiben, daß vom Lesen dieser sekundären, oberflächlichen Nebenbeschäftigung keine Rede mehr sein kann. Nicht nur die Aktien, Talons, Quittungen, Certifikate und Briefe der Hauptgesellschaft muß er unterschreiben, sondern auch die Vollziehung der Obligationen, Interimscheine, Dokumente anderer, vom Mutterinstitute begründeter Schöpfungen liegt ihm ob. Höchstens einmal zu Geschäften, welche auswärts gemacht werden, zu kleinen Anleihen von hundert Millionen, zu Verträgen über Bahnbauten, deren Abschluß Konferenzen bis in die späte Nacht erfordern würde, giebt der von der k. k. Regierung zur Überwachung der Bank und zum Schutze der Gläubiger und Aktionäre bestellte Mandatar dem Generaldirektor alleinige Vollmacht, besonders da der Aufsichtsrat mit diesen Geschäften ja einverstanden war. Immerhin sind der Gouverneur und die übrigen Mitglieder des Verwaltungsrates doch für das Institut nützlich zu verwenden und zwar „zum Geschäftel machen," zum Herauflaufen bei den Ministern, Sektions-

räten, Eisenbahndirektoren, Gutsbesitzern, Sachverständigen: ohne Zweck wird nie einer in die Kollegien aufgenommen. Eine gewisse Tüchtigkeit und Kenntnis der österreichischen Verhältnisse besitzen sie alle, aber ebenso sind sie alle, wie sie da versammelt sind, einschließlich des wirklichen Direktors, vollständig system- und planlos in ihrem Denken über das Institut im ganzen. Sie sind scharf, gewandt, geschickt bei der Durchführung einzelner Geschäfte, und zwar jeder in der ihm durch die natürlichen Verhältnisse gegebenen Rolle, aber die Gesamtsituation überschaut niemand. Dabei „kitzeln" alle ohne Ausnahme an der Börse. Im ganzen ist von einem uneigennützigen Interesse an dem Gedeihen des Instituts nicht die Rede; man kann schlankweg bei jedem voraussetzen, daß er in allererster Linie nur sein eigenstes Interesse, und das ist, mit wenig Mühe viel Geld zum Ausgeben zu verdienen, vertritt. Hinter den offiziellen Räten sind nun fast bei jeder Bank die Officienten, die hinter den Koulissen agierenden Personen, deren Marionetten die amtierenden Vorstandsmitglieder sind. Oft sind die Personen zu vornehm, zu reich selbst einzutreten oder aber sie glauben, sich ihren Einfluß besser wahren zu können, wenn sie versteckt bleiben. Oft aber sind sie von ihrer eigenen Unwürdigkeit selbst durchdrungen genug, um zu wissen, daß sie das Institut und ihre Freunde unmöglich machen, wenn sie beanspruchen wollten, an der Bildfläche zu erscheinen. Wir übertreiben nicht, wenn wir behaupten, daß diese, die oft Einfluß auf Minister, Fürsten, auf die ehrenwertesten Personen üben, zu den verrufensten Existenzen der Monarchie gehören.

Doch kommen wir zum zweiten Punkt der Tagesordnung: Wahl eines Prokuristen. Man hört kaum den Namen; er wird von irgend einem kaiserlich königlichen Notar zum Protokoll erwählt. Dann kommen noch eine Anzahl Ernennungen von Beamten, Instruktionen für dieselben, Pensionen ꝛc. zur Sprache, bevor Punkt 3 herantritt. Bei diesem handelt es sich um das Projekt der Sekundärbahn von A nach O. Fürst Durchlaucht sind extra von P.P.-Burg nach Wien gekommen, weil er dem Franzi versprochen hat, dafür zu sorgen, daß die Bahn bei Nickis Gut vorübergeht. Die jetzt projektierte Trace ist ungefähr 20 km von Nickis Gut entfernt, aber er glaubt, er wird die Änderung durchsetzen. Er macht seine Vorschläge. Baron G. teilt mit, daß er gestern vom Sektionsrat den Bescheid bekommen, daß, wenn die Bahn das Gut T's. berührt, die Behörde die weitere Konzession nach A. der Bank geben wolle. Über die Forderung des Sektionsrates wird man hinwegkommen, denn Excellenz T. hat mit dem Minister gesprochen, und der Minister macht alles, was der Generaldirektor will. Erlaucht will aber nicht, daß die Bahn bei L. und T. vorübergeht, L. und T. sind Finanzbarone, Kerls, die von der Jagd garnichts verstehen, und trotzdem, wenn die Bahn an ihren Gütern vorübergeht, in der und der Gemeinde die Gründe erstehen würden, weil sie bequemer hinkommen können, um ihre sogenannten Treibjagden abzuhalten. Baron T. hält einen wirtschaftlichen Vortrag, der die Notwendigkeit beleuchtet, an den Kohlengruben A, B, C. die Bahn vorübergehen zu lassen. Seine Berechnungen, daß Kohlengruben wirklich verfrachten, werden dadurch hinfällig, daß von Mund zu Munde das Geflüster geht, Baron T. habe

in den letzten Tagen an der Börse stark die Aktien der Braunkohlengruben A, B, C gekauft. Der Generaldirektor hat das vielleicht auch gethan und beginnt seinen Vortrag: „Ich bin in der Sache vollständig uninteressiert.“ — Er glaubt aber trotzdem, daß für Bahnen es eine gewisse Zweckmäßigkeit hat, daß auf denselben verfrachtet wird, und hält Berührung von Kohlenzechen für erwünscht. X. erklärt, da er ein geschworener Feind von T. ist, daß, wenn die Bahn an den Kohlengruben vorübergehe, die Gemeindesubvention von da und da nicht gewährt werden würde. Der Generaldirektor ist sehr ruhig geblieben; er hat die Situation so, wie er sie liebt. Soviel Köpfe, soviel verschiedene Meinungen, soviel verschiedene Interessen, da kann man die Sache genau so machen, wie man will: und zwar handelt es sich nur, das, was er ursprünglich wollte und selbstverständlich nicht als Projekt zuerst vorgetragen hat, als Kompromiß durchzusetzen.

Man ist sehr erregt, einzelne Virginias sind ausgegangen, hingeworfene Zigarren haben in den Teppich und Tischtuch Flecken gebrannt. Mehrere Male hat man ein paar Gläser vorzüglichen Wiener Quellwassers zur Niederkämpfung der Aufregung heruntergestürzt, man ist wieder aufgestanden; allgemeines Durcheinander. Es bilden sich nun Gruppen. Zu jeder Gruppe geht der Herr Generaldirektor, hört an, was sie wollen, geht wieder zu anderen, hört, was sie wollen, legt den einen im Vertrauen die egoistischen Nebenmotive der andern vor. U. wird an den Kohlenaktien des T. beteiligt, R. wird ein Kredit in Aussicht gestellt, F. wird Zustimmung zu seinem späteren Salzmonopolgeschäft zugesagt. Mit einem anderen redet der Herr Generaldirektor sehr deutsch und läßt etwas von notwendiger Reduktion der Kredite fallen. Fürst Durchlaucht ist es sehr unangenehm, daß, da er Franzi versprochen, daß an Nickis Gut die Bahn vorbeikommt, er diese seine Lieblingsidee aufgeben muß. Dagegen hat T. ihm versprochen, gemeinschaftlich mit ihm nach Kohlen auf seinen Gütern zu bohren, ihm auch bewiesen, daß die Bahn seinem Durchlauchtsinteresse nachteilig ist.

Man ist müde geworden; en tout petit comité in einer Ecke hat der Generaldirektor nunmehr sein Projekt, das sogenannte Kompromißprojekt, fertig gestellt, die Sache wird genehmigt. Jetzt stellt einer der Aufsichtsräte eine unerhört komische Frage, er fragt, ob das Geschäft der Bank Geld bringen könnte. Man hat die ganze Zeit verhandelt über die Interessen jedes einzelnen, die durch das Projekt befriedigt werden sollten. Der Generaldirektor macht sein bekanntes dummschlaues Gesicht; jetzt entsteht ein gegenseitiges Augenknipsen, Drücken, Flüstern. Der eine hat aus dem Augenknipsen, Drücken, Nicken herausgefühlt, daß dem Minister zu Gefallen die Bahn gebaut werden muß, um demnächst ein viel größeres, bedeutenderes Geschäft von demselben konzessioniert zu erhalten, an dem die Bank riesig viel Geld verdienen wird, und an dem er auch eine Unterbeteiligung bekommen kann. Der andere weiß, daß die Bahn gebaut werden muß, um die Hypothek auf dem Gut So und So, die gefährdet ist, wertvoll zu machen, weil das Gut nunmehr Eisenbahnverbindung hat. Der dritte weiß, daß er bei der Sache Geld verdient, und interessiert sich nicht weiter darum. Als Endresultat kann aber angenommen werden, daß über diese unsinnige Frage, die ge-

stellt worden, nicht weiter diskutiert werden wird, insbesondere da der Nominalbetrag des halbeingezahlten Bankaktien-Kapitals in Franks ausgedrückt überwältigend groß erscheint gegen die effektiven Auslagen des Sekundärbahnprojekts in Gulden berechnet und die Frage für die Bank von keinem vitalen Interesse ist.

Man geht somit zur weiteren Tagesordnung über: „Salzgeschäft in Paraguay."

Die Versammlung ist sehr übermüdet. Es wird nur noch der Antrag vorgelesen und angenommen. Noch drei Sachen stehen auf der Tagesordnung, die nicht zur Erledigung kommen. Zuletzt wird dem Generaldirektor in der Beruhigung, daß der Gouverneur ja doch alles mitgenehmigen muß, Vollmacht erteilt im Werte von Millionen Geschäfte abzuschließen, die nur ganz kurz angedeutet sind. Man hat vorher stundenlang diskutiert über ein verhältnismäßig sehr kleines Bahngeschäft; auch die bureaukratische Erledigung der Ernennung kleiner Beamten und deren Gehaltsansprüche hatte stattgefunden, eine Instruktion für den Botendienst ist genehmigt worden, und nunmehr, wo die Geschäftstransaktionen einen Umfang annehmen, der die Existenz der Bank gefährden kann, wird unter dem Vorwande, große Geschäfte können nicht im Rahmen eines großen Kollegiums erledigt werden, alles einzig und allein einem Manne anvertraut, von dem man ganz genau weiß, daß er wieder von den und den nicht im Kollegium befindlichen Personen abhängig ist und thut, was diese sagen. Es ist richtig, große Geschäfte lassen sich weder durch ein großes Kollegium von heterogen zusammengesetzten Elementen besprechen noch führen, wenn man aber die Aushängeschilder der großen Namen nötig hat, wenn die Personen von Ansehen sich hergegeben, sich als Reklame benutzen lassen, so sollten sie alles aufbieten, wenn auch nicht zu retten, wenigstens zu überwachen, um Aktionäre und Gläubiger vor unvorhergesehenen Überraschungen zu schützen und Österreichs Geschäftsleben wieder Vertrauen in der Außenwelt zu verschaffen. Aber dieses Pflichtbewußtsein kennen die Herren nicht. Wenn sie von der Bank etwas vorher wissen, so operieren sie auf der Börse danach; denn den nötigen kaufmännischen Verstand besitzen sie alle.

Der geehrte Leser glaube jedoch nicht, daß uns bei dieser Schilderung speziell eine Bank vor Augen schwebt; nein, wir haben typisch den größten Teil der Institute und deren Geschäftshandhabung geschildert.

Wir haben beim Beginn unsrer Betrachtung von der großen zivilisatorischen Mission der Finanzleute gesprochen, wir haben von Verdiensten geredet, die sie um die Entwicklung der Völker haben, aber wir können dieses Urteil nicht auf Österreich, und besonders nicht auf Österreich-Ungarn in der Allgemeinheit übertragen. Freilich giebt es auch hier Finanzkreise, welche eine Ausnahme machen und wie eine Oase in der Wüste der Geschäftswelt dastehen. Die Frankfurter Felsentaube, die rein gezüchtet auch in Österreich sich wiederfindet, hat dort freilich ein ganz anderes Gefieder bekommen, sie hat alle möglichen Titel und Würden angenommen, sie ist in dem Adoptivvaterlande zum vielfachen Millionär angewachsen, aber ihre Gesamtheit bildet einen kleinen, engen, aristokratischen Kreis

für sich, der mit der Geburtsaristokratie freilich nicht in Berührung kommt, sich aber auch nach Möglichkeit von den moralisch zweifelhaften Existenzen fern hält und dagegen löblich gegen alle andern kontrastiert. Wie lange Österreich sich die Geschäftspraxis unsauberer Finanzelemente aller Gesellschaftsklassen gefallen lassen wird, muß die Zeit lehren; einstweilen hat sich über dies schöne und reiche Land ein geschäftlicher Marasmus gelegt, und das Reich mit seinen vortrefflichen Hülfsquellen sieht, in sein Schneckenhaus zurückgekrochen, der industriellen und finanziellen Entwickelung anderer Staaten unthätig zu.

Ungarn.

Was wir über Österreich im großen und ganzen gesagt haben, trifft in viel krasserer Weise für Ungarn zu. Hier gehört es zum Sport der Aristokratie, Geld zu verdienen, ja die von der Aristokratie in Aktiengesellschaften entsandten Mitglieder kommen wie die Piraten reichbeladen mit Schätzen wieder in die Heimat zurück, und in einem ungarischen Klub, wo die Herren Magyaren ganz allein unter sich sprechen und nicht befürchten, von jemand belauscht zu werden, wo sie sich der ihnen bequemsten, deutschen Sprache ungestraft bedienen können, da hört man wohl: „Famoser Kerl P. P., hat Pariser-Wiener Geldprotzen Millionen abgenommen, hat gegründet, dann Aktionären ganzes Kapital ruiniert, ausgetreten, Gründung und Bank später Pleite gemacht, famoser Kerl P. P.“ —

Und bei den sogenannten Liberalen geht es nicht viel besser. Der Staat wird als ein Konzessionsspender, als eine melkende Kuh für diejenige Partei angesehen, die am Ruder ist. Mit geringen Ausnahmen sucht jeder während der Zeit seiner politischen Macht Geld zu verdienen, und wer es nicht thut, wird innerlich als Phantast verlacht. Ein jeder Wiener oder Pester Droschkenkutscher weiß über Syndikatsgeschäfte, über die Manöver, die bei Berechnung von solchen gemacht werden, über die Art der Kompromittierungsmittel bei Konzessionen, bei Bauunternehmungs- oder Generalentreprisen u. s. w. u. s. w. besser Auskunft zu geben als ein Finanzmann in irgend einer andern Stadt. Das ganze Land mit Ausnahme der reinen Landbevölkerung ist infiziert und durchwühlt von dieser Gelderhaschungssucht, die aber keineswegs stattfindet, um die Existenz und den Wohlstand der Familie zu sichern, sondern lediglich um sich Genüsse der zweifelhaftesten Art zu verschaffen. Diese Genußsucht untergräbt vielmehr die Existenz der Familie und mit der Familie die des Staates.

* * *

Blicken wir auf unsere gesamte naturhistorische Wanderung zurück, so können wir als Gesamtresultat vorbringen: Je zivilisierter der Staat, je gebildeter die umgebende Bevölkerung, je mehr wirklich freiheitliche Institutionen sie hat — um so besser assimiliert sich der Finanzbaron den äußeren Verhältnissen, um so mehr verschwindet auch der Frankfurter Urtypus in der Gesamtheit und läßt keine charakteristischen Unterschiede mehr erkennen. Je weniger ein Land zur wirklich freiheitlichen politischen und sozialen Entwicklung reif ist, um so gefährlicher wirken

die Auswüchse der gelderwerbenden Elemente, ja sie kommen als Hemmnisse des Gedeihens für das Staatenleben, für die Zivilisation zur vortrefflichsten Geltung. Eine Initiative zur zivilisatorischen Mission ergreift der Vertreter der Finanzmacht nie, aber von außen angeregt bildet diese Großmacht eines der wichtigsten Elemente für die Entwicklung des modernen Völkerlebens.

Wir sind zu Ende mit unseren naturhistorischen Betrachtungen der Spezies der Klasse „homo sapiens“: der Finanzbaron. Nicht im geringsten erschöpfend sind unsere Betrachtungen, aber das Wenige, das wir gebracht, ist wahr. Die ambulante Vedette des Schreibers dieser Zeilen befindet sich mitten in der Schlacht, wo der „Kampf ums Dasein“ ausgefochten wird und die Gestaltung der Typen sich vollzieht.



Die bildende Kunst in der modernen Gesellschaft.

Von

Hans Semper.

Wir haben Akademien für Maler und Bildhauer, an denen das Streben der Kunstjünger durch Konkurse, Preismedaillen, Stipendien angefeuert und gefördert wird; polytechnische Schulen für Architekten, wo diese in allen Zweigen ihres Faches, in technischer wie kunsthistorischer Hinsicht eine sorgfältige Ausbildung erlangen; Gewerbeschulen für angehende Kunsthandwerke jeder Richtung. Ausstellungen und Konkurrenzen geben den auftretenden Künstlern reichliche Gelegenheit schnell in weiten Kreisen bekannt zu werden sowie sich die ersten Lorbeeren zu erringen oder doch Käufer zu finden und sich den Weg zu bahnen. Zahllose Kunsthändler, die eifrig nach Novitäten spüren, für die sie sich eine gute Abnahme versprechen, bieten dem jungen Talent unter der Hand manche Gelegenheit emporzukommen. Auch an Reklamen und günstigen Besprechungen in den verschiedensten Zeitschriften und Tageblättern fehlt es nicht, um das Publikum auf die Leistungen der Künstler aufmerksam zu machen sowie dieses für die Kunst zu interessieren. Selbst tadelnde Kritiken sind, ob begründet oder nicht, meist nicht so schädlich für den Namen des Künstlers, wie diese es oft vermeinen. Selbst die ungerechte Kritik ist ein Sporn, und eine Hauptsache ist, daß der junge Künstler nur erst genannt und diskutiert werde, er findet schließlich auch seinen Sachwalter, wofern er nicht ganz unbedeutend ist — oder wider den Geschmack der Zeit verstößt.

Das Publikum seinerseits kann seinen Kunstgeschmack und seine Kunstkenntnisse in Museen, Ausstellungen, auf Reisen, in einer Flut von wissenschaftlich wie populär verfaßten Kunstforschungen, Aufsätzen, Kritiken, Feuilletons 2c., sowie im Verkehr mit Künstlern und Kunstkennern bilden. In der That bemüht

sich auch jeder und jede, wer nur auf **Bildung** Anspruch macht, in Sachen der Kunst mitreden zu können. Die Bewunderung und Begeisterung für alte und neue Kunst ist ein stehendes Thema in jedem gesellschaftlichen Zirkel. Auch an reichen und splendiden Liebhabern, die ungeheure Summen für Kunstwerke zahlen, welche die Künstler fürstlich entlohnen und ehren, fehlt es nicht.

Und dennoch! Kann man wirklich mit voller Überzeugung behaupten, daß die moderne Kunst, sei es Deutschlands, Frankreichs oder irgend eines anderen Landes sich in einem Stadium des höchsten Aufschwunges, der Blüte oder nur der naturgemäßen Entwicklung befinde; oder daß das moderne Publikum wirklich so tief von der Begeisterung für das Schöne, so aufrichtig von der hohen Bedeutung, von der göttlichen Weihe der Kunst durchdrungen sei, wie man bei einer oberflächlichen Beurteilung des heutigen Kunstlebens annehmen könnte? Daß endlich der Kunst heutzutage jene Förderung zuteil werde, wie sie dieselbe in Zeiten der Blüte erfuhr und wie sie zu einem wahrhaften Gedeihen unerläßlich ist? Ich fürchte, nein! —

Es ist nun zwar hervorzuheben, daß ein großer Teil der jetzt bestehenden Kunstschulen, an denen Schüler für alle Gebiete der Kunst und des Kunsthandwerkes ausgebildet werden, auf den Anstoß kunstverständiger Männer und nach tief und wohldurchdachtem Plane angelegt oder reorganisiert wurden, um dadurch den gänzlich zerrütteten Zustand der Künste, der Kunstgewerbe, sowie der allgemeinen Kunstanschauungen, wie er bis etwa zur Mitte dieses Jahrhunderts, wenige hervorragende Leistungen ausgenommen, herrschte, zu beseitigen und durch ein von Grund auf neuzubildendes, volkstümliches Kunstgefühl zu ersetzen, und es ist nicht zu leugnen, daß durch jene Anstrengungen schon vieles besser geworden ist.

Vor allem galt es eben, das unter dem akademisch vornehm nur drei Schwesterkünste anerkennenden, falschen Idealen huldigenden Klassizismus gänzlich verloren gegangene Gefühl für den **Zusammenhang aller Künste**, welches auch der auf jenen folgende, ebenso einseitige Romantizismus sowie der aus der Erschlaffung des Kunstgefühles hervorgehende Eklektizismus und Utilitarismus nicht wieder beleben konnte, ebensowenig wie die genialen, aber eben nicht allseitig unterstützten Anstrengungen einzelner Architekten, Maler und Bildhauer, durch eine künstlerische Erziehung des Volkes, also besonders durch eine Veredlung der gänzlich der Kunst entfremdeten Kunstindustrien wieder herzustellen.

In der That entfaltete sich binnen kurzem eine ungemein reiche Kunstthätigkeit, eine Fülle von technisch trefflich durchgebildeten Talenten trat in allen Zweigen der Künste hervor, wie die stets sich mehrenden Ausstellungen, sowie die zahlreichen Preisausschreibungen wahrzunehmen Gelegenheit geben. Aber dennoch hat sich bis heut der Chor der Künste nicht verständigen können, um wahrhaft einheitliches zu schaffen, um jedem einzelnen Produkte den Zug innerer Verwandtschaft mit den übrigen, das klassische Gepräge des Epochenhaften aufzuprägen. Das liegt vor allem daran, daß die heutige Kunst, trotz aller Virtuosität, doch noch eine künstliche Treibhauspflanze, nicht auf dem natürlichen Boden eines

wahrhaften inneren Bedürfnisses der heutigen Gesellschaft erwachsen ist. Die beste Methode und Schulung, die trefflichsten Meister der Vergangenheit vermögen nicht jene natürliche, organische Erziehung der Künstler und Kunsthandwerker der vergangenen Jahrhunderte zu ersetzen, wo eben die Kunst nicht bloß in den Schulen, Ateliers und Werkstätten, sondern in allen Schichten der Gesellschaft lebte.

Während im Mittelalter und im Zeitalter der Renaissance bis ins vorige Jahrhundert hinein der junge Künstler im Atelier oder der Werkstätte eines Meisters heranreifte und dessen intimste Anschauungen, Gedanken und Kunstgriffe in Fleisch und Blut aufnahm, allmählich als Gehilfe zur Ausführung der an den Meister ergangenen Aufträge beigezogen und dadurch unvermerkt in die praktische Thätigkeit eingeführt wurde, um mit einemmale, selbst Meister geworden, nicht nur schon in einem bestimmten Wirkungskreise, sondern auch in einer gleichsam mit Naturnotwendigkeit ihm angewiesenen und darum auch wirklich zeitgemäßen Richtung sich zu befinden, so steht der Kunstjünger von heute, nachdem ihm durch planmäßigen Unterricht schon eine gewisse Einseitigkeit und Überschätzung seines speziellen Faches eingeimpft worden ist, ohne daß er doch Gelegenheit gefunden hätte, sein Wissen und Können, d. h. bestimmten Aufträgen gemäß, zu üben und zu verwerten, nachdem er seine Schulzeit zurückgelegt hat, mit einemmale dem ihm gänzlich fremden Publikum ohne jegliche Beziehung gegenüber und ist in der größten Verlegenheit, welche konkrete Haltung er seinem Schaffen verleihen soll, sei es um einen glücklicherweise erhaltenen Auftrag auszuführen, sei es, um sich ein Publikum erst zu gewinnen.

Da nun die bestimmten Aufträge heutzutage, eben wegen des mangelnden wahren Kunstlebens, viel seltener sind als in früherer Zeit, so sieht sich der junge Künstler darauf angewiesen in den Ausstellungen oder Konkurrenzen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, was sofort die Gefahr für ihn in sich birgt, entweder, falls er bloß seinen innern Eingebungen und Idealen folgt, den Modegeschmack des kaufenden Publikums nicht zu treffen und trotz seines entschiedenen Talentes unbeachtet zu bleiben, oder doch bloß einen succès d'estime davonzutragen, — oder, falls er diese Klippe vermeiden will und wegen seiner Verhältnisse muß, dem ihm vielleicht wiederstrebenden Geschmack des Publikums nachzugeben, mit seiner Kunst, die ihm heilig sein sollte, um den Beifall zu buhlen. Effekthascherei oder flache, unkünstlerische Auffassung nach irgend einer Richtung hin liegen da sehr nahe.

Doch betrachten wir, ehe wir die einzelnen Verirrungen andeuten, welche diese Nötigung der Künstler, einem launischen Publikum zu willfahren, verursacht, dieses Publikum, welches heutzutage die Kunstpflege in Händen hat, selbst.

Vor allem ist festzustellen, daß das Volk in seinen unteren Schichten heutzutage entweder absolut interesselos oder selbst feindselig der Kunst gegenüber steht, während es in früheren Zeiten eine, wenn auch naive und nicht streng scheidende, so doch warme Verehrung für die Kunst hatte. Der Fabrikarbeiter in seinem harten Kampfe um die Existenz findet keine Zeit, sein Gemüt in der Betrachtung des Schönen zu erholen; sein Elend flößt ihm vielmehr Haß gegen

den Luxus des Reichen ein, dem ja hauptsächlich die Kunst dienen muß. Auch hat das Maschinenwesen in ihm den Sinn für die Form ertötet. Der Handwerker, der von der hohen Kunst im Stiche gelassen wurde, arbeitet ebenfalls nur für das rohe Bedürfnis; ein Oeldruck ist ihm das Ideal eines Gemäldes. Die geschulten Kunsthandwerker stehen noch vereinzelt da und arbeiten auch wesentlich nur für den Luxus, in geschickter, aber unzusammenhängender Nachahmung alter Vorbilder. —

Um so mehr brüstet sich aber die übrige Gesellschaft mit ihrem Kunstverständnis und ihrer Kunstliebe. Der bürgerliche Mittelstand, der sich durch die Lektüre populärer Kunstschriften, durch die Besichtigung von Ausstellungen an der Hand von Zeitungskritiken, durch Reisen unter der Anleitung von Bädeker und Gsell-Fels ein superfeines Kunstverständnis erworben zu haben glaubt, giebt zwar keine Aufträge zu Monumental-Bauten, höchstens zu elenden Mietkasernen, die ein Maurermeister ausführt und die dann auch nicht kunstfördernd sind, kann aber außerdem, zumal in Provinzialstädten, durch gemeinderätliche und musealvorständliche Einwirkungen, die Entwürfe der Architekten verhunzen oder bei einer Konkurrenz dem schlechteren Projekt den Vorzug geben.

Auch findet diese Klasse bürgerlicher Kunstfreunde in den Kunstvereinen Gelegenheit, durch Bilderankäufe für Verlosungen ihrem Kunstgeschmack praktisch Folge zu leisten, gewisse Richtungen zu begünstigen und dadurch Einfluß auf das Schaffen der Künstler auszuüben. Die Wohlhabenderen dieser Klasse von Kunstfreunden kaufen wohl auch für sich selbst Gemälde oder plastische Kunstwerke. In diesem wie in jenem Falle lassen sie sich bei ihrer Wahl vorwiegend von Gesichtspunkten leiten, die einer großartigen Kunst nicht förderlich sind und die Mittelmäßigkeit begünstigen.

Sie bevorzugen jene Gattung des bürgerlichen und bäuerlichen Genres, wo in behaglichem, breitem Ton eine Erzählung im Bilde dargestellt ist, je rührender und je umständlicher, um so besser; der Vorfall, um den es sich handelt, soll in allen Abstufungen, in allen Gefühlsvariationen, auf den Gesichtern, in den Geberden der Familie, der Gevatterschaft, der Nachbarn, des Straßenpublikums, wiederspiegeln; es soll den Klatsch, die Gefühlsduselei ohne Empfindung, das prosaische Behagen, die gedankenlose Tändelei verbildlichen und verewigen.

Diese Geschmacksrichtung des Spießbürgertums wird gefördert durch die zahllosen Illustrationen der Familienblätter und Modezeitungen, wo man in angenehmem Wechsel bald den neuesten Schnitt, bald wieder eine hübsche Geschichte in Bild und Wort betrachten und genießen und sich die Zeit vertreiben kann. Auch die Prachtwerke, eine Zierde des Salontisches, bieten mit ihrem mundgerecht gemachten Text, der sich angenehm und ohne viel Nachdenken durchfliegen läßt, sowie mit ihren effektvollen Holzschnitten eine mühelose Gelegenheit sich über alle Zeiten und Gegenden zu unterrichten, sowie aus der Konfusion, die sie im Kopfe zurücklassen, doch einige Brocken gelegentlich herauszugreifen, um in der Gesellschaft damit seine allseitigen Kenntnisse zu offenbaren. Durch diese Illustrationsfabrik, die von zahlreichen Verlegern eifrig gepflegt wird, werden selbst

talentierte Kunstjünger leicht zu lügenhaften Effekten, zu flüchtiger Erfindung angeleitet, aber allerdings auch beschäftigt.

Das Kunstgewerbe endlich findet durch den Bürgerstand soweit Förderung, als nach der neuesten Mode wenigstens der Salon, womöglich auch das Eßzimmer stilvoll eingerichtet sein muß; entweder altdeutsch — d. h. gotisch oder in deutscher Renaissance. Jede Metzgersfrau will heutzutage ihren Renaissancesalon und ihren gotischen Speisesaal oder umgekehrt haben. Zum teil werden nun zu diesem Behuf alte Möbel und Geräte verschiedenster Provenienz zusammengekauft, zum Teil schafft man sie in den Gewerbehallen an, wo man täuschende Nachahmungen alter Muster finden kann. — Wehe dem jungen Ehegatten, der nicht vor allem dafür sorgt, daß dieser Teil seiner Hauseinrichtung in Ordnung komme, wodurch er und seine Frau allein sich als gebildet und nicht unbemittelt ausweisen können.

Gehen wir eine gesellschaftliche Stufe höher hinauf, (wenn man den Maßstab der materiellen Mittel anlegt), so gelangen wir zu den Millionären und denen, die zu sein es scheinen wollen, den Börsianern, Gründern, den reichen Kaufleuten und Fabrikanten, den Unternehmern, Rentiers und Bankiers. Sie geben den eigentlichen Ton für den heutigen Kunstgeschmack an, sie sind diejenigen, von denen die Kunst lebt, und wollen deshalb auch, daß sie sich nach ihrem — erborgten und der Mode unterworfenen Geschmack richte. Sie möchten freilich den Anschein haben, mit den kunstliebenden Mäzenaten der alten Reichsstädte und italienischen Freistädte als Kunstgönner auf einer Stufe zu stehen, weil sie erfahren haben, daß die Kunstgönnerschaft jederzeit Macht und Ruhm verlieh. Aber wenn auch Familien wie die Medici und andre in ihrer Kaufliebe nicht ganz frei von sozialer und politischer Berechnung sein mochten, sowenig wie die kleinen Fürsten der Renaissance, so zeigt das Resultat der Kunstpflege dieser, daß sie von der Liebe zur Kunst auch wahrhaft beseelt waren, was man von den modernen Mäcenen der genannten Kategorie in den meisten Fällen wohl bezweifeln muß. Vielfach handelt es sich bei ihnen vor allem darum, die Kunst einem blendenden Luxus dienstbar zu machen, der ihren Kredit erhöht und ihre Aktien steigen läßt.

Oder was soll man von der Kunstliebe jenes Bankdirektors sagen, der kürzlich verhaftet wurde, weil er der ihm anvertrauten Sparbank zwei Millionen entwendet, die er zum großen Teil in Gemälden anlegte, und der, obschon er, wie es in der betreffenden Zeitungsnotiz heißt, „ziemlich unverständig kaufte," in Anerkennung seiner Kunstliebe in den Adelsstand erhoben wurde? Es ist ein Beispiel für viele. Oder sind etwa alle jene Bankdirektoren, die in der letzten Zeit Unterschleife gemacht haben, nicht Kunstgönner gewesen? Kaum denkbar! —

Der Schwindel, das Protzentum sind es, die sich heutzutage leider vorzugsweise der Kunstpflege bemächtigt haben, und ihr Einfluß auf die Künste kann nicht anders als verderblich oder doch irreleitend sein, da die Künstler leider Gottes nun einmal auf Käufer angewiesen sind. Vor allem verdankt die Baukunst, die Mutter einer einheitlichen Kunstentfaltung, dieser Gesellschaftsklasse keine

wahre Förderung und infolgedessen ebensowenig alle übrigen monumentalen Künste. Bei der Unsicherheit der auf Spekulation gegründeten Reichtümer, sowie bei der unstäten Lebensweise, die durch die leichten Verbindungen der modernen Zeit mitbedingt sind, überlegt es sich selbst ein Millionär einen Palast sich bauen zu lassen im Stil der florentinischen oder römischen Renaissance; er läßt sich lieber ein Haus bauen, das eventuell auch als Zinshaus dienen kann und dem er nur eine möglichst prunkvolle Fassade vorpappen läßt, die mit der innern Einteilung nicht den mindesten Rapport hat. In der Villenarchitektur muß der Architekt, wofern er überhaupt herbeigezogen wird, den willkürlichsten Launen der Bauherrn folgen, die ja alle kunstverständig sein wollen.

Fehlt nun der Palast, so kann auch die palastmäßige Ausschmückung und Einrichtung nicht ausgeführt werden, selbst wenn der Bauherr Sinn dafür hätte. Vor allem sind die mit Fresken und Stuckaturen geschmückten Plafonds in Mißkredit geraten, weil sie mit dem Gebäude verwachsen sind und sich nicht herunternehmen lassen, wenn der launische, weil eben nicht aus dem Innern kommende, sondern nur von der Mode bestimmte Kunstgeschmack des Herren sich ändert, oder wenn er infolge eines Kraches sich einschränken und seine Kunstschätze versteigern muß. So werden deshalb alte oder imitierte Holzplafonds, die eingesetzt und wieder herausgenommen und verkauft werden können, sowie etwa als Füllungen, Ölgemälde, die ebenso transportabel sind, vorgezogen. Auch die moderne Skulptur findet keine Aufträge bei der Ausschmückung eines solchen Palais, das Nötige aus ihrem Gebiet kann immer auf dem Markt vorrätig gefunden werden. In der gesamten Dekoration und Ausstattung der Räume eines solchen modernen Palastes wird nämlich nicht sowohl auf vornehme Ruhe und großartige Gediegenheit und Einheit als vielmehr auf eine möglichst sinnenberauschende, erdrückend prunkhafte, verworrene und verwirrende Anhäufung von allen möglichen alten und neuen Kunstwerken und Antiquitäten aller Länder und Zonen Bedacht genommen, eine Mode, die von einer höheren Gesellschaftsschicht sowie von Malern und wissenschaftlichen Liebhabern eingeführt und nun von den Geldbaronen nachgeahmt und bis zur Karrikatur übertrieben wird. Statt der gehobenen Stimmung eines veredelten Daseins, welche die Palastgemächer der Renaissance, wie sie in wirklich vornehmen Häusern noch heute zu finden sind, atmen, flößen jene Prachtgemächer des modernen Geldmenschen die nämliche Unruhe, Unbehaglichkeit und schließliche Abstumpfung ein, wie die Magazine der großen Antiquitätenhändler, wo ebenfalls die Kunsterzeugnisse aller Zeiten, Länder und Gattungen, Gutes wie Schlechtes, Echtes und Imitiertes bunt durcheinander, in einer sogenannten malerischen Unordnung an- und übereinander gehäuft sind.

In den modernen Salons der erwähnten Gattung werden aber die Dissonanzen noch erhöht durch die Vereinigung der vom Antiquitätenhändler oder auf Versteigerungen oft um fabelhafte Preise erstandenen alten oder exotischen Kunsterzeugnisse mit den Produkten der modernen Kunst und Industrie. Da sieht man die Wände mit orientalischen und altdeutschen Teppichen verhängt, dort mit gotischen und Renaissancetäfelungen verkleidet. Auf einem Rokokokamin stehen

chinesische Tassen, italienische Majoliken und gotische Monstranzen. Deutsche und italienische Holzschnitzschränke mit griechischen Vasen darauf, aus denen vergoldete Binsen, sogenannte Makartbouketts, herabnicken, verstellen den Weg. Auf den türkischen Divans und modernen Renaissancestühlen liegen Wappen und Albums mit Dürerschen Stichen und Photographien von Theaterschönheiten, so daß man aufpassen muß, sich nicht darauf zu setzen. Hier verbaut eine chinesische Schirmwand, von der sich antike Büsten und moderne italienische Genreskulpturen auf allerlei altertümlichen Möbeln als Sockeln abheben, die Passage. Dort läuft man, bei dem gedämpften Licht, welches die Butzenscheiben und Glasmalereien über diese stilvolle Einrichtung verbreiten, Gefahr an eine Trophäe von etruskischen Helmen, persischen Streitäxten und deutschen Hellebarden anzurennen und sich wohl gar an einem herausragenden spanischen Dolche zu spießen. Auf Staffeleien stehen angebliche Tizians, wirkliche Makarts, in prunkvollen Rahmen hängen andere interessante Nuditäten sowie Kostümbilder à la Fortuny, Impressionisten, die Porträts der würdevoll-lächelnden Hausherrn, der stattlichen Dame des Hauses, des eleganten Fräuleins Tochter mit Hund und Reitpeitsche, sowie der interessante Nachwuchs mit gespreizten Beinen im modernsten Affenkostüm. Auch eine üppige Odaliske à la Sichel, sowie eine heilige Szene im Stile Liebermanns oder in moderner Nachempfindung nach Rembrandt, Murillo, Vandyk ꝛc. darf nicht fehlen.

Für alle diese Schätze wurden bei Kunsthändlern oder auf Kunstauktionen hohe, oft horrende Preise bezahlt, die den Gästen des Hauses gelegentlich als Bagatelle angegeben werden. Je mehr der Preis außer Verhältnis zum Gegenstand steht, bloß den Maßstab der „Affektion" des Käufers sowie seiner unerschöpflichen Kasse bildet, um so entsprechender seinen Intentionen, zu imponieren, wurde er verausgabt. — Und wie mächtig könnten diese so zersplitterten und verschleuderten Summen, planmäßig und einheitlich verausgabt, zur Wiederbelebung einer monumentalen Kunstrichtung und damit eines allgemeinen, echten Kunstsinnes beitragen!

Zwar giebt es heutzutage schließlich noch eine Elite von Kunstfreunden und Förderern in größerem Maßstab, zu der gewiß auch ein Teil der feiner gebildeten und empfindenden Kapitalisten und Geldfürsten zu rechnen ist, sodann vorzugsweise jene Mitglieder des begüterten Adels, welche noch die schönen Traditionen der Renaissance, eine wahrhaft vornehme Bildung sowie eine echte Liebe zu Kunst und Wissenschaft bewahrten, Traditionen, die Gott sei Dank besonders auch von fürstlichen Persönlichkeiten gepflegt werden. Dieser Klasse von Kunstfreunden der vornehmsten Gattung sind endlich auch, wenn nicht vermöge ihrer Mittel und ihrer Geburt, so doch vermöge ihres wahren Kunstgefühls eine Reihe von Künstlern und Schriftstellern und Männern der Wissenschaft beizuzählen, welche sich zu einer vornehmen Lebensstellung emporgeschwungen haben.

Betrachten wir nun die Förderung, welche die moderne Kunst dieser Gruppe von Kunstfreunden zu danken hat, so gehen von ihr zwar zahlreichere Bauaufträge zu Lustschlössern, Villen und selbst Palais aus, auch werden hierzu tüchtige Kräfte herbeigezogen und auf Harmonie der Ausführung gesehen; nur tritt hier auch oft das leidige Schwanken im architektonischen Geschmack unser Zeit hervor,

zumal die Auftraggeber dieser Klasse oft selbst wirkliche architekturgeschichtliche Studien gemacht haben, welche aber häufig von Traditionen geleitet wurden, so daß sich nun der eine eine gotische Burg, der andere eine italienische Villa, der dritte eine Art Alhambra (wie ein Marchese in Florenz), der vierte einen französischen Rokokopalast, der fünfte ein Schlößchen in deutscher Renaissance, der sechste im Phantasiestil erbauen läßt. — Oft geschieht es nun, daß an beliebten Punkten, wie z. B. an den Dresdner Elbufern oder am Rhein, eine ganze Musterkarte aller Stile, die zudem keineswegs immer glücklich gehandhabt sind, sich traulich aneinanderreiht.

Im übrigen ist der kunstsinnige Teil des Adels durch die Instandhaltung und Pflege der ererbten, vornehm angelegten Paläste und Schlösser sowie der darin geborgenen Kunstschätze von vornherein an eine edlere Kunstauffassung gewöhnt als der Parvenü, der es ihm womöglich, des vornehmen Scheines halber, zuvorthun möchte, aber ebendadurch wie bei seinem Kleiderprunk ins Aufgedonnerte gerät. Der kunstsinnige Adel verlegt sich, häufig schon durch die historischen Reliquien seiner Familie angeregt, auf das Sammeln, das aber bei ihm meist einen ernsteren, wissenschaftlicheren Charakter annimmt als bei dem Börsianer und deshalb auch eine geschmackvollere Aufstellung zur Folge hat, die allerdings auch durch die Lokalitäten, die ihm meist noch zur Verfügung stehen, begünstigt wird. Man denke an einen kunstsinnigen römischen Prinzipe, welcher, die Sammlungen seiner Väter mehrend, für alles einen architektonisch prädestinierten Platz findet, — dasselbe gilt von einem französischen oder deutschen Schloßherrn. — Aber freilich ist dieser kunstsinnige Teil des Adels, der zugleich reich begütert wäre, heutzutage zu gering an Zahl und besitzt eben zumeist schon seine monumentale Wohnstätte von den Vätern her, so daß sein Einfluß auf die Hebung des allgemeinen Kunstsinnes und des monumentalen Schaffens nicht durchschlagend sein kann.

Was die reichgewordenen Ritter vom Geiste betrifft, so verdanken sie zum Teil ihre materiellen Erfolge eben dem Umstande, daß sie der Mode des Tages zu fröhnen wußten oder auch reichen Heiraten, gehören also auch in die Kategorie der Protzen, deren Geschmack sie sich auch so ziemlich anschließen. Die wirklich gediegenen Künstler, die zugleich reich wurden, können jedoch ebenfalls nicht mit dem Adel der Fürsten wetteifern, was äußere Kunstpflege betrifft, da sie doch meist in Miethäusern wohnen, wozu sie häufig schon ihr unruhiges, unseßhaftes Temperament veranlaßt.

Auch herrscht bei ihnen, wenigstens den Malern, heutzutage meist ebenfalls jene antiquarisch-malerische Tendenz in der Ausschmückung der Räume vor, die wir in ihrer geschmacklosen Ausartung bei den Geldprotzen sehen. Diese Geschmacksrichtung der Maler in der Dekoration der Räume ist in letzter Linie auf die historische und realistische Tendenz der Zeit zurückzuführen, die sie nötigte, um die Kritik der kostümkundigen Beurteiler (zu denen außer Gelehrten besonders auch der Adel sein Kontingent stellte) nicht herauszufordern, in historischen Bildern eine jede Zeit genau nach ihren Trachten, Möbeln, Waffen in möglichster Evidenz vorzuführen.

Nicht zufrieden, in den öffentlichen Sammlungen die bezüglichen Studien zu machen, trachteten sie danach solche Antiquitäten, die sie in ihren Gemälden brauchen konnten, selbst zu besitzen, um sie ganz getreu kopieren zu können. —

Haben sich nun diese alten Geräte, Teppiche, Kostüme ꝛc. allmählich im Atelier angesammelt, so werden sie in malerischer Unordnung zu einer farbigen Gesamtwirkung zusammengestellt, wodurch sich der Maler koloristisch angeregt fühlt. Dieser letztere Gesichtspunkt mag nicht unbegründet sein, und man begreift, daß in einer Werkstätte künstlerischen Schaffens ein Chaos von Formen und Farben gerade zum Gestalten anregen kann. Aber eine Verirrung des modernen Geschmackes ist es, wenn dieses Atelierwirrwar, zugleich mit der Trödlerbude als Vorbild zur Ausschmückung von Wohnräumen gilt, wo Ordnung, Klarheit und Ruhe doch die erste Bedingung einer behaglichen oder vornehmen Existenz bilden.

Welche Folge hat nun der Umstand, daß bislang die Hauptförderung der Künste durch diejenige Klasse der Bevölkerung ausgeübt wird, welche, einzelne Ausnahmen abgerechnet, im ganzen gewiß nicht aus heiliger Liebe zur Kunst — denn die wahre Kunstliebe ist eine so heilige und erhebende Empfindung wie die Frömmigkeit — sondern aus Liebe zur Zerstreuung, zum Prunk, zum orientalischen Luxus und Farbengeflimmer aus Frivolität, aus Mode, Schwindel, Sucht vornehm zu scheinen und ihre Reichtümer zu zeigen, jene ungeheuren Summen dafür ausgiebt, welche nötig sind, um die zahllosen Antiquitätenhändler sowie die Legion von Malern zu ernähren und unter Umständen selbst reich zu machen?

Der junge Künstler, ohne Aussicht auf monumentale Aufträge, muß eben auf gut Glück Staffeleibilder malen, in der Hoffnung auf dem Kunstmarkt, der Ausstellung, bei einem Kunsthändler oder durch persönliche Bemühungen in den Salons der Reichen, denen er sich interessant und liebenswürdig zu machen sucht, Käufer zu finden. Gelingt es ihm, mit einer neuen Spezialität aufzutreten, welche Anklang findet und zur Mode wird, dann hat er sein Glück gemacht, wofern er bei dieser Gattung, auch gegen seine Neigung, bleibt und sie industriell ausbeutet. Die Schar der Nachahmer, welche dann sofort auf dem von ihm gebahnten Wege weiter wandelt und ihn bald zur Heerstraße austritt, kann ihm solange nichts anhaben, bis nicht die Übersättigung des launischen Publikums, für das sie arbeiten, das Kind mit dem Bade ausschüttet.

Welche Symptome sind es nun aber hauptsächlich in der modernen Kunst, die den schädlichen Einfluß der Salons der geschilderten Gattung sowie des sogenannten High-lifes der großen Stadt verraten?

Hinsichtlich der Architektur mögen die schon geschehenen Andeutungen genügen. Was die Malerei betrifft, nehmen wir zuerst das Porträt. Hier ist es im allgemeinen das absichtlich geschmeichelte und geglückte in der Auffassung, das Manieriert-Geleckte im Vortrag, das Salonfähige in der Haltung und im Beiwerk, kurz das Seichte und Prätentiöse, welches an Stelle einer einfachen, unbefangenen, charakteristisch-lebensvollen Auffassung getreten ist, wie sie der wahren

Kunst eigen, und wie sie Gottlob heutzutage auch von einzelnen Meistern vertreten wird.

Was nun die übrigen Gattungen der Malerei betrifft, welche die menschliche Figur zum Hauptgegenstand ihrer Darstellung haben, so verlangt der tonangebende Modegeschmack kein wahrhaftes, von der Künstlerseele aus das Ganze einheitlich durchdringendes und gestaltendes Leben, wie es die Meister der Renaissance ihren Schöpfungen bei aller realen Unmöglichkeit der dargestellten Gegenstände zu geben wußten, sondern man begnügt sich jetzt mit dem Schein des Lebens, welcher durch die allmähliche Zusammentragung des Bildes aus einzelnen Kopien nach gestellten Modellen, nach Kostümen, Geräten, Interieurs ꝛc. in möglichster Naturtreue im einzelnen hergestellt wird. Daß aber z. B. ein modernes Grisettengesicht in altdeutscher Tracht kein echtes deutsches Bürgermädchen darstelle, daran stößt man sich nicht: wenn nur das Gewand historisch korrekt ist und das Gesicht ein fades, kokettes Lächeln zeigt, so ist der historische Sinn befriedigt und zugleich die Sinnlichkeit angenehm angeregt. Will aber ein Maler in historischer Treue ein übriges thun und den echten Kostümen auch echte Köpfe geben, so sucht er auch wohl diese aus alten Bildern zusammen, um dann die auf solche Weise konzipierten Figuren in Modellstellungen zusammen zu gruppieren. Diese Kostüm- und Modellmalerei, mit gelegentlichen Reminiszenzen an alte Bilder, sei es im einzelnen, sei es in der ganzen Komposition und Farbenstimmung, die aber doch wieder moderne Härten und Unverdautheiten zeigt, ist meist mit virtuoser Technik verbunden und nimmt den Sinn der dieser Richtung huldigenden Künstler wie des entsprechenden Publikums so gefangen, daß darüber der Ernst, die Großartigkeit und Einheit der Konzeption völlig verloren geht und nicht nur sogenannte historische Gemälde, bloße technisch-antiquarische Modellstücke oder kostümierte Genrebilder darstellen, sondern die Genrebilder selbst sich mit den banalsten, nichtssagendsten Motiven begnügen, nur um die Virtuosität des Künstlers zu manifestieren und den oberflächlichen Geschmack der Käufer zu befriedigen. Dabei reden sich die Künstler dieser Richtung, um sich über die Leere ihres Schaffens zu täuschen, noch ein, sie besäßen die wahre künstlerische Auffassung, wie sie der Blütezeit der Kunst eigen war, welcher der Gegenstand nur ein Vorwand zur Entfaltung ihrer Kunst sei, aber sie täuschen sich. Der Gegenstand an sich macht zwar kein Kunstwerk, aber irgend ein schönes oder wahres Lebensmotiv muß dem Gemälde doch zu Grunde liegen und eine angemessene, lebendige Ausprägung durch dieselbe erhalten; zumal, wo die menschliche Figur dargestellt wird, muß diese doch irgend eine Empfindung ausdrücken und nicht bloß als Kleiderstock dastehen; ein Gemälde, dessen Entstehung man, trotz virtuosester Ausführung, auf das Kostümmodell zurückführen kann, welches der Maler vielleicht in der Akademie aufnahm und nachher beliebig taufte, ist kein Gemälde. Den alten Niederländern bei all' ihrer Unbefangenheit, mit der sie alle möglichen Stoffe sich kunstgerecht machten, wird man schwerlich irgend ein Beispiel so geistloser Modellmalerei nachweisen können, als echte Pantheisten in der Auffassung fanden sie freilich überall Lebensmotive, die sie mit tiefer künstlerischer Intuition und warmem

Gefühl einheitlich und überzeugend zum Ausdruck brachten. — Ein besonders abstoßendes Element bei dieser modernen Modellmalerei, das ich schon andeutete, ist dann die absichtliche Koketterie, das fade Schmachten und lächelnde Zähnefletschen, das in den weiblichen Köpfen, das nervös Lüsterne und Sinnliche, das im Nackten sich geltend macht, sie entspricht eben ganz dem Geschmack der modernen Geldaristokraten und Roués. Wie anders die ernste noble Ruhe, die tiefe Poesie in den weiblichen Köpfen der Renaissance oder der Antike, die großartige, eine heilige, künstlerische Freude an der Schönheit der Schöpfung, die jeden Nebengedanken ausschließt, atmende Auffassung des Nackten in den nämlichen Epochen.

Besonders deutlich macht sich der unmonumentale, den Ernst und die Würde der Kunst vernichtende Einfluß des modernen Durchschnittslebens im Gebiete der Skulptur geltend, deren Schöpfungen, die wenigen Aufträge für öffentliche Gebäude und Monumente abgesehen, ebenfalls vorwiegend für den Markt berechnet sind. Diese Richtung wurde von den Italienern zuerst und am massenhaftesten kultiviert, in grellem Gegensatz zu den hohen Vorbildern, welche gerade ihnen sowohl die Reste des Altertums wie die Werke ihrer großen Vorfahren so reichlich bieten. Mit gänzlicher Verleugnung des Materials wird der Marmor mit einer raffiniert virtuosen Technik zu malerisch-effektvollen Darstellungen jeder kleinlichen Misere und Trivialität des täglichen Lebens, vor allem der Kinderstube, ferner des Grisettentums, des faden Lächelns der salonmäßigen Koketterie, des sinnlichen Reizes der halben Verhüllung &c. verarbeitet, die oft doch nur einen falschen Schein des Lebens lügen, indem in ihnen das tiefere Formstudium gänzlich vernachlässigt wird. — Das Kunstgewerbe ferner, um allen stilistischen Neigungen der Kenner, dem bunten Chaos der Salons zu genügen, ahmt mit erstaunlicher Technik die Muster aller Zeiten und Stile, die Werke der italienischen und deutschen Renaissance, daneben türkische, indische, persische, griechische Produkte nach und bietet den Antiquaren manche gute Gelegenheit, neues für altes für hohen Preis an den Mann zu bringen. Der feinere Kenner wird freilich immer das moderne Produkt vom alten durch des ersteren fabrikmäßigere Technik und Formgebung, durch dessen unverdaute Zusammenstellung zusammengesuchter Motive unterscheiden.

Was nun das Verhalten des Klerus gegenüber den Künsten betrifft, so pflegt dieser noch heute im Anschluß an die Nazarener einen neubyzantinischen Stil, der ein Gemisch von Classizistisch, Gotisch, Byzantinisch und Sentimental-Modern ist, das wenig oder nichts vom Künstlertum an sich trägt, jedenfalls keine neue monumentale und populäre Kunst zu begründen vermag. Um diesem wässrigen Pseudostil aber in seinem Revier wenigstens Platz und Geltung zu verschaffen, geht der Klerus, zumal in den abgelegenen Provinzen, wohin die staatliche Aufsicht weniger dringt, mit einer Schonungslosigkeit, nicht bloß gegen die bei ihm in gänzliche Ungnade gefallenen üppig-harmonischen Schöpfungen des Barock und Rokoko, sondern auch mit einer Pietätlosigkeit gegen die älteren Denkmale vor, welche den Antiquitätenhändlern, diesen Ratten der Monumente, die reichlichsten

Bezugsquellen für ihre verschleppende destruktive Spekulation liefert. Behauptet doch ein modernster Jesuiten-Ästhetiker, daß Raphaels Gemälde von der religiösen Kunst auszuschließen seien!

Um nun schließlich der Hilfe des Staates Erwähnung zu thun, von der manche alles Heil, auch in Kunstsachen, erwarten, so haben wir bereits gesehen, daß der Staat in der Gründung von Kunstschulen und Museen nach den neuesten Theorien schon viel Bereitwilligkeit gezeigt hat, von Grund auf ein gesunderes Kunstleben ins Leben zu rufen; auch in der Eröffnung von Ausstellungen, Ausschreibungen, in der Errichtung von Lehrstühlen, in der Austeilung von Stipendien ist er redlich bestrebt, das künstlerische Streben und Verständnis zu fördern. Aber was nützt das bloße Erwecken und Anspornen von künstlerischen Talenten und Anschauungen im einzelnen, wenn diese keine ersprießliche Gelegenheit finden, durch Anwendung ihrer Fähigkeiten auf große Aufgaben sich wirklich zu entfalten und ihre Ideale zu verwirklichen? Zwar die Architekten erhalten durch die öffentlichen Bauten, an denen gerade in neuester Zeit nicht gespart wird, ein weites Feld monumentaler Thätigkeit, das sie aber leider wegen ihrer Stilzerfahrenheit und weil von oben herab zu wenig auf einheitlichen Charakter der Monumentalbauten gesehen wird, nicht segensreich genug bebauen. Dagegen wird die Skulptur viel zu einseitig mit Denkmälern berühmter Männer beschäftigt, durch welche sie ermüden muß und in denen sie sich gerade deshalb vielleicht im ganzen immer noch nicht von der alten, unarchitektonischen Schablone befreit hat. Öffentliche Fontänen, Statuen und Gruppen für Nischen und Treppenhäuser, Reliefs für Giebel und Attiken werden noch viel zu wenig in Auftrag gegeben. Noch weniger wird von den Regierungen die monumentale Malerei gefördert, besonders auch die Wandmalerei, die so wesentlich zur Popularisierung der Kunst und zur Verschwisterung der Künste beiträgt. — Aber auch große Aufträge für Nationalgalerien, Kirchen 2c. vonseiten des Staates tragen wesentlich zur Hebung und Vereilung des Stiles in der Malerei bei. Hierin geht Frankreich voran, was seine Malerei trotz mancher Verirrungen im schlecht-modernen Sinne doch in vielen Werken durch eine gewisse Größe und Breite des Vortrags, Einfachheit und Ernst der Auffassung in vorteilhafter Weise erkennen läßt. Auch Spaniens Malerei verdankt der staatlichen Protektion gewiß zum teil ihren Aufschwung. Andere Staaten dagegen wie England und in Deutschland Bayern thun gar nichts in dieser Richtung, wogegen Preußen hierin in letzter Zeit sich ebenfalls auszeichnet und auch bereits vorteilhafte Resultate erzielt hat. Man denke an die Wandmalereien A. v. Werners im Peristil des Siegesdenkmals und seine wie anderer Maler Fresken in der Kuppel des Zeughauses zu Berlin. — Man denke ferner an die Wandgemälde Jensens im Nationalmuseum zu Berlin sowie im Rathaus von Erfurt, die diese Stadt, vielleicht angespornt durch das Beispiel der Regierung, hat ausführen lassen. —

Ebenso hat man jetzt in der Hauptstadt Österreichs angefangen, die dort in den letzten Jahrzehnten entstandenen großartigen, nur leider in allen möglichen

Stilarten erbauten öffentlichen Gebäude mit großen Wand- und Deckenmalereien auszuschmücken.

Der fördernde Einfluß dieses Vorgehens der preußischen Regierung beginnt sich zunächst also, wie es scheint, darin geltend zu machen, daß auch schon Städteverwaltungen sowie selbst Privatpersonen für Erhebung der Monumentalmalerei in ähnlichem Sinne sich bemühen. Und gerade ehe nicht eine allgemeine Beteiligung der reichen Privatleute an dieser Bewegung eintritt, und dieselben ihre Privatwohnungen, statt mit allerlei altem Plunder und modernen Pikanterien mit einem malerischen und plastischen Schmuck versehen, die im Zusammenhang mit der Architektur steht, kann trotz aller Bemühungen des Staates eine höhere Kunstauffassung nicht allgemein werden. Einen Auftrag zum Bessern hat in dieser Beziehung ein verstorbener Künstlerfreund gemacht, welcher eine Stiftung von 3000 Mk. jährlichen Zinsen dafür bestimmt hat, daß jährlich Privatpersonen Deutschlands ihre Wohnräume mit Freskobildern nach ihrer Wahl, jedoch unter der Aufsicht von deutschen Kunstanstalten ausschmücken lassen. Es ist ein etwas künstlich ausgeklügeltes Mittel, um der Monumentalmalerei wieder Aufnahme und Verbreitung in Deutschland zu verschaffen, aber alles ist mit Freude zu begrüßen, was diesen Zweck fördern kann.

Freilich dürfte auch die Skulptur nicht vergessen werden.

Aber alle diese Mittel sind Palliativmittel, ehe nicht diejenige Kunst, welche allen übrigen erst die Stätte, wo sie wirken und die sie schmücken sollen, bereitet, die Architektur, ihre Ziele klar erkennt und sich zu einem wahren, monumentalen Baustil der Neuzeit durcharbeitet. Allein trotz wahrhaft reformatorischen Leistungen auf diesem Gebiete wuchert leider wieder ein Elektrizismus auf, der auch alle übrigen Künste in Rat- und Ziellosigkeit stürzen muß und noch dazu das Üble mit sich führt, daß er auch die guten Ansätze als bloße Experimente erscheinen läßt, so lange es ihnen nicht gelingt, ihre Richtung zur absoluten Herrschaft zu bringen. Denn wenn die Künste wahrhaft blühen, ein einheitliches Gepräge erhalten und vom ganzen Volksgeist getragen werden sollen, so bedarf es vor allem eines herrschenden Architekturstils als wahrhaften Ausdruckes der Zeit.

Hoffen wir also, daß die Renaissancearchitektur bald zum völligen Siege gelange, aber nicht die deutsche Renaissance in moderner Auffassung, die bereits ebenfalls zum willkürlichen Formenspiel ausgeartet ist, sondern die an der klassischen Architektur geläuterte, durch die späteren guten Bauideen bereicherte und den modernen, sowie beziehungsweise nordischen Bedürfnissen angepaßte klassische Renaissance (wie auch die französische) mit ihrer malerischen Gruppierung und ihrer Berücksichtigung nordischer Verhältnisse, nicht absolut — zumal beim Privatbau — auszuschließen sei, — aber sie soll mit doppelter Vorsicht studiert und in ihren vernünftigen und guten Motiven, nicht aber in ihren Auswüchsen, Launen und Verrücktheiten nachgeahmt werden. Die Schnörkel sind vielleicht nicht durchaus und überall zu verwerfen, aber die antiken Ordnungen und Zierglieder sollen nicht zu sehr mißhandelt, auseinandergerissen und in ihren zerstückelten Teilen als sinnliche Ornamente verwertet werden. Denn sie haben eben

doch eine tiefe, struktiv-symbolische Bedeutung, die sich schwerlich durch anderes schöner und vernünftiger ausdrücken läßt. Sie bilden eine uralte, gleichsam aus der Natur erwachsene Kulturerbschaft, die wir so wenig ignorieren können, wie die Skulpturen eines Phidias, die Dichtungen eines Sophokles, die aber für uns noch maßgebender sind, da die Formen der Architektur allein und ausschließlich auf Tradition oder Konvention beruhen, wir aber, um einen neuen Architekturstil zu gründen, nicht noch einmal die ganze Kulturarbeit der Menschheit von Anfang an wiederholen können!

Über Schwerhörigkeit im höheren Alter.

Von

K. Bürkner.

Ein bekannter Satz lautet: „das Alter an sich ist eine Krankheit“; diese Behauptung ist ohne Frage berechtigt, insofern sich darin die alltägliche Erfahrung ausspricht, daß der menschliche Körper wie jeder irdische Organismus sich mit der Zeit abnützt und daß daher der Greis nicht so leistungsfähig sein kann wie der Jüngling; sie ist aber nur zu häufig der Ausdruck der durchaus irrigen Ansicht, daß das höhere Alter nicht nur allerhand kleine Schwächen, sondern auch eine ganze Reihe von empfindlicheren Störungen und Gebrechen mit sich bringen müsse und daß jede sich in den höheren Lebensjahren einstellende Unregelmäßigkeit einfach durch das Alter bedingt und daher als eine unabwendbare Fügung hinzunehmen sei.

In diesem resignierten Gefühle plagt sich so mancher Greis mit den verschiedensten Krankheiten, welche bei geeigneter Behandlung in vielen Fällen zu heilen oder doch wesentlich zu lindern wären; und kaum ein Gebrechen nimmt der Mensch im höheren Alter mit größerer Seelenruhe als etwas Selbstverständliches hin als eine zunehmende Schwäche des Hörsinnes.

„Wozu soll ich alter Mann denn noch den Arzt belästigen? Es ist ja doch nicht zu helfen; ich höre schwer aus Altersschwäche“ — so denken und sprechen die meisten alten Leute, deren Gehör abnimmt. Gewiß ist es nicht zu leugnen, daß das Ohr so gut wie jeder andere Körperteil im höheren Alter an Leistungsfähigkeit Einbuße zu erleiden pflegt; wie sich im Fettgewebe, in den Schleimhäuten, den Muskeln, im Gehirn infolge mangelhafter Ernährung ein gewisser Schwund geltend macht, weil das Blut dünner und spärlicher wird und an Kraft verliert, so zeigen einzelne oder alle Sinne, und unter ihnen in erster Linie der Gehörsinn, durchaus nicht selten infolge von Ernährungsstörungen (Atrophie) eine mehr oder weniger beträchtliche Abnahme der Energie. Allein diese ausschließlich durch das höhere Alter bedingte Hörstörung erreicht niemals einen hohen Grad; es besteht eine gewisse Stumpfheit, Trägheit des Ohres, nicht aber

eine eigentliche Taubheit; die mechanische Leitung ist nicht aufgehoben, aber der schallempfindende Teil, sowohl der Hörnerv mit seinen feinen Ausbreitungen im Labyrinthe als auch namentlich derjenige Bezirk des Gehirnes, welcher dem Hörsinne dient, ist geringeren Eindrücken weniger zugänglich, weniger reizbar geworden, und darum sind die Gehörempfindungen minder deutlich und minder präzis als im früheren Lebensalter.

Diese Art von Abnahme der Hörfunktion muß der Bejahrte freilich mit hinnehmen, da sie in der That auf dem Schwunde der Lebenskraft beruht; und da der Grad dieser Schwerhörigkeit eben nicht sehr beträchtlich zu sein pflegt, so wird sie auch nicht allzu hart empfunden, oft sogar kaum bemerkt, zumal da das Greisenalter es liebt, mehr in sich gekehrt, fern von größeren geselligen Kreisen zu leben.

Wenn wir also auf der einen Seite zugeben müssen, daß infolge der Abnutzung des Körpers im höheren Alter der Hörsinn in der Regel an Schärfe abnimmt, so können wir doch auf der anderen Seite nicht umhin zu behaupten, daß, wenn überall ein Greis höhergradig schwerhörig ist, besondere Krankheiten zu Grunde liegen müssen, welche die Gehörabnahme bedingen.

Diese Krankheiten können sehr verschiedener Art sein. Eine gewöhnliche Ursache der Schwerhörigkeit bei bejahrten Individuen ist z. B. die Ansammlung von Ohrenschmalz im Gehörgange, und der Ohrenarzt hat oft die Freude, eine angeblich infolge von Altersschwäche eingetretene langwierige Taubheit durch einfaches Entfernen der den Schallzutritt hindernden Massen vollständig und dauernd zu beseitigen. So günstige Erfolge, wie sie die ärztliche Behandlung bei der Ohrenschmalzansammlung erzielt und bei der Häufigkeit dieser Anomalie gewiß viel öfter bei scheinbar aus Altersschwäche tauben Personen erzielen könnte, als man in der Regel annimmt, — so günstige Erfolge kommen freilich bei weitaus der Mehrzahl der zur Schwerhörigkeit führenden Ohrenkrankheiten nicht vor, zumal die Affektionen ungemein chronisch zu verlaufen pflegen, außerdem meist auch noch ungebührlich lange unbeachtet bleiben und besonders, weil die Kunst des Arztes beim Greise durch den Heiltrieb der Natur keine Unterstützung findet.

Die gewöhnlichsten Erscheinungen, welche die Gehörorgane der schwerhörigen Greise darbieten, charakterisieren sich teils durch eine Erschlaffung, teils durch eine Erstarrung und Verdickung der Gewebe; und zwar sind die Fälle der letzteren Art weitaus die schwersten.

Die Erschlaffung betrifft hauptsächlich die Haut der Ohrmuschel und des Gehörganges und äußert sich darin, daß das Ohr, welches sonst straff mit dem knöchernen Teile des Ohrkanales verbunden ist, schlaff am Kopfe herabhängt, runzelig aussieht und sich leicht von hinten und oben her einrollt. Wichtiger für das Gehör ist eine andere Altersveränderung, welche der Gehörgang nicht selten erleidet: indem nämlich die ihn auskleidende Haut erschlafft, faltet sie sich zusammen und kann so zu einer beträchtlichen Verengung, ja zu vollständiger Verschließung des Ohrkanales führen, welche den Schallwellen den Zutritt zum

Trommelfelle erschwert oder verwehrt und dadurch Schwerhörigkeit bedingt. Diese Art von Gehörstörung ist meist durch eine mechanische Erweiterung des zusammengefallenen Gehörganges mit Hilfe von eingeschobenen kleinen Röhren zu beseitigen.

Noch ein anderer Teil des Gehörganges findet sich nicht selten bei alten Individuen im Zustande der Erschlaffung: die Ohrtrompete, ein zum Teil häutiger, zum Teil knorpeliger und knöcherner Kanal, welcher die durch das Trommelfell nach dem Gehörgange zu luftdicht abgeschlossene Paukenhöhle mit dem Schlunde verbindet und ihr von dort aus atmosphärische Luft zuführt. Werden die häutigen Wandungen dieser Ohrtrompete infolge mangelhafter Ernährung schlaff, so ereignet sich etwas ganz Analoges wie beim Gehörgange: das der Ventilation dienende Rohr klappt zusammen, und der Paukenhöhle, welche, wenn sie ungestört funktionieren soll, mit der äußeren Luft kommunizieren muß, wird der Luftzutritt gesperrt oder doch wesentlich vermindert. Auf diese Weise entsteht dann ein bisweilen beträchtlicher Grad von Schwerhörigkeit.

Was die Erstarrung und Verdickung, soweit sie bei Greisen im Gebiete des Gehörorgans vorkommen, anbelangt, so werden verschiedene Teile des Ohres davon betroffen. Die Einwirkung auf die Hörfunktion richtet sich nach der Wichtigkeit des ergriffenen Organs und nach der Intensität der Erkrankung.

Am häufigsten findet sich eine gleichmäßige Verdickung der Schleimhaut, welche die innere Fläche des Trommelfells und die hinter diesem gelegene Paukenhöhle nebst ihrem Inhalte, den Gehörknöchelchen, überzieht. Die dadurch hervorgerufene Starrheit hindert sowohl das Trommelfell als auch die Knöchelchen, also diejenigen Teile des Ohres, welche dazu bestimmt sind, durch die im Gehörgange gesammelten Schallwellen in Bewegung gesetzt zu werden, in ihrer Schwingungsfähigkeit und führt so zu einer Schwerhörigkeit, welche um so bedeutender sein wird, je starrer die bekleidende Haut geworden ist. Wenn ausschließlich das Trommelfell verdickt ist, so kann die Hörfähigkeit noch ziemlich gut sein; sind aber die Gehörknöchelchen durch die Erstarrung der sie umhüllenden, krankhaft veränderten Membrane in ihren Exkursionen behindert, so ist die Gehörsabnahme bedeutend, und bei völliger Fixierung der Knöchelchen, zumal des am weitesten nach innen gelegenen Steigbügels, ist eine komplette Taubheit unausbleiblich.

Die Schleimhaut kann so hochgradige Veränderungen eingehen, daß von ihrem ursprünglichen Charakter keine Spur übrig bleibt, daß die Paukenhöhle sich mit einem dicken, schwieligen Überzuge bedeckt findet oder sogar durch neugebildete Knochen verengert erscheint. In seltenen Fällen kommt es wohl auch zu einer Verknöcherung des ganzen Trommelfelles.

Neben dieser ausgedehnten Verdickung kommt in der Paukenhöhle bei Greisen mitunter auch eine andere Anomalie vor, welche gleichfalls zur Erstarrung und Schwerhörigkeit des Trommelfells und der Gehörknöchelchen führen kann und welche in bandartigen Verwachsungen verschiedener Teile unter einander besteht. Am häufigsten spannen sich derartige Bänder gleichsam wie Brücken zwischen einer

Wand der Paukenhöhle und dem Trommelfelle oder einem der Gehörknöchelchen aus, und in diesen Fällen muß natürlich, sobald die Verlötungen straff gespannt sind, die Beweglichkeit gehindert und somit die Hörfähigkeit geschwächt sein. Andere Arten von Adhäsionsbildung können hingegen unschädlich sein.

Eine bei alten Leuten leider nicht seltene üble Folge der Erstarrung des schallzuleitenden Apparates, wie man das Trommelfell mit den sich kettenartig an dasselbe anschließenden Gehörknöchelchen zu bezeichnen pflegt, ist die Erkrankung des inneren Ohrabschnittes oder Labyrinthes. Dasselbe stellt einen Hohlraum dar, in welchem die feinen Endigungen des die Schallwahrnehmungen vermittelnden Hörnerven, von einer Flüssigkeit umgeben, ausgebreitet sind; die Erschütterungen, welche das Trommelfell durch die Schallwellen erleidet und auf die Gehörknöchelchen fortpflanzt, werden durch das letzte Glied dieser Kette, den Steigbügel, der gleichsam den Deckel jenes Hohlraumes bildet, der Labyrinthflüssigkeit mitgeteilt, indem jede Einwärtsbewegung des schallleitenden Apparates einen Druck auf dieselbe ausübt. In den Druckschwankungen des Labyrinthwassers aber liegt derjenige Reiz, welcher zur Erregung der Nervenendigungen führt. Ist nun durch die Erstarrung oder durch bandartige Verwachsungen der Steigbügel tiefer in das Labyrinth eingedrückt und in dieser Lage dauernd festgehalten, so steht dieser Hohlraum mit seinem Inhalte unter einem abnorm hohen Drucke, und einen solchen vertragen die Nervenfasern auf die Dauer nicht: sie werden unempfindlich gegen geringe Anstöße, später auch für stärkere Schwingungen, sie erlahmen schließlich vollständig und sind so für die Gehörfunktion untauglich. So tritt in vielen Fällen zu der bereits bestehenden Hörstörung noch eine sogenannte nervöse Taubheit hinzu, welche zu den schwersten Formen der Ohrenkrankheiten überhaupt gehört.

Alle die hier aufgezählten, auf Verdickung und Erstarrung beruhenden Affektionen entwickeln sich langsam und schleichend, meist auf dem Boden eines chronischen Paukenhöhlenkatarrhs; sie sind, wenn sie dem Arzte zur Beobachtung kommen, leider in der Regel schon soweit vorgeschritten, daß nur wenig zu helfen ist, sind aber von vornherein keineswegs der Behandlung unzugänglich. Und gerade weil diese Krankheiten im Anfange noch mit Erfolg bekämpft werden können, sollten alle Greise und Greisinnen, welche eine beginnende Schwerhörigkeit an sich bemerken, nicht in dem Gedanken, daß sie infolge von Altersschwäche ertauben, zögern, sondern sich möglichst frühzeitig in Behandlung geben. Hat erst einmal die Erstarrung des Inhaltes der Paukenhöhle einen gewissen Grad erreicht, so ist sie nicht zu beseitigen, die dadurch entstandene Schwerhörigkeit ist aber gleichwohl keine direkte Folge des Alters, sondern beruht eben auf einer materiellen Erkrankung, welche sich in den höheren Jahren allerdings besonders bemerkbar macht, meist aber schon im mittleren Lebensalter erworben wird. Die eigentliche, von Altersschwäche herrührende Abnahme der Hörfähigkeit erreicht, wie nochmals hervorgehoben sei, niemals einen hohen Grad, und deshalb ist die Gleichgültigkeit älterer Leute gegen beginnende Schwerhörigkeit durchaus nicht gerechtfertigt.

Wenden wir uns noch in Kürze zu den Mitteln, durch welche die Gehörsabnahme im höheren Alter zu erleichtern ist, so dürfte neben der ärztlichen Behandlung, soweit eine solche in Frage kommen kann, in erster Linie auf eine geeignete Diät Wert zu legen sein. Die Vorliebe alter Leute für Wärme, die Gewohnheit derselben, sich in übermäßig stark geheizten, möglichst hermetisch geschlossenen Zimmern aufzuhalten, ist in Fällen von Schwerhörigkeit meist unzuträglich. Die Temperatur, in welcher sich der Patient aufhält, sei vielmehr — bei gehöriger Rücksichtnahme auf das vermehrte Wärmebedürfnis — eine gemäßigte, möglichst gleichmäßige. Körperbewegung, etwa in Form täglicher Spaziergänge, ist entschieden, wo sie ausführbar ist, sehr zu empfehlen. Zu vermeiden sind erhitzende Getränke, namentlich Wein, der am besten nur verdünnt getrunken wird.

Zur direkten Erleichterung der Schwerhörigkeit dienen in vielen Fällen die verschiedenen Arten von Hörrohren und Hörschläuche, jene Apparate, welche das gemeinsame Prinzip der Konzentration des Schalles haben; doch sollte der Patient bei der sehr schwierigen Wahl eines solchen Instrumentes stets einen sachkundigen Arzt zu Rate ziehen, da ungeeignete Hörrohre mehr Schaden als Nutzen stiften. Die Ansicht, daß der Greis sich eines künstlichen Hülfsmittels für sein Gehör überhaupt nicht bedienen dürfe, ist irrig; der Gebrauch eines guten Instrumentes kann sogar günstig auf die Krankheit selbst einwirken.



Bemerkungen zu dem Aufsatze:
„Rückblicke und Erinnerungen an Frankreich aus den Kriegsjahren von 1870 und 1871 von C. H. Bitter."

Von
A. von Schmieden,
Kgl. Sächs. Generalmajor z. D.

Die vorgenannte anziehende Schrift enthält in ihrer dritten, im Junihefte d. J. erschienenen Abteilung einige Stellen, welche, wenn nicht sehr irrige Auffassungen, ja sogar ungerechte Beurteilungen darauf begründet werden sollen, der Berichtigung bedürfen. — Ich sehe mich genötigt, gegen diese Angaben vor dem Leserkreise aufzutreten, dem sie gemacht worden sind. Ich bin diese Rechtfertigung mir und denjenigen schuldig, welche mir in der Kriegszeit untergeben waren.

Wenn ich es bedauern muß, daß ich wegen einigen Briefwechsels und Nachsuchens später mit dieser Erklärung komme, als es mir selbst erwünscht war, so entsteht doch daraus der Vorteil, daß ich nun mit mehr Ruhe und Kürze die Angelegenheit behandeln werde als unter dem ersten Eindrucke nach dem Lesen jenes Aufsatzes. Zur Erklärung muß ich voranschicken:

Ich wurde in Frankreich von Ende November 1870 bis zu meiner Rückkehr nach Sachsen — April 1871 — als Inspekteur der Etappen in den Departements der Vogesen und Haute Saone und als Befehlshaber der Etappentruppen in diesem Bereiche verwendet, war zunächst für Verteilung der Truppen verantwortlich, hatte den Befehlen des Generalgouverneurs von Lothringen — General von Bonin — zu folgen, welche zum teil wegen der weiten Entfernung von Nancy nur in allgemeinen Anordnungen bestehen konnten, und hatte überdies den Ansprüchen des 14. Armeekorps — General von Werder — sowie später auch der Südarmee, bis für diese eine eigene General-Etappeninspektion errichtet worden, zu genügen.

Mein Hauptaufenthalt während dieses Kommandos war Epinal. Nachdem jedoch General von Werder den Kampf mit der an Zahl weit überlegenen Bourbakischen Armee vor Belfort — an der Lizaine — aufgenommen und hierzu auch einen Teil der mir überwiesenen Etappentruppen mit an sich herangezogen hatte, die an der dreitägigen sieggekrönten Schlacht mit teilgenommen haben, — nachdem französische Streifscharen sich in die dadurch entstandene Lücke eingeschoben hatten und unsere Besatzung von St. Loup aus diesem Orte verdrängt worden war — begab ich mich, einem für diese Lage empfangenen Befehle entsprechend, am 17. Januar früh nach Xertigny, versammelte hier einen Teil der übrig gebliebenen Etappentruppen, erfüllte von hier aus, wo zwei große Straßen, die eine nach Belfort, die andere nach Vesoul auseinandergehen, meine Hauptaufgabe, die unterbrochenen Verbindungen nach Süden wieder herzustellen, bis zum 22. Januar, behielt aber mit dem anderen Teile hinter mir Epinal, Charmes und andere Orte besetzt und kehrte am 22. wieder nach Epinal zurück. Hier waren der deutsche Präfekt, das Etappenkommando und Besatzung, diese in abwechselnder Stärke, geblieben.

Über diese Tage berichten die „Rückblicke:"

S. 262. „So blieben wir ohne Eisenbahn und Telegraphen und ohne eine Spur von militärischer Hilfe mitten im Lande des Feindes der gegen die Stadt heranziehenden Truppen gewärtig."

Ferner S. 263 „Ich selbst, der ich schon seit dem Anfange dieser bedenklichen Tage nicht mehr aus den Kleidern gekommen war, wunderte mich täglich von neuem, daß ich immer noch das Ruder der Verwaltung des Departements führte, die am dritten Tage mit dem endlichen Eintreffen preußischer Landwehrtruppen (das Bataillon Neuß war das erste, welches uns aus unserer peinlichen Lage befreite) wieder ihre frühere feste Gestalt annahm," und unten: „Da der Feind wußte und wissen mußte, daß Epinal ohne jede Besatzung war, hätte man um so mehr den Versuch wagen müssen, in den Besitz dieses wichtigen Punktes zu gelangen." —

Es liegt auf der Hand, daß diese Angaben mich und meine damaligen Unterführer sehr nahe angehen. Obgleich meine eigenen, meist schon in jenen Tagen niedergeschriebenen Erinnerungen noch in mehreren anderen Punkten von den „Rückblicken" abweichen, so bespreche ich hier nur das Wesentlichste.

Aus obigen Sätzen würde hervorgehen, daß Epinal einfach durch das Militär im Stiche gelassen worden sein müsse und daß hierdurch die rückwärtigen Verbindungen aufgegeben waren, noch ehe die Verbindungen nach vorn gefunden worden wären.

Daß ich das Besetzthalten von Epinal zu keiner Zeit aus den Augen gelassen, zeigt meine gefundene Aufzeichnung zu Xertigny vom 21. Januar 1871, welche lautet:

„Ich erhielt abends 11 Uhr — den 20. — das Telegramm des Generals von Bonin, wonach schon heute die Proviantkolonnen des 7. Armeekorps von Epinal nach St. Loup abgehen und durch die Ersatzmannschaften des Korps begleitet werden sollten. Auf diese hatte ich aber gerechnet als einstweilige Besatzung von Epinal und deshalb die dortigen Kompagnien, bis auf eine, herangezogen. Es mußte daher sowohl nach Nancy als nach Epinal telegraphiert werden, besonders auch, um zu erfahren, was in Epinal an Ersatztruppen zu entbehren wäre, ohne die dortige Besatzung zu sehr zu schwächen."

Weiter habe ich gefunden:

Eine einem anderen Schreiben vom 3. Oktober 1871 des vormaligen Kommandeurs des Landwehrbataillons Siegburg — Hauptmann z. D. Riemer — beigelegte Notiz. Ich mußte nämlich noch lange nach dem Kriege einen ziemlich umfangreichen Schriftenwechsel führen. Die Notiz hatte ich mir erbeten, um über einige Ungewißheiten wegen der Thätigkeit des Bataillons Siegburg, solange es mir mit überwiesen, ins Klare zu kommen. — Ich entnehme derselben:

„Das Besatzungsbataillon Siegburg (1. Bat. rheinisches Landwehrregiment Nr. 28) rückte am 14. Januar mit 4 Kompagnien in der Stärke von p. p. 700—800 Mann in Epinal ein. Eine Kompagnie hatte es in Frouard und Pompey zur Deckung der dortigen Brücken zurücklassen müssen.

„Am 17. Januar ging Herr General von Schmieden[1]) nach Xertigny ab und nahm 3 Kompagnien des Bataillons mit dahin, wovon jedoch der Stab und eine Kompagnie sofort wieder nach Epinal zurückgingen[2]), wo demnach 2 Kompagnien und das Bataillon Neuß verblieben. Die beiden Kompagnien, die beim Herrn General zurückblieben, standen die eine (5., Hauptmann Mieß) in Xertigny, die andere, (3., Hauptmann Franz) in Remiremont." — —

„Am 21. Januar zog der Herr General das Bataillon Neuß und noch eine Kompagnie von Siegburg (4. Kompagnie, Hauptmann Fleischmann) nach Xertigny an sich, und es verblieb in Epinal nur eine (1. Kompagnie, Hauptmann Roß) von Siegburg.

„Glücklicherweise traf an demselben Tage eine Ersatzabteilung des 7. Armeekorps, bestehend aus Leuten des 53. und 39. Regiments in der ungefähren Stärke

---

[1]) war in Frankreich noch nicht General, sondern wurde es erst nach seiner Rückkehr nach Sachsen. v. S.

[2]) wurde mit dem Dampfzuge, in dem sie gekommen, wieder zurückgesendet, nachdem ich in Xertigny 8 Kompagnien und 1 Schwadron in gefechtsmäßigem Zustande versammelt und das für genügend befunden hatte. Epinal wollte ich möglichst wenig schwächen. v. S.



einer Kompagnie, in Epinal ein und wurde von mir, mit Bewilligung des Etappenkommandanten, Herrn Major Strohmeier, dort zurückgehalten, bis am 23. Januar die 3. Kompagnie von Remiremont und am 25. die 4. und 5. Kompagnie von St. Loup und Luxeuil nach Epinal zurückkehrten." —

Von dieser Notiz hätte ich vor 14 Jahren nicht geglaubt, daß sie mir nach so langem Zeitraume noch so wertvoll sein würde.

Über das Bataillon Neuß habe ich zwar ebenfalls nach der Kriegszeit einige Schriften empfangen. Die letzte ist ein herzlicher, kameradschaftlicher Brief aus Breslau vom 1. Januar 1872 vom Hauptmann z. D. Wellmann, dem einstweiligen Führer des Bataillones Neuß, der dieses Kommando in den letzten Tagen des Januar 1871 an Major von Hugo abgab. Doch geben sie nicht gerade über die Tage vom 17. bis 21. Januar 71 Aufschluß. Ich finde für den vorliegenden Zweck nur die Angabe, daß Neuß schon am 31. Dezember 1870 in Epinal eingetroffen ist. Jedenfalls bieten die obigen Angaben des Hauptmann Riemer hierzu die willkommene Ergänzung.

Die Eisenbahn blieb von Epinal aus in jenen Tagen benutzbar und ist auch wiederholt benutzt worden, nur nicht in regelmäßigen Zügen.

Die Drahtverbindung wurde zeitweise unterbrochen, aber immer schnell wieder hergestellt, welche oft gefahrvolle Thätigkeit der Telegraphenbeamten rühmend anzuerkennen ist. — Ich habe nach Xertigny viele Telegramme der Generale von Bonin und von Werder — von letzterem von Frahier bei Belfort auf dem Umwege über Straßburg und Epinal — richtig und schnell erhalten. — Vom Präfekten Bitter besitze ich ein Telegramm vom 18. Januar nachmittags 4 Uhr 35 Minuten, des Inhalts: „Truppen-Kommando Xertigny. Bitte um Nachricht, ob Kompagnie nach Remiremont abgegangen. Bitter." — Warum der Präfekt für die Bestimmung einer auswärtigen Kompagnie ein Interesse gehabt, ist mir jetzt nicht mehr erinnerlich; aber es wird wenigstens durch das Telegramm bewiesen, daß derselbe am zweiten der drei Tage, an welchen er den „Rückblicken" zufolge „ohne Eisenbahn und Telegraphen und ohne eine Spur von militärischer Hilfe" gewesen ist, selbst hat telegraphieren können.

Es bleibt mir nur noch übrig, zu erwähnen, daß in der recht unterhaltend erzählten Geschichte über die Anwesenheit französischer Offiziere in Epinal nach Abschluß des Waffenstillstandes die Zahl der mitgekommenen Begleitung des Kommandant Bernard — nicht Oberst Gérard — bei weitem zu hoch gegriffen ist. Das Einreiten einer „Kavalkade von etwa 20 Mann" Feinden in die Stadt wäre auch beim Waffenstillstande nicht gestattet worden. Kommandant Bernard kam in Rückbegleitung meines zu ihm gesendet gewesenen Inspektionsadjutanten und brachte zwei Offiziere und einen ihm durch Gambetta beigeordneten Regierungs-Kommissar mit. Von einer größeren Eskorte weiß ich nichts. Er wollte in einer uns stets bedrohlich gewesenen Stellung seitwärts der Etappenlinie verbleiben, worauf ich nicht einging.



Antwort auf die Bemerkungen des Generals von Schmieden.

Von
C. H. Bitter.

Der Verfasser der Rückblicke glaubt den vorstehenden Bemerkungen folgendes hinzufügen zu dürfen:

Zunächst meint er nicht, daß man in irgend einer Weise aus seinen Darstellungen in dem Juni-Heft der „Deutschen Revue“ einen Vorwurf gegen das Konzentrieren der Etappentruppen von Epinal am 17. Januar 1871 bei Xertigny wird herleiten können. Auf Einzelheiten militärischer Art soll nicht weiter eingegangen werden.

Daß in Epinal an jenem Tage aber irgend eine Besatzung zurückgeblieben wäre, muß auf einem Irrtum beruhen.

Die Aufzeichnungen des Verfassers aus jenen Tagen sind für ihn selbst maßgebend.

Daß der Name des französischen Offiziers nicht Gérard, sondern Bernard war, wird als richtig anerkannt.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Philologie.

Psychologische Sprachforschung [1].

Es ist eine bekannte und nirgends bezweifelte Thatsache, daß die Sprachwissenschaft zu den Errungenschaften unseres Jahrhunderts gehört. Lange Zeit bereits ist man gewöhnt, die Sprache als ein Mittel zu verschiedenen Zwecken zu betrachten: entweder um sich durch dieselbe den Bewohnern des eigenen wie auch der fremden Länder verständlich zu machen, oder um die Werke hervorragender Geister aller Nationen zu genießen, selbst diejenigen nicht ausgeschlossen, welche längst vom Schauplatze der Geschichte abgetreten sind. Bei diesem Verfahren beschränkte sich das Interesse auf die Sprachen solcher Völker, die entweder mit uns im Verkehre standen oder durch ihre eigenartige Bildung anzogen. Erst neuerdings hat man einsehen lernen, daß die Sprache als solche ihren Wert in sich selbst trage, als eine der Hauptthätigkeiten des menschlichen Geistes, und nachdem sich einmal die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gerichtet hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß man immer mehr die hohe Wichtigkeit erkannte, welche die Sprache als solche für das Verständnis des Volkstums und des Menschengeistes überhaupt beanspruchen kann. Immer neue Seiten werden aufgefunden,

[1]) Sprachwissenschaftliche Abhandlungen von Carl Abel, Leipzig 1885.

von welchen aus sie betrachtet werden muß, um ihr volles Licht auf das Denken und Handeln der Menschen zu werfen. Während man früher nur solche Sprachen studierte, auf welche man durch praktische Bedürfnisse hingewiesen wurde oder die eine hervorragende Litteratur besaßen, wurden von dem neuen Gesichtspunkte aus alle Sprachen der Erde gleich wichtig, weil sie insgesamt die bedeutendsten Anhaltspunkte zur Erkenntnis der menschlichen Geistesthätigkeit liefern. Zunächst war es noch das historische Interesse, welches die Sprachwissenschaft an den Einzelsprachen nahm: man wünschte die Sprachen in Klassen zu sondern, die verwandten unter ihnen zusammen zu stellen und dann, durch Vergleichung dieser verwandten Sprachen unter einander, dieselben bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen. Gar bald aber zeigten sich auch andere nicht minder wichtige Gesichtspunkte. Sofern sich Sprache in den Lauten darstellt, mit deren Hilfe die einzelnen Sprachformen gebildet werden, ist sie ein Gegenstand der Physiologie, und die Lautphysiologie ist ein Gebiet, das namentlich in der neuesten Zeit mit Vorliebe angebaut worden ist. Man ist aber längst darüber einig, daß das Wesen der Sprache mit dem Laute nicht erschöpft sei, sondern daß in ihr eine Seelenthätigkeit mitwirkt, die näher zu untersuchen die Aufgabe der Psychologie ist. Auch dieser Teil der Sprachwissenschaft hat bereits sehr scharfsinnige Untersuchungen aufzuweisen, ihnen schließen sich die in der Überschrift genannten Abhandlungen würdig an. Zu ihrer näherer Betrachtung wollen wir uns nun wenden, in der Hoffnung, daß diese kurzen Vorbemerkungen den Leser von der Wichtigkeit des in ihnen behandelten Gegenstandes überzeugt haben werden.

Wir glauben, daß die erste Abhandlung am besten geeignet ist, um dem Leser einen Begriff von der Aufgabe zu geben, welcher ein großer Teil des Buches gewidmet wird, die zweite und dritte Abhandlung mag als eine weitere Ausführung des Gegenstandes gelten. An mehreren sehr einleuchtenden Beispielen wird gezeigt, wie wenig noch damit erreicht ist, wenn man ein Wort einer Sprache mit demjenigen einer anderen übersetzt, welches am meisten geeignet erscheint dasselbe wiederzugeben, wie z. B. das deutsche „Freund" durch das französische „ami". Mag die Übersetzung im allgemeinen richtig, mag sie die beste sein, welche man auffinden kann, es wird sich immer zeigen, daß die beiden Wörter sich nicht vollständig decken, daß jedes derselben seinen eigenen Umfang hat und bald mehr und bald weniger sagt als das andere, welches dadurch übersetzt werden soll. Hieraus folgt, daß häufig eine Sprache mehrere Wörter braucht, um den Sinn auszudrücken, welchen eine andere mit einem einzigen Worte zu bezeichnen fähig ist, ja daß selbst der Fall nicht selten ist, daß in einer Sprache Anschauungen einer besonderen Bezeichnung würdig erachtet werden, welche die andere gar nicht besonders benennt. Die Namen der Farben bei verschiedenen Völkern liefern ein längst bekanntes Beispiel. Man fühlt leicht, daß die Beobachtung über das Gebiet der Philologie hinausgeht und wichtige Schlüsse auf die psychologischen Anlagen und die kulturhistorische Stellung des Volkes zuläßt. Man sieht aus solchen Beispielen, wie genau die einzelnen Ausdrücke einer Sprache mit dem Volksgeiste zusammenhängen und daß eine ganz genaue Übertragung von einer Sprache in

die andere eigentlich unmöglich ist. Wer den Sinn der Wörter einer fremden Sprache ganz erfassen will, der muß sich in sie einleben, in ihre Anschauungsweise versetzen.

Daher kommt es, daß das Studium fremder Sprachen, wenn richtig betrieben, ungemein bildend und belehrend sein muß. Wer sich in eine fremde Sprache wirklich einlebt, der erreicht nicht bloß, daß er sich in ihr verständlich machen und die Geisteswerke eines fremden Volkes genießen kann, er erweitert vor allem durch die Anschauungen, welche ihm die fremden Worte zuführen, seinen Gesichtskreis und hebt sich über den einseitig nationalen Standpunkt hinaus. Indem wir die Gründe kennen lernen, durch welche sich fremde Völker bei ihren Anschauungen bestimmen lassen, geht manches Vorurteil verloren, und wir werden gerechter in der Beurteilung fremder Ansichten.

An die Wahrnehmung, daß Wörter in zwei Sprachen dasselbe bedeuten und darum doch verschieden sein können, schließt sich sehr leicht eine andere an: nämlich, daß es auch in ein und derselben Sprache Wörter giebt, welche zum Teil dasselbe bedeuten, zum Teil aber nicht. Es sind dies die sinnverwandten Wörter oder Synonyme. Es giebt Fälle genug, wo eines dieser Wörter für das andere gesetzt werden kann, ohne den Sinn zu beeinträchtigen, dagegen giebt es aber auch Fälle wo nur das eine von ihnen an seinem Platze ist und man macht die Bemerkung, daß diese Wörter am leichtesten mit einander wechseln können, wenn ihre Bedeutungssphäre eine weite ist; je enger aber die Grenzen sind, welche diese einschränken, desto weniger wird ein Wechsel möglich sein. Eine Verwandtschaft des Sinnes kann man zwischen allen Wörtern einer Sprache nachweisen, man braucht nur die Kette, welche sie vereint, lang genug zu machen und die zwischenliegenden Begriffe aufzusuchen. Gewöhnlich indessen gebrauchen wir den Ausdruck synonym nicht in dieser weiten Bedeutung, wir wenden ihn vielmehr nur zur Bezeichnung nahestehender Begriffe an und beschränken ihn sogar auf die feineren Unterschiede von geistigen Dingen, indem wir annehmen, daß bei sinnlichen Dingen der Augenschein sowohl den Zusammenhang als die Verschiedenheit anzeige, während bei geistigen Dingen die Unterschiede feiner sind und die Fähigkeit der Unterscheidung durch die geistige Kultur bedingt ist, welche die einzelnen Individuen erlangt haben. Wir müssen es uns versagen, diese Sätze durch Beispiele zu erläutern, so anziehend dies auch wäre, und verweisen den Leser auf das Buch selbst. Nur über die Art und Weise, wie die verschiedenen Völker zu dem reichen Schatz von sinnverwandten Wörtern im engeren Sinne gelangen, mögen hier noch einige Worte gesagt werden. Es erscheint dieser Reichtum um so verwunderlicher, als es Thatsache ist, daß die große Masse der Ungebildeten von dem Reichtum ihrer Sprache nur einen äußerst beschränkten Gebrauch macht, und daß selbst der Gebildete mit einem verhältnismäßig sehr kleinen Wortvorrat ausreicht, um sich über alle im gewöhnlichen Leben vorkommenden Dinge zu verständigen. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß es auch eine Anzahl Wörter giebt, welche nur einzelnen Berufsklassen eigentümlich sind und außerhalb ihres Bereiches nicht angewendet werden, doch genügt auch diese Wahrnehmung nicht, um die Menge

der sinnverwandten Wörter zu erklären. Verfolgen wir aber die Spracherscheinungen geschichtlich, so sehen wir, daß Dürftigkeit des Ausdruckes durchaus nicht der ursprüngliche Zustand ist. Alte oder unkultivierte Sprachen sind zwar in der Zahl der Dinge beschränkt, welche sie sprachlich darzustellen vermögen, um so größer ist aber die Anzahl der Namen, die sie für die einzelnen Gegenstände haben. Es giebt in anderen Weltteilen noch jetzt Sprachen genug, die weder für Baum oder Busch, weder für Tier, Fisch oder Vogel gesonderte Namen haben, dafür aber jedes Tier, jeden Fisch u. s. w. mit gesonderten Namen benennen. Anderen Nationen fehlen die allgemeinen Bezeichnungen für Kommen und Gehen, dafür aber haben sie eine Menge Ausdrücke für die verschiedenen Arten des Kommens und Gehens. Diese Masse der Benennungen zeugt für die Beobachtungsgabe jener Völker, das Fehlen der allgemeinen Ausdrücke beweist aber auch die Unfähigkeit, sich von dem augenblicklichen Sinneseindrucke zu befreien und das Gemeinsame verschiedener Dinge in ein Abstraktum zusammenzufassen. In Europa ist dies nicht nur anders geworden, sondern sogar das Gegenteil eingetreten. Man hat sich zur Bildung allgemeiner Ausdrücke erhoben, natürlich zuerst im Kreise von Gebildeten, welche aber ihre Entdeckungen nach und nach über alle Schichten der Gesellschaft verbreiteten; infolge davon verschwand nicht nur ein großer Teil des ursprünglichen Reichtums gänzlich, man gebraucht sogar jetzt die allgemeinen Ausdrücke mit Vorliebe und vernachlässigt mehr als billig die charakteristischen Unterscheidungen. Daneben wurde aber von den begabteren Völkern noch eine große Masse von Wörtern geschaffen für Dinge, welche den niederen Rassen ganz unbekannt sind, die sich auf übersinnliche Gegenstände, namentlich auf das Empfinden, Denken, Urteilen und Wollen der menschlichen Seele, auf die Begriffe von Zeit, Zahl, Raum, Ursache u. s. w. beziehen. Durch diese Neubildungen aus den wenigen Sprachwurzeln, welche der späteren Sprache noch verblieben waren, ersetzte dieselbe reichlich wieder, was sie von dem ursprünglichen Material eingebüßt hatte. Diese sinnverwandten Wörter gehören nun zum größten Teile nicht der Umgangssprache an, sondern werden meist nur in der Litteratur oder im schriftlichen Verkehr angewandt, dennoch wird sich nicht leugnen lassen, daß dieselben dem gebildeten Teil des Volkes wohl bekannt sind und richtig von ihm angewandt werden, trotzdem daß es dem Einzelnen bei der Mehrzahl derselben sehr schwer werden würde eine genaue Erklärung des Unterschiedes zu geben. Wir lernen eben durch den Verkehr nicht nur die Wörter selbst kennen, sondern auch durch den Zusammenhang, in welchem sie vorkommen, ihre Bedeutung. Der Mensch erfindet ja die Wortbedeutungen nicht selbständig, sondern empfängt sie von seiner Umgebung, und zwar lehrt ihm diese nicht bloß den Laut der Worte, sondern auch ihre Bedeutung. Auf diese Weise wird die Sprache von einem Geschlechte zum andern überliefert, und indem wir die fertigen Wörter, mit welcher die Sprache die hauptsächlichsten Erscheinungen der Welt bezeichnet, in uns aufnehmen, empfangen wir zugleich den Sinn, der diesen Wörtern gegeben wird, und lernen so die Dinge in derselben Weise auffassen wie unsere Umgebung, so auch die sinnverwandten Wörter. Wir gebrauchen dieselben demnach richtig, aber es wird uns sehr schwer, die ge-

naue Bedeutung der einzelnen Wörter anzugeben, wenn sie außerhalb des Zusammenhanges stehen, auch ist es eine keineswegs leichte Sache, eine genaue und richtige Definition zu geben. Die große Menge der Sprechenden bewegt sich innerhalb der Begriffe, für welche ihr die Sprache Wörter bietet; nur wenigen bevorzugten Geistern ist es gegeben, darüber hinauszugehen und neue Begriffe zu bilden.

Es erhellt aus diesen Angaben, daß die Ziele, welche unser Verfasser sich gesteckt hat, sehr wichtig aber auch sehr schwierig zu erreichen sind. Eine oberflächliche Kenntnis einer Sprache genügt nicht, um solche Untersuchungen anzustellen, man muß in die Ausdrucksweise wie in die Litteratur einer Sprache sich in einem hohen Grade eingelebt haben, ehe man das feine Gefühl erhält, welches zur Beurteilung der Bedeutungsverschiedenheiten einzelne Wörter unumgänglich nötig ist. Man wird auch leicht bemerken, daß bei diesen Untersuchungen das Wörterbuch eine hervorragendere Rolle spielt als die Grammatik. Vor allem in den Benennungen der Dinge und ihrer Eigenschaften, daneben allerdings auch in den Verhältnissen, in welche sie zu einander gesetzt werden, spiegeln sich die Ansichten, welche sich ein Volk von der Welt gebildet hat. Daß solche völkerpsychologische Untersuchungen eine andere Methode verlangen als diejenige, nach welcher gewöhnlich Sprachen erlernt werden, wird von selbst einleuchten. Unser nächster Zweck bei der Erlernung einer fremden Sprache pflegt darauf gerichtet zu sein, daß wir in ihr lesen und uns ausdrücken lernen, auf diese Zwecke sind unsere Grammatiken und Wörterbücher berechnet. Wir richten unsere Aufmerksamkeit zunächst auf das allgemeine Verständnis, nicht auf die eigentümliche Färbung, welche ein Gedanke in einer fremden Sprache auch dann erhält, wenn er korrekt ausgedrückt ist. Mit fortschreitender Kenntnis werden wir in der fremden Sprache freilich auch auf die Eigentümlichkeiten aufmerksam, welche sie von anderen trennt, doch bleibt dies mehr eine Sache des Gefühls, auch pflegt man sich mit Auffassung der hervorragendsten Abweichungen zu begnügen. Für die psychologische Betrachtung der Sprache können aber unsere Grammatiken nicht genügen, weil sie teils die Bedeutung der Formen nicht eingehend genug erörtern, teils auch Dinge auseinander reißen, welche der Psychologe vereint betrachten muß. Noch weniger als die Grammatik genügt das Wörterbuch, das nur für praktische Zwecke geeignet ist. Schon Herder und später namentlich Pott haben darauf hingewiesen, wie wenig die Anordnung unserer Wörterbücher für wissenschaftliche Untersuchungen brauchbar sei, freilich dachten sie zunächst nur an etymologische Forschungen. Unser Verfasser erkennt an, daß für die Grammatik die historische Methode zu wesentlich sei, als daß man in ihr durchgreifende Änderungen treffen dürfte. Die Flexionsendungen sind zu unbedeutenden Silben zusammengeschrumpft, und auch der Psychologe wäre großen Mißverständnissen ausgesetzt, wenn er die Geschichte dieser Flexionen nicht stets beachten könnte. Dagegen scheint eine Umgestaltung des Wörterbuches im Interesse der psychologischen Sprachwissenschaft schon jetzt möglich und geboten, indem man von der Vergleichung synonymer Ausdrücke zur Behandlung der Wörter ganzer Gedankenklassen übergeht, wobei

dann die Grammatik erläuternd hinzutreten kann. Die Unterscheidung von Formenlehre und Syntax ist für die psychologische Erforschung der Sprache unwesentlich, in beiden Abteilungen wird die Verbindung mehrerer Sprachgedanken erörtert, in der Formenlehre finden wir die Verbindung der Wörter mit ihren häufigsten Nebenbestimmungen, während in der Syntax mehr die wechselnden Verbindungen ihre Stätte haben. Die sechste Abhandlung giebt nun eine genau eingehende Übersicht, wie sich der Verfasser diese Verbindung des Wörterbuches mit der Grammatik denkt. Ein solches psychologisches Wörterbuch wäre nun zunächst für jede einzelne Sprache gesondert anzufertigen; mit unseren gewöhnlichen Wörterbüchern würde dasselbe wenig gemein haben, dafür aber ein recht lesbares und interessantes Buch sein, dessen Endergebnisse sowohl für die Beurteilung des Charakters wie der Geschichte der einzelnen Völker von bedeutendem Gewichte sein müßte. Nur würden zur Abfassung solcher Werke, wenn sie gründlich sein sollen, sehr bedeutende Sprach- und andere Kenntnisse erforderlich sein, und darum fürchten wir, daß bei der Schwierigkeit der Sache solche Wörterbücher noch lange ein frommer Wunsch bleiben werden.

Wortforschungen dieser Art, wie wir sie bis jetzt besprochen haben, lassen sich mit allen Sprachen anstellen, mit den neueren sogar noch besser als mit den alten, weil wir sie vollständiger beherrschen können. Der Verfasser hat daher die ihm nötigen Beispiele vorzugsweise aus dem Französischen, Englischen, Russischen und nur ausnahmsweise auch aus dem Hebräischen gewählt. Mit der siebenten Abhandlung geht er nun aber zu einem neuen Thema über, das uns in die fernsten Zeiten führt. Daß die Wörter ein und derselben Sprache in ihren Bedeutungen sowohl zusammenstimmen als auch Verschiedenes bezeichnen können, ist leicht genug zu begreifen, auffallend aber ist, wenn in derselben Sprache das nämliche Wort entgegengesetzte Dinge bezeichnet. Die Thatsache selbst läßt sich indessen nicht leugnen, und die Erscheinung wird häufiger, je älter die Sprache ist, auf welche wir zurückgehen. Der Verfasser führt uns so weit zurück als möglich; bis zum Ursprunge der Sprache und bis zur ältesten Sprache, die wir überhaupt kennen, zu der Sprache der Hieroglypheninschriften, die wir bis 4000 v. Chr. hinauf und bis etwa 1000 n. Chr. hinab verfolgen können. Ueber den Ursprung der Sprache hat man schon viel geschrieben und bis jetzt allgemein schon zwischen den ersten Sprechenden ein volles Verständnis vorausgesetzt, da man ja annehmen muß, ein Hauptzweck des Sprechens sei sich verständlich zu machen. Ganz neu ist daher die Frage des Verfassers, ob es denn sicher sei, daß die Menschen sich von allem Anfange an verständigen konnten, ob man denn nicht vielleicht vor der Periode des Verständnisses eine andere, die des unvollkommenen Verständnisses vorauszusetzen habe, in welcher sowohl Verwandtes vermischt, als ganz Ungleichartiges mit denselben Lauten bezeichnet wurde. Die Bejahung dieser Frage wird wahrscheinlich eben durch das Altägyptische, in welchem eine Menge Wörter so gänzlich verschiedene Dinge bezeichnet, daß an Bedeutungsübergang unmöglich gedacht werden kann, daneben finden sich auch wieder für denselben Begriff die verschiedensten Wörter. Angesichts dieses Zu-

standes darf man fragen, wie es denn möglich gewesen sei sich zu verstehen, wenn man einerseits mit dem einen Worte so vielerlei bezeichnen, andererseits dieselbe Sache mit so verschiedenen Wörtern benennen konnte? Einen Fingerzeig giebt uns indessen die Hieroglyphenschrift, deren Verständnis durch nichts mehr gefördert worden ist als durch die Bilder, die stets zu dem Texte hinzutreten, wenn eine Zweideutigkeit besorgt wird; so steht z. B. hinter dem Namen einer Blume das Pflanzenbild, hinter dem einer Krankheit das Unglücksbild u. s. w. Etwas diesen Bildern Entsprechendes dürfte auch beim Sprechen vorhanden gewesen sein, und das kann kaum etwas anderes gewesen sein als die Geberde. Noch jetzt verständigen sich die indianischen Stämme Amerikas leicht durch die Geberdensprache, wenn das Verständnis der gesprochenen Sprache nicht ausreicht. Vorauszusetzen ist, daß in einem Zustande, in welchem halb das Wort, halb die Geberde das Verständnis vermittelt, der Kreis der Dinge, über welche man sprach, ein viel beschränkterer war als jetzt und sich zumeist auf sinnliche Gegenstände bezog. Unterscheidung der gleichnamigen Wörter durch den Accent und die Tonhöhe, wie dies bei den Chinesen geschieht, werden wir bei anderen Völkern nicht voraussetzen dürfen, denn wäre dieses Mittel einmal angewandt worden, so würde man wie im Chinesischen bei demselben verharrt haben. Wir können aber im Ägyptischen verfolgen, wie sich die Sprache im Laufe der Zeit aus dem unvollkommenen Zustande emporarbeitet. Immer häufiger werden die Lautkomplexe, die nur eine einzige Bedeutung haben können, auch die Veränderung der äußeren Form muß dazu dienen, die Beschränkung des inneren Sinnes anzudeuten. Im Koptischen endlich sind die gleichlautenden Wörter fast ganz untergegangen, früher gleichlautende Wörter mit verschiedenen Bedeutungen sind durch Lautveränderungen in mehrere von einander abgetrennte Wörter gespalten, auch die Zahl der Synonyme ist gegen die alte Sprache beträchtlich verringert. Es ist nun wahrscheinlich, daß auch andere Sprachen denselben Bildungsgang durchlaufen haben wie das Ägyptische, nur läßt sich dies nicht beweisen, weil wir dieselben nicht weit genug zurückverfolgen können. Wenn sich diese Annahmen unseres Verfassers bestätigen sollten, so würde in den jetzt geltenden Anschauungen manche Änderung einzutreten haben. Man würde nicht mehr annehmen dürfen, daß der Zusammenhang zwischen Laut und Begriff schon von allem Anfange an bestand und daß man für jede Anschauung gleich vom Anfang an passende Bezeichnungen erfunden habe oder auch, daß die abweichenden Bedeutungen eines Wortes alle auf eine zentrale Grundbedeutung zurückgeführt werden müßten. Vielmehr waren dann am Anfange eine Menge der verschiedensten Bezeichnungen vorhanden, aus welchen erst nach und nach die am meisten zusagenden ausgewählt wurden, während die übrigen der Vergessenheit anheimfielen.

Die achte Abhandlung bespricht eine andere, nicht minder auffallende Erscheinung. Auch hier knüpft der Verfasser an das Altägyptische, als die älteste erreichbare Sprache, an, weist aber dieselbe Art des Ausdruckes — nur weniger häufig — auch in anderen Sprachen nach. Für uns, auf dem jetzigen Standpunkte des Sprachbewußtseins, scheint es ganz selbstverständlich, daß Dinge,

welche nicht nur nichts Gemeinsames haben, ja sich sogar ausschließen, mit verschiedenen Namen benannt werden. Niemand wird das Schöne und das Häßliche, das Licht und das Dunkel mit einem und demselben Ausdrucke benennen wollen, ein solches Verfahren erscheint auf den ersten Blick geradezu widersinnig und nur geeignet, das Verstehen des Gesprochenen zu hindern. Gleichwohl läßt es sich nachweisen, daß das Ägyptische wirklich solche Wörter besitzt, daß z. B. stark und schwach, hören und taub sein, trennen und binden mit denselben Lauten bezeichnet werden, auch das Arabische weist eine stattliche Anzahl solcher Wörter auf, und in unseren Sprachen finden sich für einen derartigen Gegensinn wenigstens einzelne Belege, es mag also auch hier diese Erscheinung früher häufiger gewesen und nur nach und nach verschwunden sein. Wie man sich bei den Ägyptern trotz dieses Gegensinnes bei schriftlichem Verkehr verständigte, zeigt wieder die Hieroglyphenschrift: die entgegengesetzten Bedeutungen wurden durch verschiedene Bilder angedeutet, und auch hier dürfte bei mündlichem Verkehre die Geberde an die Stelle dieser Bilder getreten sein. Wenn man nun begreiflich finden wird, daß man sich in dieser Weise, trotz des Gegensinnes mancher Wörter, verständigen konnte, so bleibt es doch noch schwierig genug, den psychologischen Grund aufzufinden, der die Sprachbildner veranlaßte, die entgegengesetzten Dinge mit denselben Lauten zu bezeichnen. Eine Eigentümlichkeit des Ägyptischen, welche auf den ersten Blick die Sache noch mehr zu verwirren scheint, dürfte hier eine wahrscheinliche Lösung geben. Nicht genug, daß diese Sprache ein Ding und sein Gegenteil mit denselben Lauten bezeichnet, sie verbindet auch Wörter zu einem Kompositum, welche widersprechende Bedeutungen haben. Da giebt es Wörter wie „altjung" oder „bindentrennen" doch werden durch diese Verbindung nicht etwa neue Begriffe geschaffen, das erstere Wort bedeutet vielmehr bloß jung, das zweite bloß verbinden. Gerade diese Sitte, welche eine Steigerung des widersinnigen Verfahrens zu sein scheint, bietet eine Möglichkeit ihrer Erklärung. Diese Antithesen, die nicht zufällig, sondern gewollt sind, bringen uns in Erinnerung, daß unsere Begriffe durch Vergleichung entstehen. Ohne den Begriff des Hellen würde es kein Dunkel, ohne den des Kalten kein Warmes geben und umgekehrt. Wenn nun also der Begriff eines Dinges erst aus dem Kontraste mit einem anderen hervorgeht, so konnte er ursprünglich nur in der Weise gedacht werden, daß er mit seinem Gegenteil gemessen wurde. Die Verbindung solcher entgegengesetzten Begriffe sollte also nur auf den Unterschied beider aufmerksam machen, und es ist wahrscheinlich, daß man, des besseren Verständnisses wegen, denjenigen Teil, auf den es besonders ankam in irgend einer Weise, etwa durch die Betonung hervorhob. Es war nur ein beschränkter Kreis sinnlicher Wörter, die in dieser doppeldeutigen Weise gebildet werden, später lernte man auch eindeutig denken und schied dann diese doppelsinnigen Wörter durch lautliche Veränderung von einander.

Wir übergehen die neunte, elfte und zwölfte Abhandlung, welche nur für den Sprachgelehrten im engeren Sinne ein Interesse haben dürften, dagegen halten wir es durchaus für passend, noch über die zehnte einige Worte zu sagen.

Ihr Inhalt ist mit dem Vorhergehenden nur lose verbunden, sie behandelt aber einen Gegenstand von allgemeinerem Interesse, nämlich die Möglichkeit einer slavischen Gesamtschriftsprache. Diese Möglichkeit wird zugegeben; jedoch nur unter gewissen Bedingungen. Möglich erscheint die Vereinigung sämtlicher slavischer Sprachen durch ein einziges Alphabet, es fragt sich bloß, welches von den jetzt geltenden slavischen Alphabeten den Vorzug erhalten solle; unserem Verfasser scheint das russische das geeignetste zu sein. Der Herstellung einer allgemeinen slavischen Orthographie dagegen, an welche man auch schon gedacht hat, stellen die Eigentümlichkeiten der slavischen Einzelsprachen die schwersten Hindernisse entgegen. Diese Sprachen weichen zu sehr von einander ab, als daß man selbst die ihnen gemeinsamen Wörter orthographisch einheitlich umformen könnte, man würde eine Menge von Spracheigentümlichkeiten verletzen müssen und dadurch dem Verständnisse schaden. Daneben enthalten aber die Einzelsprachen insgesamt so viele ihnen eigentümliche Bestandteile, daß man überall die halbe Sprache verändern müßte, um eine Gleichheit anzubahnen und es leichter sein würde, eine neue Sprache anzunehmen, als sich in der so stark veränderten alten zurechtzufinden. Wollte man einen Ausweg betreten und eine gemeinsame Schriftsprache festsetzen, so würde dies allerdings möglich sein, nur das Russische könnte, wenn man alles erwägt, hierfür in Frage kommen. Die Annahme des Russischen als Schriftsprache, würde zunächst für die Serben am leichtesten sein, für die übrigen Mitglieder der Slavenwelt aber in entfernterer Aussicht stehen.

Wir hoffen, daß diese Bemerkungen genügen werden, unsere Leser auf den so reichen und wichtigen wie allgemein interessanten Inhalt des Abelschen Buches aufmerksam zu machen, vielleicht auch der jungen Sprachwissenschaft neue Freunde zu erwerben, deren sie zu ihren weiteren Fortschritten dringend bedarf.

Erlangen. Fr. von Spiegel.

Anatomie.

Ist der menschliche Daumen dreigliedrig oder zweigliedrig?

Bericht nach den neuesten Untersuchungen des Prof. Welcker in Halle a. S.

Die Gliederung des Daumens ist eine andere wie die der übrigen Finger; während letztere sich mit vier Röhrenknochen an die Handwurzelknochen ansetzen, inseriert der Daumen des Menschen und fast aller daumentragenden Tiere sich daselbst nur mit drei Knochen.

Es dürfte wohl nicht uninteressant sein für die Wissenschaft, zu untersuchen, welcher Knochen denn eigentlich ausgefallen ist, ob ein Mittelhandknochen oder ein Fingerglied, namentlich weil diese Frage, wiewohl seit den frühesten Zeiten, ja von Aristoteles schon, von den meisten Anatomen untersucht, bis jetzt noch zu keinem richtigen Abschluß gelangt ist.

Während Aristoteles und Celsus den Daumen als zweigliedrig auffassen, nimmt Galen an, er sei dreigliedrig, und zu dieser letzteren Ansicht bekannten sich denn

nun auch die meisten späteren Anatomen, wenngleich auch für die aristotelische Lehre nahmhafte Autoren eintreten. So schwankte die Frage hin und her, und ein jeder führte die schlagendsten Beweise für seine Ansicht ins Feld, bis man das Studium der Wachstumsverhältnisse der Fingerknochen, d. h. die Art der Verknöcherung derselben zur diagnostischen Entscheidung heranzog. Es geschah dies zuerst von Humphry,[1] der, weil der erste Knochen des Daumens in seiner Entwickelung und in der Richtung seiner Ernährungslöcher (d. h. derjenigen Löcher, durch welche die die Knochen ernährende Arterie in diesen eintritt) mit den übrigen Fingerknochen übereinstimme, die Ansicht aufstellte: „It is evident, in short, that the first bone is neither truly a metacarpal bone nor a phalanx, but is intermediate between the two“ (kurz es ist klar, daß der erste Knochen weder ein Mittelhandknochen, noch ein Fingerglied ist, sondern in der Mitte zwischen beiden.)

Dieses Urteil wurde wieder beseitigt durch die Untersuchungen Schwegels[2]), welcher auf Grund derselben seine Ansicht dahin formulierte: daß der Daumen einen Mittelhandknochen mit einer oberen schwächeren und einer unteren stärkeren Epiphysis[3]) und nur zwei Fingerknochen habe.

Uffelmann[4]) nun, wohl der Letzte der bekannteren Anatomen, welcher eine längere Arbeit über diesen Gegenstand veröffentlicht hat, gewann durch angefertigte Sägeschnitte andere Resultate, nämlich daß der Mittelhandknochen des Daumens „eine von allen Röhrenknochen des menschlichen Körpers verschiedene Verknöcherungsweise habe“, und glaubt aus diesem Grunde eine beweisende endgiltige Antwort geben zu können, indem er sagt, daß diese einzig in seiner Art dastehende Verknöcherungsweise zu dem Gedanken hindränge, daß der fragliche Knochen weder ein Mittelhandknochen noch ein erstes Fingerglied sei, sondern ein „Beides in uno repräsentierender Teil.“

Wieder fand diese Lehre ihre Anhänger, z. B. Henle in der 1. Auflage seiner Knochenlehre, während sie W. Krause in der speciellen und makroskopischen Anatomie dahin modifiziert, daß der fragliche Knochen allerdings ein Doppelknochen, aber der eigentliche Mittelhandknochen nur als Rudiment in der Epiphyse angedeutet sei. „Auf der Verkümmerung seines Mittelhandknochens bei guter Ausbildung der drei Fingerknochen beruht die Entgegenstellbarkeit des Daumens und damit die unvergleichliche Vorzüglichkeit der menschlichen Hand als mechanisches Werkzeug.“

Seltsam ist es, daß in der ganzen Litteratur keiner der zahlreichen Autoren

[1]) A Treatise on the skeleton. Cambridge 1858. pag. 395.

[2]) Die Entwickelungsgeschichte der Knochen des Stammes und der Extremitäten. Sitzungsber. der Akad. der Wissenschaft zu Wien 1858 S. 365.

[3]) Die Knochen werden in ihren einzelnen Teilen während des Wachstums durch vorübergehende Nähte verbunden, welche später verknöchern, resp. rasch mit den Knochen gänzlich verwachsen. Verbindet nun eine Naht zwei Knochenstücke von so ungleichen Dimensionen, daß ein Stück hauptsächlich die Form des Knochens bedingt und die andern sich zu diesem wie Anhänge verhalten, so erhält jenes Hauptstück den Namen Mittelstück, Körper oder Diaphyse, die anderen Enden, Auswuchs oder Epiphyse.

[4]) Der Mittelhandknochen des Daumens, seine Entwickelungsgeschichte und Bedeutung. Goettingen 1863.

die Verhältnisse der großen Zehe, deren Knochen, wie sie immer entwickelt seien, durchaus denen des Daumens der Hand entsprechend betrachtet werden müssen, zur definitiven Entscheidung dieser seit fast 2000 Jahren schwebenden Frage in Betracht gezogen hat. Galen, Vesal, Nesbitt u. a. erwähnen, daß die Zahl der Mittelfußknochen fünf sei, aber sie legen auf diese Thatsache keinerlei Wert. Der erste und wohl einzige Autor, der den Daumen und die große Zehe einer näheren und gemeinsamen Betrachtung unterworfen hat, ist Dr. G. Joseph, welcher im ersten Knochen des Daumens ein Fingerglied, im ersten Knochen der großen Zehe beim Menschen einen Mischknochen, dagegen beim Affen wiederum ein Zehenglied erblickt.[1])

Professor Welcker ist nun zu dem Resultat gekommen, daß der Daumen des Menschen zweigliedrig ist, d. h. also daß der in Frage stehende Knochen ein reiner und echter Mittelhandknochen ist, wofür er die schlagendsten Beweise beibringt. Er zeigt, daß die freie Beweglichkeit desselben und die abweichende Form seines Gelenkkopfes die Mittelhandknochen-Natur desselben nicht beeinträchtigen kann, ferner daß die Anordnung der Muskulatur diese Auffassungsweise in allen Punkten bestätigt und daß die aus der Entwickelungslehre herangezogenen Gegengründe in dieser Frage absolut nicht in Betracht kommen. Außerdem fügt er seiner Beweisführung eine nicht uninteressante Thatsache aus der Teratologie, d. h. aus der Lehre von den Mißbildungen bei. Gehen wir auf diesen letzteren Punkt mit einigen Worten näher ein, wegen des allgemeineren Interesses, welches derartige Mißbildungen haben. Es befindet sich in der Breslauer Sammlung das Skelett eines 25jährigen Mannes, über welches Otto[2]) berichtet, daß beide Hände, obwohl sie auf den ersten Blick defekt zu sein scheinen, dennoch an manchen Teilen faktisch Überfluß haben; an jeder befinden sich nämlich 6 Finger oder wenigstens Fingerrudimente, von denen 2 Daumen sind, gleichzeitig ist auch ein Handwurzelknochen zu viel vorhanden (das große Vieleck, resp. os multangulum majus); an der rechten Hand ist der überzählige Daumen aus drei Gliedern gebildet. An der linken Hand ist ebenfalls derselbe Handwurzelknochen (der Daumen artikuliert nämlich mit diesem Knochen in diesem wie im normalen Falle) überzählig, und der äußere ist mit dem Mittelhandknochen des Daumens verwachsen; auch findet man 2 Daumen, deren innerem nur ein Mittelhandknochen fehlt, der äußere dagegen ist größer und besteht aus drei solchen Knochen. So lautet in lateinischer Sprache die Auslassung Ottos über diese Mißbildung; Welcker faßt dieselbe dagegen so auf, daß es sich nicht um Verdoppelung des Daumens, sondern des Zeigefingers handelt.

Welcker faßt zum Schluß das Resultat seiner Beweisführung in den Satz zusammen, daß der erste Daumenknochen des Menschen ein echter Mittelhandknochen ist; er ist weder ein Fingerglied noch eine Mittelform beider noch beides zugleich. In seiner äußeren Form weicht der Mittelhandknochen des Daumens von dem des zweiten, dritten und vierten Fingers erheblich ab, wie der fünfte

[1]) 54. Jahresbericht der schlesischen Gesellsch. für vaterländ. Kultur f. d. Jahr 1876. Breslau 1877. S. 222.

[2]) Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. Vratislaviae 1841. pag. 147.

Mittelhandknochen von den eben genannten Reihengenossen gleichfalls erheblich abweicht; beide bleiben darum ihrem morphologischen Werte nach echte Mittelhandknochen.

Dresden. Cahnheim.

Litterarische Revue.

Vermischte Schriften.

In den Inhalt der bunten Schüssel, welche wir unsern Lesern heute vorsetzen müssen, läßt sich nur mit großer Schwierigkeit ein System bringen, denn es handelt sich zumeist um Schriften, die des Breiteren de omnibus rebus et quibusdam aliis je nach der Anlage der Autoren plaudern oder dozieren und selbstverständlich wo nicht mit sich selbst doch untereinander häufig in diametralem Gegensatze stehen. Wir müssen deshalb von vornherein bitten, einen etwaigen sprunghaften Gang dieser Besprechungen zu entschuldigen.

Da sind zunächst zwei Bücher, oder wie wir uns angemessener ausdrücken wollen, zwei Feuilleton- resp. Aphorismensammlungen von Gerhard von Amyntor, die unter den geschickt gewählten Titeln „Aus der Mappe eines Idealisten" und „Hypochondrische Plaudereien" — letzteres in vierter Auflage — bei Samuel Lucas in Elberfeld erschienen sind. Der Verfasser entwickelt eine große Produktivität, er hat Epen, Gedichtsammlungen und Novellen herausgegeben, und unter den Geschenken, mit welchen am 1. April d. J. das Interesse des Reichskanzlers für die moderne Belletristik angereizt werden sollte, befand sich auch ein Roman aus seiner Feder. Also Idealist und Hypochonder! Daß sich diese Begriffe unter Umständen decken und in unserer materialistischen und genußsüchtigen Zeit sogar in sehr vielen Fällen decken müssen, ist von vornherein zugegeben; von Amyntor kann man sagen, daß sich sein Idealismus auf einer positiv religiösen, politisch konservativen, aber einem vernunftgemäßen und ruhigen Fortschritt zugeneigten und jeder Intoleranz wie jedem Extrem abholden Weltanschauung aufbaut, und daß er die Tagesereignisse und die unsere moderne Welt bewegenden Zeitfragen, die Zustände unseres öffentlichen Lebens, unserer Litteratur, unserer Gesellschaft mit diesem Maßstabe in der Hand, einer sachlichen und leidenschaftslosen Kritik unterzieht. Politisch kommt er zu dem Resultat, daß der Konservatismus von heute national-fortschreitend sein müsse oder aussichtslos sei. Bewegung ist das Prinzip des Lebens. Eine Bewegung nach rückwärts wäre eine unkluge, gefährliche und verdammenswerte Reaktion . . . Aber diese Vorwärtsbewegung muß konservativ sein, d. h. sie muß das zu Recht bestehende, Notwendige erhalten, das Veraltete umformend erneuern . . . Wenn ein solcher national fortschreitender Konservatismus das praktische Christentum auf seine Fahne schreibt, sich dabei aller Unduldsamkeit, jedes Gewissenszwanges u. s. w. enthält und die Gefahr vermeidet, einem exklusiven, herrschsüchtigen, intoleranten Kirchentum die Führerschaft zu überlassen, so wird er in Deutschland sehr bald den großen, kernfesten Mittelstand und das Gros der im Tagelohn arbeitenden Menschenklasse zurückerobern und den demagogischen Gelüsten des Umsturzes ein jähes Ende bereiten. Man sieht, daß dieser Standpunkt diskutabel ist, und die Konsequenzen desselben für die Auffassung der gegenwärtigen Lage unseres öffentlichen Lebens ergeben sich von selbst. Freilich möchten wir die obige Schlußfolgerung oder Hoffnung des Autors weit weniger als eine hypochondrische denn als eine sanguinische ansehen. Im einzelnen können wir natürlich weder die 13 Bogen starken „Aphorismen" noch die 16 Bogen starken „Plaudereien" durchgehen; es genüge darauf hinzuweisen, daß die oben angedeutete Grundanschauung überall vor- und wiederklingt und daß der Autor angenehm zu plaudern und seine Gedanken logisch und geistreich zu entwickeln versteht. Mit dem Detail muß sich der Leser selbst abfinden.

„Plaudereien und Mehr“, aus der Studienmappe von Dr. Julius Duboc (Hamburg, L. Günther), sind gleichfalls ein buntes Gemisch geistvoller Plaudereien und Abhandlungen über die verschiedenartigsten Themata. Der Verfasser, dessen Schriften über Gefängniswesen, politische und philosophische Fragen sich eines wohlverdienten Ansehens erfreuen, bietet hier neben einem Exkurs über die Todesstrafe eine Schilderung des Lebensganges von Karl Schurz und neben einer Untersuchung über Paul Heyses neueste Lyrik, oder über die vortrefflichen „Idyllen“ seines Bruders Robert Waldmüller eine köstlich humoristische Episode aus dem Journalistenleben und eine Abhandlung über die Heilsarmee. Also eine „Satura“ im eigensten Sinne, voll anregenden und fesselnden Inhaltes, in geistreicher und gewandter Darstellung. Die „Zerstreute Schriften“ von Eduard Parrisius, II. Teil (Berlin und Leipzig, O. Parrisius), sind nach des Verfassers Tode herausgegeben, und beschäftigen sich überwiegend mit ästhetischen Fragen, während der „Phantastiker“ von Adolph Reich (Berlin, Siegfried Cronbach) eine Reihe anmutiger, fröhlich erzählter Märchen, fein pointierter Novellen und geistreicher ästhetischer Briefe enthält. Die letzteren sind „an eine Dame“ gerichtet, eine hier zwar elegant gehandhabte, aber nachgrade etwas verbrauchte Form, möglichst pikant über Koketterie, Komplimente, geistreiche Frauen, weibliche Schönheit und weibliche Frömmigkeit plaudern zu können. Gegenüber den schweren Artilleriesalven von Parrisius, der seine Anschauungen in schulgerechtem, philosophischem Jargon entwickelt, erscheinen die Reichschen Aufsätze wie leichtes Kavalleriegeplänkel.

Sie bilden einen angemessenen Uebergang zu der neuesten Schrift von Fritz Mauthner; „Aturenbriefe“ (Dresden und Leipzig, H. Minden). Der satirische, witzige, geistreiche Verfasser der „Xanthippe“ scheint sich in diesen zuerst im Feuilleton einer Wochenschrift veröffentlichten Briefen, die in ihrer Anlage einigermaßen an die Lettres persanes des Montesquieu erinnern, den alten Homer zum Vorbilde genommen zu haben, und den Beweis liefern zu wollen, daß er gelegentlich auch einmal das Recht zu schlafen für sich in Anspruch nimmt. Er knüpft an eine Stelle in Humboldts „Ansichten der Natur“ an, wo von einem erloschenen Volksstamme, den Aturen, die Rede ist, welcher seine Sitze am Orinoco gehabt hätte, sich vor den Nachstellungen der menschenfressenden Karaiben auf die Klippen der Katarakte flüchtete und dort elend zu Grunde ging. Nur ein alter Papagei blieb übrig, welcher nach Aussage der Indianer von Maypunes die Sprache der Aturer rede und den Ernst Curtius wie folgt besungen hat:

„In der Orinocowildnis
Sitzt ein alter Papagei,
Kalt und starr, als ob sein Bildnis
Aus dem Stein gehauen sei . . .
Der Aturen allerletzter,
Trauert dort der Papagei;
Am Gestein den Schnabel wetzt er,
Durch die Lüfte tönt sein Schrei . . .
Und der Wilde, der ihn schaute,
Rudert schnell am Riff vorbei;
Niemand sah, dem es nicht graute,
Den Aturenpapagei.“

Der Reisende fällt gelegentlich in einen ausgebrannten Krater und gelangt so zu den Aturen. Charakteristisch für dieses Volk ist vor allem, daß sie nicht zu lügen verstehen. Man kann sich also denken, welche Eindrücke ein junger Ature, Kinderauge, demgemäß auf seiner Rundreise durch die Kulturwelt und speziell in Europa empfängt. Der Gedanke, wie er ja auch in Gullivers Reise u. a. m. durchgeführt ist, erscheint, wo nicht originell, so durchaus glücklich und zweckentsprechend, und die gesellschaftlichen Mißstände unserer Zeit lassen sich gewiß nicht besser ironisieren und satirisieren, als wenn ihr Bild von dem leiblichen und geistigen Auge eines Individuums aufgefangen wird, das nicht lügen kann. Aber die Satire ist auffallend lahm und bleibt vielfach bei Kleinigkeiten kleben, und gewisse humoristisch sein sollende Einfälle, wie mit

der „Kunstempfindungsmaschine“ u. dergl., sind in ihrer Dürftigkeit viel zu sehr breitgetreten, wodurch dergleichen Dinge bekanntlich nach Goethes Ausspruch nicht stärker werden. Daß daneben eine Menge treffender Bemerkungen, gut gezielter und scharf sitzender Hiebe in diesen Aturenbriefen zu finden sind, versteht sich am Rande, aber für Mauthners bedeutende Begabung sind sie eine verhältnismäßig untergeordnete Leistung und jedenfalls seiner „Xanthippe“ nicht entfernt an die Seite zu stellen. Wir erwähnen an dieser Stelle gleich zwei Schriften von Mauthners litterarischem Gegner, Professor Paulus Cassel, der in dem zwischen beiden tobenden Kampfe allerdings den Kürzeren zog, als ihm Mauthner in dem nicht immer geschmackvollen Gebrauche von Kraftausdrücken weitaus überlegen war. Es sind dies „Ahasverus“ (Berlin, J. Gerstmann), und „Aus dem Lande des Sonnenaufganges“ Japanische Sagen aus originaler Mitteilung (Berlin, W. Issleib). In der ersteren Schrift weist Cassel mit überzeugender Sicherheit nach, daß sich aus der Auffassung des Nero, als des nicht gestorbenen, sondern zum Kampfe mit Enoch und Elias aufbewahrten Antichristen, zuerst die Sage vom Ahasverus, der nicht sterben kann, entwickelt habe, die zweite enthält eine Reihe japanischer Volks- und Tiermärchen, welche nach Art des Verfassers durch fortlaufende, sehr interessante und sorgfältig ausgearbeitete Kommentare zur vergleichenden Sagenkunde ergänzt werden. Beiden Schriften sind, gleichfalls nach Art des Verfassers, allerlei Anhängsel angefügt, die mit dem Hauptthema in keinem oder äußerst losem Zusammenhange stehen, (Wider E. von Hartmann und Stöcker, über die Chuzpe) und die wir hier wegen ihres polemischen und zum Teil tagespolitischen Inhaltes nicht näher besprechen können.

Auf das politische Gebiet führen uns auch die Aufzeichnungen eines „ehemaligen Nihilisten“, welche unter dem Titel „Aus den Mysterien des russischen Nihilismus“ bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erschienen sind. Von Mysterien ist nun hier nicht viel die Rede; es wird uns nur erzählt, mit welchen Künsten ein junges, unerfahrenes Gemüt in die Netze des Nihilismus gelockt wird. Und da müssen wir doch sagen, daß, wenn der Nihilismus keine anderen, feineren und tiefer greifenden Mittel der Propaganda zur Anwendung brächte und bringen könnte als die hier geschilderten, seine Ausbreitung uns als ein noch viel größeres „Mysterium“ denn bisher erscheint. Überhaupt glauben wir den Autor weit weniger unter den Nihilisten als in gewissen Bureaus der dritten Abteilung suchen zu müssen; das ganze ist eine inhaltslose und plumpe Streitschrift, die gegen so tief fressende Geschwüre wahrlich kein Heilmittel bietet, und aus einem Satze wie: „In Rußland ist dank der echt väterlichen Fürsorge des jetzt regierenden Kaisers in der letzten Zeit vieles geschehen, was geeignet ist, die materielle und die kulturelle Lage des russischen Volkes zu verbessern, und die Regierung dieses guten, edlen und weisen Monarchen fährt fort, Wege und Mittel zur Verbesserung der Lage des armen Volkes zu erforschen. Deshalb u. s. w.“ spricht ein Optimismus, wie ihn in solcher Naivetät ein ehemaliger Nihilist schwerlich entwickeln würde. — Politische Motive klingen auch in einer Sammlung englischer Sittenbilder oder besser Sittenbilder aus England an, die nach der 47. Ausgabe des französischen Originals von Max O'Rell unter dem Titel: „John Bull und sein Inselheim“, bei Otto Janke in Berlin erschienen sind. Die Skizzen enthalten zwar vieles, was deutschen Lesern nicht neu ist, auch ist eine ganze Reihe von internationalen Anekdoten auf spezifisch englische Verhältnisse übertragen, aber sie geben uns doch manch' interessante Eindrücke in das Leben und Treiben unserer Vettern jenseit des Kanales, namentlich wie sich dasselbe in den Augen des Franzosen widerspiegelt. Trotz aller einzelnen Bosheiten, die John Bull hier zu hören bekommt, werden die guten und tüchtigen Seiten des englischen Volkes nach Gebühr ins Licht gestellt, ja zuweilen treten sie sogar wider den Willen des Verfassers auf indirektem Wege und dann um so stärker hervor. Die Quintessenz der Anschauung des Verfassers gipfelt in dem Satze, welcher für einen Franzosen immerhin ein überraschendes Zugeständnis enthält, daß England und Frankreich berufen seien, gemeinsam an der Spitze der Zivilisation zu marschieren. „Schon haben sie Achtung vor einander; noch wenige Jahre, und sie werden sich lieben, und keine Verleumdung, keine Macht der Erde wird diese Bande der Liebe zerreißen können.“ Wir wollen keine politische Debatte über diese und verwandte Fragen eröffnen, und begnügen uns auf den

reichen, wenn auch mitunter etwas oberflächlichen (cf. die Schilderung der Museen) Inhalt des Buches hinzuweisen, die Übersetzung könnte besser sein: offenbar läßt sie viele Pointen des Originals unter den Tisch fallen. Da „schwören“ z. B. die Londoner Blumenmädchen wie der beste normannische Fuhrknecht. Enver heißt allerdings auch „schwören“, aber in diesem Falle heißt es natürlich „fluchen“. An einer Stelle erlaubt sich der Autor sogar eine patriotische Fälschung. O'Rell sagt, daß die Franzosen für den Ruhm kämpfen, die Engländer für den Handel u. s. w. die Russen wegen der inneren Mißstände, die Deutschen „pour vivre“. Das kränkt den patriotischen Übersetzer, er supponiert einfach „pour la patrie“ und übersetzt frischweg „für ihr Vaterland“. Wir wollen hier aber nicht die Ansichten des Herrn Arthur Berton, sondern jene des Herrn Max O'Rell lesen, und der Franzose würde dem Deutschen ein solches Zugeständnis nie gemacht haben. Wir können das für ein Vorurteil halten, aber wir dürfen dies Vorurteil nicht ohne weiteres leugnen, um so weniger, als wir es dadurch keineswegs aus der Welt schaffen. Politisch sind auch die Gedanken und Gedichte zur neuesten Geschichte Deutschlands, welche Wilhelm Sehring unter dem Titel: „Hie Welf! Hie Zollern!“ bei Georg Weiß in Heidelberg hat erscheinen lassen. Aktuelle Veranlassung derselben waren die Aspirationen des Herzogs von Cumberland auf den Thron von Braunschweig, und gewissermaßen als Legitimation für die poetischen Brandraketen und Torpedos, mit denen er dem morschen Welfenhause zu Leibe geht, druckt der Verfasser auch die von der „Nordd. Allg. Ztg.“ veröffentlichten Briefe des Königs Georg u. s. w. ab. Die poetische Bedeutung der Sehringschen Verse bleibt hinter ihrer löblichen patriotischen Absicht etwas zurück, indessen — in magnis voluisse sat est. Ferner geht ein politischer Zug durch ein neues Buch von Karl Bleibtreu „deutsche Waffen in Spanien“ (Berlin, R. Eisenschmidt), in welcher die Kämpfe der deutschen Brigade in Spanien (1808—14) in der bekannten, lebendigen und anschaulichen Manier des auf diesem Gebiete unbestreitbar tüchtigen und besonders beanlagten Verfassers geschildert werden.

Wesentlich ethnologischen Charakters, aber unter den heutigen politischen Verhältnissen für uns Deutsche von ganz besonderem Interesse sind die zahlreichen Arbeiten zur Volkskunde der Siebenbürgener Sachsen, welche der seit einem Menschenalter mit der Erforschung des dortigen Volkstums beschäftigte Josef Haltrich bei Carl Graeser in Wien herausgegeben hat. In den letzten Jahren waren dies ein Band: „Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen“, und eine Sammlung kleiner Schriften, die wegen eines Augenleidens und überwältigender Berufsgeschäfte des Verfassers von J. Wolff neu herausgegeben, resp. bearbeitet worden sind. Ihnen reihen sich die in demselben Verlage erschienenen „Bilder aus dem sächsischen Bauernleben“, 2. Auflage von Fr. Fr. Fronius, an, in welchen uns der sächsische Bauer in seinen wichtigsten Lebensphasen, von der Wiege bis zur Bahre, in lebendiger und ansprechender Darstellung vorgeführt wird. Wir benutzen diese Gelegenheit gern, um auch das bei Otto Wigand in Leipzig in 2. Auflage erschienene historische Schauspiel von M. Albert: „Die Flandrer am Alt“ hinzuweisen, welches im Jahre 1150 spielt und die erste Einwanderung der Deutschen in die südlichen Teile Siebenbürgens zum Gegenstande hat. Bei dem lebhaften Interesse, welches überall in Deutschland für die Stammesgenossen in der Diaspora erwacht ist, und angesichts der kulturgeschichtlichen Wichtigkeit der Aufgabe, alle Lebensäußerungen deutschen Wesens bis in seine entferntesten Verzweigungen zu erforschen und festzuhalten, wollen wir unsere Leser nachdrücklich auf alle diese Schriften hingewiesen haben. In diesem wie im sprachwissenschaftlichen Sinne verdient auch die unter dem Titel „Schwizer-Dütsch“, von Prof. Sutermeister bei Orell, Füßli u. Co. in Zürich herausgegebene Sammlung deutschschweizerischer Mundartlitteratur unsere aufmerksamste Beachtung. Gegenwärtig liegen uns das 23/24. Heft (Basel IV) und das 25. Heft (Zürich VI) vor. Außer diesen sind in der Sammlung bisher die Kantone Bern, Aargau, St. Gallen, Appenzell, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Luzern, Schaffhausen, Solothurn, Graubünden, Thurgau, Zug, Freiburg und Wallis, also die gesamte deutsch sprechende Schweiz vertreten.

Zum Schlusse noch einige litterargeschichtliche Anzeigen. Dr. Heinrich Körting, Privatdozent für romanische Philologie an der Universität Leipzig, hat bei Eugen Franck in Leipzig u.

Oppeln die erste Lieferung einer „Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert" erscheinen lassen. Das Werk ist im ganzen auf zwei Bände berechnet, deren letzter bis Oktober 1886 ausgegeben werden soll. Der Verfasser entwickelt kurz, wie die Grenzen des 17. Jahrhunderts im wesentlichen mit den Anfangs- und Endpunkten einer einheitlichen Epoche der französischen Litteratur und speziell des Romans zusammenfallen, was seine Arbeit von vornherein des fragmentarischen Charakters entkleide. Von dem durch die „Astrée" begründeten Hirtenroman ausgehend, schildert er die beiden entgegengesetzten Richtungen, die sich in der Produktion geltend machen, die idealistisch-konservative und die realistisch-fortschreitende. Aus der ersten Richtung erwachsen der politische, der allegorische, der religiöse, der herrisch-galante und der psychologische Situationsroman, während die zweite in Le Sage ihren glänzenden Gipfelpunkt erreicht. Nach diesen Gesichtspunkten zerlegt der Verfasser sein Werk in drei Abschnitte, deren erster den französischen Roman unter fremdem, erst allmählich einer nationalen Entwicklung raumgebendem Einflusse darstellt, während der zweite dem Schäferroman und der idealistischen, der dritte der realistischen Richtung gewidmet ist. Der erste Abschnitt beginnt demgemäß mit dem „Amadis" und schließt mit der „Astrée" (1610). Die ersten vier Kapitel schildern eingehend die Einflüsse, welche der „Amadis", dann der griechische Liebesroman, der spanische Schelmenroman und zuletzt der Pastoralroman in der französischen Litteratur gewonnen haben; die folgenden Kapitel beschäftigen sich mit dem litterarischen Charakterbilde d'Urfés und speziell mit dessen „Astrée". Wir behalten uns vor, auf das Werk später zurückzukommen, ebenso wie auf die bei Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinende „Deutsche Litteraturgeschichte" von Franz Hirsch, deren zweiter Band (Luther — Lessing) jetzt ausgegeben worden ist. Die Bemühung, die deutsche Litteraturgeschichte im Sinne des modernen Chauvinismus a posteriori zu konstruieren, wie sie in dem letzteren Werke sehr häufig zu Tage tritt, verdient vielleicht eine eingehendere Beleuchtung. Die „Geschichte der deutschen Litteratur" von Emil Brenning (Lahr, Schauenburg), ist bis zur sechsten Lieferung und damit bis zur Schilderung Wielands und seiner Schule vorgeschritten. Das ganze Werk ist auf zehn Lieferungen berechnet, nach deren Erscheinen wir es im ganzen besprechen werden. Bei Theodor Key in Kassel erschien der fünfte Band einer Anthologie „Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur" erläutert von Lic. Dr. Karl L. Leimbach. Der Band ist 30 Bogen stark und umfaßt in alphabetischer Reihenfolge 50 deutsche Dichter von Alexander, Graf von Württemberg bis auf Johannes Fastenrath. Unter diesen „Dichtern" sind eine ganze Anzahl, deren Bekanntschaft wir zum erstenmale machen, namentlich solche einer frömmelnden Richtung. Der Herr Herausgeber steht überhaupt auf dem denkbar einseitigsten und extremsten orthodox-reaktionären Standpunkt, und wo es die Gelegenheit bietet, macht er auch etwas in Antisemitismus. Ob das in einem für „Lehrer" bestimmten Buche am Platze ist, wollen wir dahingestellt sein lassen — die Kosten muß u. a. Friedrich Bodenstedt tragen, dem einmal ein sehr schwaches humoristisches Gedicht: „Warum die Juden kein Schweinefleisch essen", entschlüpft ist, das, längst vergessen, hier wieder ausgegraben und mit Wohlbehagen reproduziert wird. An einer anderen Stelle finden wir die schöne Bemerkung (S. 116): „Börne ist der Herold des jungen Deutschland mit dem anderen Israeliten H. Heine", und bei Karl Beck heißt es an einer anderen Stelle: „Die glühende Verehrung Becks für seinen Stammesgenossen Ludwig Börne verzieh ihm jene Zeit gern". Man kann sich ungefähr denken, wie bei solch' voreingenommener Gesinnung des Verfassers Dichter wie Karl Beck u. s. w. behandelt werden, und die bei derselben Gelegenheit zum besten gegebene Weisheit: „Denn die Juden sind nirgends lange Sklaven der Christen, das Verhältnis kehrt sich leider nur zu bald in sein Gegenteil um", beweist zur Genüge, was unsere Lehrer aus diesem Buche für geistige Nahrung saugen können. Wir halten es für nützlich, den Charakter desselben hier wenigstens andeutungsweise klarzustellen. Zweckentsprechender zum Studium für Lehrer höherer Schulen ist jedenfalls die von Al. Michelsen aus dem Dänischen übersetzte „Kunst gemeinfaßlicher Darstellung" von Dr. Martin Hammerich (Leipzig, Joh. Lehmann), ein Büchlein voll feiner und treffender Bemerkungen über Redekunst, Stil, Darstellung, Ordnung des Stoffes u. s. w.

Im Verlage von G. Hempel in Berlin, erscheint schließlich eine „Geschichte der Einigungskriege 1864, 1866, 1870/71“ von F. Förster, die in den ersten acht Lieferungen bis zum Sturm auf die Düppeler Schanzen vorgeschritten ist. Die Brauchbarkeit des patriotisch geschriebenen Werkes wird durch die Beigabe zahlreicher Pläne, Karten u. s. w. erhöht.



Litterarische Berichte.

Geschichte Karls V. Von Hermann Baumgarten. Erster Band. Stuttgart 1885. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Der Verfasser, der sich durch seine Geschichte Spaniens in der Neuzeit einen Namen gemacht hat, war wie kaum ein anderer bei uns dazu berufen, endlich die seit langem notwendige Aufgabe einer unparteiischen Biographie des Kaisers, der den mächtigsten Einfluß auf die Geschicke Europas zu seiner Zeit und für die folgenden Jahrhunderte gehabt hat, zu lösen. Im Bewußtsein der Wichtigkeit des Gegenstandes glaubt H. Baumgarten einige Vorfragen allgemeiner Natur, die Historiographie überhaupt betreffend, erörtern zu müssen. Mit ihm werden gewiß alle diejenigen übereinstimmen, denen der Schulstaub nicht in allen Poren sitzt, daß die Ueberproduktion auf dem Gebiete der Geschichte dahin führt, die Geschichtsschreibung überhaupt unfruchtbar für die allgemeine und nationale Bildung zu machen. Die massenhaften Monographien auf dem Gebiete der Geschichte werden in der That auch nicht einmal mehr von den Berufshistorikern bewältigt, geschweige denn, daß die weiteren Kreise der Gebildeten, sobald nicht der Zufall einem Buche eine besondere, anekdotische Bedeutung schafft, sich dafür interessieren sollten. Auch das ist gewiß richtig, daß die eigentliche Historiographie, d. h. die Darstellung der Ereignisse in ihrem sinngemäßen Zusammenhange nicht jeden Fetzen Papier, der sich erhalten hat, zu kennen und zu berücksichtigen braucht, und daß die Hauptgesichtspunkte sich auch zuweilen ohne sogenanntes „ungedrucktes Material“ konstatieren lassen. Das Wagnertum, das sich vor dem „Pergament“ prosterniert, ist gewiß ebensosehr in der Geschichte wie in allen Wissenschaften abzuweisen. Allein nach allem dem ist es doch ein ziemlich verunglücktes Beispiel auf den eigenen Lehrsatz, wenn H. Baumgarten nunmehr einen ersten Band einer Geschichte Karls V. vorlegt, der angeblich „über fast alle in Betracht kommenden wichtigen Momente genau orientiert“ — und dennoch der Vorläufer von noch 2 oder 3 — der Verfasser sagt „höchstens,“ wir sagen nach unseren Erfahrungen „mindestens“ — anderen Bänden ist. Man staunt bei der Lektüre dieses ersten Bandes, wie wenig sich die Erzählung des Verfassers von der der sonstigen Monographien in betreff der Weitschweifigkeit und der geschäftigen Auskramung nützlicher und unnützer Dinge unterscheidet. Den sehr wesentlichen Punkt, daß die meisten Monographien in Deutschland von jungen Leuten geschrieben werden, um daraufhin Karriere zu machen, hat der Verfasser nicht berührt. Wer aber wie er selbst dieser Rücksicht überhoben ist, hätte wohl den Versuch wagen mögen, ein Geschichtswerk zu liefern, das seine Leser fände und wirklich einen Beitrag für die nationale Bildung abgegeben hätte. Der Gegenstand selbst wie der Autor wären vortrefflich dazu geeignet gewesen. Nur hätte der letztere sein hervorragendes Talent nicht zu sehr von den Gesandtschaftsberichten und von den Windungen diplomatischer Verhandlungen gefangen nehmen lassen dürfen. Auch dann wird H. B. entschieden Zustimmung finden, daß er gegenüber der häufigen Klage, daß die Geschichte sich zu sehr innerhalb der Staatsaktionen halte, die Berechtigung dieses Verfahrens betont, aber die Staatsaktion selbst geht dem Leser verloren über der Ausgießung des Quellenstoffs, aus welchem dieselbe erkannt werden soll, und noch mehr der Staatsmann über der Fülle der sogenannten Staatsaktionen. Der Verfasser wird doch Mühe haben, im Verfolg seines Werkes zu erweisen, daß ein so tiefes und umständliches Eingehen auf die spanischen Zustände und Wirrnisse eine so unabweisliche Notwendigkeit war, obwohl es unzweifelhaft richtig ist, daß Karl V. als Person wie als geschichtlicher Faktor wesentlich in diesem Boden wurzelte und aus demselben die unmittelbarsten Impulse empfing. Die scharfe und sich einprägende Zeichnung geht bei dem Uebermaß von Pinselstrichen verloren. Der Vergleich mit Ranke wird durch die ungefähre Identität des Gegenstandes mit einem gewissen Nachdrucke herausgefordert, aber wer den Unterschied zwischen einem sehr anerkennenswerten Werke der Schulgelehrsamkeit und einem Werke, das in Wirklichkeit der „nationalen Bildung“ einen ganz außerordentlichen

Anstoß gegeben hat, kennen lernen will, der möge diesem Vergleich nur nachgehen. Bei einem solchen kommt unser Autor zu kurz, wie sehr seine Verdienste auch gepriesen werden. Denn diese ihm abzusprechen, sind wir weit entfernt. Nur bei einer Messung mit so hohem Maßstab, zu dem der Stoff und der Name des Autors berechtigen, gelangt man zu den erwähnten Ausstellungen. Sonst aber ist es ein fleißiges, zuverlässiges Werk, und der eigene Sehwinkel, den die Kaiserbiographie gewährt, vermittelt für die große Epoche der Reformation Anschauungen, die von den bisher verbreiteten öfters abweichen. Wie sich der große Rückschritt der europäischen Kultur gebildet hat, als Spanien den führenden Einfluß übernahm, kann man in diesem Buche mit Erfolg begreifen lernen. C.

Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. Von Wilhelm Roscher und Robert Jannasch. Dritte verbesserte, vermehrte und zum Teil ganz neubearbeitete Auflage von Roschers Kolonien. Leipzig 1885. C. F. Wintersche Verlagsbuchhandlung.

Ein klassisches Werk feiert hier seine Wiedergeburt, ein Werk, das vor mehr als einem Menschenalter in genialer Weise ein Ideal zu erstreben unternahm, das heut anfängt Wirklichkeit zu werden. Gerade zur rechten Zeit erscheint es wieder, ein Zeuge zu sein, daß es Früchte gezeitigt, die jetzt zu reifen beginnen. Roschers Arbeit beweist uns, daß die lautere Wahrheit nie veraltet; was der Verfasser vor vierzig Jahren als echt und recht erkannt, es ist es auch heute noch gerade so wie damals, es ist dies das Zeichen des Genius, der seinen Bau auf dem realen und sicheren Boden der Geschichte errichtet, ihn errichtet massiv und fest von Grund auf und nicht in doktrinärer Weise luftigen Theorien nachjagt, die in der Wirklichkeit keinen Halt haben. Wohl ist Roscher auch ein scharfer Denker, der mit dem Geiste des Philosophen seinen Stoff durchdringt, aber eine Abstraktion nur so weit gelten läßt, als sie durch die konkreten Verhältnisse nicht Lügen gestraft wird. Aber tempora mutantur, die Zeiten ändern sich und die Verhältnisse mit ihnen, und wenn auch die reine Wahrheit ewig bleibt, so giebt sie sich doch heute in anderer Form als gestern. So hat denn auch Roscher bei allem Festhalten an dem einmal als richtig Erkannten doch nicht unterlassen, auch den veränderten Ansprüchen der Gegenwart gerecht zu werden, welche eine kraftvolle Aktion verlangt. Hier hat der Gelehrte, der Mann der ruhigen, leidenschaftslosen Wissenschaft, dem Manne der That, des energischen Handelns das Feld geräumt, wodurch sich der große, vorurteilsfreie, jeder Engherzigkeit fremde Geist charakterisiert. So teilt sich Wilhelm Roscher ohne Neid mit Robert Jannasch in den Ruhm dieser neuen Auflage des nie veraltenden Werkes, das heut mehr denn je von aktueller Bedeutung ist und das gewiß nicht wenig dazu beitragen wird, den Widerstreit der Ideen auszugleichen und dieselben in ruhigen Fluß zu bringen. Freilich gegen diejenigen, die nicht hören wollen, die gegen besseres Wissen und Gewissen einsichtslos sind und einsichtslos bleiben wollen, ist jede Logik, auch die eines Roscher ohnmächtig. H. O.

Die Herkunft der Deutschen. Neue Forschungen über Urgeschichte, Abstammung und Verwandtschaftsverhältnis unseres Volkes von Dr. Ludwig Wilser. Karlsruhe 1885. G. Braunsche Hofbuchhandlung.

Die Frage nach der Urheimat und den Verwandtschaftsverhältnissen der Deutschen oder Germanen wird in neuer Zeit wieder sehr lebhaft verhandelt. Gegen die Ansicht, daß die Germanen von Zentralhochasien ausgegangen seien, sind selbst von linguistischer Seite (Th. Benfey und Spiegel) Bedenken geltend gemacht worden. Die Anthropologie im Bunde mit der prähistorischen Altertumskunde hat denn ganz besonders die Lehre von der asiatischen Heimat zu erschüttern gesucht; am stärksten geschah es durch K. Penkas Origines Ariacae, worin Skandinavien als Ursitz der Arier behauptet ward. Den Norddeutschen nur ward wegen der physischen Verwandtschaft mit den Skandinaviern engere arische Zugehörigkeit belassen, während die Süddeutschen von Penka für Turanier (Ugro-Finnen) erklärt wurden, die das Deutsche nur gelernt hätten und die den Ariern körperlich und geistig ferner stünden als die Semiten und Nordafrikaner. — Der Verf. des vorliegenden Büchleins hält sich von den Extravaganzen Penkas fern, steht aber darin mit ihm auf einem Boden, daß auch er Skandinavien als germanische Urheimat erklärt. Die Germanen seien der am reinsten erhaltene Zweig der Arier, die von jeher in Europa gesessen hätten. Die Germanen seien das Ur- und Stammvolk, an welches sich die Kelto-Romanen westlich, die Lito-Slaven östlich anlehnten, und mit welchem auch die übrigen arischen Völker durch jene unmittelbaren Nachbarn zusammenhingen, was an sich nichts weniger als eine neue Entdeckung ist. Der Verfasser sucht aus der Sprache, aus Körperbau, aus den prähistorischen Altertümern seine Ansichten zu stützen, wobei man aber nicht den Eindruck empfängt, daß er mehr als ein Dilettant ist. Q.

Aus Sibirien. Lose Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Linguisten von Dr. Wilhelm Radloff, Bd. 1 mit einem farbigen Titelbild und 15 Illustrationstafeln, Bd. 2 mit einer Karte und 16 Illustrationstafeln. Leipzig 1884. T. O. Weigel.

Der Gelehrte, dessen Buch uns vorliegt, hat in 12 Jahren — von 1859 bis 1870 — von seinem damaligen Wohnsitze, der Stadt Barnaul am oberen Ob, nicht weniger als

10 größere Reisen unternommen, deren wissenschaftlicher Zweck nicht nur, wie der Verf. I, S. 10 allzu bescheiden angiebt, „die Erforschung der Sprachen der dieses Gebiet (Westsibirien und ein Teil von Turkestan) bewohnenden Türkstämme" war, sondern ethnologisch-geographische Forschungen im weiten Umfange. Radloff ist ostwärts bis an den Jenissei vorgedrungen, unter Durchwanderung des größten Teils des sibirischen Altai, ferner über letzteres Gebirge und ebenso durch das Ilithal in das chinesische Gebiet bis über Kobda und über Kuldscha hinaus und endlich über Taschkend und Samarkand bis in die Nähe Bucharas. Einzelne Reisen waren voll der allergrößten Beschwerden und zum Teil auch, an den schwindelnden Abhängen des Altai, höchst gefährlich. Einen Teil der Beschwerden und Gefahren hat die Gattin des kühnen Reisenden geteilt. Wir übergehen das einleitende Kapitel, die „geographische und statistische Uebersicht von Westsibirien und den südlichen Grenzländern;" ein Kapitel, welches die interessantesten Aufschlüsse über die sehr verschiedene Bedeutung giebt, welche die einzelnen Gegenden Sibiriens jetzt als Kolonisationsgebiete haben und welche sie dereinst haben werden. „Reiseschilderungen aus dem Altai und der östlichen Kirgisensteppe" machen den zweiten Abschnitt aus. Sechs verschiedene Reisen haben das Material geliefert. Im westlichen Altai wechselt öde Einförmigkeit und Gestaltlosigkeit mit reicher Mannigfaltigkeit und wahrhaft alpiner Größe, aber angesichts der größten Naturherrlichkeit sind oft die Plagen, vor allem die Mückenplage, am größten. — Wo der russische Ackerbauer vordringt, weicht der Altaitalar allmählich zurück. Von den Goldwäschern strömt verpestende Entsittlichkeit aus. — In der Kirgisensteppe, südlich von Semipelatinsk herrscht gegenwärtig die unbedingteste Sicherheit für Personen und Eigentum. Im ganzen erscheint die russische Herrschaft für diese alten Schauplätze steter Völkerkämpfe als ein Segen, wenn auch Mißgriffe und unbeabsichtigte üble Einwirkungen nicht fehlen. — Kap. IV „die Bevölkerung Südsibiriens und der Dsungarei" giebt zuerst sehr interessante Mitteilungen aus chinesischen Quellen, dann erzählt es die russische Eroberung, welche durch Jarmak begonnen wurde. Die denkwürdigen Vorgänge spiegeln sich, seltsam verzogen und doch erkennbar, in noch gesungenen Sagen der Eingebornen. Wesentlich hat nicht das Schwert, sondern der Pflug Sibirien erobert. — Der Schluß des Kapitels berichtet die jetzige geographische Verteilung der Bevölkerung. Der reiche Inhalt läßt sich nicht einmal andeuten. Die beiden folgenden Kapitel behandeln vor allem zwei große, vielfach kontrastierende Stämme Westsibiriens, die Altajer oder altajischen Bergkalmücken und die Kirgisen. Jene sind Anhänger des Schamanismus, diese Muhammedaner. Die Altajer sind ein gutartiges, harmloses, ehrliches, von bösen Leidenschaften ziemlich freies … aber ein Volk von einer Unreinlichkeit, … sie selbst ihren Nachbarn zum Ekel macht. Energie und Ausdauer in Gefahren ist e… groß wie ihre Trägheit in normalen Ver… nissen, welche sie, soweit nicht mit der hier … da geglückten Bekehrung sich auch eine … wandlung der Gewohnheiten und des Chara… verbindet, rettungslos dem Untergange … fallen läßt. Sie haben Braut- und Tr… gesänge, Heldenmärchen und prosaische … zählungen, ähnlich wie die Teleuten und … Abakan-Tataren, von deren interessanten, … abenteuerlichen und verworrenen Märchen … loff zwei mitteilt. Einzelne Züge erinnern … die Kalewala. — Eine andere Kultur, so… hier von einer solchen die Rede sein ka… zeigen die Kosak-Kirgisen und die Kara-… gisen; sie verbinden in zweckmäßiger W… Ackerbau und nomadisierende Viehzucht. Le… und Leute und alle Lebensbedingungen … diese Leute werden mit hohem Interesse u… voller Sachkunde geschildert, wie überall … dem Buche beides hervortritt. Auch der Zo… log und Botaniker findet wertvolle Angabe… — Dem zweiten Teil ist eine Karte beigefü… aus Stielers Handatlas entnommen u… leider ganz unzureichend. Sehr reichhaltig … das Kapitel vom Schamanentum und seine… Kultus, ebenso das über sibirische Altertüme… Die Streifzüge zur chinesischen Grenze gebe… schätzbare Mitteilungen und bieten auch manche… humoristischen Zug. Das Kapitel über da… Ili-Thal, ein Gebiet, welches die Russen leide… zum Teil den Chinesen zurückgegeben haben, muß auch den Historiker der Gegenwart lebhaf… interessieren. In eine wesentlich andere Welt führt uns das farbige Gemälde des mittleren Seraffchan-Thales. Die Abbildungen sind sehr unterrichtend. — Das ebenso ansprechende wie anspruchslos geschriebene Buch kann allen Freunden und Kennern jener Wissenschaften, welche sich im engeren oder weiteren Kreise um die Geographie gruppieren, dringend empfohlen werden.

A. B.

Europas Kolonien von Dr. H. Roskoschny… Leipzig. Gressner & Schramm. Zweiter Band.

Dieses zeitgemäße Werk, welches wir schon früher besprochen haben, schreitet rasch vorwärts. Es liegen bereits eine Reihe neuer Lieferungen des zweiten Bandes vor, welche das Kongo-Gebiet und seine Nachbarländer schildern. Für die Leser der deutschen Revue wird dieser Teil des Werkes von besonderem Interesse sein, da diese Zeitschrift durch ihre Verbindungen mit Stanley u. a. in der Lage war, nicht nur zuerst die Anregung für eine Kongo-Konferenz zu geben, sondern auch durch mehrere Publikationen das Kongo-Gebiet und dessen Bedeutung für den Welthandel näher zu beleuchten. Die vortrefflichen Illustrationen des vorliegenden Werkes erhöhen den Wert

desselben, wir möchten deshalb wiederholt auf dieses Buch die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken.

Essays zur Kritik und Philosophie und zur Goethe-Litteratur. Von Robert Springer. Minden 1885. Bruns Verlag.

Unter diesem Titel hat R. Springer eine Sammlung seiner Feuilletonartikel veranstaltet, die er seit mehreren Jahren meist im Anschluß an neue Bücher drucken ließ. In der ersten Abteilung „Essays zur Kritik und Philosophie" beziehen sich die meisten Artikel auf englische und französische Erscheinungen: Byron, Gladstone, englische Nationalökonomen, Aug. Comte und die französischen Positivisten, die französischen Spiritualisten, Lessing als Gegner der französischen Tragödie, Schopenhauer vor der französischen Kritik, bilden den wesentlichsten Inhalt. Wir halten die Artikel dieser Abteilung im ganzen für wertvoller als die der zweiten, die allerlei Aufsätze über Goethe bringt. Goethe und Spinoza, Goethes Verdienste um die Naturwissenschaften, die naturwissenschaftliche Anschauung in Goethes poetischen Werken sind die umfänglichsten derselben. Unter dem Titel „Goethes Einfluß auf die Tonkunst" handelt Herr Spr. hauptsächlich über die Anregung, welche Goethes Dichtungen den Komponisten gegenüber haben, so wie in dem Aufsatz „Goethes Bildnisse" eine Uebersicht in etwas zerstückter Art über die vielen Darstellungen des Aeußeren des großen Dichters durch die verschiedenen Künste vorgelegt wird. Als leichte und anregende Lektüre wird das Springersche Buch weiteren Kreisen willkommen sein. Q.

Aus dem Zellengefängnis. Briefe aus bewegter, schwerer Zeit (1848 — 1858) von Otto von Corvin. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.

Das vorstehend genannte Buch, welches als eine Ergänzung der „Erinnerungen aus meinem Leben" von demselben Verfasser anzusehen ist, enthält eine große Anzahl von Briefen, die Corvin aus dem Zellengefängnis in Bruchsal an seine Frau schrieb, ebenso die Antworten derselben, außerdem einige Briefe aus Rastatt, andere von Gerstäcker, Heinrich Simon, Held u. s. w. an Corvin. Der Autor hatte sich bekanntlich im Jahre 1849 an dem badischen Aufstande beteiligt und namentlich Mannheim gegen die Preußen verteidigt. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode; da jedoch das Urteil nicht einstimmig war, so wurde er zu zehn Jahren Zuchthausstrafe begnadigt, welche später zu Zellenhaft verschärft wurden. Die sechsjährige Zellenhaft mußte er bis zum letzten Tage aushalten; erst Ende 1855 wurde er wieder frei. — Wer sich für die damalige Zeit interessiert und dieselbe mit durchlebt hat, wird das in Rede stehende Buch mit großem Interesse lesen; es spiegelt jene wildbewegte Zeit in vielfacher Hinsicht treu wieder und entrollt ein Bild tiefer, inniger Gattenliebe. Zu bewundern ist der Humor, den sich Otto von Corvin auch in der schlimmsten Zeit zu bewahren wußte.

Geschichte der deutschen Litteratur. Ein Handbuch von Wilhelm Wackernagel. Zweite verm. und verbess. Auflage besorgt von Ernst Martin. 2. Bd. 1. Lieferung. Basel 1885. Verlag v. Benno Schwabe.

Die vorliegende erste Lieferung beginnt den zweiten Band des trefflichen Lehrbuches der deutschen Litteraturgeschichte von W. Wackernagel in der neuen durch Prof. Martin in Straßburg revidierten Ausgabe. Dieser zweite Band beginnt mit dem 16. Jahrh., das auch allein von Wackernagel bearbeitet wurde, da er dann das Werk liegen ließ. Ob Prof. Martin die Geschichte weiter führen wird, ist aus dem vorliegenden Heft nirgends zu ersehen. Q.

Das deutsche Schriftsteller-Album von A. Hinrichsen. Leipzig. Verlag von W. Friedrich. Lief. I.

Eine Sammlung von kurzen Beiträgen mit Porträts berühmter oder berühmt werden wollender Schriftsteller wird gewiß die Teilnahme aller Litteraturfreunde und besonders der Damen, erwecken, denen viele der in diesem Album abgebildeten Schriftsteller manche schöne Stunde bereitet haben. Wir wollen auf dieses Buch später zurückkommen, wenn weitere Lieferungen desselben uns vorliegen werden. Für jetzt müssen wir uns darauf beschränken, den Beiträgen und den Porträts der meisten Autoren unsere Anerkennung auszudrücken. R.

J. H. Kirchmann als Philosoph. Vorträge von Dr. Lasson, Universitätsprofessor und Meinecke, Stadtger. Rat a. D. Halle a. S. 1885. C. E. M. Pfeffer (R. Stricker.)

Nach dem Vorgange der Akademien hielt auch die Philosophische Gesellschaft in Berlin über ihre heimgegangenen Mitglieder ein Totengericht; aber freilich kein ägyptisches, sondern ein Ehrengericht. In einer solchen Zusammenkunft haben auch die beiden obengenannten Mitglieder die Liebespflicht dankbarer Erinnerung gegen ihren früheren im Oktober 1884 † Vorsitzenden und Mitphilosophen erfüllt. Während der Hegelianer einen Gesamtüberblick über den „Realismus" Kirchmanns giebt, schildert der Jurist ihn als juristischen Fachmann, der bekanntlich i. J. 1848 die „Wertlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft" proklamiert hat. — Die beigefügte Uebersicht über die Hauptlehren der Kirchmannschen Philosophie wird für die Geschichte der Philosophie ein bleibendes und brauchbares Material bilden. Z.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarkte

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Adamy, Heinrich, Schlesien nach seinen physischen, topographischen und statistischen Verhältnissen. Mit einer Karte. 6. Aufl. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Adler, Dr. Georg, Die Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiter-Bewegung in Deutschland mit besonderer Rücksicht auf die einwirkenden Theorieen. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der sozialen Frage. gr. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Berger, Wilhelm, Ziele des Lebens. Roman. 8. (Gebr. Paetel, Berlin.)

Bibliothek für Ost und West. Bd. 16/17: Fritz Lemmermayer, Der Alchymist. Roman. 2 Bde. 8. (Hugo Engel, Wien.)

Bratuscheck, Ernst, Die Erziehung Friedrichs des Großen. Mit einem Vorwort von Professor Dr. Ed. Mätzner. gr. 8. (Georg Reimer, Berlin.)

Breslaus Bauten sowie kunstgewerbliche und technische Anstalten. Herausgegeben vom Architekten- und Ingenieur-Verein zu Breslau. kl. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Christensen, Jens L., Gegen unsere Kolonialpolitik. Ein ruhiges Wort in bewegter Zeit. 8. (Verlags-Magazin, [J. Schabelitz] Zürich.)

Deutsche Encyklopädie. Ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens. Lex. 8 Lfg. 1/3. (Fr. Wilh. Grunow, Leipzig.)

Ebe stein, Moriz Lebrecht Freiherr von, Die Einheit der Weltregung. Nach kosmischer Auffassung im Sinne Alexanders von Humboldt. 8. (Trowitzsch & Sohn, Berlin.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrat Dr. Schlömilch, Prof. Dr. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. Lex. 8. Mit eingedruckten Holzschnitten. I. Abt. Lief. 43 enthält: Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie Lief. 15. — II. Abt. Lief. 30: Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie Lief. 10. — Lief. 31: Handwörterbuch der Chemie Lief. 14. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Eucken, Rudolf, Professor, Prolegomena zu Forschungen über die Einheit des Geisteslebens in Bewusstsein und That der Menschheit. Lex. 8. (Veit & Comp., Leipzig.)

Europäische Wanderbilder. No. 92/93: Theodor Riefenstahl, Bad Driburg. 10 Illustrationen und 1 Karte. 8. (O Füssli & Comp., Zürich.)

Frenzel, Karl, Geld. Novelle. 8. (G Paetel, Berlin.)

Götzinger, Dr. E., Reallexicon d. Deutsc Alterthümer. Ein Hand- und Nachschla buch der Kulturgeschichte des deutsc Volkes. 2. Aufl. 8. Heft 1. (Wolden Urban, Leipzig.)

Holz, Arno, Das Buch der Zeit. Lie eines Modernen. 8. (Verlags-Magaz [J. Schabelitz] Zürich.)

Jaques, Dr. Heinrich, Die Wahlprüfu in den modernen Staaten und ein Wal prüfungsgerichtshof für Oesterreich. Ei staatsrechtliche Abhandlung. gr. 8. (Man sche Hofbuchhandlung, Wien.)

Jensen, Wilhelm, Aus stiller Zeit. Novelle Bd. 4. 8. (Gebr. Paetel, Berlin.)

Kapff-Essenther, F. von, Moderne Helde Charakterbilder. 2 Theile in einem Band kl. 8. (Hermann Costenoble, Jena.)

Lansdell, Henry, Russisch-Central-Asie nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merw Deutsche Ausgabe, bearbeitet durch H. vo Wobeser. Mit vielen Illustrationen. Bd. 1 Lex. 8. (Ferd. Hirt & Sohn, Leipzig.)

Marlowes Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Hermann Breymann, ord. Professor, und Albrecht Wagner, Privatdozent. 8. Bd. I: Tamburlaine. (Gebr. Henninger, Heilbronn.)

Quidde, Dr. Ludwig, Studien zur Deutschen Verfassungs- und Wirthschaftsgeschichte. Heft I: Studien zur Geschichte des Rheinischen Landfriedensbundes v. 1254. gr. 8. (Carl Jügels Verlag, Frankfurt a. M.)

Riegel, Hermann, Der allgemeine deutsche Sprachverein als Ergänzung seiner Schrift: Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. gr. 8. (Gebr. Henninger, Heilbronn.)

Semmig, Hermann, Ein Genzianenstrauß. Novellen und Reisebilder aus den Schweizer Alpen. 8. (Eugen Peterson, Leipzig.)

Trewendts Hauskalender für 1886. Neununddreißigster Jahrgang. Mit einem Titelbild und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Trewendts Volkskalender für 1886. Zweiundvierzigster Jahrgang. Mit vielen Vollbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Zur Geschichte und Charakteristik Friedrichs des Großen.

Vermischte Aufsätze

von

Dr. Eduard Cauer,

weiland Stadtschulrat in Berlin.

Mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers von Ernst Hermann.

Gr. 8. 25 Bogen. Preis geh. 8 Mk., eleg. gebd. 9 Mk. 50 Pf.

Inhalt: Paul Eduard Cauer. Ein Lebensbild von Ernst Hermann. — Friedrich der Große und das klassische Altertum. — Friedrichs des Großen Grundsätze über Erziehung und Unterricht. — Friedrichs des Großen Gedanken über fürstliche Gewalt. — Ein Regierungsprogramm Friedrichs des Großen. — Zur Litteratur und Polemik gegen Friedrich den Großen. — Über die Flugschriften Friedrichs des Großen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. — Die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse Schlesiens unter Friedrich dem Großen. — Die Ernennung des Grafen Schaffgotsch zum Koadjutor des Bischofs von Breslau 1744. — Zur Geschichte der Breslauer Messe, eine Episode aus der Handelsgeschichte Breslaus. — Friedrich der Große und seine Freunde. — Friedrich der Große als Dichter.

Im Verlage von **Eduard Trewendt in Breslau** erschien:

Die Spaltpilze.

Nach dem neuesten Standpunkte bearbeitet

von

Dr. W. Zopf,

Privatdocent an der Universität Halle a. S.

Mit 41 vom Verfasser meist selbst auf Holz gezeichneten Schnitten.

3. sehr vermehrte u. verbesserte Aufl.

Lex. 8. 8 Bogen. Preis 3 Mark.

Die Pilzthiere oder Schleimpilze.

Nach dem neuesten Standpunkte bearbeitet

von

Dr. W. Zopf,

Privatdocent an der Universität Halle a. S.

Mit 52 meistens vom Verfasser selbst auf Holz gezeichneten Schnitten.

Lex. 8. 11½ Bogen. **Preis 5 Mark.**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Geschichte des preußischen Staats

von

Dr. Felix Eberty, Prof. in Breslau.

Vollständig in 7 starken Oktavbänden brosch. 15 Mk., oder in 6 Halbfrzbdn. gebd. 22,40 Mk.

Die Bände können auch einzeln bezogen werden:

1. 2. Band: Bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. 3 Mk.
3. 4. Band: Bis zum Ende des siebenjährigen Krieges. 7,50 Mk.
5. Band: Bis zur Schlacht bei Jena. 1,50 Mk.
6. Bd.: Bis zum zweiten Pariser Frieden. 1,50 Mk.
7. Band: Bis zur Errichtung des neuen Deutschen Reiches. 1,50 Mk.

Mappe für die Kunsthefte

der

Deutschen Revue

höchst elegant in Schwarz- und Golddruck, mit Lederrücken, ungefähr für 12 Hefte Raum gewährend, ist zum Preise von **12 Mark** durch jede Sortimentsbuchhandlung wie auch von der Verlagshandlung direkt zu beziehen.

Breslau.

Geschmackvolle Einbanddecken

zur

Deutschen Revue

herausgeg. von

Richard Fleischer

liefert zum Preise von **1 Mark** jede Buchhdlg. 3 Texthefte bilden stets einen Band.

Eduard Trewendt, Verlagsbuchhandlung.

Breslau, Eduard Trewendts Buchdruckerei (Setzerinnenschule).







